Ludwig der Eiserne

Landgraf von Thüringen.

Erster Theil.

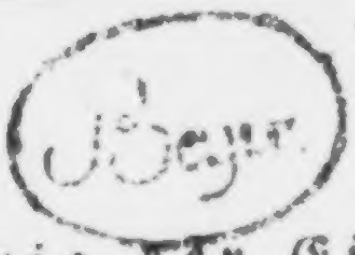
Gotha,
in der Ettingerschen Buchhandlung.
1792.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Ludwig der Eiserne.

Landgraf von Thüringen

Erster Theil.



Ludwig der Eiserne.

Erster Theil.

Der Sohn Ludwigs des Springers, der Landgraf in Thüringen, Ludwig der Erste, starb früher, als er, um seiner Kinder willen, wünschte. Der älteste seiner drei Söhne, der seines Vaters Namen führte, war zwölf Jahr alt, die jüngste der beiden Töchter kaum fünf. Der junge Ludwig berechtigt für die Zukunft zu den besten Hoffnungen, dennoch erschwerten Besorgnisse für ihn, seinem Vater das Scheiden, weil er fürchtete, daß seine Lebhaftigkeit ihn leicht auf Abwege führen könnten.

Dies so viel möglich zu verhüten, hatte der sterbende Landgraf, seiner Gemahlin Hedwig, die Vormundschaft über ihren Sohn, übergeben und ihr zwei seiner Edlen an die Seite gesetzt; ihr in den Angelegenheiten der Regierung, mit gutem Rathe beizustehen.

Seine Wahl traf den Grafen Sippo von Käfernburg, und den Grafen Burkhard von Brandenberg; beides Männer, die sich im Kriege wie im Frieden, um das Land verdient, und bei dem Landgrafen beliebt gemacht hatten.

Der Abgeschiedene glaubte für seinen Sohn, und für das Beste des Landes treflich gesorgt zu haben, beide befanden sich aber nicht sowohl, wie der Verstorbene, zu seinem Troste, gehesst hatte, denn die Erwartungen, die er sich von seiner Wittwe und den beiden Grafen machte, wurden von keinem erfüllt.

Frau Hedwig war eine fromme Fürstin, eine treue, liebevolle Gattin, und eine besorgte, zärtliche Mutter; allein um eine gute und kluge Regentin sein zu können, fehlte es ihr an Thätigkeit und an dem Scharfblicke, der das Ganze überschaut und die künftigen Folgen einer Handlung vorher sieht. Selbst gut und ohne Falsch, war sie gewohnt, andere Menschen nach sich zu messen, und ihren Worten zu trauen, weil sie selbst nie etwas sagte, womit ihr Herz nicht übereinstimmte. Es wurde daher nicht schwer, die Landgrafen von Thüringen durch eine gute Aussenseite zu hintergehen, und nach dem Tode ihres Gemahls freueten sich Viele, auf diese Weise die Gunst ihrer vormundschaftlichen Regentin sich erwerben zu können.

Auch den Grafen Sippo und Burkhard, war es erfreulich, daß es wenig Mühe koſtete, die Mutter ihres jungen Fürſten zu täuſchen. Sie hatten zwar nicht nöthig, ſich um ihre Gewogenheit zu bemühen, weil ſie ſich ſeit mehreren Jahren im Beſitze derſelben befanden, aber ihre Leichtgläubigkeit, und ihr gutes Vertrauen zu allen Menſchen, beſonders zu denen, die ſie deſſelben, nicht unwürdig gefunden hatte, ſollte ihnen die Ausführung des Planes erleichtern, den jeder von ihnen ſich gemacht hatte.

Beide Grafen waren Männer von Einſichten und Verdienſten, doch nicht die treuen und uneigennützigen Diener, für die ſie von dem verſtorbenen Landgrafen waren gehalten worden. Jeder von ihnen hatte den Vortheil, die Unerfahrenheit des jungen Landgrafen und die Schwäche ſeiner frommen Mutter, zu ſeinem Beſten, zu benutzen, und die Gelegenheit, den Vortheil ſeines Hauſes zu befördern, ſich nicht entwiſchen zu laſſen.

Sippo und Burkhard waren Freunde, ehe ſie zu den vornehmſten weltlichen Herren in Thüringen erhoben wurden, und ſie blieben es jetzt noch, doch vielleicht nur deshalb, weil jeder die Möglichkeit bezweifelte, den andern von ſeinem Poſten zu verdrängen. Um alſo ihres Zweckes nicht gar zu verfehlen, beſchloſſen ſie gemein-

schaftlich zu handeln. Beinahe zu gleicher Zeit, lies einer dem andern seinen Plan errathen, sie fanden sich übereinstimmend, und schlossen nun einen Bund, der die Vereinigung ihrer Kräfte, zu gleichem Entzwecke, zur Absicht hatte.

Ungeachtet seiner Jugend, wurde Ludwig, mehr als seine Mutter, von beiden verbundenen Grafen gefürchtet. Von seinem Vater früh zur Thätigkeit gewöhnt, bekümmerte sich Ludwig mehr um die Regierung, als es der Absicht Burkhards und seines Freundes zuträglich war. Frau Hedwig hingegen war mit der Erziehung und Pflege ihrer Kinder, und mit Andachtsübungen zu angelegentlich beschäftigt, als daß ihr, zu etwas anderm, noch viele Zeit hätte übrig bleiben können. Zwar wurden wenig Dinge von Wichtigkeit ohne ihre Theilnahme gethan, aber diese war immer nur gering, weil sie, voll Vertrauen auf ihre bessern Einsichten, dem Rathe ihrer Helfer gewöhnlich folgte, ohne mit der mühsamen Untersuchung, über den Werth oder Unwerth desselben sich zu befassen.

Sippo und Burkhard waren deshalb darauf bedacht, ihren jungen Fürsten zu entfernen, damit sie in seiner Abwesenheit, noch freier handeln könnten. Sie sagten ihm viel von dem Nutzen vor, den der Aufenthalt an dem Hofe des Kaisers ihm bringen würde, und Ludwig, dessen leb-

hafter Geist mehr Beschäftigungen wünschte, als er daheim in seinem Lande fand, gab den Vorschlägen seiner Räthe, mit denen auch Frau Hedwig die ihrigen verband, bald Gehör. Er entschlos sich nach Worms zu gehen, wohin eben Kaiser Konrad der Dritte einen Reichstag ausgeschrieben hatte, um nicht nur von kaiserlicher Maiestät, uber die hinterlassenen Länder seines Vaters, die Lehen zu empfangen, sondern auch eine Zeitlang am Hofe zu verweilen.

Der Landgräfin wurde der Abschied von ihrem Sohne schwer; ob sie ihn gleich selbst aufgefordert hatte, den Hof des Kaisers zu besuchen, weil sie es ihm, nach der Versicherung ihrer Rathgeber sehr vortheilhaft glaubte. Sie sahe voraus, das Ludwig dem Kaiser auch in das Feld folgen würde, wo sich ihr für ihren geliebten Sohn, bei seinem Feuer und seiner Jugend, große Gefahren zeigten. Mit Thränen beschwor sie ihn, von jugendlicher Hitze und der Begierde, sich Ruhm zu erwerben, sich nicht hinreissen zu lassen, empfahl ihn auch allen seinen Begleitern, zu treulicher Obhut, besonders dem Schenken Walther von Varila, welcher einer der Vornehmsten war und Ludwigs volles Vertrauen besas.

Fürchtet nicht, meine theureste Mutter — antwortete ihr Ludwig — daß ich mich tollkühn

und nutzlos Gefahren aussetzen werde, seid aber auch versichert, daß ich mich des Blutes, das in mir rinnt, nicht unwürdig zeigen will. Euer Sohn stammt von berühmten Helden ab, und nie werde ich zögern, dem Beispiele zu folgen, das meine Ahnherren mir gaben. Ich fühle Kraft in mir, und erinnere mich, daß Euer erhabener Vater nicht viel älter war wie ich, als er bei Gleichen an dem glorreichen Siege über Heinrich den Vierten den thätigsten Antheil nahm *). Gewis Lothars Tochter kann nicht wollen, daß sein Enkel, seine erhabene Abkunft durch Mangel an Muth schmähe.

Frau Hedwig freuete sich des Muthes, den ihr Sohn zu erkennen gab: aus Besorgnis für sein Leben, unterlies sie aber nicht, die schon vorhin gegebene Ermahnung an ihn und seine Begleiter noch einigemahl zu wiederhohlen. Mehr

*) Lothar von Supplingenburg, der nach dem Tode Heinrichs des Fünften Kaiser wurde, war damahls erst vierzehn Jahr alt. Wir wissen wohl, daß die Genealogisten nicht einig sind, ob Hedwig eine Tochter Lothars gewesen ist oder nicht, hier ist aber der Ort nicht, uns in diese Streitigkeiten zu mischen, doch möchten auch wir die Landgräfin mit Vielen lieber für eine Verwande Richenzens, der Gemahlin Lothars, als für eine Tochter desselben halten.

als bei den Erklärungen ihres Sohnes, fühlte sie sich durch die Versicherung des Schenken Walther beruhigt, der ihr bei seiner ritterlichen Ehre versprach, im Felde nicht von der Seite seines jungen Herrn zu weichen, und Erfahrung und die Kälte des Alters ihm entgegen zu stellen, wenn die Hitze der Jugend ihn zu weit fortreisen wollte.

Ludwig kam mit den Reisigen, die ihn begleiteten, glücklich zu Worms an, wo Kaiser Konrad sich eben rüstete, seinem Halbbruder, dem Markgrafen von Oesterreich, in seinen Unternehmungen wider den Herzog Welf, Hülfe zu leisten. Ludwig empfing die Lehen über die hinterlassenen Länder seines Vaters; weil aber eine Beschreibung der Feierlichkeiten bei seiner Belehnung unsere Leser wahrscheinlich wenig unterhalten würde, glauben wir sie übergehen zu dürfen, so wie wir uns für verbunden halten, ehe wir weiter fortfahren, etwas über die politische Lage des Kaisers und über einige Personen zu sagen, die Ludwig an seinem Hofe fand.

Den mehresten unserer Lesern wird es bekannt sein, daß der Schwiegersohn des Kaisers

Lothar, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachsen, sich Hoffnung gemacht hatte, seinem Schwiegervater auf dem Kaiserthrone zu folgen. Dies war auch der Wunsch Lothars gewesen; allein der Pabst und die Fürsten des Reichs, vereitelten die Erfüllung desselben, und die Absicht des Herzogs von Baiern.

Heinrich der Stolze, war der mächtigste Fürst in Deutschland, auch besas er noch überdies die Markgrafschaft Thuscien in Italien; allein eben diese ausgebreitete Macht, auf die seine Hoffnung sich gründete, wurde die Ursache ihrer Vernichtung. Die andern Fürsten Deutschlands fürchteten, daß er sich, wenn sie ihm zum Oberhaupte des Reichs wählten, seiner Macht bedienen würde, sie zu unterdrücken; eine Furcht, welche die Art, wie sich Heinrich oft gegen seine Mitfürsten benahm, nicht wenig bestätigte. Er lies ihnen öfters seine Erhabenheit fühlen, und eben dies war es, wodurch er sich den Namen des Stolzen zuzog.

Auch der Pabst war nicht geneigt die Kaiserkrone einem Fürsten aufzusetzen, der in Italien beträchtliche Güter besas, die der heilige Vater, auf Mathildens Vermächtnis sich stützend, gern mit dem Erbtheile St. Peters vereinigt hatte. Innocenz der Zweite vergas, daß er die dreifache Krone Heinrichs Schwie-

gervater allein zu verdanken hatte. *) Bekanntlich scheueten die Päbste die Macht der Kaiser in Italien, wo sie allein die höchste Gewalt haben wollten, und der heilige Vater Innocens muste allerdings befürchten, daß der mächtige Herzog Heinrich, sie ihm eher würde entziehen können, wie ieder andere deutsche Fürst.

Die Besorgnisse der Reichsfürsten und des Pabstes verhinderten also Heinrichs Wahl zum Kaiser. Statt seiner wurde Konrad von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben erwählt. Eifersuchtig über die Größe des Welfischen Hauses, die Kaiser Lothar so eifrig beförderte, hatten viele Fürsten schon einige Jahre vorher Konraden zu Lothars Gegenkonige erwählt, aber Konrad gab eine Würde wieder auf, die er nicht behaupten konnte, und verglich sich mit dem Kaiser. Auch ietzt ward ihm bange, von Heinrich dem Stolzen sich verdrängt zu sehen, weil er mit seinen Freunden seiner Wahl nicht beygestimmt, auch die Reichskleinodien noch in Händen hatte. Diese überlieferte zwar Heinrich dem neuen Kaiser, der sich aber dennoch in dem Besitze seines Thrones nicht sicher glaub-

*) Kaiser Lothar nahm sich seiner, wider den Gegenpabst Anaklet, so thätig an, daß Innocens Sieger wurde.

te, wenn er nicht den mächtigen Herzog seines Ansehens beraubte.

Heinrich wurde deshalb auf einige Versammlungen der Reichsfürsten betagt, wo er einem von seinen beiden Herzogthümern entsagen sollte. Weit entfernt, dies zu wollen, erschien Heinrich nicht und wurde deshalb als ein Ungehorsamer gegen die Befehle des Reichsoberhauptes in die Acht erklärt, der Markgraf von Soltwedel, Albrecht der Bär, mit Sachsen, Leopold der Freigebige, Markgraf von Oesterreich mit Baiern belehnt. Von seinen Getreuen unterstützt, kämpfte Heinrich muthig und tapfer mit seinen Gegnern. Er selbst zog wider den Markgrafen Albrecht zu Felde, sein Bruder Welf, stellte sich Leopolden entgegen.

Schon einige Jahre hatte diese Fehde gedauert, als unser Ludwig zu Worms ankam. Heinrich der Stolze, war unterdessen gestorben; in einem Alter von vier Jahren folgte ihm sein Sohn gleiches Namens, der sich später hin den Beinamen der Löwe gab, den er auch wegen seines unerschütterlichen Heldenmuthes, mit dem größten Rechte in der Geschichte führt. Der junge Heinrich war jezt als Herzog von Sachsen anerkannt worden, hatte aber Baiern entsagen müssen, in dessen Besitze Kaiser Konrad seinen Stiefbruder zu erhalten wunschte.

Auch Markgraf Leopold war gestorben, sein Bruder, Heinrich Jasamirgott, ihm in der Regierung gefolgt, und von dem Kaiser ebenfalls mit Baiern belehnt worden, aber die Entsagung des jungen Heinrichs mußte dem neuen Herzoge nur wenig. Welf, der Oheim und Vormund des unmündigen Prinzen, behauptete, daß er, ohne auf seine Jahre Rücksicht zu nehmen, durch die ohnehin die ganze Handlung ungültig gemacht wurde, Baiern durch seine Entsagung dem Kaiser nicht zurück geben konnte, so lange noch ein Mitbelehnter und Abkömmling des alten Fürstenstammes lebte. Dies war Welf, der dem Markgraf von Oesterreich die Richtigkeit seiner Behauptung, mit dem Schwerdte in der Hand zu beweisen suchte.

In den letzten Tagen des Markgrafen Leopold, hatte Welf über die Oesterreicher einige wichtige Vortheile errungen, von deren nachtheiligen Folgen, Heinrich Jasamirgott sich noch nicht erholen konnte. Er hatte Gesandten an den Kaiser gesendet, von ihm Hülfe zu begehren, zu welcher sich auch Konrad ohne Verzug bereit machte. Die Macht des Herzogs Welf zu theilen, wollte er zuerst Weinsberg belagern, welches ein wichtiger Waffenplatz der Weiblingen Partei war.

Als Ludwig am Hofe des Kaisers eintraf,

gedachte dieser nach etlichen Tagen, mit dem Heere auszuziehen, und Ludwig war sogleich entschlossen, ihn zu begleiten, um zu beweisen, daß es ihm weder an Muth, noch an Erfahrung in dem Gebrauche der Waffen mangelte. Bevor wir aber den jungen Landgrafen von Thüringen vor Weinsberg begleiten, müssen wir Euch, liebe Leser! noch mit zwei Personen bekannt machen, die vor allen andern, an dem Hofe des Kaisers, seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es waren der junge Friedrich von Schwaben und seine Schwester Jutta.

Gewiß ist keinem unserer Leser der grosse Kaiser Friedrich der Erste, unbekannt, daher wir über den Sohn des Herzogs von Schwaben wohl weiter nichts zu sagen brauchen, als daß er schon jetzt, als zwanzigjähriger Jüngling, den grossen Mann verrieth, den Zeitgenossen und Nachwelt in ihm als Kaiser bewunderten. Jetzt schon zeigte er den weit umfassenden Geist, den Heldenmuth und die Festigkeit des Charakters, durch die er sich in reifern Jahren auszeichnete, doch äusserten sich auch jetzt schon Spuren von der, nahe an Grausamkeit gränzenden Härte, die unsere Leser als einen Flecken in dem edeln Charakter des Kaisers Friedrichs kennen werden.

Fräulein Jutta hatte nur wenig von dem lebhaften Geist ihres Bruders, unterschied sich auch

von ihm durch Empfindsamkeit. Sie wünschte alle Menschen so glücklich und froh, wie sie sich selbst fühlte, nahm Theil an den Leiden anderer, und suchte sie zu lindern, da hingegen Friedrich über Menschen, die er verkannte oder zu hart behandelte, oft selbst Leiden brachte.

Als Ludwig an den Hof des Kaisers kam, hatte Jutta eben ihr vierzehntes Jahr beendigt, und fesselte durch ihre Schönheit die Blicke aller Fürsten und Ritter, die sich an dem Hofe ihres Oheims befanden. Wir wünschten Euch, liebe Leser! von der holden Jutta ein getreues Bild liefern zu können und forschten deshalb sorgfältig in den Urschriften, die uns bei dieser Geschichte leiten, sahen aber diese Mühe nicht nach unserm Wunsche belohnt. Wir fanden weiter nichts, als nachstehende Worte eines gleichzeitigen Schriftstellers:

„Jutta, das Fräulein von Schwaben, glich „einer Rose, in der Schöne ihrer ersten Blüthe".

Wir wissen, daß Ludwig, da er an den Hof des Kaisers kam, sein dreizehntes Jahr noch nicht zurück gelegt hatte, allein sein Aeusseres kündigte einen reifen Jüngling an, und sein Betragen, seine Worte und Handlungen wider-

ſprachen nicht. Sorgfältige Bildung und frühzeitige, doch mäßige Anſtrengung hatten Ludwigs Geiſt und Körper mehrere Reife gegeben, als man berechtigt war, von ſeinen Jahren zu fordern.

So bald Ludwig den Kinderjahren entwachſen war, übergab ihn ſein Vater der Aufſicht eines der erfahrenſten und tapferſten Ritter an ſeinem Hofe. Dies war Walther Schenk von Varila, der ſeinem Zöglinge noch einige Knaben beigeſellte, mit ihnen den Gebrauch der Waffen zu erlernen, und ſich darin zu üben. Er lies ihnen zuerſt kleine Lanzen, Schwerde und Streitkolben von Holz verfertigen, die nach dem Wachsthum ſeiner Zöglinge mit gröſſern vertauſcht wurden, bis zuletzt ſtumpfe eiſerne Lanzen und leichte Turnierſchwerder an ihre Stelle kamen. Täglich übte Ritter Walther die Knaben etliche Stunden in den Scherz- und Schimpfſpielen, wo er ſich immer am längſten bei den Gefechten in der Folia *) verweilte, um ſie zu den ernſtern Kämpfen im Felde wohl vorzubereiten.

Auch auf die Jagd gieng Walther oft mit ſeinen Untergebenen, weniger ſie im Bogenſchieſſen zu üben, als ſie abzuhärten, und an die Beſchwer-

*) Gefechte in gröſſern Haufen, womit die Turniere gewöhnlich begannen.

ſchwerden zu gewöhnen, die immer Gefährten ſeines Krirges ſein. Er ſcheuete weder Wind noch Wetter, brachte in der drückendſten Hitze, wie in der ſchneidendſten Kälte mit ſeinen Zöglingen ganze Tage im Forſte zu, wo hartes Brod ihre Speiſe, Waſſer ihr Trank war. Bisweilen fehlte es auch an beiden und der Knabe, der über dieſes Ungemach am wenigſten murrte, erntete vom Schenken von Varila Lob und Beifall.

Alle dieſe Uebungen und Abhärtungen, gaben Ludwigs Körper bis zu ſeinem dreizehnten Jahre, eine Stärke und Feſtigkeit, die andere Jünglinge weit ſpäter erhielten, und welcher ſich in unſern Tagen wohl wenig Männer rühmen können. Doch Ritter Walther ſorgte nicht allein für den Körper ſeiner Zöglinge, ſondern lies ſich die Ausbildung ihres Geiſtes nicht weniger angelegen ſein.

Indem ſie kämpften, unterrichtete er ſie, in den zwölf Turnierartikeln, die durch ſeine Auslegung nicht viel weniger lehrreich wurden, wie in unſern Zeiten die Unterweiſung im Katechismus, da bekanntlich die Turniergeſetze Vorſchriften enthielten, die nicht allein im Turnierhofe, nein auch im ganzen menſchlichen Leben anwendbar waren, weil es Kaiſer Heinrich der Vogler, weislich alſo eingerichtet hatte, daß die Ritter allenfalls iedes andere Geſetz entbehren konnten, wenn ſie ſich nur ab-

les Fleisses bestrebten, den Turnierartikeln gemäß zu leben.

Durch die Auslegung derselben wirkte Ritter Walther auf die Herzen seiner Schüler, suchte aber auch ihren Verstand zu bilden, indem er ihnen, bei den Gefechten in der Folia, wo er sie die Kriegskunst lehrte, mit den großen berühmten Männern der Vorzeit, wie unter ihren Zeitgenossen, bekannt machte. Weit entfernt, sich allein auf große Helden einzuschränken, erzählte er ihnen auch die Geschichten weiser Fürsten, die durch eine löbliche Staatsverwaltung, ihrem Lande und dem ganzen Menschengeschlechte mehr nützten, als mancher Eroberer, der in der Geschichte mit dem Beinamen der Große prangt; und die Geschichten vieler anderer Männer, die sich um den Staat oder durch ihre Tugenden Verdienste erwarben. Auf diese machte er sie aufmerksam, und ermahnte sie, den erwähnten Vorbildern nachzustreben.

Ritter Walther war im Allgemeinen mit seinen Zöglingen wohl zufrieden, weil er seine Mühe durch einen glücklichen Erfolg belohnt sahe. Alle waren fleißig und folgsam, alle wurden vom Eifer für das Gute erwärmt und fühlte sich zu dem festesten Entschlusse belebt: Nacheiferer der geschilderten großen und edlen Männer zu werden, vor allen zeichneten sich

aber unſer Ludwig und Günther, der Sohn des Truchſes von Schlotheim aus.

Günther, nur zwei Jahre älter als Ludwig, war der Leibknappe deſſelben, ſein Freund und Vertrauter. Völlige Uebereinſtimmung in der Art zu denken, zu handeln, führte beide Jünglinge näher zuſammen, und war die Veranlaſſung zu einem Freundſchaftsbunde, den nichts erſchütterte, bis ihn zulezt der Tod auflöſte. Günther war Ludwigs unzertrennlicher Gefährte, hatte ihn auch jezt an den Hof des Kaiſers begleitet.

Hier waren muhtige und wohlgebildete Jünglinge willkommen; ihnen wurde es leicht die Gewogenheit der Helden Friedrich und Konrad zu erhalten. Ludwig erwarb ſich bald den Beifall dieſer beiden Fürſten, erwarb ſich zugleich die Freundſchaft des jungen Friedrichs und die Achtung und Aufmerkſamkeit ſeiner holden Schweſter.

Es war unſerm Ludwig allerdings ſchmeichelhaft mit dem Beifalle des Kaiſers und des Herzogs von Schwaben ſich beehrt zu ſehen, da es aber nicht ſeine Abſicht war, hierdurch ſein Glück zu befördern, bemühte er ſich ſelbſt um die Gnade des Kaiſers weniger, wie um die Freundſchaft ſeines Neffen und um den Beifall der lieblichen Jutta.

Nähere Verbindungen mit Personen, die uns an Alter gleich oder nahe sind, hat immer für unser Herz größern Werth, als wenn großer Unterschied an Jahren die Vertraulichkeit hemmet; so auch Ludwig. Alter hielt ihn von dem Kaiser und seinem Bruder zurück, von dem erstern vielleicht auch die Erhabenheit seiner Würde; hingezogen fühlte er sich aber zu dem jungen Friedrich und zu der reizenden Schwester desselben.

Friedrich voll Feuer und brennender Begierde, durch kriegerische Thaten sich Ruhm zu erwerben, Friedrich freuete sich, in dem jungen Landgrafen von Thüringen gleich starke Sehnsucht zu finden, und wurde hierdurch gereizt, Ludwigs Bemühungen, sich näher mit ihm zu verbinden, entgegen zu kommen. In den ersten Tagen, die Ludwig an dem Hofe des Kaisers zubrachte, wurden beide Jünglinge Freunde; und wie konnte auch ihre Verbindung lange verzögert werden, da einer sich dem andern näherte.

Ludwig hatte nun noch mehr Gelegenheit wie vorher, die Schwester seines jungen Freundes zu sehen. Gleich Anfangs hatte Jutta seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; und die Achtung, das Feuer, womit er alle Fürsten und Ritter zu Worms von dem schönen Fräulein von Schwaben sprechen hörte, fesselten sie noch

mehr. Er ſuchte die Geſellſchaft des Fräuleins, fühlte ſich nirgends ſo glücklich, wie in derſelben, und ſich überhaupt, wenn er das Fräulein ſahe, von Empfindungen durchbebt, wie ſie noch kein anderes Mädchen in ihm hervor gelockt hatte. Er wuſte ſie ſelbſt nicht zu nennen; und diejenigen unter unſern Leſern, die mit uns Liebe für den einzigen richtigen Namen derſelben halten mögten, werden den dreizehnjährigen Ludwig nicht tadeln, daß er ihr ſchon ſein junges Herz öffnete.

Dem Jünglinge, der Muth und Kraft genug hatte, den Feinden ſeines Kaiſers, mit den Waffen in der Hand, ſich entgegen zu ſtellen, der für Ehre und Ruhm hohes Gefühl hatte, war es gewis eher vergönnt auch für die Liebe empfänglich zu ſein, als manchem ſeiner Brüder im achtzehnten Jahrhunderte, die aufs höchſte etliche Verslein voll Mondſchein, Vergismeinnicht und Wonne zuſammen zu reimen vermogten.

Auch Jutta ſchäzte Tapferkeit und Muth, ſo wie dieſe überhaupt die erſte Forderung waren, welche die Damen der damahligen Zeit an die Männer machten. Durch ſie wurde Jutta zur Achtung für den jungen Landgrafen von Thüringen aufgefordert, die Bemerkung, wie gefällig und liebevoll ihr Vater und der Kaiſer

dem Landgrafen begegneten, vermehrten diese Achtung; mehr als durch alles andere, gewann aber Ludwig bei der schönen Jutta durch die Milde und die Sanftheit, die sich mit seinem Feuer und seinem Muthe verband.

Diese Verbindung, welche so selten ist, hatte Ritter Walther in Gesellschaft mit der Landgräfin Hedwig bewirkt; die Empfänglichkeit für sanftere Gefühle dankte Ludwig ohne Zweifel seiner frommen weichherzigen Mutter, die einen Theil ihres Wesens auf ihn vererbt hatte. Sie und Walther bemühten sich unablässig, den Keim, der in des Knaben Busen lag, zu einem fruchtbringenden Baume auszubilden, und ihre Mühe gelang ihnen nach Wunsche. Durch Milde und Freundlichkeit gewann sich Ludwig die Herzen Aller, die ihn kannten; seine Diener priesen ihn laut, daß er sie mehr wie seine Freunde behandelte, und Hohe und Niedrige freueten sich, daß sich Ludwig wegen seiner grössern Erhabenheit nicht blähete.

Das nemliche rühmten auch alle Frauen und Jungfrauen, an dem Hofe des Kaisers, von der Prinzessin Jutta, und die armen und Nothleidenden der Städte, in welchen sie sich aufhielt, segneten ihre Milde und Wohlthätigkeit. Sie fand den Landgrafen mit sich über-

einſtimmend, fand bei ihm Empfindungen, deren Abweſenheit bei ihrem Bruder ſie oft beklagt hatte. Muſte dies nicht unſerm Ludwig den Eingang in das Herz der lieblichen Jutta erleichtern? Gefühle, die den ſeinigen gleich waren, die ſie aber ſo wenig zu benennen wuſte wie er, regten ſich in dem Buſen des Fräuleins. Sie geſtand ſich, daß Ludwig ein achtungswertherer Jüngling wäre, als alle andere, die ſie bis iezt geſehen hatte.

In den Zirkeln des Hofes, oder in den Gemächern des iüngern Friedrichs und ſeiner Mutter, ſahen und ſprachen ſich Jutta und Ludwig öfters, wodurch ſie ſich immer näher kennen lernten, immer mehr für einander eingenommen wurden.

So vergiengen acht oder neun Tage; der Abend des leztern gieng dem Tag voran, wo Kaiſer Konrad mit ſeinem Heere Worms verlaſſen wollte. An dieſem Tage waren Jutta und Ludwig weniger heiter als gewöhnlich, weil ſie der Gedanke an die nahe Trennung beunruhigte. Jutta wünſchte, daß Ludwig noch länger in Worms bleiben möchte, und Ludwig ſelbſt ſehnte ſich iezt weniger, wie vor etlichen Tagen, nach dem Anfange ſeines erſten Feldzuges.

Erfreulich war es ihm zwar, hier eine Gele-

genheit zu finden, wo er seinen Muth beweisen konnte, dabei war es ihm aber auch zu wohl in Juttas Gesellschaft, um nicht zu wünschen, daß iene Gelegenheit ein wenig später hätte kommen mögen. Ehrgefühl hielt ihn ab, sein dem Kaiser gegebenes Versprechen, ihn zu begleiten, zurück zu nehmen, doch regte sich oft der Wunsch in ihm, es zurücknehmen zu dürfen, damit er länger in Worms bey der liebenswürdigen Jutta verweilen könnte. Nur die Hoffnung: bald wieder zurück zu kommen; tröstete ihn über die Trennung von ihr.

Mit einem wohl gerüsteten Heere zog Kaiser Konrad aus den Thoren der Stadt Worms, mit hundert auserlesenen Reisigen begleitete ihn der Landgraf von Thüringen, der sich bald zurück nach Worms in die verlassene Burg, bald schon vor Weinsbergs Mauern sehnte, damit die Belagerung beginnen, und er das Fräulein Jutta sein bald wieder sehen könnte. Seiner Ungeduld zogen die Krieger zu langsam, ob sie schon ihren Weg mit möglichster Eil fortsezten.

Endlich sahe Ludwig Weinsberge nahe vor sich liegen; in seinem Innern durchkreuzten sich aber widersprechende Wunsche, als Kaiser Konrad einen Herold absendete, die Veste aufzu-

fordern. Bald wünschte er, daß sich Weinsberg ergeben; bald daß es sich dem Kaiser widersetzen mögte. Begierde nach Ruhm brachte den leztern Wunsch hervor; Menschlichkeit, welche Schonung des Menschenblutes wünschte, vielleicht auch Sehnsucht, die holde Jutta um so fruher wieder zu sehen, den erstern.

Mit einer verweigernden Antwort kehrte des Kaisers Herold zuruck, und nun wurden Katzen, Bynden, Steinwürfe und andere Belagerungswerkzeuge herbei geschafft und aufgeführt, die widerstrebenden Weinsberger damit zu ängstigen. Mit unerschütterlichem Muthe und seltener Tapferkeit fochten die Bürger der belagerten Veste, und mancher von Konrads Kriegern erlag den Streichen ihrer Waffen.

Bei dieser Belagerung hatte unser Ludwig wenig Gelegenheit seine Tapferkeit zu beweisen, denn zu schwach, um Ausfälle wagen zu konnen, begnügten sich die Weinsberger von ihren Mauren herab zu schießen und zu werfen, nach einigen Tagen bot sich ihnen aber Gelegenheit dar, im offenen Felde sich auszuzeichnen. Herzog Welf vernahm die Noth der treuen Stadt Weinsberg, und eilte ihr abzuhelfen. Eilend brach er mit seinem Heere auf, sie zu entsetzen und ieder seiner Krieger, voll Erinnerung an die erfochtenen Siege über den Markgrafen Leopold, hoffte vor Weinsberg neue Lorbeeren zu ernten.

Kaiser Konrad erhielt durch seine Kundschafter bald Nachricht von Welfs Anzuge, weshalb er ohne Verzug die nöthigen Anstalten traf, des Herzogs Absichten zu vereiteln. Einen geringen Theil seines Heeres ließ er vor Weinsberg zurück, mit dem gröſſern stellte er sich Welfen entgegen, der nicht fern von der Stadt sein Lager aufschlug.

Da der Muth beider Völker bald eine Schlacht wünschte, wurde der Anfang derselben nicht lange verzögert. Eine Zeitlang fochten beide Parteien mit gleicher Tapferkeit und gleichem Glücke, zuletzt erklärte sich aber der Sieg für den Kaiser, wozu vielleicht die thüringischen Reisigen nicht wenig beitrugen.

Bei ihrem jungen Landgrafen gesellte sich zu dem Wunsche sich auszuzeichnen, die Absicht: durch eine entscheidende Schlacht die Rückkehr zu der Prinzeßin Jutta zu beschleunigen. Beide bewogen ihn, alle seine Kraft aufzubieten, um zu dem Siege das Seinige redlich beizutragen, und Ritter Walther wurde besorgt für seinen muthigen Zögling. Mit Ungestüm zersprengte er die Reihen der Feinde, drängte sich fechtend durch dieselben immer weiter fort und schlug mit seinem Schwerde so kraftvoll, daß wohl keiner von denen, die es traf, vermuthete, einen Jüngling von dreizehn Jahren zu seinen Gegner zu haben.

Ritter Walther und Günther von Schlotheim blieben immer an Ludwigs Seite; für sein Leben mehr besorgt, wie für ihr eigenes, fingen sie mit ihren Schildern die Streiche auf, die den Landgrafen zu treffen drohten. Alle übrige Thüringer folgten dem Beispiele ihres muthigen Anführers nach; ihre Tapferkeit verbreitete Tod und Unordnung unter dem Heere der Feinde. Klüglich benutzte der Kaiser, samt seinen Kriegern, diese günstige Gelegenheit, des Sieges sich früher zu versichern, und nach einem langen und tapfern Widerstand muste endlich Welf Konrad dem Dritten das Feld überlassen.

„Traun Herr Landgraf" — schüttelte der Kaiser, nach vollendetem Lobgesange für den errungenen Sieg, unserm iungen Helden freundlich die Hand — „Ihr habt gefochten wie ein „alter versuchter Krieger! Ihr, ein Jüngling, „habt manchem Manne ein löbliches Beispiel „gegeben! Nehmt meinen Dank, daß Ihr den „Sieg beschleunigtet, und wenn wir aus dem „Felde wieder heimgezogen sind, so last mich Euch „das Schwerd feierlich umgürten, das Ihr so „treflich zu führen versteht."

Auch Konrads Bruder, der Herzog von Schwaben, rühmte Ludwigen, dem das Lob dieser beiden Fürsten allerdings nicht wenig freute. Zu noch grösserer Freude fühlte er sich aber durch

den Gedanken aufgefordert, daß ihm das Lob derselben Juttas grössere Gewogenheit gewinnen würde, so bald es ihr zu Ohren käme.

Der jüngere Friedrich versicherte seinen Freund, daß er ihn um den Ruhm des heutigen Tages beinahe beneiden mögte, bewies aber durch sein ganzes Benehmen, daß er ihm eben hierdurch nur um so theurer geworden war.

Konrad zog nun wieder vor Weinsberg, und lies diese Stadt noch einmahl aufrufen, sich zu ergeben. Man hatte auf den Thürmen der Veste den unglücklichen Ausgang des Treffens für die welfische Partei gesehen, dennoch aber wollten sich die Bürger nicht ergeben. Noch auf einige Zeit mit Lebensmitteln versorgt und voll Hoffnung, daß Welf ein zweites Heer, sie zu entsetzen, herbei führen würde, wollten sie sich tapfer vertheidigen, so lange Gegenwehr noch räthlich und möglich war. Noch drei Wochen widerstanden sie der ganzen Macht des Kaisers, den ihre Hartnäckigkeit zu heftigem Zorne reizte.

Endlich da in der Stadt der gröβte Mangel an Lebensmitteln den Bürgern, welche die Waffen der Belagerer noch nicht hinweg gerafft hatten, die letzte Kraft zu ihrer Vertheidigung zu rauben drohte, fanden sie Ab-

geordnete an den Kaiser, mit ihm über die Uebergabe zu unterhandeln. Der erzürnte Konrad wollte von keiner Bedingung hören; auf Gnade und Ungnade sollten sich die Weinsberger ergeben, und lange blieben alle ihre Bemühungen vergebens, durch Bitten und Flehen den Kaiser zu mildern Gesinnungen zu bewegen. Zuletzt machten sich einige Weiber nach dem Lager auf den Weg, und baten den erzürnten Kaiser um Gnade für sich und um Vergunst, bei ihrem Abzuge von ihren Habseligkeiten so viel mit sich nehmen zu dürfen, als iede zu tragen vermögte. Dies bewilligte Konrad, wurde aber von vielen seiner Räthe aufgefordert, sein Wort zurück zu nehmen; als sich bald nachher das Thor aufthat und die abziehenden Weiber ihre Gatten oder Geliebten auf den Schultern mit sich davon trugen.

Friedrich, bei welchem Ludwig stand, nannte diese Treue der Weiber von Weinsberg gegen ihre Männer Misbrauch der kaiserlichen Gnade, und behauptete daß die Bürger harte Strafe verdienten, weil sie sich wider den Willen kaiserlicher Majestät aufgelehnt hätten. Ludwig war mit dieser Aeusserung seines Freundes nicht zufrieden, lebhafte Freude fühlte er dagegen über die Milde des Kaisers, der

den Weinsbergern um ihrer Weiber willen verziehe.

Nach der Eroberung von Weinsberg und nach dem entscheidenden Siege über den Herzog Welf, glaubte der Kaiser zu der völligen Ueberwindung desselben den Markgrafen von Oesterreich allein stark genug. Er konnte daher nun so eher die Bitte eines andern Verwanden erfüllen, der in der äussersten Bedrängnis Hülfe von ihm verlangte.

Gertraud, die Schwester des Kaisers, war an Uladislaus den Herzog von Böhmen vermählt, über dessen Erhebung auf den Thron die übrigen Prinzen des böhmischen Fürstenhauses unzufrieden waren. Der vornehmste derselben, der Markgraf Konrad von Mähren, gewann sich in Böhmen eine Partei, durch die er dem Herzog Uladislaus überlegen wurde. Mit den Kriegern seines eigenen Landes und mit den aufrührischen Böhmen zog er wider ihn zu Felde, und nöthigte ihn nach einer verlohrnen Schlacht, sich nach Prag zu flüchten. Bald mußte Uladislaus auch diesen Zufluchtsort verlassen und seinem Schicksale danken, daß es ihm gelang, heimlich zu entrinnen, da Prag von seinem Gegner eingeschlossen und belagert wurde. Ueberzeugt, daß

er ohne fremde Hülfe den mächtigen Konrad nicht beſiegen könnte, übergab er die Vertheidigung der Stadt ſeinem Bruder Theobald und eilte zu dem Kaiſer, bei dieſem Schutz und Unterſtützung zu ſuchen.

Konrad der Dritte war für das Beſte ſeiner Verwanden eifrig beſorgt, und der Herzog von Böhmen hatte um ſo weniger eine Fehlbitte zu fürchten, weil Konrad, wenn er ihm half, zugleich für den Vortheil ſeines Bruders, des Markgrafen von Oeſterreich, handelte, denn Welf und Konrad von Mähren waren heimlich Verbündene. Konrad hatte ſeinen Bundesverwanden das Verſprechen gegeben, zur Erleichterung ſeiner Unternehmungen wider dem Markgrafen von Oeſterreich, dieſen in ſeinem eigenen Lande anzugreifen, ſo bald er ſeinen Plan durchgeſetzt und ſich, an Uladislaus Stelle, auf den böhmiſchen Thron geſchwungen hatte.

Kaiſer Konrad erhielt alſo doppelte Aufforderung, ſeine Völker nach Böhmen zu führen, wozu er ſich ohne Verzug entſchloß. Dem Landgrafen von Thüringen war das Lob, das er ſich bei Weinsberg erworben hatte, zu ſchmeichelhaft, um den Kaiſer nicht auch nach Böhmen zu begleiten, wo er für ſeinen Ruhm Vermehrung hoffte. Ludwig fand aber nicht was er erwartet hatte, da Uladislaus und der Kaiſer ihre Abſicht ohne einen Schwerdſchlag erreichten.

Der Markgraf von Mähren, der indessen die Belagerung von Prag nach allen Kräften fortgesetzt und durch feurige Pfeile, einen Theil der Stadt in die Asche gelegt hatte, verlies die geängstete Veste, so bald er die Ankunft des Kaisers erfuhr, und zog diesem mit seinem Heere entgegen. Durch Kundschafter lies er die Stärke des Feindes erforschen, und die Wirkung von den Berichten derselben überhob den Kaiser und seine Krieger der Mühe, dem bedrängten Herzog von Böhmen durch ihre Waffen Recht zu verschaffen.

Die Nachricht von der zahllosen Menge der kaiserlichen Krieger brachte Furcht und Schrekken unter die Mährer und aufrührischen Böhmen, sie flohen, ehe sie den Feind erblickten. Jene eilten heim in ihr Vaterland, diese flüchteten sich in ihre festen Burgen, voll Hoffnung, bei ihrem Herzoge Gnade und Vergebung ihres Fehltrittes zu finden.

Ohne Hinderung konnte daher der Kaiser mit seinem Heere nach Prag ziehen, wo Gertraud, Theobald und alle Bewohner der Stadt ihren Befreyer mit Jauchzen empfingen. Prag war schon auf das Aeusserste gebracht; seine Bewohner, durch rastloses Kämpfen und fortdauerndes Löschen der angezündeten Gebäude erschöpft, würden sich in etlichen

chen Tagen an den Markgrafen Konrad haben ergeben müssen, wenn nicht Kaiser Konrad sie gerettet hätte.

Je grösser die vorige Gefahr gewesen war, ie feuriger war nun der Dank, den die Prager ihren Errettern entgegen iauchzten. Männer und Weiber, Greise auf ihre Stäbe gestützt, und Kinder und lallende Säuglinge standen in Reihen durch alle Straßen der Stadt, und priesen Gott und kaiserliche Maiestät für die Hülfe in ihrer grösten Bedrängnis. Es war ein herzerhebender Anblick, wie des Kaisers Krieger mitten durch die Reihen der frohen Prager zogen, und diese ihnen die Hände reichten und, mit Thränen in den Augen, dankten. Ludwig genoß ihn in seiner ganzen Fülle, auch in seine Augen quollen Thränen, welcher er sich nicht schämte.

Daß doch Eure tresliche Schwester hier sein mögte — sprach er zu Friedrichen — Wie theuer würde ihrem gefühlvollen Herzen die Freude dieser guten Leute sein!

Vielleicht — erwiederte Friedrich — kann sie noch Theil daran nehmen, denn ich denke, daß sich mein Oheim einige Zeit in Prag verweilen wird, wo wir denn auch wohl meine Mutter und Schwester hier sehen würden.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, wie sehnlich Ludwig wünschte, diese Vermuthung seines Freundes erfüllt zu sehen. Seit zwei Monden lebte er schon von dem Fräulein Jutta getrennt — welche Ewigkeit für einen Liebenden! Diese lange Entfernung hatte iedoch seinen Empfindungen nichts von ihrer Stärke benommen.

Bisher beschäftigten ihn zwar seine kriegerischen Unternehmungen und die Aussicht seinen Ruhm zu gründen, mehr als alles andere, doch verweilten auch seine Gedanken noch oft bei der holden Jutta. Indem er sich um kriegerischen Ruhm erwarb, rang er zugleich nach ihrem Beifalle, den er in reicherm Maaße zu erhalten hoffte, wenn er sich für seine eigene Ehre, und zugleich für den Vortheil der Verwanden des Fräuleins von Schwaben, thätig bewies.

Frau Gertraud, die Gemahlin des Herzogs von Böhmen, wünschte sich Glück zu der Gegenwart ihrer geliebten Brüder. Sie hatte beide seit ihrer Vermählung nicht gesehen, wünschte ihrer Gesellschaft iezt auf längere Zeit zu geniessen, und im Zirkel ihrer lieben Verwanden einige glückliche Tage zu verleben. Diesen Zirkel zu vergrößern und ihrer Freude noch mehr Nahrung zu geben, bat sie ihre Brüder: ihre

Gemahlinnen und Kinder nach Prag zu berufen und mit ihnen einige Tage auf der Burg der Herzoge von Böhmen zu hausen.

Lasset uns die Zeit benutzen — sprach sie zu ihnen — die Euch iezt zur Erholung von dem fortdauernden Kampfe mit den aufrührischen Welfen vergönnt ist, denn wer weis, ob sich nicht bald wieder Hindernisse zeigen mögten, in so traulicher Vereinigung zu leben, wie wir es iezt könnten. Freilich ziemte es mir wohl eher, an den Hof meiner gnädigen Frau Kaiserin zu gehen, als daß sie zu mir nach Prag kommen soll, dann könnte aber mein Gemahl unsere Freude nicht mit uns genießen, weil er Böhmen nicht eher verlassen darf, bis die Ruhe völlig hergestellt und der Friede mit den mährischen Prinzen fest gegründet ist.

Ja liebe Schwester — riefen Konrad und Friedrich — wir wollen das nahe Pfingstfest bei Euch in Prag feiern; und unsere Weiber und Kinder mögen kommen und sich mit uns freuen.

Ohne Verzug wurde nun ein Eilbote nach Worms abgesand, der Kaiserin Gertraud und Frau Agnesen, der Gemahlin des Herzogs von Schwaben zu melden, daß sie sich zur Reise nach Prag bereit halten mogten.

Die Nachricht von der Ankunft der beiden Fürstinnen, verbreitete sich bald im Schlosse und in der ganzen Stadt, niemand freuete sich aber mehr über diese Neuigkeit als Landgraf Ludwig, weil sie ihm zuversichtliche Hoffnung gab, das Fräulein von Schwaben, deren Bild seine Einbildungskraft und sein Herz immer beschäftigte, nun bald wieder zu sehen.

Kaum hatte diese Hoffnung die lebhafteste Freude in ihm hervorgebracht, als sie zu einem noch höhern Grade erhoben wurde. Ludwig wurde in das Gemach des Kaisers gerufen, der indessen mit seinem Bruder und dem Herzoge von Böhmen beschlossen hatte, einen Theil seiner Völker, weil er ihrer nicht mehr bedurfte, wieder heimziehen zu lassen. Der jüngere Friedrich sollte sie bis über die Gränze führen, und dann nach Worms gehen, die Kaiserin und seine Mutter abzuholen und sie, mit einer Schaar Ritter und reisiger Knechte, nach Prag zu geleiten.

Der Kaiser und der Herzog von Schwaben, wünschten ihre Gemahlinnen unter einer starken Geleitschaft, damit ihnen auf dem Wege nichts Widriges begegnen mögte, doch wollten sie auch die Söldlinge nicht länger in ihren Diensten behalten, und sich selbst von ihren Schwaben und Franken nicht allzusehr entblößen, um den Muth

des Markgrafen von Mähren hierdurch nicht aufs Neue zu beleben, und ihn zu einer Unternehmung wider Böhmen zu reizen. Der jüngere Friedrich, der an ihren Berathschlagungen Theil nahm, rieth ihnen daher, mit ihm zugleich, dem Landgrafen von Thüringen die Geleitschaft ihrer Gattinnen aufzutragen, und versicherte ihnen, daß sein Freund dieses Geschäft so gern als treulich ausrichten würde. Dies die Ursache, warum Kaiser Konrad den Landgrafen zu sich entbieten lies.

Wir hätten eine Bitte an Euch, Herr Landgraf — redete er ihn an — die Euch zugleich einen Beweis unsers Vertrauens geben kann.

Erfüllung der Wünsche und Befehle kaiserlicher Majestät — erwiederte Ludwig — wird mir immer die theuerste und angenehmste meiner Pflichten sein.

Rufen Euch nicht eigene nöthigere Geschäfte von unserm Hofe hinweg — fuhr Konrad fort — so würdet Ihr uns einen Dienst erzeigen, der unsern ganzen Dank verdiente, wenn Ihr unsern Neffen mit Euern Reisigen nach Worms begleiten, und unsere Gemahlin und Schwägerin mit ihren Kindern sicher hieher geleiten wolltet, wo wir noch eine Zeitlang zu verweilen gedenken.

Ludwig versicherte, daß er sich, sammt den Seinigen des Vertrauens kaiserlicher Majestät würdig zu beweisen suchen würde, und machte

sich des andern Tages mit Friedrichen auf den Weg nach Worms. Je näher sie der Stadt kamen, ie stärker fühlte Ludwig sein Herz schlagen, wozu der Gedanke: ob Jutta über seine unerwartete Ankunft auch wohl einige Verwunderung und Freude äussern würde; wahrscheinlich nicht wenig beitrug. Nach seiner Ankunft versicherte Ludwig der Kaiserin und ihrer Schwägerin, daß er auf den von kaiserliche Majestät, erhaltenen Auftrag stolz wäre, und sich die treuliche Vollziehung desselben zur angelegentlichsten Pflicht machen würde. Als er mit Jutta sprach, setzte er hinzu: seid versichert, gnädiges Fräulein, daß Euch gewis nichts Uebels begegnen soll, so lange es Euerm Diener nicht an Kraft gebricht, seinen Arm zu heben.

Ludwig war über sich selbst unwillig, daß er diese wenigen Worte nicht ohne Stammeln heraus zu pressen vermogte, und Jutta war unzufrieden über die Röthe, die ihr Gesicht überflog, indem ihr Ludwig iene Versicherung gab; Ludwig aber freuete sich dieser Röthe des Fräuleins, und Jutta hatte Freude an dem Stammeln des Landgrafen, weil sich iedes von ihnen als die Ursache des bemerkten Ereignisses bei dem andern betrachtete, und daraus Vermuthungen zog, die den geheimen Wünschen ihrer Herzen zusagten. Ludwig wünschte sich Jutta's Aufmerksamkeit vor allen andern Fürsten, und nicht minder sehnlich wünschte Jut-

ta, sich iedem andern Fräulein vorgezogen zu sehen.

Ludwig und Friedrich waren mit ihren Reisigen gegen den Mittag zu Worms eingetroffen, wo sie bis den andern Morgen rasten wollten, um dann die Reise nach Prag mit vereinigten Kräften anzutreten. Ludwig rastete nicht, ob er gleich frühzeitig aus den Gemächern der Kaiserin schied, und Friedrich, da er sich von ihm trennte, ihn ermahnte, sich bald zur Ruhe zu begeben, damit er morgen fein munter und wacker wäre. Ludwig warf sich zwar auf sein Bette, allein Jutta's Bild, das ihm vorschwebte, hielt seine Augen offen und scheuchte den Schlaf von seinem Lager. Der Thurmwächter hatte mit seinem Horne schon den Verlauf etlicher Stunden angezeigt, und von Ludwigen blieb der Schlaf noch immer fern, der ihn sonst zu überraschen pflegte, wenn er sich auf seinem Lager kaum auszustrecken begann. Seit er sich an dem Hofe des Kaisers befand, hatte er ihm zwar schon zuweilen einige Augenblicke geraubt, mit der holden Jutta sich zu beschäftigen; doch war diese Beschäftigung noch nie von so langer Dauer gewesen wie heut. Jeden Blick, den er von dem Fräulein bemerkt, iedes Wort, das sie gesprochen hatte, rief er seinem Gedächtnisse zurück, und befand sich dabei so wohl, daß er sich über die Abwesenheit des

Schlafes nicht beklagte, so lästig und ungewohnt sie auch sonst Personen seines Alters ist.

Friedrich hatte seiner Schwester erzählt, wie tapfer Ludwig bei Weinsberg wider den Herzog Welf gewesen war und dem aufmerksamen Ludwig war es nicht entgangen, daß sich während dieser Erzählung Beifall und Freude unverkennbar in Jutta's Blicken mahlte. Auch waren ihm die Worte unvergessen, womit sie die Bescheidenheit rühmte, mit welcher er das Lob seines Freundes, das zuweilen sehr warm wurde, von sich abzulehnen suchte. Beide rief sich sein Gedächtnis zurück.

Endlich entschlummerte er, nun setzte aber seine Seele im Traume die Beschäftigung fort, die sie wachend begonnen hatte. Seine Einbildungskraft gaukelte ihm mancherlei Bilder von Jutta vor, die seinen Schlaf unruhig machten und ihn unterbrachen. Mit dem Anbruche der Morgendämmerung weckte ihn sein Knappe. Günther, denn iezt erst, da der Körper sein Recht behauptete, war Ludwig in einen festen Schlaf gesunken. Zu früh darin gestört, fühlte er sich mehr ermattet als den Abend zuvor. Günther eilte seinen Herrn zu bewaffnen, weil er im Schloshofe schon das Schreien der Knechte und das Geräusch der Rosse und Wagen vernahm.

Gerüſtet ging Ludwig zu ſeinem Freunde Friedrich, der ihn in das Zimmer der Kaiſerin begleitete, wo ſich auch die übrigen Damen, mit ihren Frauen, verſammelt hatten. Wäre Ludwig ein aufmerkſamer Forſcher geweſen: ſo würde ſich ihm die Vermuthung dargeboten haben, daß Jutta die Nacht wahrſcheinlich ſo ſchlaflos zugebracht hätte wie er. Das verminderte Feuer ihrer Augen berechtigte zu einer ſolchen Vermuthung, die iedoch Ludwig nicht machte, ob er ſchon den Reiz bemerkte, den das Schmachtende, welches heut in Jutta's Miene lag, über ihr Geſicht verbreitete.

Der Zug begann. Die Kaiſerin mit ihren Kindern, die noch in den erſten Jahren der Kindheit ſtanden, Frau Agnes und einige ältere Frauen fuhren, aber Jutta und ihre Fräulein ritten. Friedrich mit ſeinen Reiſigen gieng voran, dann folgten eine Anzahl gewaffneter Bürger aus Worms, welche die Kaiſerin bis an die böhmiſche Gränze geleiten wollten. Ludwig ritt neben dem Fräulein Jutta, ſeine Thüringer bedeckten in doppelten Reihen die übrigen Damen.

Noch nie hatte ſich Ludwig ſo glücklich gefühlt, als da er ſich iezt ununterbrochen mit der ſchönen Jutta unterhalten konnte. Er bewunderte ihren hellen Verſtand und ihr treffliches Herz, die

beide aus dem, was sie sprach, gleich stark hervor leuchteten. Er fühlte sich immer mehr für sie eingenommen, so wie Jutta's ohnehin schon günstiges Urtheil von ihm noch mehr zu seinem Vortheil gestimmt wurde. Sie gestand sich, daß sie bisher nur einen kleinen Theil seiner Vorzüge gekannt hätte, die ihr nun heut immer deutlicher wurden.

Ungehindert und ohne irgend ein Ereignis setzten unsere Reisenden, den Weg bis gegen den Mittag fort, wo er sie einem Walde vorüber führte. Hier wurde Ludwigs Gespräch mit Jutta auf eine unerwartete Art gestört, die beiden höchst gefährlich hätte werden können.

Eine starke Schaar Reisiger und Lanzenknechte brach aus dem Walde hervor, und stürzte so schnell auf den Theil des Zuges, der die Kaiserin mit ihrem Gefolge bedeckte, daß Ludwig kaum Zeit hatte zur Vertheidigung die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, doch geschahe dies mit so viel Klugheit als Gegenwart des Geistes. Einen Theil seiner Krieger lies er einen Kreis um die Damen schliessen, mit den andern stellte er sich, mit angelegter Lanze, dem andringenden Feinde entgegen.

Beide Parteien rannten jetzt auf einander los; die Lanzen zersplitterten und Ludwig erhielt einen so heftigen Stos, daß er von sei-

nem Roſſe herabſtürzte, aber noch zum Glücke von ſeinem Knappen wieder aufgehoben wurde, ehe das Handgemenge allgemein zu werden begann.

Die Gegner waren den Thüringern weit überlegen; und ehe die Bürger von Worms und Friedrich mit den Seinigen zu ihrer Unterſtützung herbei eilen konnten, ſahen die zitternden Damen den Kreis rings um ſich her ſchon einige mahl zerſprengt. Den tapfern Thüringern gelang es zwar immer, ihn wieder zu ſchlieſſen, doch würden ſie der Uebermacht bald haben weichen müſſen, wenn jetzt nicht Friedrich vorgedrungen wäre, deſſen heftiger Angriff die Gegner an fernern Verſuchen wider die Kaiſerin und ihr Gefolge hinderte. Fechtend zogen ſie ſich in den Wald zurück, wohin ihnen Friedrich nicht zu folgen wagte, weil er fürchten muſte, einen Hinterhalt zu finden, der ihn beſchäftigte, indeſſen ein anderer Theil der Feinde wieder einen neuen Verſuch wagen könnte. Er befahl ſeinen Kriegern, noch zum Fechten bereit zu bleiben, und eilte zu ſeinem Freunde, der ſich unter den Händen ſeiner Knappen befand, die eine in die Schulter erhaltene Wunde verbanden. Ludwig wurde von Friedrichen aufgefordert, in den Wagen der Kaiſerin einen

Platz zu nehmen, aber aus Besorgnis, sie und Jutta zu beunruhigen, war Ludwig entschlossen, den Weg zu Pferde fortzusetzen; bis ihn endlich Friedrichs wiederholte Bitten, zu welchen auch seine Thüringer die ihrigen gesellten, zur Gemäshandlung derselben bewogen.

Ludwigs Wunde war nicht gefährlich; ein starker Blutverlust hatte ihn aber so abgemattet, daß er sich von seinen Knappen muste führen lassen, da er zu dem Wagen der Kaiserin gehen wollte. Friedrich hatte ihm schon seinen Arm gereicht, diesen bat er aber voran zu gehen, und den Damen, die ausserdem vielleicht über ihn erschrecken würden, zu versichern, daß seine Wunde ohne alle Gefahr wäre. Friedrich that, wie sein Freund verlangte, und suchte durch einen vorsichtigen Bericht das Schrecken seiner Verwanden über die Verwundung ihres muthigen Vertheidigers zu vermindern. Jutta, die während des Gefechtes für den Landgrafen gezittert hatte, fürchtete den Bericht ihres Bruders der Wahrheit nicht gemäs, und eilte Ludwigen entgegen, sich von seinem Befinden selbst zu überzeugen.

O wie übel — rief sie ihm zu — ist Euch der Eifer für unsere Erhaltung belohnt worden!

O nein — erwiederte Ludwig — er iſt freylich belohnt, wenn die edle Jutta überzeugt iſt, daß er ungeheuchelt und warm war. Meine Wunde iſt leicht und ſchmerzlos; aber auch für den heftigſten Schmerz würde die Erinnerung mich ſchadlos halten: daß ich dieſe Wunde im Dienſte des Fräuleins von Schwaben erhielt.

Um ſich immer, wo nicht mit Worten, doch mit Blicken nach dem Befinden ihres Beſchützers erkundigen zu können, ritt Jutta neben dem Wagen der Kaiſerin her, in welchem Ludwig einen Platz erhalten hatte. Sie ſprach öfters mit ihm, und bewog hierdurch die Kaiſerin, ſie zu ermahnen, daß ſie ihren Zelter gegen den Wagen vertauſchen mögte, weil es den Landgrafen vielleicht zu ſehr angreifen mögte, mit ihr aus dem Wagen zu ſprechen. Eine von den Frauen der Kaiſerin überlies Jutta ihren Platz und es bedarf wohl keiner Erinnerung, wie angenehm dies dem Fräulein und Ludwigen war.

Beſorgt wegen eines zweiten Angriffes und traurig über das vergoſſene Blut, denn Ludwig war nicht der Einzige, der verwundet worden war, ſezten unſere Reiſenden ihren Weg weniger heiter fort, als ſie ihn angefangen hatten. Unangefochten kamen ſie an die böhmiſche Gränze, wo die Wormſer von ihnen ſchieden, und

wo sich ihnen auch entdeckte, wer den Angriff wider sie gewagt hatte.

Ein mächtiger Graf, dessen Namen uns die Geschichte nicht aufbehalten hat, erfuhr die Reise der Kaiserin nach Prag, und glaubte seinem Verbundenen, dem Herzog Welf, einen wichtigen Dienst zu erzeigen, wenn er sie mit ihren Kindern gefangen auf eines seiner festen Schlösser führte. Er hoffte, daß dann Welf für die Auslosung derselben von dem Kaiser alles würde erlangen können, was er nur verlangen wollte, und lies sich hierdurch zu einer sträflichen Unternehmung wider die Angehörigen des Reichsoberhauptes verleiten.

Ein Gehülfe des Grafen kam iezt zu der Kaiserin, ihr die Unthat desselben anzuzeigen; wahrscheinlich um hierdurch der Strafe zu entgehn, die den Grafen vielleicht treffen mögte. Die Geschichte meldet nichts von den weitern Folgen dieses empörenden Unternehmens, daher wir nicht wissen, ob Kaiser Konrad den Grafen mit seinen Gesellen bestrafte, oder ihnen, auf Fürbitte seiner mitleidigen Gemahlin vielleicht auch nur aus Staatsklugheit verzieh, um seine Gegner durch hartes Verfahren, wider einen der Mächtigsten unter ihnen, nicht noch mehr aufzubringen.

Das Gerücht von dem Angriffe auf die Kaiſerin und ihr Gefolg war mit mancherlei Zuſäzen und Vergrößerungen nach Prag gekommen, und hatte auf dem Schloſſe, ſtatt der Freude, der man entgegen ſahe, allgemeines Schrecken verbreitet. Bald hies es, die Kaiſerin ſammt ihren Kindern und allen andern Frauen, befande ſich in der Gewalt ihres Räubers; bald ſollte ſie zwar glücklich entkommen, aber Friedrich und Ludwig von den Gegnern getödet worden ſein. Doch wir wollen nicht alle Gerüchte von dieſem Vorfalle erwähnen, von denen eins immer nachtheiliger und ſchreckensvoller war als das andere.

Die Wahrheit zu erforſchen, dabei aber auch auf alle Fälle gefaſt zu ſein, eilten Kaiſer Konrad und Herzog Friedrich mit ihren Kriegern ſchnell von Prag hinweg, ihre Gemahlinnen aufzuſuchen, und Uladislaus begleitete ſie mit einem ſtarken reiſigen Zeuge. Beſorgt um die Frauen ſeiner Schwäger konnte ihn der Gedanke an die Gefahr, welcher er ſeinen Thron durch ſeine Abweſenheit ausſezte, nicht zurück halten.

Auch Frau Getrand, die Herzogin von Böhmen, wollte die übrigen begleiten, und würde dieſen Entſchlus gewis ausgeführt haben, wenn

wenn nicht ihr Gemahl und ihre Brüder sie ermahnt hätten, zurück zu bleiben, weil sie ihres Weges so eilend ziehen wollten, daß sie ihnen nicht würde folgen können. Weinend schied Gertraud von den Fortziehenden, die sie bis an die Thore begleitet hatte und voll ängstlicher Besorgnis traten iene ihren Weg an. Wie gros muste daher ihre Freude sein, als iezt ein Eilbote zu ihnen kam, den die Kaiserin abgesendet hatte, sie von dem Vorfalle zu benachrichtigen, der ihr begegnet war.

Der Kaiser befahl dem Boten, zu seiner Schwester nach Prag zu gehen, wohin er auch den größten Theil seiner Völker zurückkehren lies. Nur mit einer geringen Begleitung gieng er, nebst seinem Bruder und Schwager, den Ankommenden entgegen, die nach dem Berichte des abgesendeten Boten nicht mehr weit entfernt waren.

Herzlich und warm dankte der Kaiser und sein Bruder Ludwigen für die Erhaltung ihrer Gemahlin und Kinder, die, bei minder guten Anstalten, und bei weniger Tapferkeit Ludwigs und seiner Reisigen in die Gewalt ihrer Feinde würden gefallen sein, ehe ihnen Friedrich mit den Seinigen hätte zu Hülfe eilen können.

Nach der Ankunft zu Prag gab Uladislaus

Be-

Befehl, der Verwundeten von den Begleitern der Kaiserin sorgfältig zu pflegen. Ludwig war unter den Genesenden einer der Ersten, gewis wurde auch keiner so sorgfältig gepflegt wie er. Die Kaiserin, Frau Agnes und Jutta wetteiferten in diesem Geschäft, das sich die leztere freilich besonders angelegen sein lies. Ihre Mutter und die Kaiserin bemerkten vielleicht, daß sie nicht blos aus Mitleid und Dankgefühl handelte, doch zeigten sie keine Unzufriedenheit über Jutta's Benehmen gegen den Landgrafen von Thüringen, vielmehr fachten sie durch das Lob, das sie ihm öfters in ihrer Gegenwart ertheilten, das Feuer noch mehr an, welches in dem Busen des Fräuleins aufzuglimmen begann.

Ludwig wünschte oft vor dem Pfingstfeste vollkommen wieder zu genesen, weil Herzog Uladislaus zur Feier der Gegenwart des Kaisers, um diese Zeit mancherlei Festlichkeiten anstellen wollte, nach deren Genuß Ludwig sich sehnte, weil Jutta daran Theil nahm. Der Wunsch unsers Kranken wurde erfüllt; seine Wunde war geheilt, und seine verlornen Kräfte kehrten so ganz wieder zurück, daß er an dem Ringelrennen und Lanzenstechen und an dem Turniere, das Uladislaus zwei Tage nach Pfingsten ausgeschrieben hatte, Theil nehmen konnte. Beim

Gefühl verminderter Kräfte würde er dies nicht gethan haben, Jutta's günstige Meinung von seiner Tapferkeit nicht herab zu stimmen, nun aber hoffte er neue Belege zu derselben zu geben.

Diese Hoffnung blieb nicht unerfüllt, Ludwig turnierte so geschickt und tapfer, daß Jutta ihm den Preis zuerkannte, den sie zu geben hatte. Vielleicht mischte sich ein wenig Partheilichkeit in Jutta's Entscheidung, vielleicht würde Ludwig den Dank aus andern Händen nicht erhalten haben, doch konnte er desselben nicht ganz unwürdig sein, weil die Turnierrichter Jutta's Entscheidung weder laut noch heimlich widersprachen *).

Ludwig hatte etliche mannhafte Ritter aus dem Sattel geworfen, doch war er auch nicht unbesiegt geblieben, was bei Gefechten, wo so viel auf körperliche Kraft ankam, von einem Jünglinge seines Alters auch nicht zu erwarten war. Im Gestech im hohen Zeuge wurde er von Friedrichen herab gestochen, hatte aber die

*) Gewöhnlich gaben die Turnierrichter den Ausspruch, wer den Preis erhalten sollte, zuweilen aber, wenn sie unter sich nicht eins werden konnten, überliessen sie die Entscheidung den Damen, denen sie auch wohl aus Gefälligkeit übertragen wurde.

Freude ſeinen Gegner kurz nachher ebenfalls in den Staub zu werfen.

Der Tag des Turniers zu Prag war einer der glücklichſten in Ludwigs Leben. Alte, berühmte Ritter lobten ſeine Tapferkeit und ſeine Geſchicklichkeit die Waffen zu führen; die gegenwärtigen Harfner und Spielleute ſangen und ſpielten Lieder zu ſeinem Lobe, mehr als alles andere erfreuten ihn aber Jutta's Lobſprüche, wenn er im Reihentanze mit ihr daher ſchwebte, oder vor dem Seſſel ſtand, auf der ſich Jutta zur Erholung vom Tanze, geſezt hatte.

Den mehreſten unter den Anweſenden verriethen ſich Ludwigs und Jutta's gegenſeitige Empfindungen. Die Tänzer bemerkten, daß Jutta mit keinem ſo ſchön und ausdrucksvoll tanzte, wie mit dem Landgrafen von Thüringen; daß ihre Blicke, wenn ſie ſich an der Seite eines andern Fürſten oder Ritters befand, von dieſem oft zu jenem Vorgezogenen hinflogen, daß ſie für ihn reich, für jeden andern arm an Worten war; und die Tänzerinnen hatten in Abſicht des Landgrafen ähnliche Beobachtungen gemacht.

Ritter Walther hatte ſchon längſt bemerkt, was ihm heut vollends ganz deutlich wurde;

und oft schon, wenn Ludwig Jutta's Vorzüge gegen ihn erhob, war er Willens gewesen, dem unerfahrnen Jünglinge über seine Empfindungen einen Aufschluss zu geben, hatte aber bisher noch geschwiegen, weil er glaubte, daß sich Ludwig vielleicht selbst noch deutlicher gegen ihn erklären würde. Ludwig sprach nicht, Walther aber glaubte damit nicht länger zögern zu dürfen, weil er im entgegengesetzten Falle wahrscheinlich nachtheilige Folgen für seinen geliebten Zögling befürchtete. Er beschlos deshalb des nächsten Morgens mit ihm zu sprechen.

Herr Landgraf — begann Ritter Walther — ich war einst Euer Lehrer, und bin iezt noch stolz darauf, daß mein Unterricht so trefflichen Erfolg hatte.

Und ich — unterbrach ihn Ludwig — danke meinem Schicksale, daß ein Mann mein Lehrer wurde, dem ich, nach meiner Geburt, alles verdanke, wodurch es mir gelungen ist, den Beifall manches edeln und weisen Mannes zu erhalten. Ja Ihr wart mein Lehrer, und es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Ihr immer mein Führer und mein Freund bleiben möget.

Walther. Euer Freund! Herr Land-

graf, bedachtet Ihr auch wohl, indem Ihr dies saget, die ganze Bedeutung dieses Wortes?

Ludwig. Allerdings! und ich hoffe, daß Ritter Walther mir ganz das sein wird, was es im weitesten Umfange ausdruckt.

Walther. Gewis er wird es! Fast möchte ich aber zweifeln, ob dies auch Euer Wille ist.

Ludwig. Welcher Gedanke! und die Veranlassung zu demselben!

Walther. Hat sich mir in den leztern Wochen dargeboten. Hört mich, Herr Landgraf, und wenn es möglich ist, so verbannt meine Zweifel.

Ludwig. Dies wird mir fürwahr nicht schwer werden, wenn Wahrheit über den edeln Walther noch immer so mächtig ist wie bisher.

Walther. Ihr werde ich nie mein Auge verschliessen.

Ludwig. Nun wohl, so sagt mir Euern Wahn, und lasset ihn von mir verscheuchen, um an seine Stelle Wahrheit zu setzen.

Walther. Für Freunde pflegt man kein Geheimnis zu haben; ihnen liegt das Herz

offen, jeden Wunsch und jede Neigung darin zu lesen.

Ludwig. Wenn dies für mich ein Vorwurf sein soll, so trifft er mich in Wahrheit unverschuldet.

Walther. Werdet Ihr dies auch noch sprechen, wenn ich Euch den Namen Jutta nenne?

Ludwig. Auch dann noch. Ich weis, Ritter, was Ihr sagen wollt, aber fürwahr Ihr habt Unrecht. Habe ich es Euch verheimlicht, daß ich für das Fräulein von Schwaben höhere Achtung fühle, wie für alle Damen, die ich bisher sahe?

Walther. Richtig, Herr Landgraf, Ihr gestandet mir diese Achtung, wenn Ihr Euch gegen mich über das Lob des edeln Fräuleins verbreitetet, aber noch nie gestandet Ihr mir, daß Ihr mehr als Achtung für die liebenswürdige Jutta fühlt.

Ludwig. Wohl, so mögt Ihr, wenn Ihr wollt meine Empfindungen für das Fräulein Freundschaft nennen; aber mich dünkt Achtung und Freundschaft sind von ziemlich gleicher Bedeutung, denn die erste ist entweder der Grund oder die Folge der leztern.

Walther. Wahr, allein Freundschaft zwischen verschiedenen Geschlechten reift leicht zur Liebe heran. Diese erfullt Euer Herz, und gegen Euern Walther nanntet Ihr Euch noch immer nur einen Freund des Fräuleins von Schwaben.

Ludwig. Sollte ich ihr auch wirklich mehr sein, so trifft mich dennoch Euer Vorwurf unverschuldet. Noch völlig unbekannt mit der Liebe und ihren Aeusserungen, könnt Ihr mich unmöglich eines Mistrauens zeihen, weil ich Euch nur ein Gefühl verbarg, dessen Gegenwart mir selbst unbekannt war. Aber Walther, sollte es auch wirklich Liebe sein, was ich für Jutta empfinde?

Walther. Eine Frage, auf die Euch Euer Herz die richtigste Antwort geben kann. Sie Euch früher zu verschaffen, nahm ich mir vor, mit Euch zu sprechen; und weit entfernt, mit Euch über Eure Verheimlichung zu rechten, habe ich keine andere Absicht, als Euch zu rathen, wie es mir zu Euerm und des Fräuleins Besten gut scheint. Neben der Ueberzeugung: daß Jutta die Treflichste ihres Geschlechtes ist, lebt gewis auch in Euerm Innern der Wunsch: noch viel solcher glücklichen Tage zu sehen wie Euch ihre Gegenwart bisher gegeben hat?

Ludwig. Wirklich, Ritter, Ihr durchschaut mein Herz!

Walther. Es wurde mir nicht schwer, da es von seiner Empfindung schon so oft überflos. Eure Wahl macht Euch Ehre, Herr Landgraf, und wird Euch selbst, wie Eurem Lande, reichliches Glück gewähren, denn wer kann zweifeln, dereinst in dem Fräulein von Schwaben eine treffliche Gattin und eine würdige Mutter ihres Landes zu sehen.

Ludwig. Ja die gute, sorgsame mitleidige Jutta wird gewis beides werden; aber wird sie es auch mir und Thüringen werden wollen?

Walther. Die Erinnerung an ihr Betragen gegen Euch, muß diesen Zweifel, wenn er wirklich in Euch entstehen könnte, sogleich entfernen. Oder sind Eurer Aufmerksamkeit die hundertfältigen Beweise entgangen, daß Euch Jutta allen Fürsten vorzieht, die Ihr, mit Euch zu gleicher Zeit, am Hofe ihres Oheims sahet?

Ludwig. O nein, ohne eitel zu sein, glaubte ich mich des Beifalls, der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Fräuleins schmeicheln zu dürfen, Ihr vergesset aber, daß mir beides nur deshalb wird, weil mich Jutta als ihren Retter betrachtet. Liebe lehrtet ihr mich, muß das Band einer glück-

lichen Ehe knüpfen, es iſt aber vielleicht nur Dank, der mir Jutta's auszeichnende Achtung erwirbt.

Walther. Durch ihn kann ſie vielleicht erhöhet werden, gewis gab er ihr aber nicht die erſte Entſtehung, denn Jutta zeichnete Euch ſchon aus, ehe ſie noch zum Danke verpflichtet war.

Ludwig. Mich dünkt, es war nur allgemeine Gefälligkeit, was Jutta ehedem gegen mich äuſſerte und noch iezt wage ich es nicht, bei ihr die Ueberzeugung zu ahnden, die Ihr in meinem Buſen geleſen habt.

Walther. Eine Bedenklichkeit, die ſich beim Aufflammen der erſten Leidenſchaft oft äuſſert, mit der aber Ihr Euch unnöthig beſchäftigt. Seid verſichert, daß ich die Gedanken und Empfindungen des Fräuleins von Schwaben ſo leicht errathe, wie die Eurigen, und glaubt meinen Worten, wenn ich Euch ſage, daß ſie dieſen vollkommen gleich ſind.

Ludwig. Euern Zögling, den ihr ſo lange kennt, müſſet Ihr leicht errathen können, eben ſo leicht könnt Ihr Euch aber in der fremden Jutta täuſchen.

Walther. Mächtige Gefühle äuſſern ſich zu unverkennbar, um ſich darin zu irren. Dies

iſt der Fall bei dem Fräulein, die Euch nicht weniger liebt wie Ihr ſie.

Ludwig. Wäre Eure Vermuthung Wahrheit, ſo würde ich wirklich der Glücklichſte unter den Menſchen ſein, denn wie läſſet wohl ein gröſſeres Glück ſich denken, als an der Seite der liebenswürdigen Jutta die ſeligſten Tage hinzubringen; wer kan aber meſſen, bis zu welchem Grade Empfindungen ſich äuſſern können? wer kann entſcheiden, ob es nicht nur Dank iſt, was Euch Liebe ſcheint? und meine künftige Gattin muß dieſe in ihrer ganzen Fülle, nicht blos Achtung oder Dank für mich empfinden. Noch kannte ich die Liebe nicht, doch gebührt dieſer Name unfehlbar meinen Gefühlen für die edle Jutta, die aber bis ietzt noch nichts ſagte oder verrieth, was als Beweis gelten könnte, daß ihren Empfindungen der nämliche Name zukömmt.

Walther. Bei meiner Ehre, Herr Landgraf, ihr ganzes Thun iſt ein ſolcher Beweis; und Ihr thätet wohl, wenn Ihr Euch damit begnügtet, und Euch um die Hand des Fräuleins bei ihrem Vater und Oheim bewerben wolltet, ehe dieſe vielleicht ſelbſt etwas darüber beſchlieſſen. Ihr ſehet, wie alle unvermählte Fürſten, die ſich an dem Hoflager des Kaiſers befinden, ſich ietzt ſo eifrig um die Gunſt des Fräuleins und ihre Verwanden bewerben. Zwar kann ſich keiner der Auszeichnung rühmen, mit welcher Euch

begegnet wird, wenn aber der Herzog von Schwaben und sein erhabner Bruder, früher als von Euch, von einem andern Fürsten um Jutta's Hand gebeten werden sollte, so könnte Euch dieser doch leicht vorgezogen werden, wenn Staatskunst die Verbindung mit ihm vortheilhaft fände.

Ludwig. Ich fürchte dies nicht, wenn Eure Bemerkung über Jutta's Gesinnungen gegen mich, nur einigermaßen richtig sind. Das Fräulein wird von ihrem Oheime, wie von ihren Vater, zu zärtlich geliebt, um von ihnen wider ihren Willen zu einer Verbindung genöthigt zu werden.

Walther. Erinnert Euch, Herr Landgraf, daß Elternliebe schon oft von der Staatsklugheit überstimmt wurde.

Ludwig. Ich weis dies sehr wohl, aber Rücksicht auf die Staatsklugheit des Kaisers und seines Bruders soll mir nicht bange machen, da ich unter den unbeweibten Fürsten keinen finde, mit welchen eine Verbindung dem Hohenstaufischen Hause größern Vortheil gewähren könnte, als die Verbindung mit mir.

Walther. Dennoch könnte es vielleicht der Kaiser seinem Hause vortheilhafter finden, durch Jutta's Hand sich einen Fürsten zu gewinnen, der ietzt sein Gegner ist, als Euch, an dessen Treue er ohnehin nicht zweifelt, noch se-

ſter an ſich zu ketten. Doch geſetzt, daß Euch der Kaiſer auch aus politiſchem Vortheile vor Andern den Vorzug gäbe, ſo kann dies doch nicht eher geſchehen, bis ihr Euch ihm entdeckt; und wenn Ihr damit noch lange zögert und einer Eurer Mitwerber früher ernſtlichere Abſichten kund gibt, ſo könnte er Euch leicht blos deshalb den Preis abgewinnen, weil Ihr Euch nicht mit mehrerem Ernſte darum bemühtet.

Ludwig. Mein Eifer kann nicht gröſſer ſein; Sorgfalt für mein künftiges Glück, befiehlt mir aber, die Verwanden des Fräuleins von Schwaben nicht eher um ihre Hand zu bitten, bis ich überzeugt bin, daß ſie nicht Dank allein, ſondern wahre innige Liebe für mich empfindet. Oft verſicherte ich ſie ſchon, daß ſie mir theurer iſt wie alle ihre Schweſtern, noch habe ich aber kein gleiches Geſtändnis von ihr erhalten, das doch meinen Bewerbungen bei ihren Eltern nothwendig voran gehen muß.

Walther. Mich dünkt, ſie hat Euch ſchon oft ein ſolches Geſtändnis gethan, obgleich nicht in ſo deutlichen Worten, wie ihr zu verlangen ſcheint. Doch dies muß Euch nicht befremden, denn Weiber geben oft, aus überſpannten Begriffen von Sittſamkeit, Liebe

durch Worte nicht so deutlich kund, als sie aus ihren Blicken, aus ihren unwillkührlichen Handlungen spricht. Diese stummen Redner sprechen zu Eurem Vortheile, weshalb Ihr nicht noch Versicherungen anderer Art erwarten solltet.

Ludwig. Wenn man sich nur in der Auslegung der Sprache, von welcher Ihr redet, nicht so leicht irrte. Mich dunkt Jutta ist über kleinliche Begriffe erhaben, und würde es mir nicht verhehlen, wenn ihre Empfindungen gegen mich, ihre Ueberzeugung von mir den meinigen von ihr gleich wären. Habe ich nach meinem sehnlichsten Wunsche erforscht, daß sie es sind, oder ist es mir vielmehr gelungen, ihre Empfindungen gegen mich auf die Höhe zu heben, welche die meinigen schon erreicht haben, dann will ich den Herzog von Schwaben und den Kaiser bitten, mir mit Jutta's Hand das größte Glück der Erde zu geben, früher aber erlaubt es mir weder Sorgfalt für mein eigenes Wohl, noch mein Wunsch für das Glück der trefflichen Jutta.

Walther. So lasset uns wenigstens jetzt alles also vorbereiten, daß Ihr dann durch nichts im Fortschreiten zum Ziele aufgehalten werdet. Sendet, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, indessen einen Boten zu Eurer Mutter,

ihre Einwilligung zu der Verbindung mit Jutta zu erhalten, damit Ihr ſie dann, wenn Ihr Euch endlich von Jutta's Liebe überzeugt habt, dem Kaiſer ſogleich zeigen und den Bund ſchlieſſen könnt, von den Ihr das Glück eures Lebens erwartet, auch gewis erhalten werdet.

Ludwig. Ja dies will ich heut noch, wo ich mich ohnehin gegen meine Mutter einer vergeſſenen Pflicht zu entledigen gedenke. Das Gerücht hat vielleicht von dem Angriffe auf die Kaiſerin nach der Wartburg ſolche falſche Berichte gebracht, wie ſie ſich in Prag verbreitet hatten, darum will ich heut noch an meine Mutter ſchreiben, und ſie um Verzeihung bitten, daß ich ſie nicht früher der Angſt entris, die ſie ſich vielleicht um ihren nachläßigen Sohn machte.

Walther. Und Frau Hedwig wird Euch gern verzeihen, wenn ſie in Euerm Schreiben eine treffende Schilderung des Fräuleins von Schwaben, mit der Nachricht findet, daß Ihr über Jutta der Mutter auf einige Tage vergaßet.

Kaiſer Konrad hatte verſprochen, dem Landgrafen von Thüringen das Schwerd umzugür-

ten, so bald sie, nach ihrem Abzuge von dem Felde vor Weinsberg in einer Stadt sich friedlich aufhalten würden. Ludwig hoffte in Prag Erfüllung dieses Versprechens, weil er sie aber immer vergebens erwartete, begann er schon Verlust der Gunst des Kaisers zu fürchten, obgleich im Umgange mit ihm keine Verminderung derselben zu bemerken war. Die Feierlichkeiten zu Prag waren zu Ende, und man fing schon an von der Abreise des kaiserlichen Hofes zu sprechen, als sich Konrad seines Versprechens erinnerte.

Ihr werdet vielleicht Mistrauen in mein Wort setzen — sprach er einst, im Zirkel seiner Familie zu Ludwig — wisset aber, daß ich Euch nur deshalb noch nicht zum Ritter schlug, weil ich diesen festlichen Tag für Euch gern feierlicher und ehrenvoller machen wollte, als es hier in Prag möglich gewesen wäre. In etlichen Wochen will ich einen Reichstag nach Frankfurt ausschreiben, wohin der gröste Theil der deutschen Fürsten kommen wird, und diese alle mögen Zeuge sein, wenn ich einem jungen Manne das ritterliche Schwerd umgürte, der es trotz einem unter ihnen zu gebrauchen weis.

Ludwig erfreuete sich über dieses Bestreben des Kaisers ihm Ehre zu machen, noch mehr aber über seine Einladung, während einer Rei-

se, die er machen wollte, in Worms bei seiner Gemahlin zu verweilen. Er wuste, daß Frau Agnes, Jutta und Friedrich bei der Kaiserin bleiben würden, und voll froher Hoffnung reiste er nach etlichen Tagen mit dem Kaiser und seinem Gefolge von Prag ab. In der Dauer seines Aufenthaltes zu Worms schmeichelte er sich, von Jutta's Liebe die Beweise zu erhalten, nach denen sich sein Herz bisher vergebens gesehnt hatte.

Kaiser Konrad blieb nur einen Tag in Worms, dann machte er sich auf den Weg nach Sachsen, den Unterhandlungen näher zu sein, die er mit der Wittwe Heinrich des Stolzen hatte anfangen lassen. Es war des Kaisers Absicht, die Herzogin Gertraud zu einer Vermählung mit seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich zu überreden, um hierdurch den Besitz von Baiern zu sichern, auch dem Welfischen Hause vielleicht die Länder zu entziehen, die durch die Erbtochter des Kaisers Lothar an dasselbe gekommen waren. Gelang es, dem jungen Heinrich von Sachsen die mächtige Stütze zu entreissen, die er bisher an seiner Mutter gehabt hatte, und diese an das Interesse der Hohenstaufischen Partei, zu knüpfen, so konnte

es

es nicht schwer werden, ihr das Uebergewicht über die welfische zu verschaffen.

Hiervon war der Kaiser überzeugt, nur hatte er lange an der Möglichkeit gezweifelt, die Herzogin Gertraud, die sich bisher für das Beste ihres Sohnes thätig bewiesen hatte, zur Verbindung mit dem heftigsten Gegner desselben zu vermögen, endlich aber erfuhr er von seinen Unterhändlern in Braunschweig, wo Frau Gertraud Hof hielt, die fröhliche Botschaft, daß es ihnen geglückt wäre, die Herzogin zur Erfüllung der Wünsche des Kaisers geneigt zu machen. Die Unterhandlungen vollends abzuschliessen, war der Kaiser iezt nach Sachsen gegangen. Er sahe die Herzogin, und erhielt von ihr das Versprechen, die Gemahlin seines Stiefbruders zu werden.

Es liegt auffer unserm Plane, umständlich zu erzählen, wie eine zärtlich besorgte Mutter zu einem Schritte konnte verleitet werden, der für ihren Sohn allerdings höchst nachtheilig war, daher sei es genug, unsern Lesern nur im Allgemeinen zu sagen, das Konrads genannte Unterhändler die Herzogin zu überreden wusten, daß ihr Söhnlein alles verlieren würde, wenn sie ihm nicht, durch die Vermählung mit dem

Markgrafen von Oesterreich, wenigstens Sachsen erhalten wollte.

Gertraud und der Kaiser sezten den Tag der Vermählung fest, die zur Zeit des Reichstags, den Konrad ausgeschrieben hatte, in Frankfurt gefeiert werden sollte. Gertraud versprach sich daselbst zu rechter Zeit einzufinden; und freudig über sein glücklich vollendetes Geschäft gieng nun der Kaiser wieder zurück nach Worms.

Hier hatte Ludwig indessen glückliche Tage verlebt, auch von seiner Mutter die Versicherung erhalten, daß sie ihre Einwilligung freudig zu einer Verbindung geben wollte, die ihm Ehre und seinem Lande Vortheil bringen würde. Jutta hatte ihm zwar noch nicht das offne Geständnis gemacht, das er zu erhalten wünschte, ihn aber doch oft ihrer vollkommensten Freundschaft versichert, und Ritter Walther wiederholte ihm so oft, daß er an die Stelle dieses Wortes dreust Liebe sezen könnte, daß er es endlich wirklich that.

Kaiser Konrad äusserte nach seiner Zurückkunft aus Sachsen gegen ihn noch gleiche Gewogenheit, wie vor seiner Abreise, auch seine Gemahlin, der Herzog von Schwaben und Frau Agnes behandelten ihn so freundschaftlich und gütig wie vorher, Friedrich aber schien

jezt weniger freundschaftlich gegen ihn. Ludwig, welcher dies bemerkte, forschte begierig nach dem Grunde einer Veränderung, die ihm wehe that, und beschwor oft seinen Freund, es ihm nicht zu verhehlen, wodurch er sich sein Misfallen zugezogen hätte. Friedrich versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft, und gab üble Laune, deren Grund ihm selbst unbekannt wäre, als die Ursache der Veränderung an, die sein Freund an ihm gewahrte.

Gern hätte sich Ludwig überredet, daß Friedrich wirklich nur übellaunig wäre, immer aber kehrte die Vermuthung seiner Unzufriedenheit über ihn zurück, weil er entdeckte, daß Friedrich nicht im Allgemeinen finster war, wohl aber in seinem Betragen gegen ihn eine Kälte äusserte, die mit den Versicherungen von seiner Freundschaft wenig übereinstimmte.

So vergieng einige Zeit, in welcher Ludwig den kaiserlichen Hof nach Frankfurt begleitete, wo Konrad, in Gesellschaft mit seinem Bruder, dem Markgrafen von Oesterreich, zum glänzenden Empfange der Herzogin von Baiern und Sachsen, indessen alles veranstalten wollte. Ein groſser Platz vor der Stadt wurde zu einem Turnierhofe bereitet, und der Ruf von den Lustbarkeiten, von denen Frankfurt bald den

Schauplatz sein sollte, zog aus der Nähe und Ferne eine Menge von Spielleuten, Harfnern und Minnesängern her.

Die zum Reichstage berufenen Fürsten trafen nach und nach ein, mit ihnen kamen auch viele berühmte Ritter, die in dem Turniere, das Kaiser Konrad gelegt hatte, neuen Ruhm erkämpfen wollten. Viele wurden von ihren Frauen und Töchtern begleitet, und noch nie hatte Frankfurt so viele tapfere Männer und so viele schöne Frauen in seinen Mauern gesehen.

Heinrich, der Markgraf von Oesterreich, war seiner Verlobten etliche Meilen entgegen gezogen, mit ihm der junge Friedrich von Schwaben, sie im Namen des Kaisers zu bewillkommen. Jetzt kamen sie an; der Jubel des Volkes schallte ihnen entgegen, und Frau Gertraud wurde von dem Kaiser und allen den Seinigen mit unverstellter Freude empfangen. Den Tag nachher nahmen die Festlichkeiten den Anfang, zu deren Dauer dreizehn auf einander folgende Tage bestimmt waren. Freudig und voll Sehnsucht sahen Ludwig und Friedrich dem siebenten und achten derselben entgegen, weil diese zu einem großen Turniere bestimmt waren.

Das Verhältnis zwischen beiden Freunden war noch das nämliche, dessen wir vorhin erwähn-

ten. Friedrich ſchien weniger freundſchaftlich wie einige Wochen vorher, verſicherte aber noch immer Ludwigen der Unveränderlichkeit ſeiner Geſinnungen gegen ihn, und wich jeder Erklärung, über die Urſache ſeiner übeln Laune, ſorgfältig aus, ſo oft ihn auch Ludwig dringend darum bat.

Am Abende des ſechſten feſtlichen Tages zu Frankfurt, waren Ludwig und Friedrich beſonders fröhlich, weil die Freuden der Geſellſchaft, Muſik, Tanz und Wein gemeinſchaftlich auf ſie wirkten, doch geſtand Ludwig ſeinem Freunde, im traulichen Tone, daß ſeine Freude noch reiner ſein wurde, wenn er ſie nicht durch ihn geſtört ſähe.

Wenigſtens geſchieht dieſes ohne meinen Willen -- erwiederte Friedrich — und Du kannſt glauben, mein Ludwig, daß ich mich Deiner Fröhlichkeit nicht weniger freue, wie meiner eigenen.

Ich fühle dies und danke Dir — fuhr Ludwig fort — es iſt aber auch nicht Dein Benehmen in den gegenwärtigen Augenblicken, was meine Freude ſtört, ſondern die Erinnerung an manche verfloſſene Stunde, die ich mit Dir allein zubrachte, und wo alle meine Bitten Dich vergebens beſchworen, mir unverhohlen den Grund zu entdecken, der eine Stimmung in Dir her-

vorbrachte, die Kälte gegen mich verrieth, ob Du ſie ſchon nur Laune nanteſt.

Friedrich. Aber, Freund, flüſtert Dir Dein Gewiſſen, ſo gar nichts zu, woraus Du Dir dieſe Frage ſelbſt beantworten könnteſt? Sagt es Dir nicht, daß Du allein es warſt, der in unſre vorige Harmonie Mislaut brachte?

Ludwig. Nein, es zeihet mich keiner Schuld; Dich aber beſchwöre ich, mir nicht länger zu verhehlen, wodurch ich Deine Unzufriedenheit wider mich reizte; Entweder irrſt Du Dich in mir, oder ich fehlte ohne es zu wiſſen, in beiden Fällen wird es aber, wie ich hoffe, nicht ſchwer werden, das kleine Misverſtändnis zu entfernen, das unſere freundſchaftliche Einigkeit auf etliche Tage unterbrach.

Friedrich. Wohl, ich will reden, weil ich ſehe, daß ich vergebens eine Veränderung erwarte, die ich bis iezt noch immer hoffte, reden, damit Du Dich gegen meine Anklage rechtfertigen kannſt!

Ludwig. Das werde ich, denn Rechtfertigung iſt leicht, wenn der Beklagte keiner Schuld ſich bewuſt, und der Richter gerecht iſt; und dies wird mein Friedrich gewis ſein. Nun zögere nicht, mir meine Schuld zu nennen!

Friedrich. Ich wurde Dein Freund, weil

ich Edelmuth und Festigkeit des Charakters bei Dir bemerkte, seit kurzer Zeit hast Du Dich aber ihres Mangels bei mir verdächtig gemacht.

Ludwig. Wahrlich ein Verdacht, der schier mein Blut in Wallung bringen könnte! Doch dies wäre der falsche Weg, uns wieder auszusöhnen. Nein, kalt und gelassen will ich Dir zuhören, mit der Ueberzeugung, daß dieser kränkende Verdacht Dich verlassen wird, so bald Du mir sagst, was ihn herbei führte, und ich Dir denn beweisen kann, daß Du mich falsch beurtheiltest.

Friedrich. Meine Schwester, meine geliebte Jutta schien Eindruck auf Dich zu machen, und dieser Eindruck scheint noch nicht wieder verlöscht zu sein.

Ludwig. Schon ein falsches Urtheil, weil Du Schein sahest, wo Wirklichkeit ist. Ja Deine treffliche Schwester hat den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und keine Ewigkeit kann ihn verlöschen! Warum, Freund, schien Dir dies aber nur so? Bewies Dir das Feuer, womit ich oft von den Vorzügen Deiner würdigen Schwester mit Dir sprach, nicht deutlich genug, daß hier mehr als Schein war?

Friedrich. Ja ich glaubte Wahrheit

zu finden, aber Deine übrige Handlungsweise führte mich zu der wahrscheinlichen Vermuthung, daß Du nur mit meiner Jutta spieltest, oder daß Dein Herz durch frühere Fesseln von ihr zurück gezogen würde. Du sahest, wie das gute, arglose Mädchen Dir entgegen kam, wie sie Deinen Empfindungen entsprach; bemerktest, daß ihre Eltern und ihr Oheim, die Dich lieben und schätzen, ihre Hand Dir nicht verweigern würden, und ließest dennoch Monden vergehen, ohne dich näher zu erklären. Ein Süsling schwazt zwar seinem Mädchen mondenlang von Liebe vor, ohne zu glauben, daß er sich hierdurch Verbindlichkeiten auflegt, aber der Mann von Ehre und Grundsätzen handelt nicht also. War Dein Herz nicht mehr frei, da Du meine Schwester sahest: so befahl Dir Pflicht gegen sie wie gegen Dich selbst, Dich eilend wieder von dem Hofe meines Oheims zu entfernen; ist es aber nur vorüber wandelnde Neigung, was Du für meine Schwester empfindest: so war es unrecht, in dem Busen eines jungen Mädchens Empfindungen an zu flammen, die Du nicht mit gleichem Feuer zu erwiedern gedachtest, und ihre Eltern und Verwande, die Dich so freundschaftlich aufnahmen, durch Aeusserungen von Gefühlen, die nur zur Hälfte wahr sind, leichtsinnig zu hintergehen.

Ludwig. Wirklich Freund, Du klagst

mich hart an; sei aber auch bereit, mich loszusprechen, wenn Du meine Rechtfertigung gehört hast. Nimm zuerst das Geständnis, das Deine treffliche Schwester mich lehrte, was Liebe ist, und dann die Versicherung: daß meine kühnste Hoffnung kein grösseres Glück sich träumen kann, als das Leben eines Seligen, das ich an der Seite dieses Engels finden würde.

Friedrich. Du achtest die Verbindung mit meiner Schwester für ein Glück und bemühst Dich doch nicht darum?

Ludwig. Daß ich dies bisher noch nicht auf solche Weise that, wie Du es zu verlangen scheinst, geschahe aus Gründen, die Du gewis als triftig anerkennen wirst. Soll ich an Jutta's Seite das Glück finden, das ich zuversichtlich hesse, so muß sie mit mir zugleich überzeugt sein: in keiner andern Lage größern Glückes theilhaftig werden zu können; und die Gegenwart einer solchen Ueberzeugung habe ich noch nie bemerkt.

Friedrich. (ihn umarmend) So verzeihe, Freund, daß ich Dir zuviel that, aber fürwahr, ich glaubte Dich nicht so unerfahren, daß Du zum Verständnis der Aeusserungen meiner Schwester gegen Dich eines Dolmetschers bedürftest! Lasse mich iezt mein Vergehen gegen

Dich dadurch wieder gut machen, daß ich mich erbiete, dieſer Dolmetſcher zu werden. Ich weis, daß ich nichts dabei wage, denn Ludwig wird gewis nicht glauben, daß Friedrich ſeine Schweſter verkuppeln will.

Ludwig. Wahrlich Jutta hat keines Unterhändlers nöthig, denn ein einziger Blik aus ihrem Auge entzündet unverlöſchliche Liebe. Kannſt Du mir aber ſagen, Freund, daß Jutta mir gleich empfindet: ſo biſt du ein Engel Gottes, der mir Seligkeit verkündigt. Bisher glaubte ich nur hohes Dankgefühl in Jutta's Buſen gegenwärtig, erfüllt von Liebe, ſo bin ich der glüklichſte unter den Menſchen.

Friedrich. Nimm unter vielfältigen Beweiſen nur einen, und laſſe dann Deine Zweifel verſtummen. Entſinnſt Du Dich der Worte noch, mit welchen Dir heut Jutta den Waffenrok überreichte, an dem ſie wochenlang arbeitete, um ihn ja ſo ſchön als möglich zu flicken.

Ludwig. Dem erſten ihrer Freunde giebt Jutta dies Andenken, ſprach Deine treſliche Schweſter, und mir werden dieſe Worte unvergeslich ſein, wie der nachdrukvolle Ton, durch den ſie noch gröſſern Werth erhielten.

Friedrich. Und doch kannſt Du über Jutta's Geſinnungen gegen Dich noch ungewis

ſein? Sie nannte Dich nicht ihren Beſchützer oder ihren Vertheidiger, ſondern den erſten ihrer Freunde; und kaum kann ich glauben, daß Du ſo ganz unerfahren wärſt, um nicht zu wiſſen, daß der erſte Freund eines Mädchens immer ihr Geliebter iſt. Ja Du biſt der Geliebte meiner Schweſter, gehe hinzu ihr und küſſe dieſes Geſtändnis von ihren unentweihten Lippen; gehe und empfange von ihren Eltern und von ihrem Oheim die Hand eines der beſten Mädchens in ganz Deutſchland; aber Wehe über Dich, wenn Du ie vergäßeſt, daß ſie auch des beſten Mannes, daß ſie Deiner vollen Liebe würdig iſt!

Ludwig. (mit Feuer) Ja dreifaches Wehe müſſe über mich kommen, wenn ich dies je vergäße! (Friedrichen umarmend) Freund, Bruder, fühle meinen Dank für Deine Offenherzigkeit, für welche ich Dir noch als Greis in Jutta's Armen danken werde! Entſchuldige meine Blödigkeit, verzeihe meinem Zweifel, und ſei wieder ſo ganz mein Freund wie ſonſt.

Friedrich. Dein Freund, Dein Bruder bis an den Rand des Grabes!

Beim weggehen vom Tanzſaale hatte ſich Fried-

rich noch einige Zeit in Ludwigs Zimmer verweilt, und hier war es, wo er ihm sagte, was wir unsern Lesern im vorhergehenden Gespräche wiederhohlt haben. Voll reger Freude über den von ihn erhaltenen Aufschluß, wäre Ludwig gern ietzt noch zu Jutta geeilt, von ihr Bestätigung dessen zu erhalten, wodurch Friedrich die seligsten Empfindungen in ihm hervorgerufen hatte, aber es war schon so spät, daß er das Fräulein heut nicht mehr sehen konnte, und zu seinem Verdrusse war ihm dies auch des andern Tages nur öffentlich vergönnt.

Früher als der Wohlstand erlaubte, in die Gemächer der Damen zu gehen, muste Ludwig sich schon bereit halten, die Ritter zu empfangen; die ihn nach dem Turnierhofe abholen wollten, wo er von dem Kaiser unter ihre Genossenschaft aufgenommen werden sollte.

Als der Morgen kaum zu grauen begann, verlies Ludwig sein Lager, auf dem er, ununterbrochen mit Jutta beschäftigt, die Nacht durchwacht hatte. Er rief seinen Knappen, die ihn ankleideten, harrte dann mit Ungeduld der Ankunft der Ritter, und als sie endlich erschienen; dünkte ihm die Zeit, welche noch verfloß, ehe sie mit ihm nach dem Turnierhofe giengen, unermeßlich lang. Die Gegenwärtigen lasen Ungeduld in seinen Blicken, glaubten Sehnsucht in ihren erhabenen Orden aufgenommen zu

werden; die Ursache derselben, und tranken deshalb aus den vollen Krügen freudiger auf das Wohl des neuen Genossen.

Von seiner frühesten Kindheit an hatten sich Ludwigs Wünsche immer gern bei der ritterlichen Würde verweilt, dennoch bedarf es bei dem menschenkundigen Leser wohl keiner Erinnerung, daß nicht das Streben: sich bald am Ziele lange genährter Wünsche zu sehen; sondern Sehnsucht: gegen Jutta wenigstens durch Blicke auszudrükken, was er ihr nicht sogleich mit Worten sagen konnte; die Ungeduld herbei führte, welche die Ritter an unserm Ludwig bemerkten. Wer kann den Jüngling tadeln, daß Liebe sein Herz jetzt angelegentlicher beschäftigte als Ehre?

Wir wollen Euch, theure Leser! keine weitläuftige Beschreibung der feierlichen Handlung machen, da Kaiser Konrad Ludwigen im Namen des heiligen Georgs zum Ritter schlug, um diejenigen unter Euch, denen die Sitten und Gebräuche der Vorwelt nicht fremd sind, nicht in die Nothwendigkeit zu setzen, schon bekannte Dinge zu lesen. Es genuge uns also nur von einigen Umständen Bericht zu ertheilen, durch die sich Ludwigs Aufnahme in den Ritterorden von der gewöhnlichen gesetzmäßigen Form unterschied.

Von einem Gerüste herab sahe Jutta, mit

ihrer Mutter, der Kaiserin und vielen andern Damen, der Handlung zu. Ihre Blicke waren unverwand auf den Liebling ihres Herzens gerichtet, und auch Ludwig schielte mit den seinigen verstohlen nach dem Gerüste hin, wo seine Jutta stand.

Als Konrad, dem Herkommen gemäß, die Ceremonie mit der Umarmung des Neuaufgenommenen beendigte, sprach er zu ihm: die Beweise; die Ihr bereits von Euerm Muthe und Eurer Tapferkeit gegeben habt, verdienten, die höchste kriegerische Würde in einem Alter zu ertheilen, in dem sie freilich wenige erhielten.

Diese Worte sprach der Kaiser so laut, daß viele der Umstehenden sie hören konnten, dann fuhr er leise also fort:

Was ich iezt that, forderte Gerechtigkeit von mir, die ich Euch aber noch insbesondere, für mich selbst als Vergeltung, schuldig bin. Mit Eurem Blute vertheidigtet Ihr meine Gemahlin, sammt ihren Kindern und Begleiterinnen wider den Angriff einer räuberischen Rotte, fordert nun selbst eine Gnade von mir, diesen wichtigen Dienst Euch wenigstens einigermaßen zu vergelten. Was Ihr fordert, sei Euch gewährt.

Jutta — stammelte Ludwig, ohne selbst genau zu wissen was er that. Der Kaiser verlangte seine Wünsche zu wissen — konnte Ludwig, überrascht hierdurch: wohl einen andern nennen, als den einzigen, der sein Herz erfüllte?

So sei sie Euer — fuhr der Kaiser fort — lasset es aber heut noch nicht laut werden; morgen will ich Euch dem guten Mädchen selbst zuführen.

Wer vermögte es, die Gefühle zu schildern, in deren Sturme sich iezt Ludwig so ganz vergaß, daß er noch einmahl in die Arme des Kaisers sank! Die Anwesenden staunten, manche lächelten, Andere ärgerten sich über die Kühnheit des Jünglings, aber der Kaiser war nicht unzufrieden über ihn.

Willkommen in meinen Armen, Neffe und Sohn! Jutta soll Dir an meiner Stelle danken — sprach er und drückte den Jüngling mit Wärme an seine Brust.

Jezt begann das Turnier, wo alle Anwesende der Gewandheit und Tapferkeit des jungen neu aufgenommenen Ritters sich freueten. Vielen unter ihnen gefiel nicht weniger das Feuer und die Freude, die ieder deutlich in Ludwigs Blicken las, so oft er sein Visir

aufschlug. Sie hielten seine Aufnahme unter den Ritterorden für die Ursache ihrer Entstehung; und manchem Ritter aus dem niedern Adel war es schmeichelhaft, daß der mächtige Landgraf von Thüringen, seinen Aeusserungen zu Folge, durch eine Würde sich geehrt glaubte, die mancher andere Fürst zu ehren gedachte, wenn er sie annahm.

Ludwig glaubte sich wirklich durch das ritterliche Schwerd geehrt, doch der Empfang desselben war freilich aufs höchste nur mitwirkender Grund zu seiner lebhaften Freude; Gewißheit: daß die geliebte Jutta sein werden sollte, brachte sie zunächst hervor. Dies wußten aber freilich nur der Kaiser, seine Gemahlin, Jutta's Eltern und Friedrich, dem es Ludwig heimlich zugeflüstert hatte.

Jutta selbst hatte noch nicht erfahren, was Ludwig leise mit dem Kaiser sprach, da sie aber die Sprechenden genau beobachtete, ahndete sie aus ihren Mienen den Gegenstand ihres Gesprächs; und die Blicke voll Freude, Liebe und Zuversicht, die Ludwig ihr öfters zuwarf, brachte ihre Vermuthung beinahe zur Ueberzeugung.

Ludwig trug Jutta's Farbe, und machte ihr durch seine Thaten Ehre. Oft konnte er hin-

hinreuten vor das Gerüſt des Kaiſers, Jutta die Helmkleinodien und die Dänie zu bringen, die er von andern Rittern erbeutete. Jutta freuete ſich über dieſe Geſchenke — Beweiſe des Muthes ihres Geliebten — nicht weniger, wie über die goldne Spangen, die ſie ihm gegeben hatte, und die noch immer unverſehrt an ſeinen Helm befeſtigt waren.

Zu ieder anderer Zeit würde Ludwig eines Turniers nicht müde geworden ſein, und wenn es von noch längerer Dauer geweſen wäre, heut aber wünſchte er oft das Ende deſſelben herbei, weil er ſich ſehnte, nur einige Augenblicke mit Jutta ohne Zeugen ſprechen zu können, wozu er nicht eher als beim Abendtanze Gelegenheit finden konnte. Endlich wurde zum Ausreiten aus dem Turnierhofe das Zeichen gegeben, und nun eilten die mehreſten Fürſten und Ritter, ihre Rüſtung mit einer leichten Tanzkleidung zu verwechſeln, einige gingen aber auch heim, lezten ſich auf ihren Schragen und ließen ſich von ihren Knappen die gelähmten Glieder mit Brantwein waſchen, oder eine erhaltene Wunde verbinden.

Auch Ludwig war leicht verwundet worden, doch möchte er dies wohl ſchwerlich geachtet haben, wenn ihm auch nicht ſein Knappe verſichert hätte, daß er ſonder Gefahr tanzen könnte, wozu er ie-

doch aus Vorsicht die Warnung setzte, sich vor Erhitzung zu hüten. Die Befolgung dieses Rathes seines arzneikundigen Knappen kostete unserm Ludwig um so weniger Ueberwindung, da er nicht sowohl des Tanzes wegen hier war, als um Gelegenheit zu suchen, der geliebten Jutta die Worte zuzuflüstern, die schon oft auf seinen Lippen geschwebt hatten, wenn er in der Dauer des Turniers auf seinem Streitrosse vor Jutta's Platze hielt, und andere Gegenstände die Aufmerksamkeit der Nächststehenden von ihm hinweg zogen. Nur mit dem größten Zwange konnte er das Lautwerden seiner Wünsche verhindern.

Auch bei dem Abendtanze muste er das Geständnis derselben noch eine Zeitlang zurückpressen, weil Jutta etlichen Fürsten, die sie zum Tanze aufforderten, ihre Bitte nicht verweigern durfte. Endlich konnte er sie zu einem Sessel begleiten, und absichtlich wählte er unter den ledigstehenden einen solchen, in dessen Nähe niemand war. Er sagte zu Jutta, daß der heutige Tag einer der glücklichsten seines Lebens wäre, und fuhr dann also fort:

O Fräulein, mögtet ihr ihn zum glücklichsten unter allen machen wollen!

Vermag ich dies — erwiederte Jutta — so werdet Ihr doch wohl von Euer Freundin versichert sein, daß sie es mit Freuden thun wird?

Werdet — sprach Ludwig, und faste mit seiner glühenden Rechten Jutta's zitternde Hand — werdet die Gefährtin meiner künftigen Tage, damit ich noch vieler mich erfreuen möge, die so glücklich wie der heutige sind!

Ein Mädchen, wisset Ihr wohl, Herr Landgraf — stammelte Jutta mit höherm Roth überflogen — hängt von dem Willen ihrer Eltern ab. Mein Vater und mein Oheim sind Herren meiner Hand; was sie beschliessen, dem folge ich willig.

Und wenn diese liebe Hand — fuhr Ludwig fort, indem er sie an seine Lippen preste — Euer Oheim mir zugesagt hätte, dürfte ich dann mit Gewisheit erwarten, daß die liebenswürdige Jutta, mit derselben, mir auch ihr Herz geben wurde.

Beide sind unzertrennlich — erwiederte sie mit einem Blicke, der so viel ausdrückte als ob sie hinzugesezt hätte: und gehören Euch.

Gemach Ihr Lieben — trat iezt Friedrich zu unserm Paare, das sich beinahe zu vergessen begann — bezähmt den unverhinderten Ausbruch Eurer Empfindungen noch bis morgen, wenn wir uns im Zirkel unserer

Verwanden befinden. Hier habt Ihr der Zeugen zu viele, und mögtet Euch leicht Mißdeutungen aussetzen.

Erröthend erkannten Jutta und Ludwig die Nothwendigkeit der Befolgung von Friedrichs Rathe. Sie verließen ihren einsamen Sitz, mischten sich wieder unter die Menge der andern Gegenwärtigen, und suchten zu verbergen, was in ihrem Innern vorgieng, doch blieb es wohl keinem verhohlen, dem die Aeusserungen der Liebe nicht fremd waren.

Des andern Morgens wurde Ludwig in das Zimmer des Kaisers gerufen, wo er ausser der Gemahlin desselben und dem Herzoge von Schwaben mit seiner Familie, auch die Neuvermählten fand, denen die Feste in Frankfurt zu Ehren gefeiert wurden. Der Kaiser und die Seinigen bewiesen der Herzogin Gertraud viele Achtung und Freundschaft, doch konnte diese, sammt den Festen, von welchen Frau Gertraud die Königin war, ihr nicht die Fröhlichkeit geben, die wohl alle bei ihr zu bemerken wünschten. Ohne Zweifel wurde ihre Freude durch den Gedanken, an ihren Sohn gestört, da es ihr gewis zuweilen einfallen muste, wie nachtheilich dem armen Knaben ihre Vermählung mit dem Markgrafen von Oesterreich war.

Ihr sollt wissen, Frau Schwägerin — sprach der Kaiser, nach Ludwigs Eintritt, zu Gertrauden — daß häusliche Freuden unter allen den grösten Werth für mich haben, und im Vertrauen, daß Ihr hierin gleicher Meinung mit mir sein würdet, bat ich Euch, heut Zeuge einer solchen Freude zu werden.

Wohl recht, gnädigster Herr — antwortete Frau Gertraud — sie sind unter allen die reinsten und edelsten, und ich danke Euch im voraus für den Mitgenus, den Ihr mir gewähren wollt.

Es wird Euch unvergessen sein, liebe Nichte — trat jetzt der Kaiser zu Jutta — wie vielen Dank wir alle Herrn Ludwig, dem Landgrafen von Thüringen, schuldig sind, und ich wünschte wohl, daß Ihr die Bezahlung dieser Schuld übernähmt.

Wie könnte ich dies — fragte Jutta, und ihre Augen senkten sich sittiglich auf den Boden herab.

Durch Eure Hand — fuhr Konrad fort — will Herr Ludwig unsere gesammte Schuld quitt werden lassen. Komm liebe Jutta, gieb sie ihm, denn er wäre ihrer werth, wenn er auch keine besondere Ansprüche auf unsere Freundschaft und Dankbarkeit hätte. Siehe Deine Eltern

winken Dir Einwilligung zu, darum zögere nicht, meine Bitte und Ludwigs Wunsch zu erfüllen, mit dem auch wohl der Deinige zusammentreffen mögte.

Ihr überrascht mich mein Herr und Bruder — riefen Herzog Friedrich und Frau Agnes zugleich — doch stimme ich Euch gern bei.

Nun so seid glücklich meine Kinder und liebt Euch immer wie heut. Dies ist der Seegen Euers Oheims — sprach iezt Konrad; und legte Jutta's Lilienhand in Ludwigs Rechte, umarmte sie beide und trat dann zurück, sie sich selbst zu überlassen.

O meine Jutta, mein Ludwig sanken iezt die Liebenden einander in die Armen. Macht der Gefühle erlaubte ihnen nicht, mehr zu sagen, aber ihre Blicke, ihre lange dauernde Umarmung und der Kuß, bei welchem ihre Lippen, wie ihre Seelen, in eins schmolzen, zeugten deutlich, wie glücklich sie sich fühlten. Frau Agnes und ihr Gemahl standen nah dabei, und seegneten den iezigen Augenblick, dann umarmten sie die geliebte Tochter und den künftigen Sohn, und baten den Himmel für sie um seinen besten Seegen.

Laß dieses Band unserer Freundschaft noch

feſter knüpfen — ſchlos Friedrich Ludwigen in ſeine Arme und Ludwig gelobte, daß nichts als der Tod ihren Bund zerreiſſen ſollte.

Nun näherten ſich auch die Kaiſerin und Markgraf Heinrich mit ſeiner Gemahlin den Verlobten Glück zu wünſchen. In dem Auge der Markgräfin von Oeſterreich glänzte dabei eine Zähre, die wahrſcheinlich weniger durch Freude, als durch den Gedanken: daß ſie ſelbſt in ihrer neuen Ehe des Glückes nicht viel finden mögte; hervorgelockt wurde.

Noch desnämlichen Tages machte Herzog Friedrich die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Landgrafen von Thüringen, allen, in Frankfurt anweſenden, Fürſten bekannt, und das junge Paar freuete ſich herzlich, daß ſie ihre Empfindungen hinfort dem Zwange nicht mehr unterwerfen muſten, dem ſie ſich geſtern auf Friedrichs Rath unterzogen hatten. Nach der Wartburg wurde ein Eilbote abgeſendet, Ludwigs Mutter von ſeiner Verlobung zu benachrichtigen. Frau Hedwig fühlte innige Freude darüber, und man ſagt, daß der Gedanke, an ihren geliebten Sohn und an ſeine ſchöne Verlobte, ſie etliche Tage in ihren fleißigen Andachtsübungen gar ſehr geſtört hätte.

Der lezte Tag des langen Festes zu Frankfurt war vergangen, die Geschäfte, zu welchen Kaiser Konrad eine Reichsversammlung dahin berufen hatte, waren zu Ende, und die anwesenden Fürsten und Edeln dachten wieder auf ihre Heimkehr. Manche eilten, die Stadt zu verlassen, Andere verweilten noch einige Tage, durch Erholung von dem langen Jubel sich zu ihrer Reise zu stärken. Markgraf Heinrich führte seine Gemahlin nach Wien, Herzog Friedrich gieng mit der seinigen nach Schwaben, Jutta und ihr Bruder begleiteten aber den Kaiser nach Würzburg, weil sich beide von Ludwigen nicht trennen wollten, der sich entschlossen hatte, bis zu seiner Vermählung mit Jutta an Konrads Hofe zu bleiben. Vielleicht wider den Wunsch der jungen Verlobten, war ihre Vermählung von den Verwanden der Braut, bis auf den künftigen Sommer hinausgesezt worden, damit Ludwig vorher sein vierzehntes Jahr zurück legen mögte.

Diese Zeit verlebte der Landgraf an des Kaisers Hofe, ohne das ihm irgend etwas begegnete, was uns wichtig genug scheinen könnte, Euch, liebe Leser! wieder zu erzählen, den Tod des Schenken Walther von Varila ausgenommen. Wir wollen daher einen Zeitraum von zehen Monden kurz zusammen fassen, um

den Raum für wichtigere Begebenheiten zu verſparen, als wir Euch im Laufe derſelben melden könnten.

Kaiſer Konrad lebte eine Zeitlang in Frieden, weil ſich iezt die welfiſche Partei gröſtentheils nur mit Planen zu ihrer Verſtärkung beſchäftigte, um die Fehde mit der Zeit, voll Hoffnung eines glücklichern Erfolges wie bisher, aufs Neue beginnen zu können. Herzog Welf widerſezte ſich zwar den Unternehmungen des Markgrafen von Oeſterreich, Konrad nahm aber keinen Theil daran, weil er hoffte, daß ſein Stiefbruder die Fehde mit Welfen, ohne ſeine Hülfe, würde austragen können. Er ahndete auch nicht, daß der aufgebrachte Herzog ihm in Italien einen Gegner zu erwecken ſuchte, durch deſſen Hülfe er die Macht des Kaiſers zu theilen, und ſich den Sieg über den Markgrafen von Oeſterreich zu erleichtern hoffte. *)

Es mangelte daher unſerm Ludwig an Gelegenheit, im Dienſte des Kaiſers ſich neuen Beifall und Dank zu erwerben, und wir glauben nicht, daß er darüber unzufrieden war.

*) Welf ſtand damahls mit dem Könige Roger von Sicilien in Unterhandlungen, die auch bald nachher ſeinem Wunſche gemäs beendigt wurden.

Er kannte iezt keinen andern Wunsch, als an der Seite seiner Geliebten zu leben, und dieser hätte freilich nicht erfüllt werden können, wenn er unter Konrads Panniere in das Feld gezogen wäre. Hätte sich der Kaiser in einer Lage befunden, wo er seiner Hülfe bedurfte, so würde er sie ihm zwar nach allen Kräften geleistet haben, gewis war es ihm aber, bei allem Streben nach kriegerischen Ruhm, weit lieber, friedlich an Konrads Hoflager zu bleiben, mit ihm und Friedrichen, zuweilen auch mit Jutta, auf die Jagd zu gehen, und sein Schwerd aufs Höchste zum Gebrauche in den Schimpfspielen zu ziehen.

Gedächten wir Beiträge aus dem Archive der Liebe und Zärtlichkeit zu schreiben, oder Urkunden aus demselben zu liefern, so könnten wir zwar unsern Lesern manches Gespräch mittheilen, das Ludwig und Jutta, mit aller Stärke des Ausdrucks der Leidenschaft, daheim oder im Forste hielten, oder ihnen manche Scene schildern, in der sie Rollen spielten, wie Liebe sie ihnen aufgab, aber dann würden wir nur Dinge erzählen müssen, die schon tausend und aber tausendmahl erzählt worden sind, denn Liebe bleibt sich immer gleich in ihren Aeusserungen, wenn gleich Temperament, Lage und Verhältnisse Verschiedenheiten in derselben hervor bringt.

Je näher Ludwig und Jutta einander kennen lernten, ie vollkommener erkannte iedes den Werth des andern. Ihre Liebe erhielt daher fortdauernde Nahrung, verlor auch nichts von ihrer erſten Stärke, ſondern ſchien im Gegentheil noch zu gewinnen. Beide prieſen ſich glücklich über das ſchöne Loos, das ſie gezogen hatten.

In ununterbrochenem Genuſſe würde alſo Ludwig ſeine Tage am Hofe des Kaiſers zugebracht haben, wenn ihn nicht der Tod des Ritters Walther darin geſtört hätte. Er ſchätzte den wackern Ritter, als Lehrer und Freund, wurde tief durch ſeinen Verluſt erſchüttert, der ihm aber vielleicht noch ſchmerzhafter würde geweſen ſein, wenn er geahndet hätte, wie nöthig er ſeiner Leitung und ſeines Rathes in kurzer Zeit bedürfen würde.

Gröſtentheils iſt es wohl Glück für den Menſchen, daß ſie von ihrem künftigen Schickſale nichts wiſſen, oft mögte ihnen aber auch gewis das Gegentheil heilſam ſein, den Uebeln, die ihnen in der Ferne drohen, mit kluger Vorſicht, leichter ausweichen zu können. Doch genug hiervon, um unſern Leſern den Verfolg dieſer Geſchichte nicht zum Theil zu verrathen

Der Montag nach St. Jakob, im Jahr 1142, war der glückliche Tag, den Ludwig oft laut, Jutta wenigstens heimlich herbei gesehnt hatte, und der nun beide, durch die unauflöslichen Bande der Ehe an einander fesselte. Zu Regensburg feierte Kaiser Konrad die Vermählung seiner Nichte, wenn schon mit keinem so lange dauernden Feste, wie die Verbindung der Herzogin von Sachsen, mit dem Markgrafen von Oesterreich, doch mit mancherlei Lustbarkeiten, welche die Freude der Neuvermählten und ihrer Verwanden noch erhöhten.

Die gröste fanden freilich alle in sich selbst, und wenn innige stille Freude des Herzens uns belebt, achten wir wenig des Freudenrausches öffentlicher Lustbarkeiten. So auch Jutta, Ludwig und die Verwanden der erstern. Die jungen Vermählten waren entzückt über das Glück, das sie sich gegenseitig gaben, und der Kaiser und Herzog Friedrich freueten sich mit allen den Ihrigen des Glückes ihrer lieben Jutta und des wackern und guten Jünglings Ludwig.

Frau Hedwig war von ihrem Sohne gebeten worden, nach Regensburg zu kommen, um bei diesem feierlichsten Tage seines Lebens, gegenwärtig zu sein, auch hatte Kaiser Konrad Ludwigs Schreiben eine eigenhändige Einladung

beigelegt, die aber dennoch die Landgrafin nicht vermögen konnte, das Haus zu verlassen, in welchem sie in einem Garten bei Eisenach still und eingezogen lebte.

In diese Einsamkeit hatte sie sich zurück gezogen, so bald ihr der Tag der Vermählung, ihres Sohnes bekannt gemacht wurde, weil sie glaubte, daß es nun bald auf der Wartburg frohlicher zugehen würde, als sie es gerne sahe. Auch iezt wollte sie ihr stilles Häuschen nicht verlassen, um in ihrer Einsamkeit nicht gestört, in ihren strengen Uebungen der Gottseligkeit, die den Begriffen des damahligen Zeitalters gemäs, aus abwechselnden Beten, Fasten, Austheilungen an Klosterleute, zuweilen auch in Geisselungen bestanden, nicht unterbrochen zu werden. Von ihren Kindern hatte Frau Hedwig nur Adelheiden, die jüngste ihrer Töchter bei sich:

Bei dem Namen dieses Fräuleins fällt es uns bei, daß wir unsern Lesern noch nichts von Ludwigs Geschwistern gesagt haben, weshalb wir sie hier in der Kurze mit denselben bekannt machen wollen.

Ludwig hatte zwei Brüder, von welchen der ältere mit ihm gleichen Namen führte, der jüngere

Heinrich hies. Jener war nur ein Jahr, dieſer, zwei Jahr iünger als Hedwigs Erſtgebohrner, mit welchem beide Sanftheit und Güte des Herzens gemein hatten, dagegen beſaſſen ſie aber weniger Muth und weniger Begierde berühmt zu werden, wie er, woran wahrſcheinlich gröſtentheils ihre Erziehung ſchuld war. Beſorgnis für das Beſte ſeines älteſten Sohnes und für die Ruhe des Landes, hatte den Landgrafen Ludwig den Erſten bewogen, ſeine iüngern Söhne mehr für die Stille des bürgerlichen und häuslichen Lebens zu bilden, als ihnen Streben nach Ruhm und Hoheit einzuflößen, die ſchon oft iüngere Brüder eines Hauſes wider den ältern bewaffneten. Unſer Ludwig würde dies wohl freilich nicht von ſeinen Brüdern zu befürchten gehabt haben, wenn auch Ehrgeiz die mächtigſte ihrer Leidenſchaft geweſen wäre, denn ſie liebten ihn ſo ungeheuchelt, hatten auch überhaupt zu gute Grundſätze, um ihren Ehrgeiz auf ſeine Koſten befriedigen zu wollen.

Cäcilie, Hedwigs älteſte Tochter von zehn Jahren, war ein gutes, aber auch ein wildes Mädchen, das ſich oft die Verweiſe der Mutter zuzog. Es war Cäciliens gröſte Freude, den Waffenübungen ihrer Brüder zuzuſehen, oder wohl gar an denſelben Theil zu nehmen, und

in ihrer Gesellschaft mit kleinen Bogen dem Wilde nachzujagen. Dis war freilich wider Hedwigs Willen, die ihr Töchterlein oft, durch nachdrückliche Ermahnungen und Züchtigungen, zu einer stillen Lebensweise zu führen suchte, und vielleicht noch strenger gegen das arme Mädchen würde gewesen sein, wenn sich nicht ihrer der Graf Burkhard von Brandenberg, sammt seiner Gemahlin, angenommen hätte.

Graf Burkhard fürchtete, daß Frau Hedwig ihre Tochter zu Bräuten der Kirche erziehen würde, und dies war wider seinen Wunsch, weil er glaubte, daß durch ihre Verheirathung dem Lande dereinst Vortheil geschaft werden könnte.

Unwillig über die wenige Folgsamkeit Cäciliens, und von den Vorstellungen Burkhards und seiner Gemahlin bestürmt, gab endlich Hedwig denselben nach, als sie sich entschlos das einsame Häuschen bei Eisenach zu beziehn. Sie übergab Cäcilien der Aufsicht der Gräfin von Brandenberg, aber die stille siebenjährige Adelheid nahm sie mit sich, weil sie in ihr zu viel Beruf zum heiligen Klosterleben zu sehen glaubte, um sie, sonder Beschwerung ihres Gewissens, den Verführungen der Lüste der Welt überlassen zu dürfen.

So viel iezt von den Geschwistern unsers

Ludwigs, um wieder zu ihm selbst zurück zu kehren.

Die Festlichkeiten zu Regensburg wurden durch eine Unglückspost aus Oesterreich unterbrochen. Durch einen Eilboten lies Markgraf Heinrich dem Kaiser melden, daß der König von Ungarn, Geysa der Zweite, in sein Land gefallen wäre. Heinrich bat seinen Bruder, den Herzog Welf indessen zu beschäftigen, damit er nicht, im Kampfe mit zweien Feinden auf einmahl, unterläge. Der Kaiser hatte kaum das Schreiben des Markgrafen gelesen, als ein anderer Bote aus Schwaben Nachricht brachte, daß Herzog Welf mit einem Angriffe drohete.

Unter Allen am kaiserlichen Hofe zeigte sich Jutta am ängstlichsten über diese traurige Botschaft. Sie fürchtete, daß Ludwig von ihrer Seite mögte gerissen werden, und wie erschütternd muß nicht eine solche Furcht in den ersten Tagen einer Ehe sein, welche die Folge der zärtlichsten Liebe ist. Jutta entdeckte ihrer Mutter und der Kaiserin ihre Besorgnis, und beschwor sie mit einer Thräne im Auge, ihren Ludwig zurück zu halten, wenn er von dem Kaiser oder ihrem Vater aufgefordert werden, oder vielleicht selbst auf den Einfall kommen sollte, das Heer gegen den Herzog Welf durch seinen Bei-

Beitritt zu verſtärken. Frau Agnes und die Kaiſerin verſprachen der beſorgten jungen Gattin Bewilligung ihrer Bitte, fanden auch, da ſie bald nachher mit ihren Gemahlen ſprachen, dieſe Jutta's Wünſchen ſchon geneigt.

Bis iezt hatte ſich Ludwig weder gegen den Kaiſer noch gegen Jutta erklärt, ob er bei dieſer bleiben, oder ienen in das Feld begleiten wollte; der aufmerkſame Beobachter konnte aber leicht bemerken, daß er mit ſich ſelbſt über einen Entſchluß kämpfte. Sein Herz voll glühender Liebe für ſeine holde Gattin forderte ihn auf, ſich nicht von ihr zu trennen, zugleich ſchien es ihm aber auch Pflicht, den Schöpfern ſeines Glückes durch Jutta, dem Kaiſer und dem Herzoge von Schwaben, ſeine Hülfe nicht verſagen zu dürfen. Wir wiſſen nicht, ob Ruhmbegierde mit der Dankbarkeit gleiche Forderung an ihn machte, doch vermuthen wir, daß ſie iezt vor der mächtigen Stimme der Liebe ſchwieg.

Auch der Kaiſer hatte noch nichts zu Ludwigen geſagt, aber etliche Stunden, nachdem er iene widrigen Nachrichten erhalten hatte, trat er in Ludwigs Zimmer und erklärte ſich, wie Jutta laut, Ludwig gewis heimlich wunſchte.

Welfs Ungehorsam — begann er — hätte mir in Wahrheit zu keiner ungelegenern Zeit kommen können, als da ich Euch iezt in Euer Land zu begleiten und, mit Euch und Euerm lieben Weibe, noch einige glückliche Tage zu verleben gedachte. Wir müssen uns nun trennen, denn es sei fern von mir, meiner guten Jutta in der ersten Woche ihrer Ehe den geliebten Gemahl rauben zu wollen. Auch wird Eure Mutter und Euer Land Euch erwarten, und es ist nöthig, daß Ihr nieder heimkehret und die Regierung selbst übernehmt, damit aus der langen Herrschaft der Landesverweser nicht vielleicht Euch und Euerm Lande Nachtheil erwächst. Ich hoffe, daß mir das Glück der Waffen nicht ungünstig sein wird, sollte aber das Schicksal das Gegentheil beschlossen haben, so werde ich nicht zögern, Euch davon Nachricht zu geben, damit Ihr Eure Lehnsleute und Reisigen aufsitzen lasset, und mir zu Hülfe kommen könnt.

Ich will beten, daß der Himmel Euern Waffen Sieg verleihe — rief Jutta mit Feuer.

Und das Dein Ludwig sein bei Dir bleiben möge — setzte Konrad mit mildem Lächeln hinzu.

Wenigstens — sprach Ludwig — würde mich gewis der Segen meiner Jutta begleiten, wenn

es Eure Maieſtät einſt nöthig befinden mögte, mich mit einem Heere meiner Thuringer zu Euch zu berufen. Mein Wunſch iſt zwar, daß Eure Waffen ſo ſiegreich ſein mögen, daß Ihr nicht der Hülfe eines Andern bedürft, ſollte ſich aber die Zahl Eurer Feinde vermehren, ſo iſt es für mich doppelte Pflicht, unter den treuen Fürſten des Reichs der Erſte zu ſein, der zu Eurer Unterſtützung in ſeinem Lande den Heerbann ergehen läſt, und mein gnädigſter Herr kann verſichert ſein, daß mir die Erfüllung dieſer Pflicht immer heilig ſein wird.

Kaiſer Konrad glaubte ſich in Regensburg nicht ganz ſicher, weshalb er eilte, es zu verlaſſen, und ſchon den nächſten Tag, mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, die auch die Herzogin von Schwaben begleitete, nach Worms aufbrach, wo er ſein Heer verſammeln wollte. Ludwig blieb noch in dem Gefolge des Kaiſers, aber Herzog Friedrich und ſein Sohn zogen nach Schwaben, Welfs Unternehmungen zuvor zu kommen. Ungern ſchieden ſie iezt ſchon von ihrer lieben Jutta, doch trennten ſie ſich von ihr, wie es Männern geziemt, die das Beſte des Vaterlandes von ihren Lieben hinweg ruft.

Schwerer als hier wurde der Abſchied, da

Ludwig in Worms sich bereit machte, seine Gemahlin heimzuführen. Zärtlich hatten Agnes und Jutta sich immer geliebt, iezt sollten sie sich trennen — dies muste ihnen manche Thräne kosten, obgleich Jutta ihren Ludwig nicht für die Mutter vertauscht haben würde, und in dieser kein Gedanke sich regte, daß ihr Ludwig ihre liebe Tochter nicht hinweg führen mögte. Wie hätte auch ein solcher Wunsch entstehen können, da sie Jutta an Ludwigs Seite so glücklich sahe.

Die Herzogin von Schwaben bedauerte, daß sie in der Eil, mit welcher Alle Regensburg verliessen, vergessen hatte, ihren Gemahl um Vergunst zu bitten, ihre Tochter nach Thüringen begleiten zu dürfen, da sie es aber ohne seine Erlaubnis nicht thun wollte, blieb sie in Worms bei ihrer Schwägerin. Mit dem Kaiser und seiner Gemahlin begleitete sie ihre Kinder, bis vor das Thor, wo die Scheidenden von Allen noch einmahl umarmt, und dann mit den besten Seegenswunschen entlassen wurden.

Durch Eilboten hatte Ludwig in Thüringen seine Ankunft bekannt gemacht, und den Grafen Sippo und Burkhard aufgetragen, zum festlichen Empfange seiner geliebten Gemahlin

alles vorzubereiten. Beide Grafen befolgten seinen Auftrag aufs Beste und waren dabei fröhlich, daß ihre junge Fürstin von keinen ihrer Verwanden begleitet wurde, wie sie, vorher erhaltenen Nachrichten zu Folge, gefürchtet [illegible].

Wir wissen, daß es die Absicht beider Grafen war, Ludwigs Milde und wenige Erfahrung, zu ihrer Vergrosserung auf seine Unkosten zu benutzen. Sie wusten sehr wohl, daß er nach seiner Zurückkunft die Regierung selbst übernehmen wollte; hofften aber dennoch die höchste Gewalt im Staate zu behalten, da sie sich hinlängliche Geschicklichkeit zutraueten, den arglosen Jüngling zu täuschen. Ihr Plan hätte freilich mit einemmahle zerrüttet werden können, wenn Kaiser Konrad, sein Bruder, oder auch nur sein Neffe mit dem Landgrafen nach Thüringen gekommen wäre, und ihm, vermittelst seines schärfern Blicks und seiner reifern Erfahrung, die beiden Grafen in ihrer wahren Gestalt gezeigt hätte. Bisher war es ihnen gelungen, ganz eigenmächtig über Thüringen zu schalten, und dies hatten sie auch für die Zukunft zur Absicht, Graf Sippo nicht minder, wie sein Gehülfe, ob er sich gleich öffentlich den Schein gab, nächstens gänzlich von der Welt abscheiden zu wollen.

Da wir Euch, theure Leser! von der Reise

Ludwigs und ſeiner Jutta von Worms nach Thüringen, ohnehin nichts Bemerkenswerthes zu melden wiſſen, wollen wir, ehe wir ſie Euch in ihrem Lande darſtellen, erzählen, wie der Graf von Küfernburg auf den Einfall kam, ſich jenen Schein zu geben, und Euch zugleich mit einem Manne bekannt zu machen, welcher damahls die Aufmerkſamkeit des ganzen Thüringer Landes auf ſich zog, auch auf die Geſchichte unſers Helden nicht ohne Einflus blieb.

Eberhard, Graf von Bergen, hatte ſich ſammt ſeinem Bruder, dem Grafen Adolph von Altona, mit dem Herzoge von Limburg wider den Herzog von Brabant verbunden. Die Fehde war lang und blutig, doch ſonder groſſen Nutzen auf irgend einer Seite. Nach der Beendigung derſelben durch den Frieden, ging Graf Eberhard nach Limburg, wohin ihn der Herzog eingeladen hatte, ihm für die geleiſtete Hülfe ſeinen Dank zu bezeugen.

Graf Eberhard war ein groſſer Kriegsheld, der an den Vortheilen, welche die Limburger über die Brabanter erfochten, immer den gröſten Antheil gehabt hatte. Mit Jauchzen und Lobſprüchen wurde er daher von den Limbur-

gischen Kriegern empfangen, aber viele Wittwen und Waisen verwünschten ihn, weil er den Herzog zu der Fehde verleitet hatte, die ihnen ihre Gatten und Väter raubte. Eberhard wurde deshalb in Limburg nur von wenigen gern gesehen, und es blieb ihm nicht verborgen, daß manche trostlose Wittwe oder verlassene Waise ihn als den Mörder ihres Gemahls, ihres Beschützers und Ernährers betrachtete. Als ein rauher ungestümer Kriegsmann achtete Eberhard Anfangs nicht darauf; nach und nach begann sich aber sein Gewissen zu regen, weil er überdies erkannte, daß die Fehde, zu welcher er den Herzog von Limburg vermogt hatte, nicht die gerechteste gewesen war. Er wuste iedoch seine Mahnung des Gewissens durch die Lustbarkeiten, in welchen er sich an dem Hofe des Herzogs von Limburg berauschte, zu betäuben, bis es endlich ein Zufall gänzlich aufschreckte.

Graf Eberhard, sollt Ihr wissen, war zu Abentheuern mit schönen Damen nicht weniger geneigt, als immer bereit sein Schwerd zu ziehen, sobald sich nur irgend eine Gelegenheit hierzu auffinden lies.

Am Hofe des Herzogs von Limburg hatte er ein Fräulein gesehen, das seine Sinnlichkeit reizte, sie zwar seinen Absichten nicht so

geneigt gefunden, wie er wünschte, aber doch zu bemerken geglaubt, daß er ihr nicht gleichgültig wäre. Das schöne Fräulein verlies den Saal in der herzoglichen Burg früher als er, beim Weggehen trat eine ältende Zofe, vor ihn und begehrte einige Worte mit ihm zu sprechen.

Mein Fräulein -- begann die Alte — sendet mich zu euch, edler Herr, und läst Euch durch mich bitten, sie morgen zu besuchen, wenn die Versicherungen, die Ihr von Eurer Liebe ihr heut gegeben habt, Euer wirklicher Ernst gewesen wären.

Wer ist Dein Fräulein? — fragte er hastig.

Habt Ihr denn heut so vielen Damen Eure Liebe versichert — erwiederte die Alte — daß Ihr den Namen meiner Gebieterin zu wissen verlangt? Es ist kein gutes Zeichen, edler Herr, daß ihn Euch Euer Herz nicht sagt.

Du bist witzig — lächelte der Graf — Ja mein Herz sagt mir den Namen Deines schönen Fräuleins, und ich mögte wohl gleich mit Dir gehen, um Deiner holden Gebieterin die Schwüre zu erneuern, die ich nie brechen werde.

Nein, Herr Ritter — sprach die Alte — heut geht dies nicht, aber morgen um die

zwölfte Stunde findet Ihr mich am Eingange des engen Gäschens, zur linken Seite der herzoglichen Burg, von wannen ich Euch in die Armen der Liebe geleiten werde.

Die Alte trippelte fort und der Graf Eberhard dachte ihren Reden nach. Er hatte zwar heut, wie das wohl von manchem Wollüstling geschieht, mehreren Damen seiner Liebe die besten Versicherungen gegeben, keine von ihnen hatte aber so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie das Fräulein, dessen wir vorhin erwähnten. Ihrer gedachte er daher zuerst, und zweifelte nicht, daß sie es wäre, welche die Unterhändlerin, die eben von ihm geschieden war, abgesendet hätte. Er wurde in dieser Vermuthung noch mehr bestärkt, als er des andern Tages das Fräulein nicht am Hofe sahe; glaubte, daß sie sich zu verrathen fürchtete, und erwartete nun mit Ungeduld die bestimmte Stunde.

Sie erschien, und mit dem Schlage eilte Graf Eberhard in das bezeichnende Gäschen, wo er die Alte wieder fand. Sie gieng ihm voran durch viele Straßen und eine Menge Seitengäschen; dem ungeduldigen Grafen wurde die Zeit lang, und oft bat er die Alte schneller zu gehen. Sie versicherte, daß ihre Kräfte dies nicht verstatteten, mogte auch wohl Wahrheit sprechen, denn einige Goldstücke, die ihr der Graf in die Hand

drückte, konnten ihren Beinen nur eine kaum merklich schnellere Bewegung geben. Der ungeduldige Graf lies seinen Unwillen über seine schleichende Führerin laut werden, aber auch dies achtete sie nicht, bis sie sich endlich einem großen Hause näherten, und ihn bat, still zu sein, damit sie nicht gehört würden. Jetzt blieb sie mit ihm an einem kleinen Pförtchen stehen, lies ihn eintreten, verschlos die Thür wieder, nahm dann eine Leuchte, die inwendig stand, und gieng ihm voran Stiegen hinauf und hinab. Jetzt kam ihnen eine wohlgekleidete Frau, von ungefähr vierzig Jahren, entgegen, welcher Eberhards Führerin zurief.

Hier, Frau Mechtild, bringe ich Euch den Ritter! Ihr mögt ihn nun weiter geleiten.

Noch wenig Schritte — nahm Mechtild die Leuchte — und wir sind am Ziele.

Eberhard schwieg; der lange schauerliche Gang im Hause hatte ihn beinahe furchtsam gemacht, und seine Furcht vermehrte sich nicht wenig, als Mechtild ihn iezt durch eine Thür einlies, die schnell wieder hinter ihm verschlossen wurde, und Eberhard nun um sich her blickte. Er sahe sich in einem Gewölbe, das rings um schwarz ausgeschlagen war, und nur durch Mechtildens Leuchte und durch eine Ampel ein wenig erhellt

wurde, die im Hintergrunde über einer Todenruhe braunte.

Weib — rief Eberhard und griff an das Heft ſeines Schwerdes — wo führſt Du mich hin!

Seid ohne Sorgen — erwiederte ſeine Führerin kalt und gelaſſen — es ſoll Euch nichts übels begegnen, doch wiſſet auch, wenn Ihr wagen ſolltet, mich zu beleidigen, nur eines Winkes bedarf, um ſechs tapfere Männer herbei zu rufen, die bereit ſtehen, mich an Euch zu rächen.

Aber was willſt Du von mir, Weib oder Teufel! — ſchrie Eberhard.

Verſuchen — fuhr ſeine Führerin fort — ob es moglich iſt, das Unglück zu verhüten, das noch durch Euch auf die Welt kommen würde, wenn Ihr ſo fortführt, wie Ihr begonnen habt. Durch Liſt muſte ich Euch hierher bringen, und ich werde meinem Schickſale danken, daß ſie mir gelungen iſt, wenn mein Verſuch auf Euch nicht ohne Wirkung bleibt. Seht — fuhr ſie fort, indem ſie ihm das Gemählde eines Mädchens von ſeltenen Reizen zeigte — ſehet hier dieſes Konterfei; tretet nun einige Schritte näher zu der Todenruhe, betrachtet das Urbild und ſehet, ob Ihr es erkennt.

Sie faßte ihn bei der Hand, zog ihn mit sich fort, und bei allem Muthe, den er in so vielen Schlachten bewiesen hatte, folgte ihr Eberhard nicht ohne Zittern. Er sahe eine weibliche Gestalt in Trauerkleidern, bleichen verfallenen Angesichts, mit verworrenem Haar, die vor dem Sarge kniete und ihre Arme um denselben geschlungen hatte, die weis und schön gewölbt, die vorigen Reize dieses Weibes verriethen. Sie bemerkte nicht, daß nahe bei ihr Menschen standen, aber Graf Eberhard bemerkte wohl ihre Seufzer, von welchen das Gewölbe wiederhallte, und den verzweiflungsvollen Schmerz, der in ihrer Miene lag.

Sei still und störe sie nicht — flüsterte Mechtild dem Grafen zu, der mit hochklopfendem Herzen so lange stehen blieb, bis es ihr gefiel, ihn wieder weg zu führen. Sie stellte ihn so, daß er die klagende Traurende noch in den Augen behielt, und fuhr dann fort:

Die Unglückliche, die Du hier siehest, ist meine Tochter. Einst übertraf sie dieses Gemählde so weit, wie die Werke Gottes gewöhnlich die Nachbildung des Künstlers, jetzt ist sie entstellt und, was noch mehr als dieses, unglücklich über jeden Ausdruck — unglücklich durch Dich, Unmensch, der ihr den Gemahl raubte, an welchem ihr ganzes Herz hieng! Er fiel unter den Krie-

gern, die Dein unruhiger Geist, Dein Ehrgeiz zum Kampfe wider den Herzog von Brabant führten. Unser Herr würde diese unglückliche Fehde, die schier in jedes Haus im ganzen Lande Trauer gebracht hat, nicht angefangen haben, wenn Du ihn nicht dazu gereizt hättest. Du! — Du! — bist der Mörder meines Eidams, der Mörder meiner Tochter und des Kindes, das sie unter ihren Herzen trägt, denn bald wird das arme Weib ihrem entrissenen geliebten Gatten in die Gruft folgen. Miß ihren Schmerz, nach dem Ausdrucke, der davon in ihrem Gesichte liegt; vernimm, daß sie an dem Tage, wo sie die Post erhielt, daß ihr Gemahl gefallen wäre, hier dieses Gewölbe also zurichten lies, wie Du es noch siehest, daß sie seitdem täglich dreimahl herabgehet, das Andenken des Ermordeten zu feiern. Ich versuchte es etliche mahl, sie zurück zu halten, aber dann wüthete und tobte sie fürchterlich, und bekam nicht eher wieder Ruhe, bis ich ihr vergönnte, das Denkmahl ihres verewigten Gemahls zu besuchen. Hier klagt sie bis sie erschöpft zur Seite desselben niedersinkt, worauf ich sie dann von ihren Frauen hinwegtragen lasse. Siehe, Mensch voll Mordlust und unbezwinglichen Ehrgeizes! siehe Dich den Schöpfer dieses Elends! Bedenke, das Tausende, mit meiner beklammernswürdigen Tochter in gleichem Grade, elend wurden, wenn

ſchon die Wirkung minder fürchterlich iſt; bedenke, daß vielleicht mancher unvorbereitet in die Ewigkeit ging, weil Du ihn zu frühzeitig in den Rachen des Todes lieferteſt; erinnre Dich ferner, wie viele Weiber und Mädchen Du verführteſt, die, noch unglücklicher wie meine Tochter, welcher bei allen Leiden noch immer die Ruhe des Gewiſſens bleibt, vielleicht die Rache Gottes über dich herab flehen; erinnere Dich des Blutes, das an Dir haftet, des Fluchs, der auf Dir ruht; ſchaudere zurück vor Dir ſelbſt, gehe in Dich, und ſuche Deine Schuld abzubüſſen, oder wenigſtens keine neue darauf zu häufen. Verſprich es mir, und wenn Du Dein Verſprechen erfüllſt, ſo will ich beten, daß der Fluch derer, die durch Dich unglücklich wurden, von Dir hinweggenommen werde.

Ja ich verſpreche es und will es halten — rief der erſchütterte Eberhard.

Gott erhalte Dich bei dieſem Entſchluſſe und mache ihn feſt — erwiderte Mechtild — Betrachte iezt meine leidende Tochter noch einmal; präge Dir ihr Bild tief in das Herz und Gedächtnis, damit es Dir vorſchwebe, wenn Dein Entſchluß wanken will, und es ihm dann neue Feſtigkeit gebe.

Nach diesen Worten zog sie ihn noch einmahl nahe zu dem Sarge hin, verweilte hier eine Zeitlang mit ihm, und führte ihn dann wieder aus dem Gewölbe. An der kleinen Pforte, durch die er in das Haus gekommen war, sahe er vier gewaffnete Männer, und hörte sich von Mechtildn also angeredet:

Ich hoffe, daß Ihr Euerm Versprechen nicht entgegen handeln werdet, finde aber dennoch gegen einen Mann, der sich schon so viel Böses zu Schulden kommen lies, Vorsicht nöthig. Es wird Euch daher gefallen, Euch von diesen Männern, mit verbundenen Augen, bis nahe vor die herzogliche Burg führen zu lassen.

Frau — rief Eberhard — was verlangt Ihr von mir? Zoll für den Ausgang aus dieser Pforte — erwiederte Mechtild — und Sicherheit, daß Ihr dies Haus nicht wieder finden könnt. Vorhin hattet Ihr wohl wenig Achtsamkeit auf den Weg, iezt mögtet Ihr mehrere haben, und ich will die Gefahr nicht wagen, ein Opfer Eurer Rache zu werden, wenn der Eindruck, den diese Stunde auf Euch machte, verfliegen und an die Stelle des Entschlusses, Euch zu bessern, Zorn treten sollte; Zorn, daß ich Euch einige misvergnügte Augenblicke machte.

Vergebens versicherte der Graf, daß er sein

Versprechen ge[illegible]erfüllen würde, Mechtild weigerte sich, ihm die Pforte unter einer andern als der vorgeschlagenen Bedingung zu öffnen, und da ihre Gewaffneten, indem sie sprach, die Hände an ihre Schwerder legten, blieb dem Grafen weiter keine Wahl übrig. Mit heimlichem Murren lies er sich die Augen verbinden, und schritt dann mit seinen Begleitern fort, die durch die Drohung: ihn niederzustossen, wenn er es vielleicht wagen sollte, nach Hülfe zu rufen; ihn zu gerechter Furcht veranlaßten.

Zum erstenmahle in seinem Leben zitterte Graf Eberhard, dieser heldenmüthige Krieger; sein aufgeschrecktes Gewissen erinnerte ihn an seine Schuld und das Gefühl derselben vermehrte seine Furcht. Lange gingen sie des Weges fort, endlich blieben Eberhards Begleiter stehn. Einer derselben nahm ihm die Binde ab und sagte dann: gehe nun hin, so Du aber nicht hältst, was Du gelobtest; so klagen wir Dich an bei der heiligen Vehme, wo Dich dann gerechte Strafe für Deine Schuld treffen wird.

Die Gewaffneten eilten hinweg, Eberhard blickte um sich her, sahe sich nahe bei der herzoglichen Burg, und schlich sich nun in seine Woh-

Wohnung. Hier durchwachte er den gröſten Theil der übrigen Nacht, als er endlich entſchlief, ſchreckten ihn fürchterliche Traumbilder. Bald ſahe er ſich auf einem Schlachtfelde, hörte das Gewinſel der Erſchlagenen, die ihn ihren Mörder nannten; bald erblickte er Mädchen die verzweifelnd die geraubte Unſchuld von ihm wieder forderte, oder er gewahrte Geſpenſter, die ſich ihm als die Seelen derer zu erkennen gaben, die in der Fehde mit dem Herzoge von Brabant das Leben verloren hatten, und theils ihre Körper zurück verlangten, theils ſchreckliche Bilder von ihrem Zuſtande an dem iezigen Orte ihres Aufenthaltes machten, und ihn anklagten, daß er ſie in dies Verderben geſtürzt hätte.

Dies alles erſchütterte Eberharden ſo heftig, daß er des andern Tages einen Geiſtlichen zu ſich rufen lies, ihm ſeine Sünden zu beichten und ihn um Rath und Troſt zu bitten. Der fromme Vater wuſte nicht, was er von dem Abenteuer ſeines Beichtſohnes halten ſollte. Er betrachtete alles, was er ihm erzählte, als einen Traum, ermahnte aber den Grafen, dieſer von dem Himmel ſelbſt erhaltenen Warnung Folge zu leiſten.

Eberhard verſicherte dem Beichtiger, daß

daß er wirklich und wachend in einer Todengruft gewesen wäre, und der schlaue Mönch gedachte die Reue und die Erschütterung desselben zum Besten der heiligen Kirche zu benutzen.

Durch den Donner des Gesetzes wirkte er noch tiefer auf das erwachte Gewissen des Grafen und ermahnte ihn dann, ein Kloster zu erbauen, auch an andere Kirchen und Klöster beträchtliche Summen zum Seelengeräthe für die Gebliebenen in der brabantischen Fehde zu spenden.

Eberhard versprach dem Rathe seines Beichtigers zu folgen, und gab seinen Knappen Befehl, sich unvorzüglich zur Abreise bereit zu machen. Der Herzog vom Limburg erstaunte über den Entschluß des Grafen, noch mehr über die Verstörtheit, die er in seinen Zügen bemerkte; er forschte nach der Ursache derselben, aber Eberhard schwieg, bis ihn endlich des Herzogs wiederholtes Dringen und sein Forschen: ob ihm an seinem Hofe etwas Widriges begegnet wäre, zu dem Vorwande bewog: daß er eine unangenehme Nachricht aus seiner Heimath erhalten hätte.

Der Herzog war der Einzige, von dem Eberhard Abschied nahm, weil er sich scheuete, mit der Unruhe, die er nicht verbergen konnte,

vor irgend Jemand zu erſcheinen. Er forſchte dem Abenteuer der vorigen Nacht nicht weiter nach, konnte auch, als er dies einige Jahre ſpäter, durch einige Bekannte, thun lies, nicht erfahren, ob er wirklich eine troſtloſe junge Wittwe, die ihren Gemahl in dem brabantiſchen Kriege verlor, geſehen hatte, oder ob vielleicht das Ganze nur ein Spielwerk geweſen war, zur Erreichung des Entzweckes erdacht, der dadurch wirklich erreicht wurde.

Jezt gieng Eberhard, der reuige Sünder zurück in ſeine Grafſchaft Bergen, doch richtete er den Weg nicht nach einem ſeiner Schlöſſer, ſondern nach einem Walde, in welchem ein Einſiedler von großem Geruche der Heiligkeit lebte. Er ſuchte mit ſeinen Dienern die Wohnung des Waldbruders auf; als ſie dieſelbe gefunden hatten, befahl er ienen zurück zu bleiben, und begehrte nur allein vor der Thür der Höle Einlas. Ehe der Einſiedler öffnete, verlangte er ſeinen Namen zu wiſſen, den ihm auch Eberhard ſagte. Der Einſiedler weigerte ſich lange einem Manne, auf welchem ſo viele Blutſchulden hafteten, in ſeine friedliche Höle den Eingang zu verſtatten, doch öffnete er endlich, nachdem ihm der Graf lange dringend darum gebeten, und ihn verſichert hatte,

daß er in der Absicht käme nach seinem Rathe sich zu entsündigen.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir Eberhards Gespräch mit dem frommen Waldbruder wörtlich mittheilen wollten, daher nur in der Kürze den hauptsächlichsten Inhalt desselben, mit seinen Folgen.

Der Einsiedler bewies dem Grafen, daß er die Ruhe seiner Seele durch die Aufopferung nicht erkaufen würde, die der Mönch zu Limburg, nur auf den Vortheil der Kirche bedacht, von ihm verlangt hatte, und versicherte ihn, daß er den erzürnten Himmel nur durch eine lange und strenge Buße versöhnen könnte. Er rieth ihm sein Land seinem Bruder zu überlassen, aller weltlichen Hoheit sich gänzlich abzuthun, und der Geringsten einer zu werden.

Mit dem festen Vorsatze, diesem Rathe zu folgen, verlies Graf Eberhard die Höle des Einsiedlers, und eilte zu seinem Bruder, dem er seinen Entschluß bekannt machte. Graf Adolphs Herrschbegierde hatte schon längst gewünscht, daß er aus dem väterlichen Erbe auch die Grafschaft Bergen mochte erhalten haben. Der Entschluß seines Bruders kam ihm daher sehr willkommen, ob er sich schon Anfangs darüber

verwundert ſtellte, und dem Scheine nach für die Veränderung deſſelben ſprach. Die Freunde und Bekannten Eberhards verſuchten dies ernſtlicher, doch mit ſo wenigem Erfolge wie Adolph. Unerſchüttert ſtand Eberhards Entſchlus; er gieng mit ſeinem Bruder nach Bergen, lies ſeine Lehnsleute ihm huldigen, und verlies einſt zur Nachtzeit heimlich das Schloß.

Einige Jahre lebte er in Ländern, wo man ihn nicht kannte, und hütete Schweine, endlich kam er nach Marimund, wo der Abt eines Benediktiner Kloſters ihn erkannte und beredete, ſeinen Orden anzunehmen, und ſein Kloſter zu ſeinem künftigen Aufenthalte zu wählen. Vier Jahr hatte Eberhard ſchier zugebracht, als der Wunſch in ihm entſtand, noch ſo viel Vermögen zu beſitzen, wie er zur Stiftung eines Kloſters, worin er ſein Leben beſchlieſſen wollte, bedürfen mögte. Er ſchrieb an ſeinen Bruder, und verlangte von dieſem die nöthige Summe, aber Graf Adolph ſpendete nicht gern, ſuchte lieber ſeinen Schaz zu vermehren, und verweigerte die Bitte ſeines Bruders, obgleich dieſer ihn verſichert hatte, daß er ſich von ihrer Erfüllung die völlige Beruhigung ſeines Gewiſſens verſpräche.

Einſt als er mit dem Abte, auf der Bank

neben der Klosterpforte sas, und sich gegen ihn über die Härte und den Undank seines Bruders beklagte, kam ein Pilgersmann des Weges daher. Der Abt befahl ihm Erfrischungen zu reichen, die der ermattete Pilger genos, und auf die Frage: von wannen er käme, den Klosterleuten viel von seinen Begegnissen, auf dem Wege aus dem heiligen Lande bis hieher erzählte. Er war durch Thüringen gereist, und rühmte die Frömmigkeit der Landgräfin Hedwig, noch mehr aber die Bereitwilligkeit zu guten Werken, die er bei der Gräfin Gisela von Käfernburg gefunden hatte.

Diese Gisela, die Gemahlin des Grafen Sippo, war eine Verwande Eberhards, den sogleich der Gedanke durchflog, ob er vielleicht sie zur Stiftung eines Klosters bereden könnte, weil es ihm bei seinem harten und geldliebenden Bruder nicht gelingen wollte. Er forschte bei dem Pilger nach den Vermögensumständen seiner Verwanden; erhielt darüber eine Auskunft, die seinen Wünschen gemäs war, und beschlos nun nach Thüringen zu gehen, und seine ganze Beredsamkeit anzuwenden, um den reichen Grafen von Käfernburg zu vermögen, daß er seiner Gemahlin vergönnte ein Kloster zu stiften.

So bald er mit dem Abte allein war, theil-

te er ihm seinen Einfall mit, den der Abt lobte und ihm Vergunst gab, nach Thüringen zu gehen, und seine Beredsamkeit bei dem Grafen von Käfernburg zu versuchen. Auch versicherte er ihm, daß es, wenn es ihm gelingen würde, den Grafen nach seinen Wünschen zu leiten, also würde angesehen werden, als ob er selbst der Kirche einen Zufluchtsort für fromme lebensmüde Kinder derselben gestiftet hätte.

Des andern Tages nahm Bruder Eberhard seinen Wanderstab, und machte sich nach Käfernburg auf den Weg, wo er seine Muhme fand. Frau Gisela kam nur selten zu ihrem Gemahle nach der Wartburg, weil sie an dem Geräusche der Welt wenig Gefallen hatte, sondern lieber still dahin auf ihrer Burg lebte, und sich in den Werken der Gottseligkeit übte.

Die Geschichte ihres Vetters Eberhard war der Gräfin bekannt; er hatte sich durch die Entäusserung seiner weltlichen Hoheit ihren vollkommensten Beifall erworben, und oft schon war der Wunsch in ihr entstanden, den Mann, mit dem sie einst in den Jahren der Kindheit gespielt hatte, iezt in der Glorie seiner Frömmigkeit wieder zu sehen.

Eberhard wurde von seiner Muhme seh-

freundlich aufgenommen, fand sie auch sogleich bereit, zur Ausführung des Planes, der ihn aus Westphalen nach Thüringen geführt hatte, die Hände zu bieten. Gisela sagte zwar, daß sie ohne Theilnahme ihres Gemahls nicht so thätig würde sein können, wie sie und Eberhard es wünschte, setzte aber auch hinzu, daß es ihr gewis gelingen würde, ihren Gemahl nach ihren Wünschen zu leiten.

In Giselas Gesellschaft begab sich Eberhard nach der Wartburg, und sahe den Grafen Sippo zur Erfüllung seiner Absicht bereitwilliger als er gehofft hatte. Aus mancherlei Gründen fand Sippo den Vorschlag seines Vetters für sich selbst vortheilhaft, und dies allein war die Ursache, warum er sich so schnell nach Eberhard's Wünschen erklärte. Sippo erhielt hierdurch Gelegenheit, sich einen Namen zu erwerben, und er wollte hierauf gern einen Theil des Gewinns verwenden, den ihm sein hohes Ansehen im Staate brachte.

Zudem war er gewis, sich durch die Stiftung eines Klosters den Beifall der gesammten Geistlichkeit zu erwerben, von der er vor dem Tadel derer, die er bedrückte, Schutz hoffte.

Er kannte sehr wohl die vorzügliche Stim-

me des Klerus im Staate; und wenn er dieſe für ſich hatte, ſchmeichelte er ſich, bei der Unzufriedenheit mancher Edeln, und bei dem Murren des gedruckten Volkes, ruhig bleiben zu können. Er hatte deshalb den Hang ſeiner Gemahlin zur Wohlthätigkeit gegen Kirchen und Kloſter eingeſchränkt, ob ihm gleich zuweilen die Summen dauerten, um welche ſie hierdurch ſeinen Schatz verminderte; und ietzt hatte er kaum Eberhards Vorſchlag gehört, als er ihm auch ſchon verſprach, nicht nur die Ausführung deſſelben ſich angelegen ſein zu laſſen, ſondern ſich auch ſelbſt in das neu erbaute Kloſter zu begeben, ſo bald Sorgfalt für ſeine Kinder ihm vergönnte von der Welt abzuſcheiden, und in der Einſamkeit des Kloſters das Ende ſeiner Tage zu erwarten.

Bruder Eberhard gieng auch zu der Langräfin Hedwig, von welcher er ebenfalls günſtig und mit hoher Achtung für ſeine Frömmigkeit und Selbſtverleugnung aufgenommen wurde. Er muſte einige Tage bei ihr verweilen, und befand ſich auch fernerhin mit der Gräfin Giſela oft in der Geſellſchaft Hedwigs, deren ſchwärmeriſche Frömmigkeit hierdurch noch einen höhern Grad erreichte.

An der Gränze seines Landes wurde Ludwig mit seiner Gemahlin, von den mehresten der Thüringischen und Hessischen Edeln, feierlich und mit Jauchzen empfangen. Die Grafen Sippo und Burkhard standen an der Spitze. Der letztere bewillkommte in Aller Namen den Landgrafen und seine junge Gemahlin, und wünschte ihnen Glück zu ihrer Verbindung, dann riefen ihnen alle Edle ihre Glückwünsche zu, mit welchen sie die Versicherung ihrer unwandelbaren Treue verbanden. Jetzt stellten sich Alle in zwei Reihen, durch die das junge Paar dahin zog und durch die reizende Aussicht, die sich ihm öffnete, angenehm überrascht wurde.

Viele tausend Thüringer hatten sich hier versammelt, ihren geliebten jungen Fürsten und seine Gemahlin zu sehen, welcher das voranlaufende Gerücht schon die Herzen aller Thüringer gewonnen hatte. Die Landesverweser hatten eine Menge Zelte aufschlagen lassen, ihren Fürsten mit seinem Gefolge und alle gegenwärtige Edle, samt ihren Frauen und Töchtern, darin zu bewirthen. Etliche derselben waren für Spielleute bestimmt, die ihre Trompeten, Reigen und Pfeifen ergriffen, so bald sie von dem Landgrafen gehört werden konnten. Meistersänger sangen Lieder zur Ehre des fürstlichen Paares und des heutigen festlichen Tages, zuweilen wurden

ſie aber, von dem Freudenrufe des Volkes überſtimmt.

In der Mitte der übrigen Zelte hob ſich ein großes, prächtig verziertes empor, das zur Bewirthung des Landgrafen beſtimmt war. Zu beiden Seiten deſſelben ſtanden die Söhne und Töchter der Edelſten des Landes.

Die Knaben trugen Fähnlein mit dem gekrönten Thüringiſchen Löwen, die Mädchen Maienzweige und Körbchen mit Blumen, den Weg bis zu dem Zelte damit zu beſtreuen. Die beiden Brüder Ludwigs führten die iungen Edlen an; die erſte unter den Fräulein war Cäcilie.

Jetzt kam Ludwig nahe genug, ſeine Geſchwiſter zu erkennen und ſprang nun ſchnell von ſeinen Roſſe herab, ſie in ſeine Arme zu ſchlieſſen. Alle freueten ſich innig, ſich wieder zu ſehen, und Ludwig führte ſeine Geſchwiſter zu Jutta, die mit ſeiner Hülfe ebenfals von ihrem Zelter herabflog, und die Brüder, die Schweſter ihres geliebten Gemahls in ihre Arme ſchlos. Ludwig fragte nach ſeiner Mutter und nach Adelheiden, und ſchien mit der Einſamkeit, in welcher beide lebten, nicht zufrieden zu ſein.

Jetzt befanden ſich Ludwig und Jutta am Eingange des Zelters, wo Frau Iſalde die Gemahlin

Burkhards von Brandenberg, sie empfing und für mehrere Matronen, die sich im Zelte befanden, das Wort führte. Mit vieler Herzlichkeit wünschte sie dem fürstlichen Paare Glück zu ihrer Verbindung und zu der Ankunft in Thüringer Lande.

Fröhlich wurde das Mahl eingenommen, das Frau Isalde im Zelte bereit hielt. Ludwig dankte allen Anwesenden für die Freude, die sie ihm machten, und gewann sich, mit Jutta, ihre Herzen noch mehr, weil beide nicht allein mit den Edeln, wie mit ihren Freunden sprachen, sondern sich auch unter das Volk mischten, und seinen freudigen Zurufungen freundlich dankten. Endlich wurde aufgebrochen, und auf dem ganzen Wege nach Eisenach folgte eine überraschende Freude der andern.

Bald stellte sich ihnen eine Menge freudig jauchzender Landleute dar, die festlich geschmückt ihnen entgegen gingen; bald kamen Rittersleute mit ihren Mannen und Reisigen von ihren Burgen herab, das fürstliche Paar zu bewillkommen und mit einem Mahle zu bewirthen. Andere Edle brachen mit ihren Jagdknappen aus dem Walde hervor, dem der Zug zuweilen vorüber ging, und begrüßten ihren Fürsten mit einer fröhlichen Jagdmusik.

Drei Tage brachten die Neuvermählten auf dem Wege nach Eisenach zu, weil sie sich hier und da verweilten. Bei ihrer Ankunft auf dem Schlosse wurden sie von der Landgräfin Hedwig empfangen, die sich um ihres Sohnes willen auf einige Tage aus ihrer Einsamkeit losgerissen hatte. Sie nahm iedoch wenig Theil an dem Genusse der Freude, von welcher Eisenach und die ganze umliegende Gegend wiederhallte.

Die Landesverweser hatten alles aufgeboten, die Ankunft ihres Fürsten mit seiner Gemahlin festlich zu begehen. Lustbarkeiten von mancherlei Art, reiheten sich zu Eisenach eine an die andere. Die ganze Ritterschaft aus Thüringen und Hessen, und viele Gäste aus den benachbarten Ländern hatten sich daselbst zu einem glänzenden Turniere so zahlreich versammelt, daß die Helme in drei Haufen vertheilt und das Turnier auf drei Tage verlängert werden muste. Ludwig und Jutta bewiesen innige Zufriedenheit über das Bestreben ihrer Lehnsleute und Unterthanen, ihnen Vergnügen zu machen, und alle Thüringer nahmen den lebhaftesten Antheil an der Freude ihres Fürsten.

Mehr als über die Aeusserung derselben freueten sich die Grafen Sippo und Burkhard der Bemerkung, daß Ludwig und Jutta über-

haupt viel Geschmack an Lustbarkeiten zeigten. Es war ihre Absicht, das junge Fürstenpaar unabläßig im Taumel derselben umher zu treiben, damit Ludwig die Regierung des Landes vergessen, und ihnen die bisher genossene höchste Gewalt nicht entziehen mögte. Die Jugend ihres Fürsten hatte ihnen vorher schon Hoffnung gemacht, ihren Entzweck zu erreichen, nun glaubten sie sich desselben gewis, und hofften zur Behauptung ihrer bisherigen Gewalt, nur auf immer neue Lustbarkeiten sinnen zu dürfen.

Die Festlichkeiten zu Eisenach gingen zu Ende; die anwesenden Ritter und Edeln zogen gröstentheils wieder heim auf ihre Burgen; Frau Hedwig ging zurück in ihr einsames Häuschen, und das junge Paar begab sich nach der Wartburg, wohin die beiden Grafen und einige andere Edle sie begleiteten. Hier erwarteten sie neue Lustbarkeiten, die aber von kürzerer Dauer waren, wie die vorigen zu Eisenach, und nach deren Ende Ludwig sich erinnerte, daß ihm wichtigere Pflichten oblägen, als der Genuß der Freude.

Es wurde dem Lande bekannt gemacht, daß Frau Hedwigs vormundschaftliche Verwaltung ein Ende und Landgraf Ludwig die Regierung angetreten hätte. Sippo und Burkhard wa-

ren die Erſten, die ihm dazu Glück wünſchten, und ihrem Glückwunſche die Aeuſſerung beifügten, daß ſie mit Zuverſicht hofften, ihr gnädiger Herr werde alles im Lande alſo beſtellt finden, daß er ſie auch fernerhin ſeines Vertrauens würdigen würde. Ludwig verſicherte ſie, daß er in ſeinen wichtigſten Unternehmungen das Gutachten ſeiner Räthe immer gern hören würde, da er deſſelben um ſo nöthiger bedürfe, weil es ihm zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Erfahrung gebräche, ſein Volk ſo glücklich zu machen, als ſein Herz es wünſchte.

Der junge Landgraf hatte von der Verwaltung des Landes, von Brandenberg und Käfernburg, auf ſeinem Wege von der Gränze bis nach Eiſenach, eine günſtige Meinung bekommen, weil er in den Mienen des entgegenſtrömenden Volkes Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande zu leſen glaubte, und beide Grafen hatten dafür geſorgt, dieſe günſtige Meinung bei dem Landgrafen zu verſtärken, wenn es ihm vielleicht einfallen ſollte, eine Reiſe durch ſein Land zu machen, um die Lage deſſelben genauer zu prüfen. Sie ſahen voraus, daß er ſich bei dieſer Gelegenheit mehr bei den Edlen als bei den Bürgern und Landleuten verweilen würde, und waren deshalb eifrigſt

bemüht gewesen, sich die Zufriedenheit der erstern zu erhalten, damit von ihnen keine Klagen über sie vor den Landgrafen kommen mögten.

Seid dem Tode Ludwigs des Ersten hatten die Thüringischen Edeln versucht, ihr Ansehn, so wohl auf Kosten ihres Lehnsherrn als ihrer Unterthanen, zu vergrössern, und die Landesverweser machten ihnen absichtlich keine Hindernisse, um sie durch Unzufriedenheit nicht zur Zerrüttung ihres eignen Planes zu reitzen. Das Volk befand sich übel bei dieser Nachsicht der Landesverweser gegen die Edeln. Es wurde von ihnen und von den Beamten bedrückt, und keiner wagte es, sich zu beklagen, weil man wuste, daß von den Landesverwesern keine Abstellung der Bedrückungen zu hoffen war, die mit ihrem Vorwissen geschahe. Sehnlich hatten deshalb Alle der Rückkehr des Landgrafen geharrt, von dessen Milde sie sich Schutz und Hülfe versprachen, und die Heiterkeit, welche Ludwig bei seiner Ankunft auf den Gesichtern seiner Unterthanen sahe, war nicht Folge der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, sondern Freude über die Erscheinung des Mannes, von welchem sie Erleichterung ihrer Bürde hofften.

Die Klagen der niedrigen Classen seiner Unter-

terthanen kamen iedoch nicht sogleich vor Ludwigs Ohr. Einige wollten die allgemeine Freude hierdurch nicht unterbrechen, andere lebten der Hoffnung, daß es nun, nach der Zurückkunft ihres Fürsten, vielleicht ohnehin anders werden würde. Dies verstärkte Ludwigs Wahn von der Lage seines Volkes, welcher zur Ueberzeugung erhoben wurde, nachdem er durch den grossen Theil des Landes eine Reise gemacht und die Edeln mit der Verwaltung der Grafen Sippo und Lurkhard zu finden, das Volk an allen Orten so heiter gefunden hatte, wie er es bei der Zukunft in seinem Lande sahe.

Ludwig hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, und liebte seine Jutta mit aller Fülle der ersten zärtlichsten Liebe, weshalb wir für ihn die Entschuldigung unserer Leser hoffen, daß er die Pflichten nicht ganz erfolte die ihm als Fürst oblagen. Liebe zu seiner Jutta beschäftigte, ihn den grösten Theil der Zeit; seine jugendliche Lebhaftigkeit fand Geschmack an den Vergnügungen, die ihm von seinen Edeln fortdauernd zubereitet wurden, und seine Argloßigkeit, sein Vertrauen zu seinen Räthen leiteten ihn irre. Dies alles machte, daß er sich wenig um die Regierung bekümmerte, sondern sie seinen Räthen uberlies, weil er noch über-

dies wähnte, daßsein Land unter der Aufsicht derselben wohl berathen wäre.

Burkhard und Sippo behielten wie zuvor di höchste Gewalt im Staate, bestellten nach Gut befinden Amtleute und Burgvoigte, unter deren Drucke das Volk seufzte, indessen der Landgraf mit seiner Gemahlin bald am Emselberge iagte, bald auf der Wartburg oder in Eisenach mancherlei Feste gab, und weit von der Vermuthung entfernt war, daß sein Volk das Glück nicht genösse, welches er träumte.

Sippo und Burkhard befestigten sich immer mehr in der Gunst des Landgrafen. Burkhard empfahl sich ihm besonders durch den Eifer, womit er für sein Vergnügen sorgte, Sippo durch geheuchelte Redlichkeit und durch die Frömmigkeit, wovon er sich den Schein zu geben wuste. Der leztere hatte auch mächtige Stützen an der verwittweten Landgräfin und an dem frommen Bruder Eberhard, der in ganz Thüringen in zu allgemeiner Achtung stand, um nicht auch von dem Landgrafen Beweise derselben zu erhalten.

Auf die Wartburg oder in andere Schlösser kam Eberhard zwar nicht, aber er begegnete dem Landgrafen zuweilen auf dem Wege, und dann unterhielt sich Ludwig mit dem Manne

in welchem alle Welt ein Muſter der Frömmigkeit und Selbſtverleugnung anſtaunte. Ebenhard pries oft den Landgrafen glücklich, daß einer der vornehmſten ſeiner Räthe ein Mann war der an Kriegen und Blutvergießen keinen Gefallen fand und ermahnte ihn zuweilen mit Wärme, Sippo's Rathe ſein Ohr nicht zu verſtopfen, wenn er ihm vielleicht einmahl von einem Kriege abrathen ſollte, der ſeinem Feuer, ſeinem Streben nach Ruhm nothwendig ſcheinen mögte. Wiederholt erinnerte er ihn, daß es weiſer und beſſer wäre, im Frieden für das Glück ſeines Volkes zu ſorgen, als mit Aufopferung deſſelben und auf Koſten der Ruhe des Gewiſſens in blutigen Schlachten Ruhm zu erwerben.

So lebte Ludwig einige Zeit glücklich und heiter, ſein Herz würde ihm aber geblutet haben, hätte er gewuſt, daß ſein Volk unter dem Drucke der Edeln und Amtleute ſeufzte. Bis iezt war die Stimme der Klagenden noch nicht bis zu ihm gedrungen, weil viele noch immer hofften, daß der Landgraf dem Unweſen von ſelbſt ſteuren würde, und weil Burkhard und ſeine Ergebenen die Klagenden liſtig von dem Landgrafen zurück zu halten wuſten.

Um unſere Leſer nicht mit unwichtigen Din-

gen unterhalten zu müssen, sehen wir uns genöthigt die Geschichte einiger Jahre in wenig Zeilen zusammen zu fassen, da sich im Laufe derselben nichts ereignete, was für Thüringen, unsern Ludwig oder seine Gemahlin merkwürdig gewesen wäre. Wir könnten zwar wohl mit Schilderungen der häuslichen Freuden des zärtlichen Paares, mit Erzählungen von den öffentlichen Lustbarkeiten, von welchen Eisenach, die Wartburg, die Neuenburg und andere Schlösser des Landgrafen, wie manche seiner Forste wiedertönten, und mit den Begebenheiten an Ludwigs Hofe, der an demselben nicht weniger reich war, wie die Höfe anderer Fürsten, mehrere Bogen füllen, würden uns aber hierdurch nur den Raum zur Erzählung wichtigerer Ereignisse benehmen. Für sie sei er aufgehoben, um die Gränzen nicht zu überschreiten, die wir uns beim Anfange dieses Büchleins setzten.

Vier Jahre vergiengen, und die Grafen von Käfernburg und von Brandenberg führten noch immer das Ruder des Staates, obgleich der gröste Theil des Volkes, heimlich oder laut, sich sagte, daß sie ihn an den Abgrund des Verderbens bringen würden. Ueber sie selbst wagte Niemand zu klagen, weil ihre Macht gefurchtet wurde, über einige Amtleute, unter deren Bedrückung das Volk beinahe erlag, lie-

fen aber nach und nach Klagen ein, die iedoch den Erfolg nicht hatten, den ſich die Bedrückten, mit Rückſicht auf die Milde ihres Fürſten, davon verſprachen.

Eben dieſe anerkannte Milde Ludwigs verhinderte die Abhülfe der Klagen der Thüringer, weil ſie Burkhard und Sippo zum Beſten der Schuldigen zu benutzen wuſten. Sie nahmen die Partei derſelben, und Ludwig, voll hohen Vertrauens auf ſie, war leicht zu überreden ihren Worten zu glauben, und für Verleumdung zu halten, was Wahrheit und gerechte Beſchwerde war. Konnten die einverſtandenen Grafen ihren Fürſten nicht überlisten, ſo fanden ſie zwar dem Angeklagten den ernſten Befehl deſſelben, ſeines Amtes hinfort treulicher zu warten, und die Erneuerung der angebrachten Klagen, bei Strafe der Entſetzung, zu verhüten, doch wurden ſolche Befehle nicht vollzogen, weil der, an den er gerichtet war, ſchon wuſte, daß dies nicht der Wille der Grafen war, und daß ſie ihn bei ihrem Herrn vertreten würden, wenn man ihn aufs Neue anklagen ſollte. Zuweilen wurde ein Amtmann oder Burgvoigt, über den ſich ſeine Untergebenen beſchwerten, aufgeopfert, wenn der Zorn des Landgrafen über ſein Vergehen zu heftig war, um ihn zu verzeihen, dann kam aber immer ein anderer an ſeine Stelle, der nicht billiger verfuhr wie ſein Verweſer.

Das Volk überzeugte sich bald, daß seine Klagen nicht nur nutzlos waren, sondern auch einen entgegengesetzten Erfolg hatten. Die Angeklagten glaubten sich dafür rächen zu müssen, die Bedrückungen wurden lastender wie zuvor, und um ihre Bürde nicht zu vermehren, schwiegen die Thüringer, mit dem Entschlusse, ihr Joch geduldig zu tragen, bis einer von den Verwanden ihrer Fürstin nach Thüringen kommen, und sich bei dem verblendeten Landgrafen für sie verwenden würde.

Thüringens Hofnung auf die Ankunft eines solchen Fürsprechers blieb unerfüllt, weil Kaiser Konrad mit seinem Neffen von den Angelegenheiten Deutschlands und Italiens abgehalten wurde, dem Gemahle der geliebten Jutta einen Besuch zu machen. Hätte Walther von Varila noch gelebt: so würde den gerechten Beschwerden der Thüringer bald sein abgeholfen worden; durch wem konnte dies aber ietzt geschehen, da Ludwig auf keinen seiner Edeln so viel Vertrauen setzte, wie auf die Grafen Sippo und Burkhard! Die Bemühungen einiger Biedermänner, dem Landgrafen richtigere Kenntnisse seiner vornehmsten Räthe und der Lage seines Landes beizubringen, waren vergebens und hatten zuweilen Ludwigs Zorn zur Folge.

Günther von Schlotheim war der Einzige,

der etwas hätte ausrichten können; dieser Jüngling wäre aber ohne Zweifel selbst dann leicht zu täuschen gewesen, wenn ihn auch nicht Parteilichkeit für den Grafen von Brandenberg verblendet hätte. Vermittelst derselben konnte es um so weniger Schwierigkeit haben. Gunther liebte Ursula, die Tochter des Grafen Burkhard, und die, jedem Liebenden eigene, Parteilichkeit für seine Geliebte, pflanzte sich bei Günthern auch auf den Vater der seinigen fort.

Bewogen von dem frommen Bruder Eberhard, hatte indessen Graf Sippo den Bau eines Klosters begonnen, den er aber absichtlich nicht so sehr beschleunigte, als es Eberhard wohl wünschte, um seiner Blutschulden quitt zu werden. Sippo hatte gelobt, selbst ein Bewohner des gestifteten Klosters zu werden, jetzt war er aber hierzu noch nicht geneigt, weil er sich dann erst von der Welt trennen wollte, wenn ihm das Greisenalter für den Genus der Freuden derselben abgestumpft hätte.

Die merkwürdigste Begebenheit in diesem Zeitraume war die Geburt eines Sohnes, die am Ende desselben dem Landgrafen und dem ganzen Thüringer Lande die lebhafteste Freude gewährte. Ludwigs Erstgebohrner, der den Namen seines Vaters erhielt, gab der Liebe desselben für seine Gemahlin eine neue Stütze, und Niemand der ge-

ſehen hätte, wie zärtlich und ſorgfältig Ludwig immer nach dem Wohl ſeiner Gattin und ſeines Söhnleins forſchte, und es nach allen Kräften befördern half, würde ein Ereigniß vermuthet haben, das bald nachher erfolgte.

Graf Ilger von Hohenſtein, ein Verwandter Ludwigs *) und einer der Vornehmſten unter ſeinen Lehnsleuten, kam an den Hof deſſelben, wo er bald bemerkte, daß nicht der Landgraf, ſondern die Grafen Eppo und Burkhard regierten. Er beneidete ſie um dieſen Vorzug, wünſchte ſich an ihre Stelle und ſann auf Mittel, die Erfüllung dieſes Wunſches zu bewirken. Er ſahe die Schwierigkeiten voraus, welche die Erreichung ſeines Entzwecks verurſachen würde, wurde aber deshalb nicht muthlos, ſondern beſchloß, dem vorgeſteckten Ziele alles Ernſtes nachzuſtreben.

Hätte Graf Ilger ſeine Gegner blos aus Liebe für ſeinen Fürſten und ſein Vaterland zu entfernen geſucht: ſo wäre es allerdings leichter geweſen, als da nur Ehrgeiz und Eigennutz die Triebfeder hierzu war. Ein Mann von Vaterlandseifer und mit hinlänglicher Geſchicklichkeit, dem Landgrafen deutlich zu beweiſen, wie übel ſein Land von den beiden

*) Er war ein Urenkel Ludwigs des Bärtigen, des Ahnherrn unſers Ludwigs.

Männern regiert wurde, die er an der Spitze der Geschäfte gestellt hatte, würde das große Werk, das Graf Ilger sich vornahm, leichter haben ausführen können wie er, der Thüringen nicht vom Drucke zu befreien, sondern selbst zu bedrücken gedachte. Wollte er dem Landgrafen seine vornehmsten Räthe in ihrer ganzen Blöße zeigen, so muste er befürchten, daß er hinfort in der Wahl derselben sorgfältig er sein, auch über ihr Betragen mit grösserer Aufmerksamkeit wachen würde, und beides paßte nicht in Ilgers Plan.

Schon einige mahl hatte er den Landgrafen auszuforschen gesucht, ob man wohl wider Burkharden und Sippo mit wahrscheinlich gutem Erfolge, etwas unternehmen könnte, immer aber seine Gesinnung gegen dieselben so günstig gefunden, daß er zuweilen an der Erreichung seiner Absicht zweifelte. Er suchte alles hervor, sich bei dem Landgrafen beliebt zu machen, sahe auch seine Bemühungen nicht vergebens, doch bemerkte er, daß seine Gegner Ludwigs Gunst in vollkommenerm Grade besaßen wie er.

Monden vergingen, und Ilger sahe sich seinem Ziele nur wenig näher wie Anfangs, iezt aber brachte ein Zufall die Hoffnung in ihm hervor: es bald zu erreichen. Das Mittel, dessen er

sich hierzu bedienen wollte, würde freilich jeder biedere, gutdenkende Mann verworfen haben, der Ehrgeizige und Eigennützige scheuet aber kein Mittel, so bald es ihm nur Beförderung seiner Absichten verspricht.

Ludwig wurde einst auf der Jagd von einem Unwetter überfallen. Ilger und Burkhard begleiteten ihn, und weil er sich nicht fern von Ebersberg befand, forderte ihn Ilger auf, in dieser Burg Beringers des Marschalls von Thüringen, vor dem Toben des Ungewitters Schutz zu suchen. Ludwig folgte Ilgers Rathe und der Marschall von Ebersberg freuete sich, seinen Fürsten in den Mauern seiner Burg zu sehen.

Noch nicht lange befand sich Ludwig in dem Zimmer seines Marschalls, als ein Fräulein hinein trat, deren seltene Schönheit bei den Anwesenden ein Staunen hervorbrachte, das sich unverkennbar auf jedem Gesichte zeigte. Der Marschall näherte sich der Eintretenden, nahm ihre Hand und stellte sie dem Landgrafen als seine Tochter vor, mit einem Blicke, der den Stolz auf diese reizende Tochter deutlich verrieth.

Dies Eure Tochter Herr Marschall — fragte Ludwig verwundert — Warum brachtet Ihr das schöne Fräulein noch nicht an den Hof meiner Gemahlin, dem sie zur Zierde dienen würde?

Euer Gnaden urtheilen zu gütig von meiner Hildegard — erwiederte Herr Beringer — Ja gnädiger Herr, Ihr sehet hier meine Tochter, die ich nach einer langen Trennung vorgestern zum ersten mahle wieder an meine väterliche Brust drückte. Seit dem Tode ihrer Mutter lebte sie in Meissen, bei einer Verwanden, befand sich zuletzt zwei Jahre an dem Hofe der Markgräfin Luitgard, und ist nun wieder heimgekommen, die Freude ihres alten Vaters zu werden.

Ein treflicher Zweck, den sie gewis erfüllen wird — sprach der Landgraf.

Wenigstens — versicherte die schöne Hildegard — wird es mein rastloses Bestreben sein.

Der Sturm, welcher den Landgrafen in Beringers Burg gejagt hatte, dauerte lange, aber der Landgraf schien nicht darüber ungeduldig zu werden, denn das holde Fräulein von Ebersberg beschäftigte ihn so angenehm, daß er des Sturmes und der vorübereilenden Zeit vergas. Gleich bei ihrer ersten Erschei-

nung hatte Hildegard die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen, und ieder fühlte durch ihre Unterhaltung den ersten günstigen Eindruck verstärkt.

Hildegard zeigte in derselben hellen Verstand und lebhaften bezaubernden Witz, den vorzüglich der Landgraf bewunderte. Graf Ilgern, der seinen jungen Fürsten genau beobachtete, entging dieses nicht, und hierdurch wurde die Hoffnung: über die Grafen von Käfernburg und Brandenberg zu siegen, aufs Neue in ihm belebt.

Gelang es ihm, an Hildegarden eine mächtige Verbundene zu erhalten: so glaubte er des Sieges zuversichtlich gewis sein zu können, und genaue Beobachtung des Fräuleins brachte die Vermuthung hervor: daß sie nicht abgeneigt sein würde, nach seinen Wünschen zu handeln. Deutlich bemerkte er in ihrem Betragen ein Bestreben, den Eindruck zu verstärken, den sie auf den Landgrafen gemacht hatte, auch beobachtete er nicht minder deutlich, daß ihr dieses Bestreben nicht mislang. Er zweifelte nicht, daß wenn sie es mit gleichem Erfolge fortsezte, ihre Gewalt über den Landgrafen gros genug werden würde, um mit wenig Worten mehr auszurichten, als er mit Monden langer Mühe vermogt hätte.

Die Nacht dämmerte schon heran, als der Graf von Brandenberg den Landgrafen erinnerte, daß es nun wohl zeit zum Aufbruche wäre, der auch iezt nicht mehr durch das Unwetter verhindert wurde. Bei der feindlichen Unterhaltung der schönen Hildegard hatte Ludwig die Umänderung des Wetters nicht bemerkt, über den Sturm, der sich in seinem Innern erhob, des Sturmes im Forste vergessen. Ungern schien er von Hildegarden zu scheiden, doch riß er sich los, nachdem er von dem Marschall Berlinger das Versprechen erhalten hatte, mit seiner holden Tochter bald auf die Wartburg zu kommen.

Graf Ilger glaubte in Hildegardens Betragen etwas zu finden, das zwar für ihren Charakter und ihre jungfräuliche Sittsamkeit nicht rühmlich, trefflich aber zu seinem Plane war. Er las in ihren Mienen das Bestreben, die Herzen der Männer zu fesseln, und die Blicke ihres feurig rollenden Auges schienen ihm gleich stark Liebe zu begehren, wie sie zu versprechen. Graf Ilger war ein Menschenkenner, um sich aber noch mehr von der Richtigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen, sendete er einen Eilboten an einen Freund nach Meissen, sich bei ihm nach der Lebensweise des Fräuleins, während ihres Aufenthaltes am Hofe der Markgräfin zu erkundigen.

So nachtheilig auch der zurückgebrachte Bericht für Hildegarden lautete, so vollkommen traf er mit Ilgers Wünschen zusammen. Sein Freund meldete ihm, daß das Fräulein von Ebersberg in Meissen den übeln Geruch einer Buhlerin zurück gelassen, und daß sie die Markgräfin Luitgard blos wegen ihrer ausschweifenden Lebensart ihrer Dienste entlassen hätte. Oeffentlich wüste Hildegard zwar wohl den Schein der Sittsamkeit zu behaupten, allein der Scharfblick der Markgräfin wäre hinter den Schleier gedrungen, und aus Sorgfalt für die Ruhe ihrer Hofleute hätte sie Hildegarden entfernt, weil durch sie in viele Familien Unruhe und Verdrus gekommen wäre, denn sie begnügte sich nicht, ihre Angel nach Jünglingen auszuwerfen, sondern suchte auch verheirathete Männer in ihre Netze zu verstricken. Wenige, die sie sich zur Beute auserlesen hätte, wären ihren Fallstricken entgangen, weil sie bekannt mit allen Künsten der Buhlerei, iede Gestalt anzunehmen verstände, und immer diejenige wählte, in welcher sie des Sieges am gewissesten sein könnte.

Hierdurch überzeugte sich Graf Ilger, daß Hildegard auch ohne seine Aufforderung dem Ziele nachstreben würde, das er ihr bestimmt hatte, und ging nun mit sich selbst zu Rathe,

ob er ſich auch davon den gewünſchten Vortheil verſprechen dürfte. Nach genauer Erwägung der Lage Hildegardens und den Geſinnungen ihres Vaters lebte die zuverſichtliche Hoffnung in ihm auf, daß alles ſeinen Wünſchen gemäs gehen würde.

Er hatte nichts zu befürchten, daß ſich Hildegard ihres Einfluſſes auf den Landgrafen bedienen mögte, um ihren Vater auf den Poſten zu erheben, auf welchem ſich Ilger empor zu ſchwingen trachtete; denn Herr Beringer von Ebersberg hatte iezt, als ſiebzigjähriger Greis, keinen andern Wunſch als Ruhe. Von den Leidenſchaften früherer Jahre war ihm nur noch eine übrig geblieben, die viele Greiſe mit ihm gemein haben, — das Beſtreben ſeine Habe zu vermehren —. Wurde dieſe befriedigt und iener Wunſch erfüllt: ſo konnte der Graf von Hohenſtein verſichert ſein, daß ihm Beringer nun den höchſten Platz im Staate nicht beneiden würde.

Es kam alſo nur darauf an, daß Ilger die Gunſt des Landgrafen immer mehr zu gewinnen, auch Hildegardens Freundſchaft und ihren Dank zu verdienen ſuchte, damit ſie, nach der Entfernung Burkhards und ſeines Gehülfen, zur Beſezung des erledigten Poſtens ſei-

nen andern nennen mögte als ihn, und Ludwig selbst vor allen andern zuerst an ihn gedächte. Er war zu fein, sich mit Hildegarden über seinen Plan umständlich zu bereden, nur von fern wollte er sie desselben wahrnehmen lassen, indem er sie zugleich merken lies, daß ihm der ihrige nicht fremd wäre, und daß er ihn sowohl erleichtern als erschweren könnte.

Das Fräulein von Ebersberg war schon am Hofe angekommen, als Graf Ilger von seinen Freunde in Meissen die Schilderung von ihr erhielt, die seiner Hoffnung so ganz zusagte. Hildegard versicherte, daß die Begierde, ihre erhabene Fürstin zu sehen, deren Ruhm ihr schon in Meissen bekannt geworden wäre, sie nicht länger in Ebersberg hätte rasten lassen, aber Graf Ilger konnte leicht ermessen, daß sie nur deshalb geeilt wäre, weil sie von der Ungeduld, die angefangene Eroberung zu vollenden, getrieben wurde.

Gleich nach seiner Zurückkunft von der Jagd, wo Ilger Hildegarden zum erstenmahl sahe, hatte er seiner Gemahlin so viel Gutes von ihr gesagt, daß sie sich nach ihrer Bekanntschaft sehnte.

sehnte. Bei ihrer Ankunft nahm Hildegard Frau Gertrauden so ganz ein, daß sie ihrem Gemahle gestand: er hätte ihr noch zu wenig von ihren Vorzügen gesagt. Ihre Bekanntschaft erhob sich in wenig Tagen zur Freundschaft, die Ilger zu seinem Vortheile zu benutzen gedachte.

Gertraud, die aus dem Geschlechte der Burggrafen von Kirchberg stammte, war zur Freude ihres Gemahls mit Hildegarden verwand, zwar freilich in entferntem Grade, aber diese Verwandschaft konnte doch zu einem Vorwande des öftern Umgangs der Gräfin von Hohenstein mit der schönen Hildegard von Ebersberg dienen. Erschien Hildegard als Ilgers Verwande, so forschte man vielleicht nicht weiter nach der Ursache, warum sie so fleißig in sein Haus kam; und diese wünschte freilich Ilger verborgen, weil es keine andere war, als den Landgrafen früher zu fesseln, und Hildegarden zu seinem Besten, auf ihn wirken zu lassen.

Auch von der jungen Landgräfin wurde Hildegard freundlich und gütig aufgenommen. Jutta schenkte ihr ihren vollen Beifall: und frei von jedem Argwohn, daß Ludwig jemahls seine Treue würde brechen können, beunruhigte sie das Lob nicht, womit er öfters gegen sie, von dem Fräulein sprach, sondern sie betrachtete es als gerech-

ten Zoll, ihrem Werthe, ihren Vorzügen dargebracht. Ludwig äuſſerte auch noch immer gegen ſeine Gemahlin die vorige Liebe und Zärtlichkeit. Er ſchien zwar gegen die Reize der ſchönen Hildegard nicht unempfindlich, doch gab er der argloſen Jutta, weder durch ſein Betragen gegen ſie, noch durch ſein Benehmen gegen Hildegarden, zum Mißtrauen die geringſte Veranlaſſung.

Bei genauer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, hätte ſich Ludwigen wohl freilich der Gedanke darbieten müſſen, daß ſeine Empfindungen gegen Hildegarden ihm ſelbſt, wie ſeiner Gemahlin, leicht nachtheilig werden könnten, aber wer wird es nicht dem achtzehnjährigen unbeſorgten Jünglinge verzeihen, daß er mit minderer Sorgſamkeit über ſein Herz wachte, als es allerdings ſeine Pflicht geweſen wäre. Er hatte zu viel Vertrauen auf ſich ſelbſt, ſeine Liebe für Jutta war noch zu ſtark und innig, um zu glauben, daß Jutta niemahls durch Hildegarden von dem Platze verdrängt werden könnte, den ſie iezt in ſeinem Herzen behauptete. Dies und das Behagen an Hildegardens Geſellſchaft hielt ihn ab, ſie zu fliehen, wozu er ſich gewis würde entſchloſſen haben, wenn er die Folgen des fortdauernden Umganges mit ihr geahndet hätte.

Freudig beobachtete Ilger die Fortſchritte, die Hildegard in der Gunſt des Landgrafen machte,

und zu ſeiner Beruhigung bemerkte er, daß Sippo und Burkhard darüber nicht unzufrieden ſchienen. Ohne Zweifel ſahen ſie es gern, daß Ludwig durch Hildegarden eine Abhaltung mehr erhalten würde, der Regierung ſich ſelbſt anzunehmen und keiner ahndete, von dem Grafen von Hohenſtein verdrängt zu werden, weil er ſich ſo geſchickt zu verſtellen wußte, daß er ſelbſt dieſe graugewordenen Hofleute täuſchte.

Ilger hatte oft ſo ernſt und ſcheinbar herzlich verſichert, er ſchätze es für ſein größtes Glück, friedlich auf ſeinen Burgen zu hauſen, fern von den Ränken des Hofes und unbekümmert um die Händel der Welt, ſtill und ruhig ſein kleines Land zu regieren; daß Niemand an der Wahrheit dieſer Verſicherung zweifelte. Während ſeines Aufenthaltes am Hofe des Landgrafen, hatte er zwar bei ihm ſelbſt einen Verſuch gemacht, ob es möglich wäre, die Grafen von Käfernburg und Brandenberg zu entfernen, dies war aber nicht bekannt geworden, und da er ſich überdies gegen alles, was am Hofe begegnete, öffentlich ganz gleichgültig bezeigte, wurde die Urſache, die er wegen ſeiner Anweſenheit daſelbſt angab, wirklich für die wahre gehalten.

Ilger verſicherte, daß er nur an den Hof gekommen wäre, um die Wünſche ſeiner Gemah-

lin zu erfüllen, die ihn gebeten hätte, dem stillen und einsamen Aufenthalt auf seiner Burg, auf einige Zeit mit dem geräuschvollern und fröhlichern am Hofe zu vertauschen. Oefters gab er sich den Schein, als ob es ihm schwer würde, aus Gefälligkeit gegen seine Gattin, lange an einem Orte zu verweilen, wo es ihm selbst so wenig behagte, auch hatte Frau Gertraud, die in allem nach dem Plane ihres Gemahles handelte, schon einigemahl ihre Freundinnen aufgefordert, mit ihren Bitten die ihrigen zu vereinigen, damit es ihr eher gelingen mögte, den Entschluß ihres Gemahls zur Heimkehr auf seine liebe Ilburg umzustimmen. Dies kostete immer viele Mühe, iedoch gab Ilger zuletzt den vereinigten Bitten seiner Gattin und ihrer Freundinnen nach.

Durch den allgemeinen hervorgebrachten Wahn, den Ilger in der Folge seiner Verstellung sahe, glaubte er sich vor allen Gegenunternehmungen wider seinen Plan gesichert. Er hoffte nur zu der völligen Ausführung schreiten zu dürfen, um sich bald am Ziele seiner Wünsche zu sehen. Bis ietzt hatte er noch gegen Hildegarden geschwiegen, nun aber hielt er es für Zeit zu sprechen.

Als sich einst das Fräulein bei Ilgers Gemahlin befand, in deren Zimmer auch der

Graf gegenwärtig war, brachte er ein Gespräch über die Bedruckungen auf die Bahn, unter denen das Land ersenfzte, weil der Landgraf die Regierung desselben der Willkühr der Grafen Burkhard und Sippo überließe. Er machte Hildegarden eine Schilderung von der bedrängten Lage des Thüringischen Volkes, die ihr Mitleid rege machte, welches nun Ilger, zugleich mit ihrer Eitelkeit, zu seinem Besten benutzen wollte. Frau Gertrand, die an dem Gespräche ihres Gemahls wenig Theil nahm, entfernte sich endlich ganz, und Ilger fuhr nun also fort.

Gewis liebe Muhme, ist es euch nicht unbekannt, daß guter Rath aus dem Munde eines schönen Weibes gewöhnlich mehr wirkt, als wenn ihn ein Mann von anerkanntem Dienfteifer und von der geprüftesten Treue giebt.

Meine Erfahrung ist noch iung — antwortete Hildegard — und ich weis nicht, ob das, was Ihr sagt, wirklich so gewöhnlich ist; sehr wohl weis ich aber, daß Weiber, denen ihre Ruhe lieb ist, sich nicht in Dinge mischen müssen, die nur für Männer gehören. Selten prüft unser Geschlecht die Folgen einer Handlung so scharf wie das Eurige, und wenn uns dann die nicht vorher gesehenen Folgen überraschen, werden wir oft Opfer unserer Uebereilungen.

Ilger. Richtig, Fräulein, die gewöhnlichen der Weiber haben keine andere Sorgen, als zu glänzen, sich zu putzen, zu scherzen, zu tändeln, und uns arme Männer zu ihren Sklaven zu machen, aber ich denke Hildegard wird sich über die mehresten ihres Geschlechtes in allem so weit erheben, wie sie durch Schönheit und Talente über sie erhaben ist.

Hildegard. (lächelnd) Still Vetter, denn wenn auch Ihr mir sagt, was ich schon von so vielen Männern hörte, mögte ich vergessen, daß es Schmeichelei ist, und mich dadurch zur Eitelkeit verleiten lasse.

Ilger. Nein, Fräulein, eitel möchte ich Euch nicht machen, denn dies hieße Euch eines der wesentlichsten Vorzüge vor Euern Schwestern berauben wollen, wohl aber wünschte ich in Euch den Stolz hervor zu rufen, die Retterin Eures bedrückten Vaterlandes zu werden. War das Mitleid, das Ihr vorhin bewieset, als ich Euch einen kurzen Abriß von Thüringens Bedrängnissen machte, ungeheuchelt und herzlich: so muß gewis der Wunsch entstehen: Euer Vaterland von diesen Drangsalen zu befreien, und solltet Ihr dann wohl zögern können, das Mittel zu gebrauchen, das ich Euch zu dieser Absicht nennen werde.

Hildegard. Gewis, Vetter, ich wür-

de ſtolz ſein, meinem Vaterlande nützen zu können, nur zweifle ich, daß ich dies je vermögen werde.

Ilger. Sonder Mühe und Gefahr. Der Heuchler Sippo und Burkhard der Schlemmer, der nur immer von einer Freude zur andern taumelt, ſind an allem Unheil ſchuld, das ſich über das ſonſt geſegnete Thüringen verbreitet hat. Unſer Herr Landgraf ſieht dieſe beiden Unglücksſtifter in einem falſchen Lichte; Ihr Fräulein könntet ihm ein anderes anzünden, bei deſſen wohlthätigem Scheine er ſie in ihrer wahren Geſtalt erblickte.

Hildegard. Graf, welcher Gedanke! Kann ich, ein Mädchen, mir Hoffnung machen, unſerm treflichen, aber freilich wohl etwas zu argloſen Fürſten ſeine Täuſchung zu zeigen, wenn es Männern, wie Ihr einer ſeid, nicht gelingen will?

Ilger. Erinnert Euch, was ich vorhin ſagte und ſeid verſichert, daß etliche Worte von Euch tiefern Eindruck machen werden, als wenn noch hundert bieder denkende Edle ihre Stimme mit der meinigen vereinigten. Anerkannt iſt die Macht der Schönheit, und Ihr müſtet fürwahr dem, was um Euch vorgeht, die Augen verſchlieſſen, wenn Ihr nicht längſt hät-

tet bemerken wollen, welche Gewalt die Eurige schon auf unsern gnädigen Herrn bewiesen hat. Rechnet hierzu noch, daß die gerechte Anklage der Unterdrücker Thüringens aus Euerm Munde ganz unverdächtig ist, da sie hingegen in dem Munde eines Andern die Vermuthung hervor bringen könnte, daß Neid und der Wunsch: selbst so nahe bei dem Landgrafen zu stehen, wie Sippo und Burkhard; aus ihm spräche — rechnet dies noch hinzu: so werdet Ihr finden, daß Ihr, mit gerechter Hoffnung, den besten Erfolg Eurer Verwendung bei dem Landgrafen erwarten könnt.

Hildegard. Angenommen, daß ich mir ihn wirklich versprechen dürfte; würde ich nicht, wenn ich Euerm Verlangen gemäs handelte, die Rache der herrschsüchtigen Grafen wider mich reizen?

Ilger. Ihrer könnt Ihr lächeln, denn die Macht der Grafen hat ein Ende, so bald der Landgraf in ihnen die Unterdrücker des Landes kennen lernt. Ueberdies habt Ihr wohl nicht zu fürchten, ihnen als die Ursache ihrer Entfernung bekannt zu werden, denn schwerlich wird es der Landgraf sagen, daß er erst durch Euch auf etwas aufmerksam gemacht werden muste, was er freilich schon längst hätte erforschen sollen. Ihr habt daher

von der Erfüllung Eurer Bitte, die ich im Namen des ganzen Thüringerlandes an Euch thue, keinen Nachtheil, wohl aber den Gewinn zu erwarten, den das Bewuſtſein, eine edle verdienſtliche Handlung vollbracht zu haben, Euch bringen wird. Tauſende werden Gottes Seegen über Euch herab flehen! denn dies geſchieht gewis von allen Bewohnern des Landes für den Landgrafen und diejenige, auf deren Rath die Unterdrücker des Volkes entfernt wurden. Bleibt es denn auch den Thüringern unbekannt, daß ſie Euch dieſe Wohlthat danken: ſo werdet Ihr dennoch die guten Wünſche, die ſie in geheim für Euch thaten, erfüllt ſehn.

Hildegard. Fürwahr ein Lohn, den ich wohl verdienen mögte, aber noch einmahl Vetter, ich zweifle, daß meine Worte von einiger Wirkſamkeit auf den Landgrafen ſein werden, wenn Ihr ſchon die Eurigen vergebens verſchwendet habt. Auch müſte ich näher mit ihm bekannt, beinahe vertraut mit ihm ſein, ehe es ſich ziemte, wider die Vornehmſten ſeiner Räthe mit ihm zu ſprechen.

Ilger. Nun Ihr glaubt doch wohl nicht, daß Euch dieſes näher Vertrautwerden Mühe koſten wird?

Hildegard. Allerdings fürchte ich dies, denn der Hof iſt in Wahrheit der Ort nicht, wo man Vertrauen leicht einflößt und gewinnt.

Ilger. Wohl wahr, Fräulein, ob ſchon auch hier Ausnahmen gelten, unter die Ihr, wo ich nicht irre, ſamt dem Landgrafen gehört. Wenn keine Hinderniſſe Eure nähere Bekanntſchaft verzögern: ſo glaube ich, daß ich Euch und dem Landgrafen bald dazu würde Glück wünſchen können, allein am Hofe ſtellen ſich Verhältniſſe und Vorurtheile Euerm nähern Zuſammenrücken entgegen; und geſezt, daß Ihr Euch beide darüber hinwegſezen wolltet, ſo würden die lauſchenden Höflinge von beiden Geſchlechtern Euch und dem Landgrafen bald einen böſen Leumund bereiten, und unſere gnädige Frau, zu unnöthigem Argwohne verleitet, mögte Euch zu entfernen ſuchen, und ihre Abſicht erreichen, ehe Ihr noch den Dank des ganzen Thüringerlandes verdienen könntet.

Hildegard. Endlich ſtellen ſich Euch doch die Schwierigkeiten dar, die Ihr bisher überſahet.

Ilger. Und die kaum dieſen Namen verdienen, da ſie ſo leicht können überwunden werden, wenn es Euch gefällt, einige Zeit in meinem Hauſe zu Eiſenach zu wohnen

Vor Eurer Ankunft hielt ich mich daſelbſt mehr wie auf der Wartburg auf, und unſer gnädiger Herr ſchenkte mir oft die Ehre ſeiner Gegenwart. Wenn iezt die ſchöne Hildegard bei mir wohnte, würde er ſonder Zweifel noch öfter kommen wie vorher, und Ihr könnet Euch dann, zu Thüringens Wohl, um ſein Vertrauen bewerben, ſonder Furcht mieverſtanden zu werden, den Neid Eurer Schweſtern, das Gift läſternder Zungen, oder wohl gar die Eiferſucht der Landgräfin wider Euch zu reizen.

Hildegard. Mich dünkt nur, daß meiner lieben Muhme Gertraud der Aufenthalt in Eurem Hauſe zu Eiſenach weniger gefallen mögte, als auf der Wartburg, weil ſie dort die Stille wieder finden würde, deren Abweſenheit ihr das Leben am Hofe ſo angenehm macht.

Ilger. Sie ſoll deshalb dem Genuſſe ſeiner Freuden nicht entſagen, denn wir können abwechſelnd hier und in Eiſenach leben. Ueberdies befinden wir uns ia auch in Eiſenach am Hofe des Landgrafen, obgleich nicht unter einem Dache mit ihm; und wir haben dort des Geräuſches nicht viel weniger wie hier, denn mein Haus liegt nicht ſo einſam wie die Einſiedelei, in welcher Frau Hedwig ihr frommes Weſen treibt.

Frau Gertraud billigte sogleich den Vorschlag ihres Gemahls, die Wartburg zu verlassen, und Hildegard erhielt ohne Mühe von ihrem Vater die Erlaubnis, ihre Verwandten begleiten zu dürfen. Des andern Tages bezog Graf Ilger sein Haus zu Eisenach, voll gewisser Hoffnung: den Landgrafen bald bei sich zu sehn. Die Erinnerung an die Leidenschaft desselben für Hildegarden, und an die erhaltene Nachricht aus Meissen lies ihm mit Zuversicht erwarten, daß er dem Ziele seiner Wünsche bald näher rücken würde.

Er hatte in den Blicken des Landgrafen auf Hildegarden, die er immer aufmerksam beobachtete, zu viele Sehnsucht und Begehren gelesen, um zu zweifeln, daß er den Anforderungen derselben folgen würde, und wenn ihnen dann Hildegard entgegen kam, oder sie mit geübter Kunst noch dringender zu machen wuste, so war es allerdings nicht zu vermuthen, daß Graf Ilger auf die Erfüllung seiner Wünsche lange vergebens würde warten müssen.

Die Sehnsucht des Landgrafen nach Hildegarden höher zu spannen, besuchte Ilger absichtlich zwei Tage lang den Hof nicht. Gertraud, die mit dem Plane ihres Gemahls

bekannt war, bezeigte sich in allem folgsam gegen denselben, und Hildegard schien über den Grafen nicht unzufrieden zu sein, weil sie wahrscheinlich seine Absicht errieth.

Den dritten Tag ritt Ilger allein nach der Wartburg, um sich zu überzeugen, ob sein Verfahren den gewünschten Erfolg hervorgebracht hätte, oder ob vielleicht die Leidenschaft des Landgrafen für Hildegarden nur vorüber wandelnd gewesen und das schöne Fräulein schon von ihm vergessen wäre. In dem letzten Falle gedachte er ihm ihr Bild, in allem Zauber seiner Reize, wieder vor die Augen zu stellen, und hierdurch das verlöschende Feuer aufs Neue zu beleben. Er kam zu dem Landgrafen, der sich wunderte, ihn in etlichen Tagen nicht gesehen zu haben, und ihm überhaupt Vorwürfe machte, daß er sich von der Wartburg entfernt hätte.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, gnädiger Herr — antwortete Ilger — daß ich die Stunden, die ich an Eurem Hofe verlebe, für die glücklichsten meines Lebens schätze. Ich würde mir auch jetzt den Genuß derselben nicht versagt haben, wenn man nicht zuweilen nach dem Gefallen der Weiber leben müsse.

Eure Gemahlin wird doch nicht eifersüchtig werden, wenn sie Euch unter den Weibern und

Jungfrauen meines Hofes sieht? — scherzte der Landgraf.

O nein — sprach Ilger — von einer solchen Schwäche ist mein gutes Weib frei; sie machte sich aber vor etlichen Tagen, mit ihrer Muhme Hildegard, an eine mühsame Stickerei, und um die Arbeit geschwinder beendigt zu sehen, bat sie mich, sie auf kurze Zeit nach Eisenach zu begleiten, wo nun beide so emsig damit beschäftigt sind, daß sie mich heut allein gehen ließen, so geizig sie auch sonst nach den Freuden sind, die sie am Hofe ihres gnädigen Herren finden. Dem Fräulein von Ebersberg kostete es zwar viele Ueberwindung, daheim zu bleiben, doch bewies sich die Aufforderung meiner Gattin wirksam auf sie.

Es erfreuet mich, wenn es Eurer liebenswürdigen Muhme bei uns gefällt — erwiederte Ludwig stammelnd, und bewies hierdurch Verlegenheit über das Ueberfließen seines Herzens.

Ilger war mit diesen wenigen Worten sehr wohl zufrieden. Er fand in ihnen Bestätigung der Hoffnung, daß Ludwig bald in sein Haus kommen würde, und wirklich meldete sich dieser bei ihm an, ehe er ihn wieder verlies.

Morgen — sprach der Landgraf — wo ich

meine Mutter ein wenig in ihrer Einſamkeit beſuchen werde, will ich auch bei Euch einſprechen.

Lebhafte Freude glänzte auf Hildegardens holdem Geſichte, als Ilger ihr ſagte, daß ſie morgen den Landgrafen bei ſich ſehen würden, und Ilger freuete ſich der Gegenwart deſſelben doppelt, weil er wuſte, daß Günther von Schlotheim ſein einziger Begleiter ſein würde.

Wenn der Landgraf ſeine Mutter beſuchte, geſchahe es gewöhnlich nur in der Geſellſchaft dieſes Leibknappen, oder in der Begleitung der Prinzen Ludwig und Heinrich, denn ſogern auch Frau Hedwig ihre Söhne bei ſich ſahe, ſo unangenehm war es ihr doch, wenn ſie ein ſtarkes Gefolge mit ſich brachten. Ilger vermuthete nicht, daß ſich der Landgraf heut würde von ſeinen Brüdern begleiten laſſen, weil er dieſen wahrſcheinlich ſeine Empfindungen für Hildegarden weniger gern entdecken würde als Günthern, ſeinen Vertrauten, den er noch überdies, während ſeiner Anweſenheit in Ilgers Hauſe, leichter wie jene von ſich entfernen konnte. Was Ilger gedacht hatte geſchahe; nur von Günthern begleitet kam der Landgraf zu ihm.

Hildegard hatte vor ihren Verwanden zu verbergen geſucht, mit welcher Ungeduld ſie ihn er-

wartete; beiden entging aber dieſe ſo wenig wie die gröſſere Sorgfalt, die ſie heut auf ihren Putz verwendet hatte. Ohne ſich mit Geſchmeide zu überladen, hatte Hildegard ihren ganzen Anzug ſo gewählt, daß iedes Stück deſſelben zur Folie ihrer Reize diente. Ihr reiches braunes Haar war mit natürlichen Blumen durchflochten; ein himmelblaues Gewand ſchloß ſich an ihren ſchlanken Körper und zog ſich dann in weiten Falten herab. Ihr Buſen war zwar ſittſam verſchleiert, doch verrieth das dünne Gewebe ſeiner Hülle ſeine treffliche Form und von der blendenden Weiſe des Nackens konnte man leicht auf den Schnee deſſelben ſchließen. Ihr Fuß war in reich geſtickte Schuhe gepreſt, deren Glanz das Auge auf ſich zog, das ſich dann aber gewis nicht an der ſchönen Stickerei, ſondern an dem ſchönſten Fuße weidete.

So oft heut auch Hildegard den Huftritt eines Roſſes gehört hatte, mahlte ſich auch Freude und Ungeduld in ihren Blicken, und als ſie einſt Ilger, in einem ſolchen Augenblicke, mit bedeutendem Lächeln anſahe, wurde das Roth ihrer Wangen höher gefärbt. Ilger erklärte ſich nicht über die Urſache dieſes Lächelns, und Hildegard fragte nicht nach derſelben, doch

doch war sie ihr so wenig unbekannt, wie Ilgern ihres Eröthens.

Als der Landgraf kam, blieb nur ihm selbst, dem unerfahrnen jungen Manne, Hildegardens Freude über seine Gegenwart verborgen, so gar Günther von Schlotheim bemerkte sie deutlich, denn er fand in den Blicken des Fräuleins etwas ähnliches mit denen, womit ihn die Tochter des Grafen von Brandenberg zu empfangen pflegte, wenn sie ihn lange nicht gesehen hatte.

Einige Zeit verstrich unter allgemeinen Gesprächen, bis Ludwig den Grafen von Hohenstein aufforderte, mit ihm in das liebliche Gärtchen zu gehen, das sich an seinem Hause befand. Alle gingen; an der Thür kehrte aber Frau Gertrand wieder um, weil sie ihr kleines Söhnlein schreien hörte.

Der Landgraf ging zur Seite des Fräuleins, Graf Ilger neben Günthern, und die beiden letztern wandelten eine Zeitlang stumm daher, weil das vorangehende Paar, im Feuer der Unterhaltung, ihrer ganz zu vergessen schien, und sie selbst zu einer besondern Unterredung noch keinen Stoff gefunden hatten. Diesen nahm

ietzt Günther von einem Gewächs, das er unter einer gläsernen Glocke erblickte und vorher noch nicht gesehen hatte. Er blieb stehen und bat den Grafen von Hohenstein, ihn mit dieser Seltenheit näher bekannt zu machen, aber Ludwig der weder das fremde Gewächs gesehen, noch Günthers Ausruf der Verwunderung gehört hatte, setzte mit seiner schönen Gefährtin den Weg nach einer Laube fort, die ihnen in der Nähe lieblich duftend entgegen winkte.

Indessen Graf Ilger Günthern den Namen und die Eigenschaften des fremden Gewächses nannte, das er aus Palästina erhalten hatte, kettete ein immer wärmer werdendes Gespräch den Landgrafen und Hildegarden fester aneinander. Bei dem Fräulein geschah dies mit Absicht, bei Ludwigen unwillkührlich und ohne es selbst zu wissen. Ihn zogen Empfindung und Leidenschaft mit sich fort; Hildegard handelte weniger aus Empfindung, als aus Begierde, ihren bisher gemachten Eroberungen durch den Sieg über den Landgrafen von Thüringen die Krone aufzusetzen.

Beim Eintritte in den Garten hatte Hildegardens Arm nur nachläßig auf dem Arme des Landgrafen geruht; zum Lohne, für einige Artigkeiten, die er ihr mit zu vieler

Herzlichkeit ſagte, um an ihrer Wahrheit zu zweifeln, ſtützte ſie ſich bald nachher feſter auf ihn, und der Druck der lieben Bürde iagte durch alle Nerven Ludwigs ein wohlthätiges Gefühl. Einige Schritte weiter umſchlos ſchon ſeine Rechte die weiche albaſterne Hand Hildegardens; bald darauf wagte er einen leiſen Druck; ſanft erwiederte ihn Hildegard; Entzücken durchzitterte Ludwigen; und Druck und Gegendruck wurden nun immer wärmer und ſprechender, bis endlich Ludwig, nach dem Eintritte in die Laube, Hildegardens Hand an ſeine zitternde Lippen druckte. Beide ſprachen ietzt weniger, es wurde ihnen ſchwer, die Worte herauszuſtammeln, aber mit ihren Blikken ſprachen ſie beredter, als es irgend eine Sprache vermag. Empfindung und Liebe beklemmte Ludwigs Buſen; Freude ihren Wunſch reifen zu ſehen, erſchwerte Hildegarden die Sprache.

Ludwig hatte vergeſſen, daß Ilger und Günther ihn begleitet hatten: war ietzt auch wahrſcheinlich, auſſer Hildegarden, für alles in der Welt ſonder Gedanke und Gefühl, aber Hildegard beſaß Gegenwart des Geiſtes genug, ihre vorigen Begleiter nicht aus den Augen zu verlieren. Sie bemerkte, daß ſie ſich ietzt der Laube

näherten, entzog deshalb ihre Hand dem Landgrafen, der sie noch immer fest in der seinigen hielt, und gab dem Gespräch schnell eine andere Wendung.

Sie konnte mit den Herbeigekommenen von gültigen Dingen sprechen; an dem Landgrafen, der sich ebenfalls in das Gespräch mischte, war es aber sehr deutlich zu bemerken, daß er lieber das vorige, mit Hildegarden allein fortgesetzt hätte. Auch Hildegarden wäre es wahrscheinlich angenehmer gewesen, doch wünschte sie keine Zeugen von den Gesinnungen des Landgrafen gegen sich zu haben; und überzeugt, daß er schon ihr Eigenthum war, schien es ihr unnöthig, auf den Sieg über ihn heut noch mehr Zeit zu verwenden.

Die Nacht war schon angebrochen, als endlich Ludwig von dem Grafen von Hohenstein Abschied nahm, denn er befand sich zu wohl in der Gesellschaft des schönen Fräuleins von Ebersberg, um sie nicht so lange als möglich zu genießen. Bezaubert von ihren mannichfachen Reizen, riß er sich jetzt, auf Günthers wiederholte Erinnerung los; und Hildegard war, mit Ilgern in gleich hohem Grade, über die Fortschritte zufrieden, die sie zur Erreichung ihrer Absicht gemacht hatte.

Auf dem Wege unterhielt ſich der Landgraf mit Günthern von den Vorzügen Hildegardens. Er fragte ihn vertraulich: ob er iemahls ein Mädchen geſehen hätte, die es wagen dürfte, ſich mit ihr zu meſſen und Günther glaubte nein ſagen zu müſſen, ob ihm gleich ſein Herz zurief: Urſula von Brandenberg könnte dies, ſonder Furcht, dabei zu verlieren.

Es liegt uns nicht ob zu unterſuchen, ob Günthers Herz partheiiſch für ſeine Geliebte ſprach, ſo wie wir wohl nicht nöthig haben, unſern Leſern das Lob wörtlich mitzutheilen, das Ludwig im Geſpräche mit ſeinen Knappen Hildegardens Reizen in reichlichem Maaße ertheilte.

Es traf ſich öfters, daß Ludwig von der Jagd oder von den Beſuchen bei den nahen Burgherren ſpät wieder heimkehrte, wo er ſich dann oft ſogleich in ſein Gemach begab, ohne ſeine Gemahlin vorher zu ſprechen. Dies geſchah auch heut, ob es ſchon noch nicht allzuſpät war. Ausſchlieſſend mit Hildegardens Bilde beſchäftigt, dachte Ludwig nicht an ſeine Jutta, die ſeiner in ihrem Gemache harrte. Er kam nicht und ruhig ſchlummerte die Unbeſorgte ein, weit entfernt, die Urſache ſeines Wegbleibens zu ahnden.

Noch lange muste Günther bei seinem Herrn bleiben, mit ihm von Hildegarden zu sprechen, denn Ludwig wurde es nicht müde, das Lob des reizendsten Fräuleins zu preisen. Endlich entlies er den gähnenden Knappen, und warf sich auf sein Lager, wo er von Hildegarden träumte.

Des Morgens war es immer Ludwigs erstes Geschäft, seiner Gemahlin einen Morgenkus zu bringen, wenn er sie des Abends vorher nicht gesprochen hatte. Auch heut handelte er seiner Gewohnheit gemäs, wiewohl sein erster Gedanke nach dem Erwachen nicht Jutta sondern Hildegard war. Mit der Erinnerung trat er in Jutta's Zimmer; eine Stimmung, die ihn natürlich verhindern muste, sich ihr heut mit der Freude zu zeigen, womit er sich ihr sonst immer darstellte. Jutta bemerkte dies, fühlte sich aber dadurch weder beunruhigt, noch forschte sie nach dem Grunde der Veränderung ihres Gemahls.

Unter manchen guten Lehren, welche einst Frau Agnes, die Herzogin von Schwaben, ihrer Tochter gegeben hatte, lautete eine also: Wenn Du an Deinem Gemahle düstere Laune bemerkst, oder einen Mangel der Wärme fühlst, die Du sonst von ihm gewohnt warst: so lasse

Dich hierdurch nicht sogleich zu dem Verdacht verleiten: daß seine Liebe zu Dir sich vermindert habe. Wichtige Dinge, die nicht immer von der Art sind, mit Weibern darüber Raths zu pflegen, fesseln zuweilen die ganze Aufmerksamkeit der Männer, ziehen ihre Stirn in Falten, und stumpfen ihr Gefühl für die Liebkosungen ihrer Weiber. Findest Du Deinen Gemahl in einer solchen Lage: so bemühe Dich von seiner Stirn die Falte hinweg zu scherzen, forsche aber nicht neugierig nach dem, was sie darauf zog, denn es könnte leichtlich etwas sein, was Du nicht wissen dürftest, und dann würde Deine Neugierde Deinem Gemahle zuwider sein; beschränkst Du Dich aber darauf, ihn aufzuheitern: so wird er Dir gewis für Deine liebevolle Sorgfalt danken, wenn dies auch nicht in dem ietzigen Augenblicke geschieht.

Eingedenk dieser mütterlichen Lehre, breitete heut Jutta dem düstern Gemahle ihre Arme so freudig entgegen wie sonst. Sie suchte ihn durch Scherz und Liebkosungen aufzuheitern, und nahm beim letzten Versuche den kleinen Ludwig zu Hülfe, der mit seinem Händchen des Vaters Wangen streichelte.

Jutta sahe ihre Mühe durch den glücklichsten Erfolg belohnt; in kurzer Zeit war Ludwigs düsterer Blick verschwunden. Im Gefühl der

Freuden des Gatten und Vaters vergas er Hildegarden, und wahrscheinlich würde er sich von ihr nie in dem Genusse iener Freuden haben stören lassen, wenn ihm ein Freund mit treuem Rathe zur Seite gestanden hätte.

So warm auch oft Ludwigs gestriges Gespräch mit Hildegarden geworden war, so hatte er doch nur von Achtung mit ihr gesprochen, doch bemerkte Hildegard sehr deutlich, daß er seinen Empfindungen einen falschen Namen unterlegte und fand aufglühende Liebe in dem, was er Achtung nannte. Dagegen wurde Ludwig selbst getäuscht von seinem Herzen, das seinen Empfindungen für Hildegarden listig den Namen zu geben wuste, dessen er sich in seinem Gespräch mit ihr von demselben bedient hatte. Achtung für ein Mädchen zu empfinden, daß des höchsten Grades derselben so werth schien, konnte er freilich weder für unerlaubt, noch für gefährlich halten; und allerdings wäre es auch beides nicht gewesen, wenn nicht unter dieser eingebildeten Achtung Liebe verborgen gelegen hätte.

Ludwigs Täuschung verleitete ihn so weit, daß er Hildegarden und seiner Gemahlin zugleich gedenken konnte, ohne sich zu erinnern, daß die Pflicht gegen die leztere ihm den Um-

gang mit der ersten verbiete. Warum hätte er den Freuden desselben entsagen sollen, da er ihn für so schuldlos hielt! Er machte Vergleichungen zwischen Hildegarden und Jutta; fand, daß sich Jutta zwar durch Herzensgüte und Sanftheit über iene erhob, daß sie aber von ihr an Wiz und Lebhaftigkeit weit übertroffen wurde.

Wiz und Lebhaftigkeit fesseln bekanntlich in den ersten Zeiten des Umgangs mehr als gutes Herz, daher sich unsere Leser nicht verwundern werden, daß Hildegard bei iedem Vergleiche, den Ludwig zwischen ihr und seiner Gemahlin anstellte, viel über diese gewann. Hierzu gesellte sich noch der Reiz der Neuheit, der öfters allein siegt; und zu diesem allen noch die Bemühungen Hildegardens genommen: Jutta aus dem Herzen, ihres Gemahles zu verdrängen, oder ihr wenigstens den ersten Plaz abzugewinnen; konnte Ludwigs Treue für seine, sonst so heis geliebte Jutta unmöglich lange unerschüttert bleiben.

Oefter als iemahls besuchte iezt Ludwig seine Mutter zu Eisenach; verweilte aber immer nicht lange bei ihr, sondern eilte in Ilgers Haus, an Hildegardens Seite einige glückliche Stunden zu genießen. Wenn ihn seine Brüder begleiteten, lies er diese bei der Mutter

zurück und ging wenigstens auf kurze Zeit zu Jagern, lieber kam er aber in Gunthers Gesellschaft nach Eisenach, und Günther begleitete ihn ebenfalls gern.

Der Junker von Edlethein verehrte seine Fürstin, und fühlte öfters in sich selbst Aufforderung zu einem Versuche, dem Umgange Ludwigs mit Hildegarden zu steuren, weil er erkannte, daß er für Jutta nachtheilig werden muste. Da Günther das Vertrauen und die Freundschaft seines Herrn besas, und daher viel über ihn vermogte, würde ein solcher Versuch wahrscheinlich nicht ganz ohne Wirkung geblieben sein, aber Günther machte ihn nicht, weil ihm sein eigener Nuzen ihn widerrieth.

Wenn sich Ludwig bei Hildegarden befand, erlaubte er seinem Knappen, ihn zu verlassen und zu einer bestimmten Zeit wieder zu kommen. Günther benuzte diese Gelegenheit, bei seiner Ursula sich der Liebe zu freuen. Ursula lebte mit ihrer Mutter ebenfalls zu Eisenach, und Günther konnte hier die Freuden des Umgangs mit ihr besser und ungestörter geniessen, als wenn er sie an dem Hofe zu Wartburg sahe, denn Frau Isalde war den Bewerbungen des Lieblings ihres Fürsten

um die Hand ihrer Tochter, ſo wenig abgeneigt wie ihr Gemahl.

Dieſer günſtigen Gelegenheiten, ſeine Geliebte ohne Zwang zu ſehen und zu ſprechen, ſich auch manches kleinen Gemeſoldes von ihr zu erfreuen, hätte demnach Günther entbehren müſſen, wenn der Landgraf Hildegarden nicht mehr beſucht hätte; und deshalb hielt Günther die freundſchaftliche Erinnerung zurück, die ihm freilich Treue und Achtung für ſeine Fürſtin, und ſelbſt Sorgfalt für das Beſte und die künftige Ruhe ſeines Herrn zur Pflicht machte.

Günther war keine von den kleinen Seelen, die jede Handlung ihrer gnädigen Herrn preiſen, ja ſelbſt diejenigen ſchmeichelnd erheben, die ſie nach ihrem Gewiſſen tadeln müſſen; allein diesmahl kam eigner Vortheil mit ſeiner Rechtſchaffenheit in Streit, und Leichtſinn half jenem den Sieg erkämpfen. Ludwigs Beſuche bei Hildegarden brachten ihm zu viel Gewinn, um nicht die Fortſetzung derſelben zu wünſchen; und damit er der Erfüllung deſſelben nicht ſelbſt entgegen arbeiten möchte, ſann er auf Entſchuldigung für Ludwigs Umgang mit Hildegarden. Er fand ihn ſchuldlos, und gewiß war er dies auch wirklich noch, was aber allerdings Günthers Aufmerkſamkeit nicht von den

Folgen hatte hinweg ziehen ſollen, die er für den Landgrafen und ſeine Gemahlin unausbleiblich haben muſte.

Um ſein ſelbſtwillen wünſchte ihn Günther von dieſen Folgen frei; ſein Wunſch verwandelte ſich nach und nach in Hoffnung, die durch lange Beſchäftigung mit derſelben zu ſcheinbarer Ueberzeugung erhoben wurde. Günther vergas, daß es zur Zerrüttung des Glückes einer Ehe keines völligen Bruches der Treue bedarf, daß der Friede des einen Theiles ſchon dahin iſt, ſo bald er von dem andern eine andere Perſon ſich vorgezogen ſieht.

Bis iezt wuſte Jutta noch nichts von dem vertrauten Umgange ihres Gemahls mit Hildegarden. Sie ſahe zwar, daß er ſich viel mit ihr beſchäftigte, wenn ſie am Hofe war, wurde aber hierdurch ſo wenig zur Unruhe veranlaßt, wie durch ſeine iezt ſo ungewöhnlich öftern Beſuche bei ſeiner Mutter, weil ſie nicht wuſte, daß Hildegard die Urſache derſelben war, und daß er bei dieſer immer länger verweilte als bei ſeiner Mutter.

Es war ihr wohl bekannt worden, daß er zuweilen bei dem Grafen von Hohenſtein einzu-

ſprechen pflegte, allein ihre Argloſigkeit glaubte nicht, daß dies um Hildegardens willen geſchehe. Ludwig hatte ia auch ſonſt zuweilen den Grafen von Hohenſtein heimgeſucht, und daß es iezt ungleich öfter geſchahe, blieb Jutta verborgen. Die Grafen Sippo und Burkhard ſamt ihren Anhange, verſchwiegen es ihr, um nicht vielleicht, durch ihre Gegenbemühungen, des Gewinns verluſtig zu werden, den ſie ſich von Ludwigs Verbindung mit Hildegarden verſprachen, und die Frauen der Landgräfin verhehlten es ihr ebenfalls abſichtlich; einige aus Furcht vor der Ahndung des Landgrafen, andere aus Beſorgnis für die Ruhe ihrer Gebieterin.

Die vornehmſte unter den leztern war Frau Beate von Fruchtwangen, welche die Landgräfin aus Schwaben nach Thüringen begleitet hatte, in den Jahren der Kindheit ihre Pflegerin geweſen und iezt ihre Oberhofmeiſterin war. Aus vieljähriger Erfahrung wuſte Frau Beate ſehr wohl, wie ſchwer es einer Gattin wird, ihren Gemahl zu ſich zurück zu führen, wenn ihn fremde Reize von ihr geriſſen haben, doch zweifelte ſie nicht an der Möglichkeit, daß ihre geliebte iunge Fürſtin dieſe Schwierigkeit überwinden würde.

Da Frau Beate die Erfahrung gemacht hat-

te, daß die wankende Treue eines Gatten nicht durch Verwürfe, Thränen und Zanken, sondern nur durch Liebe und zuvorkommende Gefälligkeit zu stutzen ist, bemuhte sie sich der Landgräfin diese Handlungsweisen zu erleichtern, und verbarg ihr eben deshalb, daß die Treue ihres Gemahls wirklich wankte, vielleicht schon in ihren Grundfesten erschüttert war. Nachtheilig wurde ihre Verheimlichung gewesen sein, wenn Jutta hierdurch wäre abgehalten werden, zum Zurückführen ihres Gemahls von seinen Irrwegen die nöthigen Maasregeln zu nehmen, allein von Frau Beatens Rathe geleitet, that sie alles, was sie in dieser Lage thun konnte.

Ludwigs immer wachsendes Behagen an dem Fräulein von Ebersberg, mußte nothwendig seine Gemahlin bei ihm herabsetzen. Unfähig sich zu verstellen, dies äusserte er in seinem Betragen gegen Jutta, welches viel von seiner vorigen Wärme verlor. Die Veränderung wurde von Jutta, sowohl wie von Frau Beaten bemerkt, dennoch ahndete das gute Vertrauen der erstern, zu ihrem Gemahl nicht Hildegarden die Ursache derselben, und Beate war weit entfernt, eine solche Vermuthung in ihr hervor zu rufen.

Sie sagte ihr, daß die Liebe durch mehrere Jahre gewöhnlich viel von ihrer ersten Glut verlö-

re, ermahnte sie aber zugleich: durch Beweise, daß die ihrige keine solche Veränderung gelitten hätte, die Erhebung der Liebe ihres Gemahls zu ihrer vorigen Größe zu bewirken. Beatens Rath galt viel bei der Landgräfin, auch diesmahl folgte sie ihm.

Mit keinem Worte, mit keinem Blicke machte Jutta ihrem Gemahle einen Vorwurf wegen seiner verminderten Liebe; jede ihrer Handlungen zweckte aber dahin ab, ihre schwächer werdende Flamme aufs Neue anzufachen. Nie kann eine Gattin zärtlicher gewesen sein, wie die Landgräfin von Thüringen; traurig nur, daß dies auf ihren Gemahl nicht mehr Eindruck machte. Ein Kuß, den er der widerstrebenden Hildegard raubte, hatte größern Werth für ihn als die glühendste Umarmung, womit ihn Jutta an ihren Busen drückte, und ein launiger Einfall Hildegardens galt ihm mehr, als die zahllosen Beweise, daß Jutta nur in ihm lebte, aus seinen Blicken Freude oder Kummer sauzte.

Noch immer glaubte sich Ludwig keines Vergehens gegen seine zärtliche Gattin schuldig; noch immer nannte er seine Empfindungen für Hildegarden nicht Liebe. Freundschaft war der Name, mit dem er sie jetzt belegte, und Freundschaft war ja wohl Jutta's Gemahl für ein gutes achtungswerthes Mädchen zu fühlen vergönnt. Daß diese Freundschaft sein

Herz angelegentlicher beſchäftigte, als die Liebe für Jutta, machte ihn in ſeinem Wahne nicht irre.

Er glaubte ſeine Pflichten zu erfüllen, wenn er ſeiner Gemahlin gütig und liebevoll begegnete, und in dieſem Glauben ſank ſeine vorige Zärtlichkeit bald zur bloſſen Befolgung der Regeln des Wohlſtandes herab. Noch hatte zwar Jutta ſeine Achtung nicht verloren, nein, er ſchätzte ihre Güte und ihr treffliches Herz, allein die tändelnde, immer fröhliche Hildegard war ihm mehr werth wie ſie.

Etliche Wochen waren vergangen, in deren Laufe der Graf von Hohenſtein Hildegarden einigemahl erinnert hatte, Thüringens Wohl nicht zu vergeſſen. Hildegard war hellſehend genug; um zu bemerken, daß ihm nicht an dieſem, ſondern nur an ſeinem eignen Vortheile gelegen war, doch hatte ſie nicht die Abſicht, den leztern nicht zu befördern.

Die Ueberzeugung, daß ſie Ilgern wenigſtens die Beſchleunigung ihres Planes auf den Landgrafen zuzuſchreiben hatte, belebte ihr

ihr Dankgefühl und bewog sie, sich für das Beste ihres Gehülfen thätig zu verwenden. Sie war mit der Liebe nicht so unbekannt, um nicht zu wissen, daß es schon ein hoher Grad derselben war, was Ludwig noch immer Achtung und Freundschaft nannte, dennoch verleitete sie die Gewisheit ihres Sieges nicht zur Uebereilung.

Hildegard kannte Ludwigs Vertrauen zu den Grafen Sippo und Burkhard; wuste, daß der letztere besonders auch dadurch seine Gewogenheit erworben hatte, daß er es sein eifriges Geschäft sein lies, ihm durch immer neue Lustbarkeiten in stetem Taumel zu erhalten. Sie muste daher schon viele Gewalt über sein Herz erlangt haben, ehe sie es wagen konnte, mit Hoffnung eines guten Erfolgs wider diese vertrauten und geliebten Diener zu sprechen.

Aus dieser Ursache schwieg sie lange, ohne jedoch dabei zu vergessen, daß sie die Absetzung derselben zum Beweise der völligen Gewisheit ihres Sieges und zum Besten ihres Gehülfen, des Grafen Ilgers, dereinst verlangen wollte. Endlich glaubte sie, es ohne Gefahr thun zu können, und nun nahm sie

solche Maasregeln, die ihr die Erreichung ihres Endzwecks gewisser verhießen.

Ludwig, der iezt bei seinen Besuchen im Hause des Grafen von Hohenstein, den grösten Theil der Zeit in Hildegardens Gemächern oder mit ihr alleine in der Laube zubrachte, wo sich seine Liebe zum erstenmahle deutlicher kund gab, fand einst seine Freundin bei dem Eintritt in ihr Zimmer traurig und so angelegentlich mit einem Schreiben, das vor ihr lag, beschäftigt, daß sie ihn nicht eher bemerkte, bis er sie kraftvoll mit seinen Armen umschlang und einen glühenden Kus auf ihre Lippen preßte. Hildegard entwand sich der Armen des Landgrafen, ein tiefer Seufzer schwellte ihren Busen empor, und ihre seidnen Wimpern zerdrückten eine Thräne, die in ihrem Auge glänzte.

Um aller Heiligen willen — rief Ludwig — was fehlt Euch, liebe Hildegard! Ihr weint? so sahe ich Euch noch nie!

Gefühl für fremde Noth — erwiederte Hildegard — preßte diese Zähre hervor. O, Herr Landgraf, vereiniget die Entigen mit ihr! Doch nein, weint nicht, trocknet lieber die Thränen derer, für welche die meinige flos!

Ludwig. Ja, edles Mädchen, ich will! Sage nur eilend, wie ich es vermag.

Hildegard. Durch eine Aufopferung, die Euch wohl freilich einige Mühe kosten wird.

Ludwig. Es soll mir wahrlich keine zu schwer werden, wenn ich dadurch nur eines Menschen Glück befördern kann.

Hildegard. So wird sie Euch der Gedanke: für das Glück vieler Tausende zu handeln, erleichtern. Vernehmt jetzt, was mein Herz schon so oft preßte; was ich Euch aber noch immer nicht zu entdecken wagte.

Ludwig. O hättet Ihr dies eher gethan, weil dann vielleicht manche Thräne weniger geflossen wäre. Doch sprecht, damit ich höre, was Euer schönes Auge trübte.

Hildegard. Da ich mich noch in Meissen befand, hörte ich viel zu Euerm Ruhme, und begierig, noch mehr zu erfahren, forschte ich auf dem Heimwege, durch mein Vaterland, neugierig nach allen Vorfallen, seit meiner Entfernung. Alles Volk, Edle, Bürger und Landleute, rühmten Euch und ihre treffliche Fürstin, laut klagten aber die Niedrigen in Volke über eure Amtleute und Burgvögte, vorzüglich über die beiden Männer, in deren

Händen Ihr das Heft der Regierung sowohl bewahrt glaubt, über den Käsernburger und den Brandenberger.

Unser gnädiger Herr, sprachen Alle, ist gütig und mild, aber diese beiden bösen Männer misbrauchen seine Milde, vergeben die Aemter nach Gunst und Willkühr, und drücken das Volk, um die erpreßten Schätze zu vergeuden, oder damit ihre Säckel zu füllen. Schon oft sagte man mir, hätten die Unterdrückten ihre Klagen vor Eure Ohren gebracht, immer aber wären sie durch die Ränke der beiden Grafen damit zurück gewiesen worden, oder man hätte sie wenigstens nach dem gewissesten Versprechen nicht abgestellt. Seufzend harre iezt das Volk der kunftigen Erlosung, weil bisher ihre gerechten Klagen keine andere Folgen gehabt hätten, als von der Rache der erzürnten Grafen noch empfindlicher gedrückt zu werden. Ihre Kreaturen saugten das Mark des Landes und entrichteten ihren Vorgesezten davon reichliche Spenden, damit sie diese durch List und Trug immer auf ihren einträglichen Posten erhalten mogten.

Ein Blick auf die Macht Burkhards und seines Gehulfen hielt mich ab, Euch die gerechten Klagen Eurer Unterthanen früher bekannt

zu machen, und ich würde es auch vielleicht iezt noch nicht wagen, wenn nicht ein Schreiben, das ich heut von einer Freundin erhielt, mir die selbst gesehene Noth heut aufs Neue vor das Auge stellte, und mich zu dem Entschlusse entflammte: ohne Rücksicht auf die Gewalt der beiden Grafen, zur Verminderung dieses Elendes einen Versuch zu machen. Nun ist es herab von dem beklommenen Herzen, und Ihr, gnädiger Herr, werdet verzeihen, daß ich mich vom Eifer für Euch und Euer Land getrieben, in eine Sphäre wage, für die ich freilich nicht geschaffen bin.

Ludwig. Wie, Burkhard und Sippo bedrücken das Land, dem ich segern mit meinem Blute Glück und Wohlstand erkaufte!

Hildegard. Könnt ihr zweifeln, da schon mehrmahls die Klagen Eures Volkes bis zu Euern Ohren drangen? Freilich befahlt Ihr wohl die Ursache derselben hinweg zu räumen, allein Ihr überließet die Vollziehung dieses Befehles den beiden Grafen, die Euch listig zu hintergehen wusten, und es nicht nur bei dem Alten ließen, sondern auch diejenigen, die es wagten, sich bei Euch zu beklagen, durch noch empfindlichere Bedrückungen für diese Kühnheit züchtigten. Leset hier, was meine Thränen fliessen machte, und handelt dann als Vater Eures Volkes!

Sie gab ihm iezt das Schreiben ihrer Freundin, von welchem wir aber nicht genau wissen ob es nicht vielleicht ein bloses Erzeugnis der Erfindung Ilgers und Hildegardens war. Der Landgraf fand in demselben eine Reihe ungerechter Handlungen von dem Burgvoigte zu Freiburg, der schon vor einiger Zeit bei ihm war angeklagt worden, und dessen Stelle er damahls mit einem würdigern Manne zu besetzen befohlen hatte.

Dank Dir, treffliches Weib — gab Ludwig Hildegarden das Schreiben zurück — daß Du mich an meine Pflicht erinnerst! Nimm das Versprechen von mir, daß der Thränen und Klagen in Thüringen bald weniger werden sollen!

Hastig verlies er iezt ihr Zimmer und eilte zu Ilgern, dem er den Entschluß bekannt machte: eine Reise durch sein ganzes Land machen zu wollen, um die Beschaffenheit desselben erforschen und seinen Bedürfnissen nach allen Kräften abzuhelfen. Er forderte den Grafen auf, ihn zu begleiten, damit er auf dem Wege iemand hätte, dessen Rath er zu des Landes Besten benutzen könnte.

Hildegard war dem Landgrafen nachgeeilt. Sie hörte seinen Vorsatz, der freilich ihren

Wünschen gerade widersprechen muste, kam aber doch deßhalb nicht in Verlegenheit, weil sie sich schmeichelte, die Veränderung desselben, sonder große Mühe, bemerken zu können. Bekannt mit der Macht der Liebe, zweifelte sie, daß Ludwig, der sich der Regierung seines Landes eben noch nie thätig angenommen hatte, stark genug sein würde, aus ihren Armen sich loszureißen. Um zu verhindern, daß dies nicht vielleicht gleich jetzt, im ersten Feuer geschähe, wo Ludwig mehr Landesvater als Liebhaber war, begann sie also zu ihm:

Verzeiht, gnädiger Herr, wenn ich, ein Mädchen, mich in etwas mische, das die ganze Aufmerksamkeit der Männer verdient. Nur der Gedanke, daß ich die erste Veranlassung hierzu gab, macht mich kühn genug zu einer solchen Freiheit.

Das Fräulein, welches das gelesene Schreiben verfaste, ist zwar meine Freundin, aber noch seit kurzer Zeit, um ihren Worten ganz zu trauen. Erforschet, wenn es Euch gefällt, die Richtigkeit derselben, ehe Ihr weiter etwas beschliest, und mich dünkt, dies kann leicht und unverdächtig geschehen, wenn Graf Ilger in geheim einen Vertrauten nach Freiburg sendet, von dem Verfahren Eures Burgvogts Erkundigungen einzuziehen.

Mir scheint der Rath meiner Muhme gut — nahm Ilger das Wort — weil Ihr, gnädiger Herr, auf diese Weise leichter zur Gewisheit kommen könnt. Wenn Ihr selbst Euer Land durchreisen wolltet, würde dies Aufsehen machen, und Graf Burkhard mögte dann leicht mit seinen Gehülfen Maasregeln treffen, die Euch die Erkenntnis der Wahrheit erschwerten. Habt Ihr Euch aber überzeugt, daß sie in einer wichtigen Angelegenheit Euerm Befehle genau entgegen handelten: so bedarf es wohl weiter keines Zeugnisses wider sie, weil es sich von einem Falle leicht auf andere schließen läßt.

Ludwig gab Hildegarden und ihrem Vetter Beifall: Es wurde beschlossen, einen verschwiegenen Diener des letztern nach Freiburg zu senden, der auch des andern Tages abging, und von dem Landgrafen mit Ungeduld zurück erwartet wurde.

Es war wirklich einer von Ludwigs eifrigsten Wünschen, sein Volk glücklich zu sehen, daher es ihm empfindlich kränken muste, das Gegentheil zu hören. Er fühlte gerechten Unwillen wider die Männer, deren Rath er bis jetzt so viel vertraut hatte, und konnte den Ausbruch desselben, auf Ilgers und Hildegardens Bitte, nur mit Mühe bis zur Rückkehr des abgesendeten Boten

zurück halten. Er traf bald wieder zu Eisenach ein, sein Bericht lautete in allem dem Schreiben gemäs, das Ludwig bei Hildegarden gefunden hatte, und über den Häuptern der unbesorgten Grafen zog sich nun ein Gewitter zusammen, das sie so wenig vermutheten, als sie die Folgen desselben zu verhindern vermogten.

Der Landgraf machte ihnen verdiente Vorwürfe über den Misbrauch seiner Güte und Nachsicht zum Nachtheile des Landes, und Sippo und Burkhard fanden die Luk, mit der sie ihn aufs Neue zu hintergehen suchten, so vergebens wie ihre Bitten um Verzeihung und ihre Versicherung: in Zukunft mit mehrerer Sorgfalt für das Beste des Landes zu wachen. Wirklich sprachen ihre Thaten wider sie, dennoch würde ihnen Ludwigs Milde vielleicht verziehen haben, wenn er nicht von Hildegarden und Ilgern allzusehr wider sie wäre eingenommen worden.

Auch Bruder Eberhard und die verwittwete Landgräfin, die sich für den Grafen Sippo verwendeten, verschwendeten ihre Beredsamkeit vergebens, ob gleich Eberhard seine ganze Kraft aufbot, damit des Grafen Dankbarkeit das angefangene Kloster bald vollenden mögte. Sippo und Burkhard sahen sich genöthigt, vom Hofe sich zu entfernen und auf ihre Burgen

zurück zu ziehen, wo sie bald über den Zorn des Landgrafen klagten, bald sich selbst Vorwürfe machten, daß sie Ilgern so ganz verkannt und sich von ihm hatten überlisten lassen.

Fröhlich war dieser sich ietzt am Ziele seiner Wünsche zu sehen. In allem fragte ihn der Landgraf um Rath, und bewies das vollkommenste Vertrauen gegen ihn. Es war nicht Mängel desselben, sondern Bestreben: die Pflichten, die ihm als Fürsten oblagen, treulicher zu erfüllen wie bisher; was den Landgrafen bewog, die Untersuchungen über die Beschaffenheit des Landes dem Grafen nicht allein überlassen, sondern sie selbst, obwohl in seiner Gesellschaft vornehmen zu wollen.

Verstellt dankte Ilger seinem Fürsten im Namen des ganzen Volkes für seine landesväterliche Sorgfalt, als er ihn mit seinem Vorsatze bekannt machte, sann aber in geheim auf Mittel, die Ausführung desselben zu verhindern, weil er seinen Absichten so ganz zuwider war. Er fühlte, daß er selbst hier nichts würde ausrichten können, hoffte aber, daß es Hildegarden wenig Mühe kosten würde, und wollte sich deshalb ihrer Hülfe zu seiner Absicht bedienen.

Immer hatte sich Ilger gegen Hildegarden den Schein gegeben, als ob ihm allein das Wohl

des Landes am Herzen läge. Er ſuchte ihn auch ietzt beizubehalten, und gab ihr deshalb von Ludwigs beſchloſſener Reiſe in einem Tone Nachricht, der zu ſagen ſchien, daß er ſie ihr nur um ihrer ſelbſtwillen brächte. Ilger und Hildegard hatten einander, gleich von Anfange der Ausführung ihrer Plane auf den Landgrafen, vollkommen richtig verſtanden, aus gegenſeitiger Gefälligkeit nehmen aber oft beide vom Gegentheile den Schein an, welches auch ietzt von Hildegard geſchahe. Ohne dem Grafen geradezu zu ſagen, daß ſie Ludwigs Reiſe verhindern wollte, weil ſie ſeinen Wunſchen entgegen wäre, beruhigte ſie ihn vollkommen über ſeine Beſorgniſſe, indem ſie zu ihm ſprach: ich wette, daß Euch der Landgraf nicht begleiten wird!

Ueberzeugt, daß Hildegarden an Ludwigs Zurückbleiben nicht weniger gelegen war als ihm ſelbſt, erwartete er mit Gewisheit, daß ſie die nöthigen Maasregeln nehmen würde, ihre Wette zu gewinnen. Er war daher auſſer Sorgen, als ihm ſeine Gemahlin des andern Morgens ſagte, daß Hildegard ſich nicht wohl befände, denn er fand in ihrer Unpäslichkeit blos das Mittel, den Landgrafen von ſeiner Reiſe zurück zu halten.

Voll Eifer ſeinen guten Vorſatz auszuführen, wollte Ludwig den Tag nachher abreiſen. Heut

kam er in Ilgers Haus, theils um sich mit ihm zu bereden; vorzüglich aber, sich mit Hildegarden zu letzen. Er fand seine Freundin im Bette, und sein Vorsatz wurde heftig erschüttert. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie krank zu verlassen; und doch schien auch Klugheit die Beschleunigung seiner Reise zu gebieten. Lange wankte er in seinem Entschlusse, endlich nahm er ihn, so wie es im voraus zu vermuthen war. Er blieb daheim, damit er sich fleißig nach dem Befinden seiner lieben Hildegard erkundigen könnte, und Ilger reiste allein.

Dem Arzte, den Ludwig unverzüglich zu Hildegarden sendete, kostete die Art ihrer Krankheit viele Anstrengung des Geistes. Auf den Wangen der Kranken blühete die Farbe der Gesundheit, ihr Puls ging größtentheils richtig, nur zuweilen ungewöhnlich schnell — wahrscheinlich dann, wenn Angst, verrathen zu werden, Hildegardens Blut geschwinder durch die Adern jagte.

Der Arzt wuste die Krankheit so wenig zu benennen, als taugliche Mittel dagegen zu verordnen, und öfters sehnte er sich von dem Lager der Kranken hinweg, die ihm der Land-

graf so dringend anbefohlen hatte. Bald rieth er auf diese, bald auf iene Krankheit, und forschte sorgsam nach den Kennzeichen, die sie zu begleiten pflegten, allein Hildegardens Antworten setzten ihn in neue Unzewisheit, weil sie immer auf einige seiner Fragen beiahend, auf andere verneinend waren. Dem Landgrafen seine Thätigkeit zu beweisen, verordnete er Arzneimittel, von welchen er wenigstens keine schädlichen Wirkungen vermuthete; und es war wirklich sehr gleichgültig, was er seiner Kranken gab, da sie keinen Tropfen, kein Stäubchen davon genoß, wohlbedächtig aber täglich so viel hinweg nahm, als sie hätte verbrauchen sollen.

Man wuste auf der Wartburg Hildegardens Krankheit, so wie Ludwigs öftere Besuche bei ihr. Auch der Landgräfin wurde beides bekannt, und hierdurch erhielt sie den Aufschluß ihres Gemahls, derer stetes Zunehmen sie seit einiger Zeit, zu ihrem Kummer, bemerkt hatte. Oft klagte sie an dem Busen der treuen mitfühlenden Beate, und verlangte Trost und Rath von ihr, die ihr auch Beate zu geben suchte, so gut sie es vermogte.

Jutta liebte ihren Gemahl zu zärtlich, um ihn nicht schuldlos zu wünschen, und Beate bestrebte sich unablässig, sie zu überreden, daß

er dies vielleicht mehr sein konnte, als der äussere Schein es hoffen lies. Durch diese Entschuldigung und durch die Hoffnung: daß es ihr vielleicht bald gelingen würde, ihn wieder zu sich zurück zu führen, suchte sie die Landgräfin zu trösten, um wenigstens etwas zu ihrer Beruhigung zu thun, da sie keinen bessern Trost für sie hatte.

Beatens Rath war so, wie ihn unsere Leser aus dem, was wir von ihr gesagt haben, vermuthen werden. Durch Liebe sollte Jutta das Herz ihres Gemahls aufs Neue zu gewinnen suchen, nicht durch Vorwürfe und Aeusserungen des Unwillens ihn noch mehr von sich hinweg scheuchen. Zu dem letztern fühlte sich die sanfte, gutherzige Jutta ohnehin nicht geneigt, wodurch ihr die Befolgung von Beatens Rathe erleichtert wurde, doch pflegte es wohl freilich zuweilen zu geschehen, daß ihre Blicke Ludwigen einen Vorwurf machten, eine hervordringende Zähre ihn anklagte, so sehr sich auch Jutta zwang, sie zu verbergen.

Ludwig schien diese Zähren, wie diese Blicke nicht zu bemerken, oder forschte wenigstens nicht weiter nach der Ursache der ersten, wenn Jutta auf sein Fragen irgend eine scheinbare vorgab. Bisweilen sagte ihm wohl sein Gewis-

sen, daß es unrecht wäre, seine gute, würdige Gattin zurückzusetzen, dann gaukelte ihm aber immer seine Einbildungskraft das Bild der reizenden Hildegard vor, und nun vergas er seine Gemahlin und seine Pflichten gegen sie, und gieng zu Hildegarden, ihrer Reize sich zu freuen.

Acht Tage vergingen, ehe Hildegard sich merklich besserte. Bis dahin hatte sie oft mit ihrer Kammerfrau und der Gräfin von Hohenstein, die beide bald die Vertrauten ihres Geheimnisses wurden, über ihre Krankheit gescherzt, iederzeit aber dabei sorgfältig hinaus auf die Straße gesehen, auf welcher Ludwig und der Arzt zu ihr kommen musten, um sich, so bald sie den Einen oder den Andern gewahrte, auf ihr Lager, oder wenigstens, mit scheinbarer Kraftlosigkeit, auf einen Sessel zu werfen. Müde des Zwanges, dem sie sich unterwarf, und mit gewisser Hoffnung: daß Ludwig in den wenigen Tagen, bis zu Jägers Rückkehr, sie nicht verlassen würde, glaubte sie sich endlich bessern zu dürfen.

Innige Freude fühlte Ludwig, als ihm Hildegard zum erstenmahle wieder bis an die Thüre ihres Zimmers entgegen kam. Die schnellen Fortschritte ihrer Besserung vermehrten diese

Freude, die sich auch gegen den Arzt, dem er die Rettung seiner Freundin zuschrieb, lebhaft äusserte. Mit Wärme dankte er ihm für die sorgfältige, geschickte Anwendung seiner Kunst, gab ihm auch eine reiche Belohnung, über welche der Arzt gern die Mühe vergas, die ihm Hildegardens unergründliche Krankheit gemacht hatte.

In zwei Tagen vollendete Hildegard ihre künstliche Genesung, und das Entzücken, das nun Ludwig in ihren Armen fand, liess ihm keine Zeit übrig, der vorhin beschlossenen Reise durch sein Land sich zu erinnern. Ueberdies hatte ihm auch Ilger einen Boten mit der Nachricht gesendet, daß er in der Kürze nach Eisenach zurückkommen würde.

Nachdem Ilger eingetroffen war, wuste er bald zu erforschen, daß Ludwigs Vertraulichkeit mit Hildegarden den höchsten Grad erreicht hatte. Dies war es was er schon vor seiner Abreise gewünscht hatte, denn nun konnte er versichert sein, daß Hildegardens anziehende Reize den Landgrafen abhalten würden, seinem Entschlusse gemäs, hinfort selbst über sein Land zu regieren. Was er erwartet hatte, erfolgte; Ludwig äusserte nicht nur Vertrauen zu sei-

seinem Rathe, sondern übertrug ihm auch die Ausführung desselben.

Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß Ilgers Reise für das Land nicht den geringsten Nutzen hatte. Zwar wurden in der Besetzung der wichtigsten Aemter mancherley Veränderungen getroffen, wobey aber Ilger keine andere Absicht hatte, als die eifrigsten Anhänger seiner beiden Vorgänger zu entfernen, oder wenigstens ausser Thätigkeit zu setzen.

Beynahe anderthalb Jahr vergiengen, ohne ein merkwürdiges Ereignis für Ludwigen oder andre Personen, mit welchen sich diese Geschichte vorzüglich beschäftigt. Unbekümmert um die Angelegenheiten seines Landes, verschwelgte Ludwig diese Zeit in immer dauernden Lustbarkeiten, die ihm Ilger so anziehend und abwechselnd zu bereiten verstand, wie weiland Graf Burkhard. Ruhte der Langraf zuweilen, auf eine kurze Zeit, aus: so brachte er den gröſten Theil seiner Zeit auf einer schön gelegenen prächtigen Burg zu, die etliche Stunden von Eisenach

entfernt war und das Fräulein von Ebersberg zur Beſitzerin hatte.

Ludwig hatte ihr ein Geſchenk mit dieſer Burg gemacht, um hier die Freuden der Liebe ungeſtörter und mit weniger Aufſehn genießen zu können, wie in Eiſenach, wo ſein Umgang mit Hildegarden nicht lange ein Geheimnis blieb, und unter den Bewohnern der Stadt heimliches Murren veranlaſte. War dies gleich nicht vor die Ohren des Landgrafen gekommen: ſo war es doch dem aufmerkſamen Ilger nicht verborgen geblieben, welcher aus Sorgfalt für ſeine eigene Sicherheit dem Landgrafen gerathen hatte, Hildegarden der Menge von Beobachtern zu entziehen, die in Eiſenach ſie und den Landgrafen belauſchten.

Hildegard kam iezt nicht mehr an den Hof, hielt aber auf ihrer Burg ſelbſt einen kleinen Hof, der nicht ohne Glanz war, weil ſie mit den reichlichen Spenden, die ſie immer von dem Landgrafen erhielt, nicht kargte. Die edelſten Männer Thüringens warben hier um die Gunſt des Fräuleins von Ebersberg; wer irgend eine Bitte an den Landgrafen hatte, bemühte ſich, die Geliebte deſſelben zu ſeiner Fürſprecherin zu

machen; und selbst der mächtige Graf Ilger lies es sein eifrigstes Bestreben sein, ihre Gunst sich zu erhalten, weil er fühlte, daß es ihr wenig Mühe kosten würde, einen Andern auf seine Stelle zu erheben.

Herr Beringer, der Marschall von Thüringen, freuete sich des Ansehens seines Töchterleins, und der Gedanke: daß sie es sich auf eine eben nicht ehrenvolle Weise erworben hatte; schwieg bei der Erinnerung an den Vortheil, den er davon zog. Der Landgraf hatte ihn mit einer schönen Burg belehnt, die oft seine Sehnsucht gereizt hatte, schwerlich aber sein Eigenthum würde geworden seyn, wenn nicht Liebe für Hildegarden Ludwigs Freigebigkeit in Bewegung gesetzt hätte.

Jutta sahe sich iezt beinahe ganz von ihrem Gemahle verlassen. Nur zuweilen, wenn es der Wohlstand unumgänglich erforderte, kam er zu ihr und wenn Jemand das fürstliche Paar beobachtet hätte, dem das engere Verhältnis desselben nicht bekannt gewesen wäre, würde er gewis nichts davon geahndet haben. Sie begegneten einander mit Achtung und scheinbarer Liebe,

dem aufmerksamen Beobachter konnte aber freilich die Traurigkeit nicht entgehen, deren Ausdruck in Jutta's Gesicht lag, und die Gezwungenheit, womit Ludwig seiner Gemahlin liebkoste.

Verdrus über seinen Fall trieb den Grafen von Käsernburg an, den Bau des angefangenen Klosters schleunig zu vollenden. Er widmete es zu einem süssen Geruche dem Herrn, seiner heiligen Mutter und den heiligen Georg und Benedikt, und nannte es St. Georgenthal. Bruder Eberhard wurde Abt dieses neuen Klosters, in welchem auch Graf Sippo Profes that, nachdem er sich vorher aller weltlichen Hoheit abgethan, und die Regierung seines Landes Heinrichen, dem ältesten seiner Söhne, übergeben hatte.

Auch Frau Gisala nahm den Schleier und die Landgräfin Hedwig bekümmerte sich sehr über den Verlust ihrer frommen Mitbeterin, ob sie schon die Freude hatte zu sehen, daß der Beruf ihrer Tochter zum heiligen Klosterleben immer deutlicher wurde. Adelhaid hatte für nichts in der Welt Geschmack oder Gefühl; alle ihre Wünsche

beſchränkten ſich auf den Schleier und die klöſterliche Zelle.

Von der jetzigen Lebensweiſe ihres älteſten Sohnes erfuhr Frau Hedwig nichts in ihrer Einſamkeit. Sie ſelbſt bekümmerte ſich nicht um das, was auſſer derſelben vorgieng, und die wenigen Perſonen, die zu ihr kamen, fanden nicht für gut, ihr etwas von Ludwigs Verbindung mit Hildegarden zu ſagen, weil ſie voraus ſahen, daß dies keinen andern Erfolg haben würde, als Kummer für ſeine fromme Mutter. Ohne Wirkung waren ſchon einige Verſuche gemacht worden, den abtrünnigen Ludwig ſeine Gemahlin wieder zuzuführen.

Sein Beichtiger und Cäcilie, die nach Jutta's Ankunft in Thüringen, nicht mehr bei der Gräfin von Brandenberg, ſondern bei jener lebte, erinnerten ihn, wiederholt an ſeine Pflicht, gleich vergebens waren aber die dringenden, mit männlicher Beredſamkeit gemachten Vorſtellungen des Beichtigers und Cäciliens feurige, liebevolle Bitten. Mit Zauberkraft wuſte ihn Hildegard immer feſter an ſich zu feſſeln, und Cäcilie ſahe Verminderung der Liebe ihres Bruders die

einzige Wirkung ihrer Verwendung für ihre geliebte Schwägerin.'

Jutta selbst hatte ihren Gemahl nur ein einzigesmahl bestürmt; nicht mit Vorwürfen, sondern auf eine Art, von welcher allerdings noch am ersten ein günstiger Erfolg zu hoffen war. Am Tage der ersten Feier der Geburt ihres Söhnleins ging sie, mit ihm auf dem Arme, in das Zimmer ihres Gemahls, zu einer Zeit, wo sie ihn allein wußte. Mit schwerer Mühe hatte sie dem Knaben Vatter lallen gelehrt, Ludwigen heut damit zu überraschen. Tief wurde dieser gerührt, als der Kleine ihm zärtlich liebkoste und ihn Vater nannte. Er nahm ihn auf seine Arme, drückte ihn mit Empfindung an die Brust, und Jutta schmeichelte sich schon des Sieges über ihre Nebenbuhlerin.

O mein Ludwig — schlang sie ihre Arme um ihren Gemahl, bei diesem Pfande Deiner ewigen Liebe beschwöre ich Dich, gieb es mir wieder, dieses höchste Gut meines Lebens! War ich es selbst, die Deine Liebe verscherzte, o so sage mir, wodurch es geschahe, damit ich meinen Fehler abbüßen, und um ihren Besitz aufs Neue werben kann.

Nein, Du warst immer gut und liebevoll

— stammelte Ludwig erschüttert, und der Gedanke stieg in ihm empor: von Hildegarden sich loszureissen und seinem guten Weibe wieder ganz zu leben. Er gelobte es sich selbst und beschloss zwei Tage nachher zu Hildegarden zu gehen, seinen Vorsatz ihr bekannt zu machen. Er konnte den Wunsch nicht besiegen, sie nur noch einmahl zu sehen, doch glaubte er sich stark genug, sich von ihr nicht aufs Neue zur Pflichtvergessenheit hinreissen zu lassen. Allerdings war die Ausführung dieses Entschlusses schwer, doch wurde sie es noch mehr durch Ilgers Vermittelung.

Besorgt, von seiner Höhe herabzufallen, wenn Hildegard ihn nicht mehr stützte, machte sich dieser lustige Mann die schärfste Beobachtung Ludwigs und seiner Gemahlin zum ersten Geschäft. Seine spähenden Blicke ergründeten, was unter ihnen vorgegangen war, er errieth Ludwigs Vorsatz, und eilte ihn zu vernichten. Heimlich sendete er einen Vertrauten zu Hildegarden, ihr seine Vermuthungen mitzutheilen, zugleich aber auch ihr die Versicherung zu bringen, daß er den Landgrafen zu ihr führen und sie vorher davon benachrichtigen wollte, wo sie dann schon die nothigen Maasregeln nehmen würde, ihn sich ferner zu erhalten.

Jezt sagte Ludwig dem Grafen, daß er in dem Forste jagen wollte, von welchem Hildegardens Burg nicht weit entfernt war. Er sagte nichts davon, daß er diese ebenfalls besuchen wollte, doch Ilger vermuthete es, oder hoffte wenigstens, ihn ohne große Mühe dahin führen zu können, wenn es auch nicht seine Absicht wäre. Eilend sendet er deshalb zu Hildegarden, ihr die fröhlige Botschaft vom Besuche des Landgrafen zu bringen.

Im Forste entfernt sich Ludwig bald mit Ilgern von dem übrigen Jagdgefolge, und sprengt nun auf Hildegardens Schloß. Oft hatte ihn Ilger schon dahin begleitet, und dann gewöhnlich bei dem Bruder Hildegardens verweilt, wenn sich Ludwig mit dem schönen Fräulein allein beschäftigte. Walther von Ebersberg empfing heut die Ankommenden im Burghofe, und sagte dem Landgrafen, indem er ihn die Stiegen hinauf begleitete, daß seine Schwester sich nicht ganz wohl befänd.

Wahrscheinlich sezte er hinzu — blos Folge der Furcht, daß Euch, gnädiger Herr, etwas Widriges mögte begegnet sein, weil sie in so ungewöhnlich langer Zeit nichts von Euch hörte.

So muß ich eilen, die Liebe besorgte von

dem Gegentheile zu überzeugen — sprach Ludwig, indem er hastig das Zimmer verlies:

Der Gedanke: wie schmerzhaft dem Mädchen, daß iene Abwesenheit von wenig Tagen schon um ihn besorgt machte, der Vorsatz sein müste, den er ihr zu berichten kam, machte ihn unruhig und brachte den Entschlus in ihm hervor, sie mit aller Schonung zu behandeln, und die Absicht seines Besuchs nicht gleich Anfangs kund zu geben. Du bist nicht wohl, liebe Hildegard? — trat er in das Zimmer des Fräuleins!

Nun bin ich wohl — rief Hildegard — denn Ludwig ist bei mir!

Sie sprach es und drückte ihn feurig an ihren Busen, der ihm entgegen wogte. Ihr glühender Kuß goß Feuer in iede Ader Ludwigs, das schon der erste Blick auf das schöne Mädchen aufgeflammt hatte. Das leichte Gewand, in welches Hildegard gekleidet war, erhöhte ihre Schönheit, und lies manchen Reiz bemerken, der sonst gewöhnlich versteckt war. Begehrlich hing Ludwigs Auge an der Fülle dieser Reize; seine Sinnlichkeit wurde im höch-

sten Grad aufgeregt; er vergaß des Vorsatzes, mit welchem er hieher gekommen war; vergaß seines Gelübdes, und ob sich gleich mit einer vorüberwandelnden Erinnerung an dasselbe der Gedanke verband: es noch zu erfüllen, so reifte er doch nicht zum Versatze. Ludwig hatte zu viele Seligkeit in Hildegardens Armen genossen, um des Entschlusses, ihrer zu entsagen, fähig zu sein. Schaam scheuchte ihn auf einige Zeit ganz von seiner Gemahlin, die indessen auf der Wartburg über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, an Beatens Busen bittere Thränen weinte, und beinahe alle Hoffnung verlor, ihren abtrünnigen Gemahl jemahls wieder zu sich zurück kehren zu sehn, weil der erste Versuch, den sie zu dieser Absicht machte, ganz ohne Wirkung geblieben war, so viel sie sich auch Anfangs davon versprochen hatte.

Mehr als iemahls lebte nun Ludwig ausschließend für Hildegarden. Sehr selten sahe er seine Gemahlin, hütete sich auch sorgfältig, nicht mit ihr allein zu seyn, damit sie keine Gelegenheit finden mögte, ihn aufs Neue zu bestürmen.

Zu Jutta's Schmerz, über die Untreue ihres Gemahls, gesellte sich auch Mitleid mit

r Lage des Volks, dessen Klagen ihr nicht ubekannt blieben. Beides erschütterte ihre uhe so heftig, daß sie sich nach bessern Troste hute, als sie von Beaten erhalten konnte. Schriftlich wendete sie sich an ihre Mutter, ber auch diese vermogte ihr wenig Trost zu geben, doch machte sie ihr Hoffnung: daß es n ihrem eigenen Hause und in ganz Thüringen bald besser werden würde.

Ehe wir unsere Lesern die Begebenheit erzählen, von welcher sich die Herzogin von Schwaben dieses Besserwerden als Folge versprach, müssen wir noch des Grafen von Brandenberg mit einigen Worten erwähnen.

Weit entfernt, gleich seinen vorigen Gehülfen, dem Grafen von Käfernburg, der Welt entsagen zu wollen, sann Graf Burkhard vielmehr auf Mittel, entweder seine vorige Würde wieder zu erringen, oder in Verbindung mit einigen andern der vornehmsten thüringischen Großen, von dem Landgrafen sich unabhängig zu machen. Jemehr er über seinen Plan nachdachte, ie fester wurde er von der Schwierigkeit der Ausführung der ersten Hälfte überzeugt. Er konnte sich so wenig Hoffnung machen, die alles vermögende Hildegard von Ludwigs Seite zu reißen, als Graf Ilgern von seiner Stelle zu verdrängen, so lange jene seine Be-

schützerin wäre; weit leichter schien es ihm dagegen, unter einem so nachläßigen Fürsten, wie Ludwig war, sich Unabhängigkeit zu erkämpfen. Er hatte seinen Plan schon einigen andern Edeln mitgetheilt, die sich auch mit ihm zur Ausführung desselben verbanden. Der vornehmste unter ihnen war der jüngere Graf von Käfernburg, der Sohn Sippo's.

Graf Ilger ahndete nichts von Burkhards kühnem Plane. Ausser Sorgen wegen desselben, dachte er nur darauf, Hildegardens fortdauernde Gunst sich zu erhalten, und war in diesem Bestreben jetzt eifriger denn jemahls, weil Hildegard viel Geneigtheit für den Ritter Poppo von Frankenstein zeigte.*.

Dieser Ritter war einer von den vornehmsten Lehnsleuten des Grafen von Hohenstein, der durch seltene männliche Schönheit Hildegardens Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Graf Ilger kannte ihn als einen treuen Lehnsträger, doch war ihm auch sein Ehrgeiz nicht unbewust, welcher mit Hildegardens Neigung für ihn verbunden, eine Besorgnis in ihm hervorbrachte.

Mit der Beobachtung Hildegardens und ihres Gemahls beschäftigt, übersahe Ilger, was Burkhard in geheim brütete. Burkhard hatte hingegen die Unachtsamkeit seines

Gegners erforscht, lies sich aber hierdurch nicht zu rascher, unüberlegter Handlungsweise verleiten. Wie vorher gieng er ganz heimlich zu Werke, und hatte die Freude, daß die Partie, die er in geheim warb, sich immer mehr verstärkte.

In den ersten Monden des Jahres 1147 erhielt Ludwig die Nachricht von dem Tode seines Schwiegervaters. Der Eilbote, welcher sie ihm brachte, überreichte ihm zugleich ein Schreiben des Kaisers, worin er ihm zu einem Reichstage nach Frankfurt entbot.

So wohl Ludwigen als Ilgern kam dieser Ruf kaiserlicher Majestät zu ungelegener Zeit. Ludwig hatte nicht Lust, von Hildegarden zu scheiden, und Ilger fürchtete, daß seinem Fürsten am Hofe des Kaisers die Augen mögten geöffnet werden. Er theilte seine Furcht Hildegarden mit, die er dabei ruhiger fand, als er erwartet hatte; vielleicht blos deshalb, weil Ritter Poppo iezt ihrem Herzen theurer war als Ludwig, und sie den Gewinn des Erstern durch den Verlust des Letztern wohl ge[illegible] erkauft hätte.

Hildegard stimmte mit Ilgern überein, daß es wohl freilich besser wäre, wenn Ludwig nicht nach Frankfurt gienge, erinnerte ihn,

aber dabei an die unvermeidliche Nothwendigkeit, dem Befehl des Kaisers zu gehorchen. Diese sah Ilger so wohl wie Ludwig ein, und der Zug nach Frankfurt wurde beschlossen. Ilger begleitete den Landgrafen, der dem ältesten seiner Brüder die Besorgung der Angelegenheiten des Landes, während seiner Abwesenheit, auftrug, und den Marschall von Ebersberg, sammt einem andern Edeln, den ihm der Graf von Hohenstein empfahl, zu Räthen an die Seite setzte. Der Landgraf war von dem Kaiser, seiner Gemahlin und der Herzogin von Schwaben aufgefordert worden, ihre liebe Jutta mit sich nach Frankfurt zu bringen, weil sie alle sich sehnten, sie einmahl wieder zu sehen. Da er keinen Vorwand hatte, sie zurück zu lassen, mußte er sich entschließen, die Reise in ihrer Gesellschaft zu machen. Nach einigen Tagen brach er mit einem starken reißigen Zuge nach Frankfurt auf, nachdem er sich vorher mit Hildegarden gelezt, ihr das Gelübde seiner Treue erneuert, und von ihr gegenseitige Versicherungen erhalten hatte.

Ende des ersten Theils.

Ludwig der Eiserne

Landgraf von Thüringen.

Zweiter Theil.

Gotha,

In der Ettingerschen Buchhandlung.

1792.

Ludwig der Eiserne.

Zweiter Theil.

Die Verwanden der Landgräfin von Thüringen waren von wichtigen Hindernissen abgehalten worden, sie einmahl auf der Wartburg heimzusuchen. Das Kriegsfeuer im südlichen Deutschland verbreitete sich immer weiter. Welf bekam verschiedene Bundesgenossen, unter welchen Berthold, der Herzog von Zähringen, der Mächtigste war. Friedrich, der Bruder der Landgräfin Jutta, der sich schon vorher vielen kriegerischen Ruhm erworben hatte, befestigte ihn in der Fehde mit dem Herzoge von Zähringen noch mehr. Durch einige glückliche Schlachten, die er ihm lieferte und durch die Eroberung und Zerstörung seiner Vesten zwang er ihn zum Frieden, wodurch Welf geschwächt und des Krieges ebenfalls müde wurde.

Es lebten um diese Zeit noch mehrere Fürsten

mit einander in Fehde, zu groſſem Verdruß des heiligen Vaters Eugens des Dritten, der alle Fürſten Deutſchlands, nebſt dem Europa, zu einem neuen Kreuzzuge zu bewaffnen gedachte, weil die morgenländiſche Chriſtenheit in groſſe Bedrängnis gekommen war. Die Saracenen hatten Edeſſa, die Vormauer von Jeruſalem erobert, und hierdurch alle fromme Chriſten im Abendlande mit der Beſorgnis erfüllt, die heiligen Oerter in Paläſtina bald wieder in der Hand der Ungläubigen zu ſehen.

Pabſt Eugen hatte deshalb an alle chriſtliche Monarchen Europens nachdrückliche Schreiben erlaſſen, worin er ſie ermahnte, der nothleidenden Kirche im Morgenlande ſchleunig und mit ſtarker Macht zu Hülfe zu kommen; weil aber dieſe Aufforderungen nicht von dem gewünſchten Erfolge waren, ergriff er zur Erreichung ſeiner Abſicht andere Maasregeln. Er hoffte, daß die Beredſamkeit eines Kreuzpredigers mehr ausrichten würde, wie ſeine Schreiben und wählte hierzu einen Mann, von dem er ſich allerdings viel verſprechen konnte.

Dies war der Abt zu Clairveaux, Bernhard, der ſich noch in ſeinem Leben, allgemein den Namen des Heiligen erwarb, und ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine ausgebreiteten Kennt-

Kenntniſſe der Angelegenheiten der Kirche und des Staates allgemein in groſſes Anſehen geſetzt hatte. Sein Ruhm war in Frankreich, Italien und Deutſchland ausgebreitet, und ſeine Weisheit ſtand in groſſer Achtung, daß die Päbſte, mit andern geiſtlichen und weltlichen Fürſten, ſich in den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Rathes bedienten. Der Pabſt glaubte daher zuverſichtlich, daß den Chriſten im Morgenlande bald würde geholfen werden, wenn der heilige Bernhard für ſie ſpräche, ſahe auch wirklich den Erfolg ſeiner Worte der Erwartung gemäs, die er ſich davon gemacht hatte. Der König von Frankreich, Ludwig der Siebente, nahm das Kreuz; viele ſeiner Lehnsleute folgten ihm, und, aufgemuntert durch dieſen guten Anfang, entſchlos ſich Bernhard auch nach Deutſchland zu gehen, um hier ebenfalls für das Beſte der morgenländiſchen Kirche thätig zu werden.

Rudolph, ein Mönch zu Strasburg, hatte das Vorhaben des Abtes von Clairvaux erfahren. Er gedachte ihm zuvor zu kommen, den Ruhm ſich zu erwerben, nach welchen Bernhard ſtrebte, und bediente ſich, um ſeinen Zweck gewiſſer zu erreichen, eines Mittels, wovor er ſich ſchnelle Wirkſamkeit verſprach. Er lehrte, daß die Verfolgung der Juden, als de

Abkömmlinge der Verbrecher, die einſt den Heiland kreuzigten, Gott nicht minder angenehm wäre, wie der Kampf wider die Ungläubigen, wodurch er das Volk in den Gegenden des Rheins, wo er ſeine Kreuzpredigten hielt, um ſo leichter reizte, die Juden zu berauben und zu ermorden, da ſie ſich durch ihren Wucher und das Beſtreben, den Handel an ſich zu reißen, ohnehin ſchon verhaſt gemacht hatten.

Bernhard war bei ſeiner Ankunft in Deutſchland unwillig über den unberufenen Kreuzprediger; er befahl ihm, in ſein Kloſter zurück zu gehen, ſahe ſich aber doch genöthigt der Wuth des Volks gegen die Juden einigermaßen nachzuſehen. Er verbot zwar ſie zu tödten, erlaubte aber ſie zu verjagen; und nun war kein Jude ſeines Eigenthums ſicher, bis auf die wenigen, die als Kammerknechte des Kaiſers den Schutz deſſelben erflehten, und ihn in Nürnberg und andern kaiſerlichen Städten fanden. Der Eifer, für die Chriſten im heiligen Lande zu fechten, hatte jetzt ſchon viel von ſeiner erſten Wärme verloren; die Menſchen wollten auſſer dem geiſtlichen Gewinn auch zeitlichen Vortheil davon haben, und Bernhard vergönnte wahrſcheinlich nur deshalb die Juden zu verjagen, weil mancher raubluſti-

lustige Kriegsmann auf solche Weise Gelegenheit, mit ihren Schätzen sich zu bereichern, und wohl noch etwas mehr zu erbeuten, als er zur Ausrüstung zum Zuge nach Palästina bedurfte. Bernhard traf den Kaiser zu Frankfurt, sahe ihn aber weniger bereitwillig wie den König von Frankreich, für die morgenländischen Christen die Waffen zu ergreifen, da er eben iezt von der Beschäftigung mit denselben ein wenig ausruhete, weil er mit dem Herzog Welf einen Stillstand geschlossen hatte. Ueberdies war durch einen Zug, den Konrad in seinen jüngern Jahren nach Palästina gemacht hatte, ieder Gedanke an einen zweiten von ihm entfernt worden, denn er hatte damahls gesehen, mit welchen Beschwerden die Kreuzfahrer kämpfen musten, und wie wenig sie dessen ungeachtet ausrichten konnten, weil ihre Bemühungen durch mancherlei zusammentreffende Hindernisse, deren Erwähnung hier zu weitläuftig wäre, und die wohl überdies den mehresten unserer Leser bekannt sind, immer vereitelt wurden.

Bernhard lies sich durch den ersten vergeblichen Versuch nicht zurück schrecken, mehrere zu machen. Er wiederholte seine Aufforderung an den Kaiser, begleitete ihn nach Speyer, wohin Konrad eine Reichsversammlung betagt hat-

te, und bemühte sich besonders von der Staatsklugheit zu erhalten, was Eifer für die Religion ihm nicht gewähren wollte. Bekanntschaft mit den Wünschen des Kaisers und mit seinem Verhältnisse mit dem Pabste, machte ihm gute Hoffnung, auf diese Weise seinen Zweck zu erlangen.

Konrad wünschte, daß Heinrich, sein ältester Sohn, nach ihm den kaiserlichen Thron besteigen mögte, sahe aber die Hinderniße voraus, die Pabst Eugen, der nicht ganz mit zufrieden war, der Erfüllung dieses Wunsches entgegen stellen würde. Bernhard erinnerte ihn daher, daß er sich durch einen Zug nach dem heiligem Lande die Gewogenheit des Pabstes und die Bestimmung desselben zur Erwählung seines Sohnes zum römischen Könige gewinnen würde.

Das Wort des heiligen Bernhards war in der ganzen Christenheit von großem Gewicht, besonders galt es viel bei dem Kaiser, dem Bernhard schon einigemahl gute Dienste geleistet hatte. Ueberdies konnte Konrad leicht selbst einsehen, daß er sich dem Pabste durch einen Kreuzzug angenehm machen würde, wodurch seine Abneigung wider dieses gefahrvolle und wahrscheinlich wenig nützliche Unternehmen

vermindert wurde. Nur die Beſorgnis: daß Herzog Welf ſeine Abweſenheit benutzen mögte, hielt ihn noch zurück, das Kreuz zu nehmen; aber auch dieſes Hindernis wuſte Bernhards klüglich angewendete Beredſamkeit zu heben.

Er verſicherte dem Kaiſer, welcher fürchtete, daß ſich Welf von der Furcht vor dem Bann *) nicht mögte zurück halten laſſen, die noch nicht ausgetragene Fehde mit ihm und ſeinem Bruder während der Dauer ſeines Kreuzzuges fortzuſetzen, daß er den kriegeriſchen Herzog nicht nur zu einem dauerhaften Frieden, ſondern auch zur Theilnahme am Zuge nach Paläſtina vermögen wollte. Da Konrad in dieſem Falle zu der Kraft, die ſich Bernhard von ſeiner Beredſamkeit verſprach, nicht genug Vertrauen hatte, zögerte er noch immer den Wunſch des heiligen Mannes und des Pabſtes zu erfüllen, bis endlich zu Speyer ſein wankender Entſchluß feſt wurde.

In der Domkirche dieſer Stadt hielt Bernhard, vor dem Kaiſer und den anweſenden Fürſten, eine ſo nachdrucksvolle Kreuzpredigt, daß Konrad während derſelben ſeinen Entſchluß,

*) Wer in die Beſitzungen eines Fürſten fiel, der nach dem heiligen Lande gezogen war, wurde in den Bann gethan.

nach Palästina zu ziehen, laut und freudig erklärte. Bernhard eilte ihm die Fahne zu überreichen, die er auf dem Altare bereit gelegt hatte, worauf so viele Fürsten und Herren dem Beyspiele ihres Oberhauptes folgten, daß der eifrige Kreuzprediger sich genöthigt sahe, seine Kleider zu zerschneiden und Kreuze daraus zu machen, weil die Menge der frommen Christen, die ihren bedrängten Brüdern im Morgenlande zu Hülfe kommen wollten, grösser war als der Vorrath von Kreuzen, womit sich Bernhard vor dem Anfange seiner Predigt versorgt hatte.

Bernhards Worte hatten auf den Kaiser so tiefen Eindruck gemacht, daß er sich nicht nur selbst von dem grösten Eifer für die morgenländischen Christen beseelt fühlte, sondern ihn auch in andern zu beleben suchte. Er beredete seinen Neffen zu dem Entschlusse ihn zu begleiten, und Friedrich nahm wirklich das Kreuz, ob er gleich wuste, wie sehr sein Vater das Gegentheil wünschte.

Der Herzog von Schwaben wurde durch diesen genommenen Entschluß seines Sohnes heftig erschüttert, denn auch er kannte die Gefahren, von welchen jeder Kreuzzug begleitet wurde, und fürchtete seinen geliebten Sohn,

den

den einzigen Erben seiner Länder, zu verlieren. Der heilige Bernhard ging selbst zu ihm, um ihn zu trösten, konnte aber die Wirkung des Grams, auf die ohnehin schon zerrüttete Gesundheit des Herzogs, nicht hemmen. Aufgezehrt durch ihn starb Herzog Friedrich, wenig Monden nach den frommen Entschließungen seines Sohnes.

Unterdessen hatte Bernhard seine Bemühungen, für die Fahne des heilgen Kreuzes, Krieger zu werben, mit rastlosem Eifer fortgesetzt. Er zog in Deutschland umher, ob aber gleich viele Fürsten und Herren, und unter diesen auch Herzog Welf, zum heiligen Zuge sich bewegen ließen, so sahe doch Bernhard den Zulauf zu seiner Fahne minder gros als er ihn wünschte. Es mangelte vorzüglich an gemeinen Kriegsknechten, bis zuletzt der Kaiser sich mit dem heiligen Bernhard vereinigte, um unter dem Volke Lust zum Kreuzzuge hervor zu bringen.

Man wünschte, daß bemittelte Bürger sich melden mögten, die sich auf ihre eigenen Kosten zum Kreuzzuge ausrüsten könnten; allein diese Männer fanden es klüglicher daheim zu bleiben und durch Handarbeit oder Handel ihre Habe zu vergrössern. Endlich lies der Kaiser,

durch

durch den heiligen Bernhard und durch Herolde, öffentlich bekannt machen, daß ieder freie Mann, der den Kreuzzug auf seine eigenen Kosten machen wollte, unter die Zahl der Edlen sollte aufgenommen werden, und nun wurden viele Bürger durch Ehrgeiz gereizt, den Wünschen Bernhards und des Kaisers gemäs zu handeln.

Da Kaiser Konrad wohl zunächst in der Absicht den Kreuzzug unternahm, den heiligen Vater sich geneigt zu machen, und seinem Erstgebohrnen die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, wollte er dieses Geschäft vollbringen, bevor er sich nach Palästina auf den Weg machte. Er hatte deshalb eine allgemeine Reichsversammlung nach Frankfurt ausgeschrieben, zu welcher, wie wir wissen, auch unser Ludwig war berufen worden. Zu ihm kehren wir nun zurück.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß die Reise Ludwigs und seiner Gemahlin für beide nicht die angenehmste war. Unruhig über seinen Empfang am Hofe des Kaisers ritt Ludwig still und verdrüßlich an der Spitze seiner Reisigen, indessen Jutta in ihrem Wagen dem guten Rathe zuhörte, den Frau Beate ihr gab und bald den kleinen Ludwig oder seinen jüngern Bruder, den Säugling,

ling, Hermann, an ihren Busen drückte, und dabei sich und ihre Kinder beklagte, daß sie die Liebe ihres Gemahls verloren hatte.

Bis Gotha hatte das misvergnügte Paar den Weg auf diese Weise fortgesetzt; hier rasteten sie, und nun hielt es Graf Ilger für Zeit, den Landgrafen zu einem andern Benehmen gegen seine Gemahlin zu vermahnen, weil er die Nothwendigkeit einsahe, zu Frankfurt weniger unmüthig einzutreffen, als iezt beide sich zeigten. Er glaubte es, gefahrlos für Hildegarden und für sich selbst, wenn auch die vorige zärtliche Liebe für seine Gemahlin in Ludwigs Busen zurück kehren sollte, weil er schon die Erfahrung gemacht hatte, daß es Hildegarden wenig Mühe kostete, ihn aufs Neue an sich zu fesseln.

Ilger war der Vertraute von Ludwigs Liebe für Hildegarden, und Vertrauten in solchen Angelegenheiten ist es gewöhnlich vergönnt, freier zu sprechen, als andere Diener der Fürsten. Ilger bediente sich dieses Vorrechtes, indem er den Landgrafen erinnerte, daß er von dem Kaiser, wie von dem Herzog von Schwaben und seiner Mutter, wohl schwerlich gut aufgenommen werden würde, wenn er in so finsterer Laune und so mürrisch gegen seine Gemahlin in Frankfurt erschiene, und ihn zugleich aufforderte, hinfort freundlicher gegen seine Gemahlin

lin zu sein, damit sie ihn, bei ihrer Ankunft am kaiserlichen Hofe, nicht gleich durch Worte oder Blicke anklagen mögte.

Ihr kennt, lieber Graf — erwiederte Ludwig — die Empfindungen für meine Gemahlin: wisset, daß ich ihre guten Eigenschaften schätze, daß ich aber mein Herz dem Eindrucke grösserer Vorzüge nicht zu verschliessen vermag. Wollte Jutta mit dem sich begnügen, womit die Gemahlinnen der mehresten Fürsten zufrieden sind: so könnten wir beide glücklich und zufrieden leben, aber die Ungenügsame verlangt noch die volle Zärtlichkeit von mir, welcher ich nur damahls fähig war, da ich die Reize noch nicht kannte, die sie in immer gleicher Stärke zu erhalten vermögen. Es würde mich entehren, wenn ich ihr iezt heucheln wollte, was ich nicht empfinden kann.

Vorurtheil, gnädiger Herr — lächelte Ilger — Verstellung entehrt nicht, wenn wir uns blos ihrer bedienen, um etwas nützliches zu bewirken, und uns nach der Schwäche eines Andern bequemen.

Und wenn ich Euch Recht geben und Eurem Rathe folgen wollte — fuhr Ludwig fort — würde ich damit etwas verbessern, und würde nicht Jutta glauben, daß es blos in der Absicht geschähe, daß sie mich nicht bei ihrem Oheim und

ihrem

ihrem Bruder anklagen mögte. Nie vergaß ich die Achtung, die ich meiner Gemahlin schuldig bin, und die ich ihr gern bezeige, weil ich fühle, daß sie derselben werth ist; unfähig fühle ich mich aber zu einem andern Gefühl gegen sie, und ich denke Konrad und Friedrich fühlen aufs Höchste gegen ihre Gemahlinnen ebenfalls nur Achtung, daher es ihnen übel stehen würde, wenn sie mir Vorwürfe machen wollten, daß ich die meinige auf die nämliche Weise behandele.

Vergesset nicht, gnädiger Herr — sprach Ilger — daß die Menschen gar oft an Andern zu tadeln pflegen, was sie an sich selbst nicht sehen, und erinnert Euch zugleich, daß Eure Frau Gemahlin sich gar leicht befriedigen läst. Freude über einige Liebkosungen, die Ihr ihr macht, wird ihr nicht Zeit lassen zu dem Argwohn, daß eine Nebenabsicht die Ursache derselben wäre. Fröhlich wird sie in Frankfurt einziehen, und wenn Ihr dann fortfahrt in der Verstellung, welche Nothwendigkeit von Euch fordert, so habt Ihr von dem Kaiser und dem Herzoge von Schwaben keine Vorwürfe zu fürchten.

Ludwig hatte mancherlei wider Ilgers Rath einzuwenden, endlich gab er ihm Beifall, beschlos zugleich die Befolgung desselben, und nahm heut noch ein anderes Betragen gegen seine Gemahlin an.

an. Ein günstiger Zufall kam seiner Verstellung zu Hülfe. Er trat in das Gemach seiner Gemahlin, als eben der kleine Hermann an ihrer Brust lag und die erste Nahrung des Menschen von ihr empfing. Ludwig zeigte sich gerührt über diesen Anblick, und ohne Zweifel mischte sich Wahrheit unter Verstellung. Mit Wärme küste er den Säugling und seine zärtliche Mutter; er äusserte gegen die letztere mehr Liebe als seit vielen Monden, und die gutherzige Jutta, die immer das Beste zu hoffen pflegte, schmeichelte sich schon der Rückkehr voriger Zärtlichkeit, und freuete sich höchlich, daß Hildegard nicht in der Nähe war, um ihr das Herz ihres Ludwigs zum drittenmahle rauben zu können.

Des andern Tages fuhr Jutta nicht im Wagen; auf einem Zelter ritt sie neben ihrem Gemahl, und war fröhlich über den Genuss eines so frohen Tages, wie sie seit langer Zeit keinen verlebt hatte.

Glücklich kam unser Paar zu Frankfurt an. Friedrich war noch nicht gegenwärtig, weil er durch die Geschäfte bei dem Antritte seiner Regierung in Schwaben zurück gehalten wurde, aber seine Mutter befand sich schon am Hofe des Kaisers, und bewillkommte mit diesem und seiner Gemahlin unsern Ludwig und

seine

seine Jutta zwar freundlich, doch bemerkte man deutlich, wie unter dieser Freundlichkeit Betrübnis hervorblickte, zu welcher der Tod ihres Gemahles nicht mehr Veranlassung gab, als der Gedanke an das Schicksal ihrer geliebten Tochter, das so wenig mit den Wünschen der Herzogin Agnes zusammenstimmte. Sie sehnte sich nach einem Augenblicke, wo sie mit ihrer Jutta allein sein, sonder Zurückhaltung mit ihr sprechen und die Ergießung ihres Herzens vernehmen könnte. Er kam; Agnes äusserte gegen ihre Tochter das lebhafteste Mitleid; Jutta forderte sie aber dagegen zur Theilnahme an ihrer Freude auf, daß Ludwig auf dem Wege wäre, zu ihr zurück zu kehren.

Gebe nur der Himmel — sprach Agnes — daß sich meine geliebte Tochter in ihrer erfreulichen Hoffnung nicht täuscht; aber schier fürchte ich dies, denn wahrscheinlich äusserte Dein Gemahl nur verstellte erneuerte Liebe gegen Dich, weil Ihr Euch auf dem Wege zu Deinen Verwanden befandet.

Gewis, meine Mutter — rechtfertigte die gütige Jutta ihren Gemahl — Ihr wurdet frei von diesem Verdachte sein, wenn ihr gesehen hättet, mit welcher Inbrunst Ludwig mich und sein Sohnlein küste, als neulich Beobachtungen ei-

ner mütterlichen Pflicht die Pflichten des Gatten und Vaters in sein Gedächtnis rief. Fest war gewis sein Entschlus, sie nicht aufs Neue zu vergessen, ob er ihn gleich nicht mit Worten äusserte; und ich hoffe mit Zuversicht, daß er unerschütterlich werden wird, da ietzt die Verführerin fern ist, ohne die Ludwig niemahls in seiner Treue würde gewankt haben.

Wohl Dir, meine Tochter — fuhr Frau Agnes fort — daß Deine Hoffnung von solcher Stärke ist! Vielleicht wird sie wirklich erfüllt, denn wenn sich Dein Gemahl auch ietzt gegen Dich verstellt, so kann doch leicht wahre Empfindung an die Stelle der geheuchelten treten, wenn Du durch Liebe und Sanftmuth die Ueberzeugung in ihm hervor bringst, wie sehr er unrecht that, Dich durch Untreue zu kränken.

Diese Ueberzeugung — setzte Jutta hinzu — wird gewisser und früher in ihm hervorgebracht werden, wenn Ihr, theuerste Mutter, keinen Zweifel äussert, ob er gegen mich auch immer so gesinnt war wie ietzt; denn Schaam: Eures guten Vertrauens nicht ganz würdig zu sein; wird sich dann mit dem Gefühle des Unrechts an mir verbinden.

Du sprichst aus meinem Herzen, liebe Tochter — erwiderte Frau Agnes — und ich werde handeln, wie es das Deinige wünscht.

Die Herzogin von Schwaben blieb diesem Entschlusse in ihrem Betragen gegen ihren Schwiegervater getreu, der schon etliche Tage am kaiserlichen Hofe gelebt hatte, ohne die Vorwürfe hören zu müssen, die er mit Ilgern fürchtete. Der Kaiser und seine Gemahlin waren mit den häuslichen Angelegenheiten Ludwigs und ihrer Nichte nicht bekannt, und Friedrich, den seine Mutter zum Vertrauten gemacht hatte, war noch abwesend von Frankfurt. Endlich kam er an, begleitet von seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Theobald von Vohburg.

Jutta wurde bald die Freundin dieser Schwägerin, deren Charakter mit dem ihrigen viel Uebereinstimmendes hatte. Sie fand Vergnügen in dem Umgange mit ihr, Ludwig war hingegen mit seinem Schwager nicht zufrieden, denn Kälte war an die Stelle der warmen Freundschaft getreten, die einst Friedrichen mit ihm verbunden hatte.

Friedrich war mit dem Verhältnisse zwischen seiner Schwester und ihrem Gemahle, und mit der Lage Thüringens überhaupt, näher vertraut als Ludwig glaubte, ja er wuste von der letztern mehr wie der Landgraf selbst. Dietrich von Erfa, ein thüringischer Ritter, der das Elend seines Vaterlandes im geheim beklagte, aber seine Klagen nicht vor die Ohren des Landgrafen brach-

te, weil er wuſte, daß es ſonder Nutzen ſein würde, hatte kurz vor Ludwigs Abreiſe nach Frankfurt, von ſeinem Burgpfaffen, ein langes Schreiben an den Herzog von Schwaben aufſetzen laſſen, worin er ihm von dem Unweſen, das die Großen in Thüringen trieben, ausführliche Nachricht gab und ihn beſchwor: die ganze Stärke ſeines väterlichen Anſehns über ſeinen Eidam anzuwenden, um das bedrückte Land von einem Joche zu befreien, welches ihm ſchier zu ſchwer würde.

Dieſes Schreiben kam erſt nach dem Tode des ältern Friedrichs in die Hände ſeines Sohnes der ſich den Vorſatz machte, die Bitte treulich zu erfüllen, die der Ritter Dietrich an ſeinen Vater hatte gelangen laſſen. Ludwig, den er ſonſt ſchätzte, erſchien ihm ietzt als Fürſt und Gatte gleich tadelnswerth, daher die Kälte, die er in Frankfurt gegen ihn äuſſerte, ſehr natürlich war. Seine Heftigkeit wollte gleich in den erſten Augenblicken gegen ſeinen fehlenden Schwager losbrechen, doch gedachte er zuvor mit ſeiner Schweſter zu ſprechen, und hierdurch wurde er von der Ausführung ſeines Vorſatzes zurück gehalten.

Jutta kannte das Elend Thüringens nicht in der Größe, in welcher es Friedrichen von dem Ritter Erfa, war dargeſtellt worden; ſie bezweifelte die Wahrheit der Schilderung dieſes ſtillen Pa-

krioten, und bekannt mit der aufbrausenden Hitze ihres Bruders, fürchtete sie, als die Folge seines Gesprächs mit ihrem Gemahle, einen Zwist, dem sie vorzubeugen suchte.

Nicht weniger als über Ludwigs Sorglosigkeit, in Absicht der Regierung seines Landes, eiferte Friedrich gegen Jutta über die Untreue, die er an ihr begangen hatte, und in dieser Rücksicht bemühte sich Jutta noch mehr ihn zu rechtfertigen.

Ja — sprach das gute Weib — Ludwig hatte sich verirrt, vielleicht aber nicht so weit, wie mein besorgter Bruder fürchtet; doch gesetzt auch, daß dies geschehen wäre, so ist es ihm von mir vergeben, da er nun von seinem Irrwege wieder zurück gekehrt ist. Ueberlasse es mir, ihn auf der rechten Bahn zu erhalten, damit Du ihn durch Ungestüm nicht wider dich und mich erbitterst, wodurch er leicht wieder auf die vorigen Abwege kommen könnte. Du kennst meinen Gemahl von sonst her; weist, wie wenig er der Verstellung fähig ist, und wirst bei genauer Beobachtung seines Betragens gegen mich erkennen, daß es sein Ernst ist, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, denn unmöglich kann der offene Ludwig die Verstellung in einem solchen Grade erlernt haben,

um die Gefühle, die er iezt gegen mich kund giebt, nur zu heucheln.

Gewis lag auch Wahrheit in dem Ausdrucke dieser Empfindungen. Ludwig wurde gerührt, daß weder seine Gemahlin noch ihre Verwanden ihm Vorwürfe machten; er erkannte, welche Herzensgüte hierzu gehörte, und von dieser Erkenntnis war Reue: sein gutes Weib gekränkt zu haben, die Folge. Hildegard war fern von ihm; Nebenrücksichten nöthigten ihn, den Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit gegen seine Gemahlin zu erzwingen, und das Gefühl ihres Werthes brachte es in wenig Tagen so weit, daß diese Aeusserungen nicht mehr bloße Erzeugnisse des Zwanges waren. Zwar erkannte sein Herz noch immer Hildegarden den Vorzug vor seiner Gemahlin zu, doch fühlte er dabei auch lebhaft, daß sie dagegen im einzelnen auch Vorzüge vor iener besäße.

In dieser Stimmung fand ihn Friedrich, der aber weniger günstig von ihm urtheilte, wie Jutta und Agnes. Er war der Verstellung nicht so unkundig wie Ludwig, und sahe deshalb nur sie in allem, was dieser that. Die Bitten seiner Schwester und die Ermahnungen seiner Mutter, hielten ihn zwar etliche Tage lang zurück, mit Lud-

wigen zu rechten; aber ieder, der ihn kannte, sahe, daß in seinem Innern ein Sturm tobte, der bald ausbrechen würde.

Auch Ludwig bemerkte dies sehr wohl, denn Friedrich begnügte sich nicht mehr, nur Kälte gegen ihn zu äussern, sondern verrieth oft in seinen Blicken, wie in seinen Worten, Geringschätzung, die unserm Ludwig unerträglich war. Er glaubte, daß sie ihn unschuldig träfe, da er nichts wuste von den Fehlern, deren er sich in Absicht auf die Regierung seines Landes schuldig machte; und irre geleitet von der Partheilichkeit für Hildegarden und von den falschen Begriffen, die ihm der listige Ilger von Liebe und Ehre beigebracht hatte, hielt er sein Verfahren gegen Jutta um so weniger für sträflich, da es kund geworden war, daß Friedrich seine Gemahlin auf ähnliche Weise behandelte.

Wirklich hatte die Herzogin von Schwaben nicht weniger Ursache als Jutta, über Mangel der Liebe ihres Gemahls zu klagen; vielleicht hatte sie sogar gleiche Befugnis mit iener, ihn der Untreue zu beschuldigen. Diese Aehnlichkeit im Gange ihrer Schicksale fesselte beide Fürstinnen noch mehr aneinander, als dies schon in den ersten Augenblicken ihrer Bekanntschaft, durch Gleichheit der Gesinnungen, geschehen war. Gegenseitig schlossen sich oft ihre Herzen auf, und

Jutta bemühte sich, ihre Schwägerin zu trösten, indem sie ihr mit der Hoffnung schmeichelte, daß auch sie in kurzer Zeit die Rückkehr des abtrünnigen Gemahls, welcher Jutta sich freuete, fröhlich feiern würde.

Einst trat Ludwig in das Zimmer seiner Gemahlin; er sahe sie nicht, hörte sie aber in einem Nebengemach, dessen Thür geöffnet war, mit der Herzogin von Schwaben sprechen. Ihr Gespräch beschäftigte ihre Aufmerksamkeit so ausschliessend, daß sie den Eintritt Ludwigs nicht bemerkten, der eben seinen Namen von Jutta nennen hörte. Der Argwohn, daß sie sich über ihn beklagen würde, verleitete ihn zu der unmännlichen Handlung, sich still im Zimmer zu verhalten und, ungesehen von den Sprechenden, zu lauschen. Er wurde angenehm überrascht, da er statt der geahndeten Vorwürfe sein Lob hörte, daß er sein Herz aufs Neue für die Liebe seiner Gemahlin geöffnet hätte. Jutta fügte dieser Aeusserung die Ermahnung an ihre Schwägerin bei, wie sie geduldig zu harren, bis es ihr gelingen würde, durch Liebe und Treue das entfremdete Herz ihres Gemahls wieder zu gewinnen.

Nachdem Ludwig auf diese Art eine wichtige Entdeckung gemacht hatte, schlich er sich wieder aus dem Zimmer, weil er die Spre-

chenden nicht ſtöhren, zugleich auch nicht verrathen wollte, daß er gelauſcht hatte. Als er ſich nachher mit ſeiner Gattin allein befand, bezeugte ſeine Wärme, daß er ihr für ihre Güte dankbar war. Unwillen fühlte er aber gegen Friedrichen, weil ihn dieſer wegen einer Handlung zu verachten ſchien, die er ſich doch ſelbſt erlaubte. Er vermuthete, daß die Kälte und Geringſchäzung des Herzogs einen andern Grund haben müſſe, und nahm ſich vor nächſtens auf die Entdeckung deſſelben zu dringen. Des andern Morgens gieng er zu dem Herzog, verlangte mit ihm in geheim zu ſprechen und redete ihn alſo an:

Fünf Jahr haben in Euch, mein Schwager, eine groſſe Veränderung hervorgebracht.

Ich dächte nicht — antwortete Friedrich verdrieslich — daß dies aber bei euch der Fall iſt, davon zeugen Eure Handlungen, und beinahe ganz Deutſchland ſagt es laut, obgleich Ihr es nicht vernehmt. Aber laſſet doch hören, welcher Veränderung ſich mit mir begeben haben ſoll?

Ludwig. Vor ſieben Jahren fand ich einen Freund in Euch, und bei meinem Abſchiede vom Hofe Eures Oheims wart Ihr es noch, iezt aber habe ich den Freund nicht wieder gefunden.

Friedrich. (bitter lächelnd). Und dies wundert Euch noch?

Ludwig. Ich denke mit Recht. Ich bin noch der nämliche, der ich sonst war, Ihr aber seid verändert.

Friedrich. Wahrlich nein, Ihr seid nicht mehr der Alte. (heftig) Als Jüngling wart Ihr der Achtung iedes wackeren Mannes werth, und freudig kam ich Euch mit meiner Freundschaft entgegen, nun aber, da Ihr zum Manne reift, seid Ihr nur gut für Buhldirnen und zum Spiele für eigennützige und herrschsüchtige Lehnsleute, die Eurer nicht achten, auf Eure Kosten sich bereichern und das Mark der Niedrigen im Lande saugen, die Ihr nach Eurer Pflicht vor der Unterdrückung der Hohern schützen solltet. Ludwig der edle Jüngling, war mein Freund, Ludwig der pflichtvergessene Mann, kann es nicht sein!

Ludwig. (Gelassen, doch im Thon der Entschlossenheit.) Fürwahr, Herr Herzog, dies durfte mir kein anderer ungeahndet sagen, aber dem Bruder meiner Gattin verzeihe ich es, weil ich weis, daß aufbrausende Hitze ihn öfters mit sich fortreißt, ohne es selbst zu wissen.

Friedrich. Ueber die Mäßigung, auf die

der Bruder Eurer Gattin wohl wenig Einfluss haben mag! Was kann er Euch gelten, da Euch Jutta selbst nichts gilt?

Ludwig. Bei meinem Eide, Herzog, wer Euch dies sagte, der log es!

Friedrich. Als ich einst durch die Nachricht, daß meine Schwester Euch liebte, Euer ganzes Wesen in Entzücken setzte, da vermaßet Ihr Euch hoch, daß dreifaches Wehe über euch kommen sollte, wenn Ihr jemahls Eurer Pflichten gegen sie vergässet.

Ludwig. (lächelnd) Ihr leistetet doch wahrscheinlich einen ähnlichen Schwur, als Ihr der Liebe Adelheidens zuerst gewis wurdet?

Friedrich. Kümmert Euch das?

Ludwig. Nur in so fern, um Euch zu erinnern, daß Ihr zu dem Gleichnisse von den Balken und dem Splitter im Auge einen Beitrag liefert. Doch ich will einlenken, weil ich sehe, daß steigender Zorn Eure Adern schwellt, und Euch nur sagen, daß ich gegen Jutta die Achtung nie aus den Augen setzte, die ich meiner Gattin und der Tochter des Herzogs von Schwaben schuldig bin.

Friedrich. Einem Weibe genügt nicht

laue Achtung vor den Augen der Welt; Liebe verlangt sie, öffentlich wie in ihrem einsamen Gemach!

Ludwig. Wenn nun Markgraf Theobald oder sein Sohn vor Euch träte und Euch mit Rücksicht auf Frau Adelheiden das Nämliche sagte — was würdet Ihr darauf antworten?

Friedrich. Was Ihr mir nicht antworten könnt. Adelheid würde gewis keine Ursache haben, sich über den Mangel meiner Zärtlichkeit zu beklagen, wenn nicht die Hoffnung, durch sie Vater zu werden, unerfüllt geblieben wäre, und wenn mir nicht die Aerzte sagten, daß ich mich der Erfüllung derselben nie schmeicheln dürfte. Ein Fürst vermählt sich nicht, um der Wollust zu frohnen, oder eine Hauswirthin zu bekommen; er will künftige Erben seiner Länder, und wenn er diesen Wunsch unbefriedigt sieht, muß sich nothwendig die Liebe vermindern, die er im Anfange seiner Verbindung für seine Gattin fühlte.

Ludwig. Ich sehe, daß Ihr, wie die mehresten Menschen, die Kunst verstehet: Fehler, die Ihr an Andern tadelt, an Euch selbst zu entschuldigen! denn Adelheid ist in Wahrheit noch zu jung und noch nicht lange genug Eure Gattin, als daß Ihr aus den angege-

benem Grunde Eure Liebe von ihr wenden dürftet. Sie hat Urſache über Euch ſich zu beklagen, und ich weis, daß dies von ihr geſchieht, Jutta aber klagte nicht, und dennoch haltet Ihr Euch für berechtigt, mit mir hadern und mir auf eine Weiſe begegnen zu dürfen, zu welcher Ihr wahrlich nicht befugt ſeid.

Friedrich. Im Gegentheile bin ich das und gewis mit Recht, denn es kömmt dem Bruder und dem Oheim zu, des Beſten der Schweſter und der Neffen ſich anzunehmen, wenn es gekränkt wird.

Ludwig. (verwundert.) Die Neffen? — Ich erſtaune! — wer kann auftreten und ſagen, daß ich meinen Kindern kein guter Vater wäre?

Friedrich. Ich ſage es nicht nur, ſondern will es beweiſen. — Eure Pflicht befiehlt Euch, die Rechte, die Ihr von Euern Vätern erbtet, auf Eure Kinder weiter fortzuerben; durch Eure Nachläßigkeit wird aber bald ein großer Theil derſelben verloren gehen. Viele der Mächtigſten Eurer Lehnsleute ſtehen auf dem Punkte, die Unachtſamkeit eines Fürſten zu benutzen, dem nur die Jagd nach Vergnügen beſchäftigt, der bald in den Armen einer

Buhlerin sich wiegt, bald im fortdauernden Wirbel der Lustbarkeiten sich umher dreht, indessen die Niedrigen unter seinem Volke darben und ihm fluchen, daß er seinen Lehnsmännern und Amtsleuten nicht verbeut, ihr Blut zu saugen!

Ludwig. Welche Beschuldigung, Herzog! Beweis derselben oder ich vergesse des Schwagers und fordre Euch vor ein Kampfgericht, meine beleidigte Ehre zu rächen!

Friedrich. Wenn Ihr wollt, so soll Euch auch mein Schwerd antworten, denn, beim heiligen Georg! es steckt nicht so fest in der Scheide, wie Ihr vielleicht wähnt! Vorher aber gebe ich Euch Antwort mit dem Munde. Ein Mann aus Thüringen, der heller sieht wie Ihr, und der keinen Gefallen hat an den Greueln, die das schöne Land zur Einöde zu machen drohen, schreibt mir Dinge, vor denen die Menschheit zurück schaudert.

Ludwig. Er schrieb sie Euch? Wenn es Wahrheiten sind, warum sagte er sie nicht mir?

Friedrich. Weil er nicht gehört werden konnte von einem Fürsten, der nur den bösen Räthen, Sippo, Burkhard und Ilger sein

Ohr leiht, oder es dem süssen Kosen einer verführerischen Buhlerin öffnet.

Ludwig. Würdet Ihr von irgend Jemand erdulden, was ich von Euch vertrage? Aber ich sehe, daß Ihr wüthet, und einen Wüthenden muß man austoben lassen, darum bin ich still bei Beleidigungen, zu welchen keiner schweigen würde. Sagt was Euch ein Thüringer schreibt, und wenn seine Klagen gegründet sind, so werde ich ihnen abhelfen, ohne es zu ahnden, daß er sich damit an Euch, nicht an seine gesetzmäßige Behörde wendete.

Friedrich. Ihr wisset doch vermuthlich, daß die Unbemittelten und die Landleute schier vor Hunger sterben.

Ludwig. Nein dies weis nur der unbefugte Briefsteller. Mir ist es wohl bekannt, daß Miswachs Theurung zur Folge hatte, sie ist aber nicht so drückend, wie ihr sie vorstellt.

Friedrich. So muß es freilich schlimm um Thüringen stehen, da der Landesherr nicht weis, was daselbst vorgeht. Vernehmt es von mir und schaudert! Ihr Leben elend zu fristen, verkaufen sich die freien Bauern den Burgherren zu Frohndiensten, die nahe an völlige Sklaverei gränzen, sie in gewisser Rücksicht

noch übertreffen. Die Burgherren in Euerm Lande, und Eure Burgvoigte und Amtleute ſelbſt, zwingen dieſe Ungluͤcklichen, ihnen durch alle Tage der Woche des Vormittags zu fröhnen. Die Armen, die kein Zugvieh haben, ſpannen ſich ſelbſt an den Wagen, den Pflug, oder die Egge, reiten ſtolz auf ihren Hengſten neben ihnen her, und treiben ſie mit Peitſchenhieben zur Arbeit an, oder beſtellen hierzu Gerichtsknechte, die ſo unmenſchlich ſind wie ſie. Ihr ſahet wohl freilich noch kein ſolches Geſpann, denn in der Gegend von der Wartburg bis zu Hildegardens Sitze giebt es wahrſcheinlich keins — und weiter kommt ihr nicht.

Ludwig. Es wäre allerdings ſchrecklich, wenn, was Ihr ſagtet, Wahrheit wäre; dann konnte aber gewis auch mir und Ilgern nicht unbekannt ſeyn, was euch berichtet wurde.

Friedrich. Euch blendet der Genuſs der Sinnlichkeit in allen Geſtalten, und Ilger will nicht ſehen, weil er die Augen zudrückt vor dem Golde, das die Frevler ihm ſpenden, damit ſie ungeſtraft handeln können. Dennoch iſt es Wahrheit, was ich Euch ſage, denn Ritter Dietrich von Erfa gilt in ganz Deutſchland als ein Ritter ſonder Tadel, der ſich zu keiner Unwahrheit

wahrheit herabwürdigt, und von ihm habe ich erfahren, was Euch nun, spät genug, kund worden iſt.

Ludwig. Ja ich kenne Dietrichen von Erfa ſeit meinen Kinderjahren als einen biedern Mann, und aus dieſer Rückſicht will ich es ihm verzeihen, daß er Ausſchweifungen, die er erfuhr, mir aber unbekannt waren, nicht mir berichtete, wie es allerdings ſeine Pflicht geweſen wäre. Da er aber auf den Einfall kam, an Euch zu ſchreiben, was er billig mir allein hätte berichten ſollen: ſo würde es Euch, Herr Herzog, wohl angeſtanden haben, mir von dem Allen in freundlichem Tone Nachricht zu geben, denn der Ton, den es Euch gefiel anzunehmen, ziemte Euch wahrlich nicht. Jetzt verlaſſe ich Euch, weil Euch eine Umſtimmung ſchwer werden mögte, und nie werde ich wieder von Euch dulden, was meine Nachſicht heut vertrug, ob mir ſchon Euer freundſchaftlicher Rath immer willkommen ſein wird.

Ohne auf Friedrichs Antwort zu hören, eilte Ludwig zu Ilgern; ihm zu ſagen, was er von jenem erfahren hatte, und ihm gerechte Vorwürfe zu machen, daß er ſeines Amtes, über alle An-

gelegenheiten des Landes die oberste Aufsicht zu haben, nicht sorgfältiger wartete.

Der Unfug — entschuldigte sich Ilger — von welchem Ihr, gnädiger Herr, so eben Kunde erhalten habt, ist nicht so allgemein, wie der von Erfa schreibt. Zwei Tage vor Eurer Abreise hierher bekam ich Nachricht, daß Dedo, der Besitzer von Krainburg, der Ungerechtigkeit sich wirklich schuldig mache, welcher seine Gnaden Euer Herr Schwager, die thüringischen Edeln sonder Ausnahme bezüchtigen will.

Und warum verbargt Ihr mir dies? — fragte Ludwig hastig.

Weil ich wuste — erwiederte der listige Ilger — daß eine solche Nachricht das gefühlvolle Herz meines gnädigen Herrn beunruhigen, und seine unaufschiebliche Reise ihm traurig machen würde.

Sorgfalt zur unrechten Zeit — fuhr Ludwig fort — Ihr wisset ia, daß ich nicht fröhlich sein will, wenn es auf Kosten meiner guten Unterthanen geschehen soll. Was nützt Eure Vorsicht, da nun der Vorwurf, daß sie über mich klagen werden, mich aus meiner Ruhe aufschreckt.

Sie werden nicht klagen, gnädiger Herr — gab Ilger zur Antwort — denn Junker Ludwig, der Landesverweser und der Marschall Beringer mit seinem Gehülfen, werden dem Unwesen des Krainburgers steuern der wohl freilich bald Nachfolger finden würde,

wenn es ihm ungeahndet hingienge. Ihnen endeckte ich, was ich Euch aus Schonung verbarg.

Und ich danke Euch für Eure Sorgfalt für meine Ruhe, wie für das Wohl des Landes — drückte Ludwig traulich Ilgers Hand — damit ich aber erfahre, ob auch geschehen ist, was schleunige Masregeln verlangt, mag unverzüglich ein Bote zu dem Marschall eilen, von ihm Bericht verlangen und ihm den Befehl bringen, nach aller Strenge wider die Frevler zu verfahren. An ihn wende ich mich zunächst, weil ich fürchte, daß die Milde meines Bruders sich vielleicht zur unrechten Zeit äussern mögte.

Ludwig gieng, an den Marschall Beringer zu schreiben; und Ilgers Herz begann wieder leichter zu klopfen, da nun die Angst davon genommen war, die es vorher belastete. Ihm waren die Ungerechtigkeiten wohl bekannt, die sich die Burgherrn und Amtleute in Thüringen und Hessen erlaubten, auch Beringer und sein Gehülfe wusten sie, doch hatte sie Ilger weder zur Abstellung derselben ermahnt, noch dem Junker Ludwig entdeckt, was ihm so sorgfältig verheimlicht wurde, wie seinem Bruder. Man hatte dafür gesorgt, den jüngern Ludwig, wie den ältern, abzuziehen von der Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des Landes. Auch er lies es sich wohl

ſein in den weichen Armen eines ſchönen Weibes, und kümmerte ſich wenig, was um ihn her vorgieng, wenn nur ſein Liebchen ihm hold war, und es ihm zu ſeinem Aufwande nicht an Gelde gebrach.

Es war für Ilgern ſo unerwartet als unangenehm, daß Ludwig von den Unordnungen in ſeinem Lande etwas erfahren hatte, da dies aber einmahl geſchehen war, handelte er, wie Klugheit und Sorgfalt für ſich ſelbſt es wollten.

Ilger hatte den Plan, allen Unordnungen in Thüringen ruhig zu zuſehn, und den Landgrafen von der Abſtellung derſelben zurück zu halten; wenn ſie aber endlich auf das höchſte ſteigen würden; und Ludwig in der Fehde mit ſeinen aufrühriſchen Unterthanen erliegen ſollte, dann wollte der mächtige Graf von Hohenſtein mit den Anſprüchen auf die Länder ſeines Ahnherrn hervortreten, und ſie mit einer Kriegsmacht unterſtützen, die er für das Geld zu werben gedachte, das in ſeinen Seckel gefloſſen war, ſeit er das Ruder des Staats führte.

Würde aber der Landgraf mit dem Plane der Misvergnügten noch früh genug bekannt werden, um ihn vereiteln zu können: ſo war es Ilgers Abſicht, ſich wie ein treuer Diener gegen ihn zu verhalten, mit ſeinen Mannen unter ſeinem Pan-

hier zu kämpfen, mit der erbeuteten Summe ſich zu begnügen und weislich ſich zurück zu ziehen auf ſeine liebe Ilburg, daſelbſt ruhig und fröhlich zu leben. Dieſe Einrichtung ſtimmte freilich mit ſeinen Wünſchen nicht überein, doch ſchien es ihm beſſer, damit ſich zu befriedigen, als im Kampfe nach größerer Herrſchaft Verluſt der kleinern zu wagen, und dieſen hielt er für unvermeidlich, ſo lange die Partei der Unfriedenen nicht ſtärker wäre als die Getreuen des Landgrafen.

Im Zimmer ſeiner Gemahlin hatte Ludwig indeſſen das Schreiben an den Marſchall verfaſt, dem er ein anderes an ſeinen Bruder und einige Zeilen von Jutta's Hand an Cecilien beilegte. Er hatte ſeine Schweſter nicht mit an den Hof des Kaiſers gebracht, weil er fürchtete, daß ſie vielleicht daſelbſt über ſeine Unbeſtändigkeit gegen Jutta in ſo laute Klagen ausbrechen mögte, wie es zu ſeinem Verdruſſe von ihr öfters daheim geſchahe. Dennoch hatte ſie deshalb ſeinen Zorn nicht ſo ſehr wider ſich gereizt, um ſie des Vergnügens berauben zu wollen, das ſie, wie er wuſte, in einem Schreiben ihrer lieben Schwägerin fand, weshalb er Jutta benachrichtigt hatte, daß er einen Boten nach Thüringen ſenden wollte.

Schon die Eil, womit dieſes geſchahe, würde die beſorgte Jutta beunruhigt haben, dies geſchahe aber noch mehr durch die Beobachtung ihres Gemahles, in deſſen Mienen Unwille, ſo wohl über Friedrichen, als über den fühlloſen Herrn von Krain, deutlich zu leſen war. Mit zärtlicher Beſorgnis forſchte ſie, was ihm Verdrus gemacht hatte aber Ludwig entdeckte ihr es nicht, und ſuchte ihre Aengſtlichkeit durch die Verſicherung zu beruhigen, daß ſein Blut nur von einem unbedeutenden Verdruſſe, der keine Folgen haben könnte ein wenig in Wallung wäre geſetzt worden. Freilich konnte er ihr ſein Geſpräch mit ihrem Bruder nicht in ſeinem ganzen Umfange mittheilen; er ſchwieg aber auch von dem Punkte deſſelben, deſſen er gegen ſie wohl hätte erwähnen können.

Obgleich Ludwig ſeine Gattin nicht mehr mit der Fülle der erſten Zärtlichkeit liebte, ſo dachte er doch zu gut, als daß er nicht gern alles von ihr hätte entfernen ſollen, was unangenehme oder ſchmerzhafte Empfindungen in ihr hervorbringen konnte. Zwar gab er ſie der ſchmerzlichſten unter allen, dem folternden Verdruſſe: ſich nicht mehr geliebt, oder wenigſtens zurück geſetzet zu ſehen, Preis, dies geſchahe aber nur weil im Kampfe, zwiſchen ſeiner Leidenſchaft für Hildegarden und ſeiner

Herzensgüte, die erstere den Sieg behielt. Uebrigens entfernte er sorgfältig alles Unangenehme von seiner Gemahlin, und schwieg deshalb auch iezt, weil er wuste, daß der Gedanke an das Elend manches armen Thüringers schmerzhaft für sie sein; sein Verdrus mit ihrem Bruder sie betrüben würde.

Jutta beruhigte sich nicht mit dem, was ihr Gemahl ihr gesagt hatte; sie wuste, daß er bei ihrem Bruder gewesen war, und da ihr die Heftigkeit des leztern bekannt war, ahndete sie die Ursache einer Aufwallung, die sie noch nicht an ihrem Gemahle bemerkt hatte. Sie eilte zu Friedrichen, der noch so sehr wider seinen Schwager aufgebracht war, daß er ihr mit Hize sein Gespräch mit ihm erzählte, ehe noch Jutta darnach gefragt hatte. Friedrich erwartete Dank von seiner Schwester, daß er sich ihrer so brüderlich angenommen hatte; Jutta war aber unzufrieden mit ihm.

Selbst damahls, da Ludwig ganz von ihr gewichen war, wollte sie seine Rückkehr nicht durch Vorwürfe und Sturm bewirken, wie viel weniger konnte sie ihrem Bruder Beifall geben, daß er iezt, wo sie sich mit Ludwigs erneuerter Liebe schmeichelte, eine solche Behand-

lung gewählt hatte. Mit Recht tadelte ſie ſeine Heftigkeit, war dagegen erfreut über die Mäßigung ihres Gemahles, der vorzüglich dadurch viel bei ihr gewann, daß er ſo ſchonend geweſen war, ihr nichts von ſeinem Zwiſte mit ihrem Bruder zu ſagen.

Friedrich äuſſerte ſeinen Unwillen auch gegen ſeine Schweſter. Er ſagte ihr mit Ungeſtüm, daß ſie ſich das Betragen ihres Gemahls gegen ſie ſelbſt beizumeſſen hätte, weil ſie ihn, durch übergroße Geduld und Nachſicht, zu immer gröſſern Fehlern verleitete. Mit Gleichmuth ertrug Jutta die Vorwürfe und Beleidigungen ihres Bruders, denn ſie wuſte, daß man in den erſten Wallungen der Hitze nichts mit ihm ausrichten konnte. Erſt den Tag nachher verband ſie ſich mit ihrer Mutter, um ihn zu vermogen, die guten Hoffnungen, die ſich iezt beide von Ludwigen machten, durch ſeine Heftigkeit nicht zu vernichten, und ſich wieder mit ihm zu verſöhnen. Etliche Tage vergiengen, ehe ſich Friedrich hierzu entſchlieſſen konnte, und ohne die Vermittelung des Kaiſers wäre es vielleicht noch nicht geſchehen.

Durch Friedrichen hatte Konrad erfahren, daß Ludwig ſein Land übel regierte. Er lies ihn zu ſich kommen und macht ihm ebenfalls

Vorſtellungen darüber; ohne iedoch ſeiner Gemahlin und Hildegardens zu erwähnen. Jutta ſelbſt und Agnes hatten ſich dies von ihm erbeten, und vielleicht konnte Kaiſer Konrad, gleich den mehreſten Großen, über ſolche Gegenſtände nicht füglich ſprechen, ohne die Erinnerung befürchten zu müſſen, daß er auf ſich ſelbſt anwenden mögte, was er einem Andern ſagte. Er ſchränkte ſich daher blos darauf ein, mit dem Landgrafen über die Angelegenheiten ſeines Landes zu reden, aber die Art, mit welcher dies geſchahe, war von derjenigen, der ſich Friedrich bedient hatte, ſehr unterſchieden.

Er ſtürmte nicht mit Vorwürfen und Beſchuldigungen auf ihn los, ſondern ſprach im gutmeinendem Tone des väterlich warnenden Freundes, der ſich auch auf den wirklich guten, nur irre geleiteten Ludwig wirkſam bewies. Er verſicherte dem Kaiſer, daß es der erſte ſeiner Wünſche wäre, ſein Volk glücklich zu ſehen, verſprach auch mit einer Herzlichkeit, die Konrads Aufmerkſamkeit nicht überſahe, daß er es nach ſeiner Heimkehr ſorgfältiger wie bisher unterſuchen wollte, ob ſein Wille in allem genau befolgt würde.

Konrad ermahnte ihn, des Rathes Dietrichs

von Erfa hinfort ſich zu bedienen. Auch dies verſprach Ludwig, und der Kaiſer machte ſich nun gewiſſe Hoffnung, daß es in Thüringen bald beſſer werden würde. Die Kenntnis von Ludwigs Charakter überzeugte ihn, daß Ludwig ein guter Regent ſein würde, wenn ein wackerer Mann ihn leitete, ſo lange noch ſeine Jugend ihn hinderte, Heuchler zu durchſchauen, Alles ſelbſt zu ſehen, und in Allem ſich ſelbſt zu rathen.

Dieſe Meinung von Ludwigen äuſſerte Konrad gegen ſeinen Neffen, der nicht ſo günſtig von ihm urtheilte, und ſich Anfangs eben nicht geneigt bezeigte, der Ermahnung des Kaiſers zur Verſöhnung zu folgen. Der Kaiſer gab ihm zu bedenken, daß auch Staatsklugheit erfordere, den Landgrafen von Thüringen ſich zum Freunde zu erhalten, damit er nicht vielleicht, im entgegen geſezten Falle, zu großem Nachtheile des Hohenſtaufiſchen Hauſes, ein Freund ſeines Nachbars und Verwanden des Herzogs Heinrichs von Sachſen werden mögte.

Herzog Heinrich, der ſich den ehrenvollen Beinamen der Löwe erſt in dem Zuge erwarb, den er bald nachher wider die Wenden unternahm forderte auf dem Reichstage zu Frankfurt das ihm entzogene Herzogthum Baiern zurück, und war nur mit Mühe dahin zu vermögen, die

Unterſuchung ſeiner Anſprüche zu verſchieben, bis der Kaiſer aus dem heiligen Lande wieder heimkehren würde. Dann war von dem muthigen Heinrich nachdrückliches Dringen auf Entſcheidung zu vermuthen, und der Ausbruch neuer Unruhen im Reiche zu befürchten, wenn dieſe Entſcheidung ſeinen Wünſchen nicht gemäs wäre. Konrad und Friedrich wuſten, daß ſie es nicht ſein konnte, und der leztere überzeugte ſich nach und nach ebenfalls von der Nothwendigkeit, den mächtigen Landgrafen von Thüringen durch Verdrus nicht zu reizen, ein Feind des Hohenſtaufiſchen Hauſes und ein Verbündeter ſeines furchtbarſten Gegners, Heinrichs von Sachſen zu werden.

In Konrads Gegenwart verſöhnten ſich beide Fürſten, die Verſöhnung war aber nur von Ludwigs Seite herzlich. Aus Friedrichs Buſen war die vorige Freundſchaft gewichen, und hatte nur den Schein derſelben zurück gelaſſen, der wenigſtens für den argloſen Ludwig täuſchend genug war.

Einige von den Fürſten, die ſich mit dem heiligen Kreuze hatten bezeichnen laſſen, forderten den Landgrafen von Thüringen auf, ihnen bei dem Zuge nach Paläſtina Geſellſchaft zu leiſten, allein Ludwig war wenig dazu geneigt,

auch hatte ihn der Kaiſer ſchon vorher ermahnt, daheim zu bleiben, weil die Gegenwart in ſeinem Lande nothwendig wäre, und ein Fürſt nicht in ferne Länder ziehen müſſe, wenn es in ſeinem eigenen nicht ruhig wäre.

Konrad erreichte die Abſicht, die er bei dem Reichstage zu Frankfurt gehabt hatte, Heinrich der älteſte ſeiner beiden Söhne, wurde zum römiſchen Könige erwählt, worauf die Fürſten wieder heim zogen: die mehreſten mit dem Verſprechen: zu Nürnberg, wohin der Kaiſer eine neue Reichsverſammlung betagte, mit ihren Mannen und Reiſigen zu rechter Zeit einzutreffen, um den Zug nach dem heiligen Lande unter ſeiner Anführung anzutreten. Auch Ludwig machte ſich mit ſeiner Gemahlin auf den Weg, nachdem er dem Kaiſer das Verſprechen erneuert hatte; nach ſeiner Heimkunft die eingeſchlichenen Unordnungen in Thüringen genau zu unterſuchen und ihnen, mit dem Rathe Dietrichs von Erſa, nach allen ſeinen Kräften abzuhelfen.

Ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereignis ſezte Ludwig die Reiſe bis an die Gränze ſeines Landes glücklich fort; hier wurde er aber von einer

Unpäslichkeit befallen, welche die Ausführung ſeines Vorſatzes: die Nachforſchungen über den Zuſtand ſeines Landes gleich iezt anzufangen; verhinderte, weil der Arzt, den er in ſeinem Gefolge hatte, ihn ermahnte, alles was ihm Unruhe oder Verdrus machen konnte, ſorgfältig zu vermeiden. Es war voraus zu ſehen, daß dieſe Unterſuchung allerdings mit Verdrus würde verbunden ſein, weshalb Jutta, Ilger und Günther ihn baten, ſie bis nach ſeiner Geneſung zu verſchieben.

Nur mit Mühe war Ludwig hierzu zu bewegen, denn der Eifer, für das Beſte ſeiner Unterthanen zu handeln, ſprach ſtärker in ihm, als die Sorgfalt für ſeine Geſundheit, doch glaubte er den angerathenen Aufſchub ſich erlauben zu dürfen, da der Marſchall Veringer, der ihn an der Gränze empfing, ihm die Verſicherung gab, daß Dedo von Krain, der Einzige geweſen wäre, der ſich gegen ſeine Unterthanen der grauſamen Behandlung ſchuldig gemacht hätte, welcher von dem Herzoge von Schwaben und mehrern thüringiſchen Edlen angeklagt worden, und daß auch er das Ungerechte derſelben erkannt und es abgeſtellt hätte.

Ohne ſich auf dem Wege zu verweilen, ging nun Ludwig nach der Wartburg. Die Aerzte

hatten ihm Hoffnung gemacht, daß seine Krankheit, ohne Folgen, bald vorübergehen würde, sie nahm aber im Gegentheil zu, und drohte, gefährlich zu werden. Mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte ihn Jutta, und Ludwig dankte es ihr, dennoch begannen sich in dem Busen des leichtsinnigen jungen Mannes Empfindungen zu regen, welche bewiesen, daß ihn die Entfernung von Hildegarden von der Liebe zu ihr nicht geheilt hatte. Er erinnerte sich, welchen Einfluß einst Besorgnis um ihn auf ihre Gesundheit gehabt hatte, denn seine Arglosigkeit ahndete noch immer nicht, daß sie ihn durch Verstellung getäuscht hätte. Nach den Empfindungen, welche Hildegard damahls vorgab, muß er diejenigen, die sie iezt beunruhigen würden, und wenn Jutta an seinem Lager klagte, schweiften seine Gedanken öfters von ihr hinweg zu Hildegarden; um sich mit den Leiden zu beschäftigen, die das liebe Mädchen um ihn dulden würde.

Ilger, bei dem sich der Landgraf oft nach Hildegardens Befinden erkundigte, suchte seine gute Meinung von ihr zu erheben. Er versicherte ihm, daß sie um ihn trauerte und untröstlich wäre, und setzte hinzu: sie fürchtet die Gefahr noch grösser als sie wirklich ist, glaubt mir auch nicht, wenn ich mich bemühe, sie zu überreden, daß Thüringen bald die Genesung seines gütigen Fürsten feiern wird.

Ludwig ſchrieb deshalb ſelbſt einige Zeilen an ſeine Geliebte, die auſſer der Bitte, ſich um ihn nicht allzuſehr zu ängſtigen, auch die Verſicherung ſeiner unverminderten Liebe enthielten. Jutta ſchmeichelte ſich das Herz ihres Gemahls ietzt wieder ganz zu beſitzen, Hildegard behauptete aber wirklich noch immer den erſten Platz darin, wenn ſchon Jutta nicht mehr ſo ganz ausgeſchloſſen war, wie vor ihrer Reiſe nach Frankfurt. Durch ihre Güte und Sanftheit machte ſie ſich ihrem Gemahl werth, dennoch galt ihm Hildegard mehr wie ſie, weil Jutta's Geiſtesvorzüge nicht ſo blendend waren, wie Hildegardens Witz und Lebhaftigkeit.

Nach einiger Zeit, war der Landgraf wieder ſo weit geneſen, daß er ſein Lager verlaſſen konnte. Ietzt war Jutta nicht mehr ſeine ſtete Geſellſchafterin, denn er pflegte ſich oft mit dem Grafen von Hohenſtein und dem Marſchall Beringer über die Angelegenheiten des Landes zu unterhalten, welches gewohnlich in Jutta's Abweſenheit geſchahe. Zuweilen wenn er ſich mit Jägern allein befand, ſprach er auch wohl mit ihm von Hildegarden, die nach der Verſicherung des Grafen noch immer nicht glauben wollte, daß er auſſer Gefahr wäre, und ſich in kurzer Zeit nicht mehr in der Wartburg würde einſchließen müſſen.

Ludwig äuſſerte einſt den Wunſch, die theil-

nehmende Hildegard selbst von seinem Besserwer-den überzeugen zu können, und Ilger machte hieraus den Schluß, daß er von der Ausführung eines Vorhabens, womit er sich schon seit einiger Zeit beschäftigt hatte, den Zorn des Landgrafen wohl nicht würde zu befürchten haben.

Der Landgraf hatte den Entschluß: gleich nach seiner Genesung den Zustand seines Landes persönlich untersuchen zu wollen, so oft und ernstlich kund gegeben, daß Ilger nur zu Hildegarden für mächtig genug hielt, die Ausführung desselben zu verzögern. Ludwigs fortdauernde Liebe für das schöne Fräulein von Ebersberg, machte es zwar dem Grafen wahrscheinlich, daß er sie vor seiner Reise durch das Land besuchen würde, er dachte sich aber doch einen möglichen Fall des Gegentheils, wo dann freilich die Macht der Reize Hildegardens nicht nach Ilgers Wunsche hätten wirksam werden können, und er versprach sich um so mehr von ihnen, da sie dem Landgrafen gewisser maßen neu geworden waren.

Ludwig hatte den Ritter Dietrich bereits an seinen Hof entboten, zu großem Verdrusse des Grafen von Hohenstein, welchen die Vermuthung beunruhigte, daß er vielleicht den Eifer des Landgrafen

grafen zu einem so hohem Grade erwärmen mögte, daß er stark genug wäre, seine wohlthätige Reise anzutreten, ohne vorher zu Hildegarden, zu kommen da er die Fortdauer sei es Umgangs mit ihr dem strengrichtenden Ritter ohne Zweifel würde verbergen wollen. Es war daher Ilgers Plan, den Zug, den Ludwig ohnehin schon in seinem innern zu Hildegarden fühlte, noch zu verstärken, damit er auch in Dietrichs Gegenwart von ihm mögte fest gehalten werden; und die Ausführung derselben wurde erleichtert durch Ludwigs Wunsch: Hildegarden selbst von der allmählichen Rückkehr seiner Gesundheit überzeugen zu können.

Des andern Tages, in der Abenddämmerung, befand sich Ilger in dem Zimmer des Landgrafen, der ausser ihm nur noch Günthern von Schlotheim bei sich hatte, Ilger verlies das Zimmer, kam aber bald mit einem Jünglinge zurück. Es war Hildegard in männlicher Kleidung. Hastig eilte sie auf den Landgrafen zu, und drückte ihn mit Feuer an ihren Busen, indem sie ausrief: verzeiht, daß Liebe und Besorgnis mich hinrissen, ungerufen zu Euch zu kommen. Die Angst, daß es um Eure Gesundheit nicht so wohl stehen mögte, wie mein Vater mir versicherte, lies mich nicht rasten. Unaufhörlich bestürmte ich ihn mit Bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, wie ich

mich unbemerkt zu Euch ſtehlen könnte. Heut gab er endlich nach; doch nur unter der Bedingung, daß ich ihm bei Euch Vergebung auswirken ſollte. Um dieſe bitte ich für ihn und mich; voll Zuverſicht, daß Ludwig die erſte Bitte nicht verweigern wird, die ſeine Hildegard ſeit zwei Monden an ihn thut.

Wie gern — erwiederte der erſtaunte Ludwig — verzeihe ich eine Handlung, zu welcher die Allmacht der Liebe Dich antrieb, ob ſchon nöthige Vorſicht Dich davon hätte zurück halten ſollen. Leicht könnte man Dich hier bemerken, und dies wünſcht meine Hildegard wohl ſo wenig, wie ich.

Ich beſſe, daß Ilger dafür geſorgt hat, keine Entdeckung befürchten zu müſſen — fuhr Hildegard fort — und Ihr werdet ja wohl mit Euren Vertrauten allein bleiben können, ſo lange Ihr wollt, denn ich wünſchte wohl länger als etliche Augenblicke bei Euch verweilen zu dürfen, um mich, zu meiner Beruhigung, überzeugen zu können, daß mir Ilger vom Zuſtande Eurer Geſundheit die Wahrheit geſagt hat.

Das hat er, liebe Hildegard — verſicherte Ludwig — ſo wie ich ſie Dir ſelbſt ſagte. Du hätteſt uns fein glauben und nicht ohne Noth Dich ängſtigen ſollen.

Ilger hatte wirklich alle Vorſicht angewendet, die ſich Hildegard von ihm verſprach, und einem

Manne, um deſſen Gunſt jeder Diener im Schloſſe wetteiferte, konnte es auch nicht ſchwer werden, Hildegarden eine geheime Zuſammenkunft mit dem Landgrafen zu verſchaffen. Jutta war die einzige, die er fürchtete, um aber dieſe in ihrem Gemach feſt zu halten, hatte ſie ihr Arzt, auf Ilgers Anregen, glauben gemacht, daß ihr jüngſtes Söhnlein krank wäre; und obgleich Jutta an dem Kleinen keine Veränderung bemerkte: ſo war ſie doch eine zu zärtlich beſorgte Mutter, um ihn zu verlaſſen, da jetzt ihr Gemahl ihrer Pflege nicht mehr bedurfte.

Bald nach Hildegardens Ankunft entfernte ſich Günther aus dem Zimmer, und gieng in das Vorgemach, um jeden, der vielleicht zu dem Landgrafen wollte, zurück zu weiſen. Bald folgte ihm auch Ilger, und Ludwig befand ſich ſchon einige Zeit mit Hildegarden allein, ehe er es bemerkte, denn Freude, über Hildegardens Gegenwart und über ihre ungeheuchelte Theilnahme, beſchäftigte ihn ſo ausſchlieſſend, daß er für andere Dinge um ihn her keine Achtſamkeit hatte.

Noch nie hatte ihm Hildegard ſo reizend geſchienen wie heut, wozu wahrſcheinlich die lange Entfernung von ihr nicht weniger beitrug, als ihre Verkleidung, die manchen Reiz, der ſonſt ganz verborgen war, jetzt wenigſtens zum Theil dem Auge

darstellte. Hildegard bemerkte den vortheilhaften Eindruck, den sie auf Ludwigen machte; um ihn zu verstärken vereinigte sie Witz mit Zärtlichkeit, sahe auch ihre Mühe durch die Ueberzeugung belohnt, daß Ludwigs Liebe, durch eine Entfernung von vier Monden, von ihrer Stärke nichts verloren hatte.

Oft wollte Hildegard aufbrechen, aber bald fühlte sie sich selbst zurückgehalten, bald bat sie Ludwig, noch länger zu verweilen, bis endlich mehr als zwei Stunden verflossen waren, wo Graf Ilger wieder in das Zimmer trat und das Fräulein, durch seine Gegenwart, erinnerte, daß es wohl Zeit wäre, wieder heim zu gehen. Vor ihrem Abschiede erhielt sie von dem Landgrafen das Versprechen, daß er sie in ihrem Waldschlosse besuchen wollte, so bald die Aerzte ihm erlaubten die Wartburg zu verlassen.

Ludwig, Ilger und Hildegard waren über die zuletzt verflossenen zwei Stunden und über die Wirkung derselben gleich sehr zufrieden. Ilger freuete sich seines gelungenen Plans; Ludwig des süssen Genusses, den ihm die Beschäftigung mit seiner lieben Hildegard gewährt hatte; und Hildegard der unverminderten Liebe des Landgrafen.

Eitelkeit und Begierde zu glänzen hatte Hildegarden zuerst zu dem Landgrafen geführt. In

der Dauer des Umgangs mit ihm gesellte sich Liebe hinzu, die aber vorüber eilend war und nur so lange dauerte, bis sie den Ritter Poppo von Frankenstein kennen lernte. Der Umgang von etlichen Monden verminderte Hildegardens Liebe auch gegen diesen, nach sorgsamer Prüfung erkannte aber ihre Klugheit, daß es besser wäre Poppons Gattin zu werden, als Ludwigs Geliebte zu bleiben. Im letztern Falle muste sie befürchten, von der Höhe herab zu fallen, auf die sie sich gearbeitet hatte, und dieser Fall konnte leicht so tief sein, daß sie sich nie wieder auf eine Staffel der Ehre hätte erheben können. Diesem leicht möglichen unglücklichen Geschick konnte sie gewis entgehen, wenn sie selbst herab stieg, vom Gipfel ihres Glückes — und dies war ihre Absicht — doch wollte sie vorher Ludwigs Liebe noch eine Zeitlang benutzen, um sich zu bereichern, denn die schöne Burg, die sie ihr bereits dankte, genügte ihren Wünschen noch nicht.

Ehe noch Dietrich von Erfa am Hofe des Landgrafen anlangte, wurde es diesem von seinen Aerzten vergönnt, die Wartburg zu verlassen, um durch kleine Ritte sich Bewegung zu machen und der frischen Luft zu geniessen. Der Ritt nach dem Forste, in welchem Hilde-

gardens Burg lag, war ſchon etwas groß, dennoch wählte ihn Ludwig zu ſeinem erſten, denn der Zug, denn er in ſich zu Hildegarden fühlte, war zu mächtig, um ihn widerſtehen zu können. Auf der Jagd zertheilten ſich Ludwigs Genoſſen in verſchiedene Haufen, bei ihm blieben nur Ilger und Günther, die ihn auch in Hildegardens Burg begleiteten, wo ſchmackhaftere Vergnügen, als er auf der Jagd finden konnte, ihn erwarteten.

Es gelang Hildegarden ihn aufs Neue feſt an ſich zu ketten; täglich beſuchte er ſie, und der Umgang mit ihr hatte für ihn ſolchen anziehenden Reiz, daß er die vorgenommene Reiſe darüber bei nahe vergas, oder wenigſtens nicht unzufrieden war, daß die Aerzte ihn aufforderten, ſie noch nicht zu unternehmen, weil die Beſchwerden derſelben, vorzüglich der damit verbundene Verdrus ihm leicht einen Rückfall zu ziehen könnten.

Dietrich von Erfa war indeſſen auf der Wartburg angekommen. Er fand den Landgrafen voll guten Willens, die Unordnungen abzuſtellen, bald bemerkte er aber, daß es ihm an Kraft mangelte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er

nahm gewöhnlich Theil an der Jagdluſt ſeines Fürſten, der ſich aber immer im Forſte von ihm entfernte, weil er ihn nicht zum Zeugen ſeiner Beſuche bei Hildegarden haben wollte. Dennoch blieben dieſe der Aufmerkſamkeit des Ritters Dietrich nicht verborgen, der in ihnen die Urſache fand, warum Ludwig ſeine Reiſe von einem Tage zum andern verſchob, denn er lies ſich freilich nicht blenden durch den Vorwand, daß ſeine ſchwankende Geſundheit ſie noch nicht erlaubte, da ſie ihn nicht hinderte, täglich zu iagen. Auch nahm Dietrich keine Rückſicht auf die Beſorgnis der Aerzte: daß dem Landgrafen die Aergernis ſchaden würde, weil er glaubte, daß er auf einer Reiſe, die das Beſte des ganzen Landes zur Abſicht hatte, mehr Freude finden müſſe als Aergernis.

Da der Landgraf immer nur in dem Forſte iagte, wo Hildegardens Burg lag, zeigte ſich endlich ein Mangel an Wilde, der iedoch nur von den Jagdgenoſſen des Landgrafen, nicht von ihm ſelbſt bemerkt wurde, da er, wie wir wiſſen, nicht dahin kam, dem Wilde nachzuſetzen, ſondern in den Armen des ſchönen Fräuleins von Ebersberg der Freuden der Liebe zu genießen. Dietrich hatte erfahren,

daß die Gegend bei Ruhla reicher an Wild war. Als daher einſt Ludwig ſeiner Klage über ihre wenige Beute beiſtimmte, rieth er ihm, im Forſte bei Ruhla zu iagen.

Dieſes liegt der Wartburg auf einer andern Seite, doch ihr eben ſo nahe, weshalb Ludwig, wenn er dem Rathe des Ritters von Erfa nicht gemäs handelte, die Urſache zu verrathen fürchtete, warum er ſo gern in dem wildleeren Forſte iagte. Er verſprach des andern Tages ein Jagen bei Ruhla zu halten, äuſſerte aber gegen Günthern Verdrus über ſein gegebenes Verſprechen.

Ilger hatte an der heutigen Jagd keinen Theil genommen, und bei ſeiner Rückkehr auf der Wartburg erfuhr der Landgraf, daß er in Eiſenach wäre. Da es ſchon Nacht war, wollte er ihn nicht rufen laſſen, und doch wünſchte er ihn zu ſprechen. Günther bemerkte dies, ſo wie er die Urſache errieth, warum er mit ihm reden wollte. Einige Zeit ſchwieg er, dann begann er alſo:

Sonſt, gnädiger Herr, war Günther ſo glücklich Euer volles Vertrauen zu beſitzen, bei nahe mus ich aber fürchten, es ganz verloren zu haben, da Ihr mich deſſelben ſelbſt in einem Augenblicke, wo Ihr es gegen den glücklichern Grafen von Hohenſtein nicht äuſ-

ſern könnt, nicht für würdig haltet. Dennoch, gnädiger Herr, kann ich es gewis dreiſt wagen, in Abſicht der Treue und des Dienſteifers gegen Euch, dem Grafen von Hohenſtein den Rang ſtreitig zu machen.

Das kannſt Du, ehrlicher Günther — ſprach Ludwig — Aber ſage doch, was Dich auf den Einfall brachte; daß ich daran zweifeln konnte?

Günther. Die Bemerkung, daß Ihr Euch mit etwas beſchäftigt, das Ihr gern Allgern mittheilen, mir aber nicht vertrauen wollt.

Ludwig. (lächelnd) Wie fertig Du doch biſt, in meinen Mienen zu leſen?

Günther. Daraus ermeſſe Euer Gnaden meinen Eifer Euch zu dienen. Er fordert mich auf in Euern Mienen zu forſchen, um Eure Befehle ſchon vollbringen zu können, ehe Ihr ſie noch laut äuſſert. Auch itzt, gnädiger Herr, beſeelt mich dieſer Eifer, und ich ſchmeichle mir zu Eurer Zufriedenheit leiſten zu können, was Ihr dem Grafen von Hohenſtein befehlen wollt.

Ludwig. Nun ſo ſage doch an, was dies iſt, damit ich höre, ob Du wirklich ſo tief blicken kannſt, wie Du Dich dünken läſſeſt.

Günther. Ich will gehorchen; im Vertraun, daß Eure Milde mir verzeihen wird, daß ich ergründete, was ich vielleicht nicht wissen sollte.

Ludwig. Schäme Dich Günther dieser Bedenklichkeit! Du weißt ja, daß es Dir immer vergönnt war, zu Deinem Fürsten zu reden, wie zu einem Freunde; und so höre ich es auch noch gern.

Günther. Irre ich nicht ganz: so verlangt Ihr, gnädiger Herr, einen Weg zu wissen, der aus dem Forste bei Ruhla, bald und unbemerkt, nach dem Wohnsitze des Fräuleins von Ebersberg führt. Ich, der den Wald so oft durchstrich, hoffe einen solchen Weg finden zu können; Graf Ilger wuste ihn aber vielleicht nicht, denn er kam noch wenig in die Gegend, wo Ihr morgen iagen wollt.

Ludwig. Du hast in meinem Herzen gelesen, und sollst mich morgen begleiten. Zwei werden sich ia wohl in einem Walde zurecht finden können, wo ihnen fast iedes Fleckchen bekannt ist. Bald wollen wir uns von den Uebrigen absondern, und sie mögen indessen Wild erlegen, so viel ihnen gelüstet.

Der Nachmittag des andern Tages war zum Anfange der Jagd bestimmt, zu welcher Lud-

wig die beiden flüchtigſten Roſſe, für ſich und Günthern, aus ſeinem Marſtalle zu bringen befahl. Beide jagten eine Zeitlang in der Geſellſchaft Ilgers und Dietrichs, warteten aber nur auf Gelegenheit, ſich von ihnen zu trennen, und benutzten die erſte, die ſich ihnen zeigte. In einiger Entfernung flog ein Hirſch vorüber, Ludwig und Günther eilten ihm im ſchnellſten Laufe ihrer Roſſe nach, hatten aber dabei wenig Acht auf das verfolgte Wild, und blickten nur hinter ſich, um zu ſehen ob Ilger und Dietrich ihnen folgten. Zu ſeiner Freude bemerkte Ludwig, daß ſie einem andern Wilde nachſetzten. Er verlor ſie bald aus dem Geſichte und wendete ſich nun an ſeinen Begleiter, mit der Frage: welchen Weg ſie einſchlagen müſten, um bald zu ihrem Ziele zu gelangen? Günther zeigte dem Landgrafen einen Weg, der nach ſeiner Verſicherung hinter der Wartburg hinweg, in die Gegend von Hildegardens Burg führte, und nach der Wendung des Weges zu urtheilen, ſchien dem Landgrafen Günthers Verſicherungen richtig.

In Zeit von einer Stunde hatten ſie ihre ſchäumenden Roſſe einen weiten Weg fortgetragen; ſie waren der Wartburg vorüber geeilt, und Ludwig hoffte ſich nun bald bei Hildegarden erholen zu können, aber nach wenig An-

genblicken sahe er sich auf dem Wege aufgehalten, und die Erfüllung seiner Hoffnung verzögert. Der Weg verlor sich in einem Gebüsch, wo unsere Ritter mit ihren Rossen nicht mehr fortkommen konnten, denn die Aeste des Buschwerks waren so niedrig und so dicht in einander verwachsen, daß sie absteigen, ihre Pferde führen und gebuckt sich durchwinden musten.

Ludwig wurde ungeduldig, doch machte die Versicherung Günthers: bald einen andern Weg zu finden; daß er die Beschwerden des ietzigen noch eine Zeitlang mit Gelassenheit ertrug. Allein der Weg wurde nicht besser, im Gegentheile immer undurchdringlicher, und Ludwig fing an, sich uber die Unkunde seines Führers zu beklagen. Günther entschuldigte sich so gut er vermogte, auch verminderte sich der Unwillen des Landgrafen, weil sie ietzt aus dem beschwerlichen Wege auf einen freien Platz kamen. Ludwig hoffte schon, nun bald zu Hildegarden zu kommen; seine Hoffnung verschwand aber wieder, da er um sich her blickte und sich in einer unbekannten Gegend sahe. Beschämt gestand Günther, daß er sich ebenfalls nicht heraus zu finden wüste, und der Landgraf, der nie lange zürnen konnte, verzieh es ihm, daß er ihn einen Weg hatte führen wollen, den er, wie es sich nun ergab, selbst nicht mehr wuste.

Unſere Verirrten ſahen ſich nach einem Auswege um, entdeckten aber nur etliche ſchmale Fuspfade, die von den Zweigen der Bäume überwölbt wurden. Sie wuſten nicht, welchen ſie wählen ſollten; wandelten eine Zeitlang von einem zum andern, um vielleicht einen Weg zu entdecken, der ihnen bekannt wäre. Ihre Mühe war vergebens, ſo wie ihr Rufen mit dem Jagdhorn unbeantwortet blieb. Es begann ſchon dunkel zu werden; und gänzlich unbekannt mit allen Wegen, die ſie ſahen, ſchlug Gunther vor den gebahnteſten einzuſchlagen; in der Hoffnung daß er ſie zu einer bekannten Straſſe, oder zu einer bewohnten Stadt führen würde.

Lange wandelten ſie fort, Finſternis folgte der Dämmerung, ſie zweifelten nun ganz, in der Nacht einen Weg zu finden, da es ihnen bei Tage nicht hatte gelingen wollen. Oft lieſſen ſie noch ihre Jagdhorner ertönen, ſie wurden aber nur von dem Wilde gehört, welches ſie aufſcheuchten. Ermattet und ſchmachtend vor Durſt flehten ſie den heiligen Gangolf an, ihnen aus der Irre zu helfen; der Heilige ſchien ihre Bitte zu vernehmen, denn iezt entdeckten ſie zu ihrer groſſen Freude den Schimmer eines Lichtes. Sie gingen darauf los, muſten aber noch lange fortwandern, ehe ſie es erreichten. Endlich befanden ſie ſich an der Hütte eines Waldſchmides, der noch fleiſsig in ſeiner Werkſtatt arbeitete.

Dank sei Sankt Gangolfen — rief der Landgraf freudig aus — daß wir endlich eine Stätte finden, wo wir rasten und unser Lechzen stillen können.

Ich fürchte nur, gnädiger Herr — wendete Günther ein — daß wir in dieser Hütte eine üble Herberge finden werden.

Dem Müden -- erwiederte Ludwig — gibt auch die schlechteste Erquickung.

Wohl recht, gnädiger Herr — pflichtete Günther ihm bei — dennoch dächte ich, daß es besser wäre, wenn wir uns von dem Schmidte nur einen Trunk Wassers und ein Stück Brod zum Imbis reichen, und dann den Weg nach der Wartburg zeigen liessen, der ihm sonder Zweifel nicht unbekannt sein wird.

Das wollen wir — sprach Ludwig — um aber den armen Mann durch meine Gegenwart nicht vielleicht in Verlegenheit zu setzen, will ich meinen Stand verleugnen.

Der Landgraf klopfte nun an der Thür des kleinen Hauses, muste aber sein Klopfen oft wiederholen, ehe der Schmidt ihm zurief: wer pocht noch so spät?

Zwei Jagdknappen — nahm Ludwig das Wort — die sich von dem übrigen Jagdgefolge ihres

gnädigen Herrn, des Landgrafen verloren haben, und Dich guter Mann, um ein Stück Brod und einen Trunk Waſſers bitten.

Geht zu dem Fräulein Hildegard — rief der Schmidt unwillig — die kann Euch Wein und leckeres Backwerk geben, denn auf ihrer ſchwelgeriſchen Tafel ſoll man es nicht merken, daß mancher Arme ſeinen Hunger mit Eicheln ſtillen mus, weil ihm das Brod gebricht.

Iſt es weit zu der Burg des Fräuleins? — fragte Ludwig.

Ehe der Morgen graut, könnt Ihr dort ſein — antwortete der Schmidt.

So können wir nicht hin — ſprach Günther — denn unſere matten Füſſe ſind zerſtoſſen und zerriſſen von dem ungebahnten Wege im Walde, und unſere lechzenden Zungen kleben an den Gaumen; darum ſei mitleidig, guter Mann! Oeffne uns die Thür und reiche uns Waſſer, damit wir nicht verſchmachten.

Nun da habt Ihr Waſſer und Brod — trat jetzt der Schmidt aus ſeinem Hauſe — beſſere Koſt habe ich nicht, doch ſollt ich Euch ſchier auch dieſe nicht reichen, denn Euer Herr, der Landgraf kümmert ſich nicht darum, ob ich mit meinem Weibe und meinen Kindern verſchmachte.

Hastig ging er wieder zurück in das Haus, und schlug die Thür hinter sich zu. Günther reichte dem Landgrafen den Wasserkrug, dieser hies ihn aber zuerst trinken, denn in diesem Augenblicke hatte er weder Gefühl des Durstes, noch der Ermattung, weil er nur den Vorwurf fühlte, den der Waldschmidt ihm gemacht hatte.

Fürwahr, gnädiger Herr — begann Günther nach kurzem Stillschweigen — diese Herberge ist noch schlechter als ich glaubte; die Kost dürftig, der Wirth ein sträflicher Frevler.

Laß ihn — entgegnete der Landgraf — Wir wollen ihn nicht richten, bevor wir ihn gehört haben, denn wer kann wissen, ob der arme Mann nicht vielleicht gerechte Klagen über mich hat, wenigstens zu haben glaubt.

Jetzt trank auch der Landgraf. Still sas er einige Zeit an Günthers Seite; jeder hieng seinen Gedanken nach, und Ludwig beschlos den Schmidt auszuforschen, warum er einen so bösen Argwohn wieder ihn hegte.

Nun wollen wir sehen — wendete er sich zu Günthern — ob unser ungestümer Wirth uns den Weg zeigen, oder es wenigstens einem Knechte verstatten wird.

Er klopfte an der Thür, worauf der Schmidt unwillig rief: was wollt Ihr schon wieder?

Dir

Dir danken — antwortete Ludwig — und Dich bitten, daß Du uns den Weg nach der Wartburg, oder nach Eisenach zeigen wolltest.

Ja dazu hätte ich Zeit — tobte der Schmidt — Wisset Ihr Fürstenknechte nicht, daß wir armen Leute, wenn wir nicht verhungern wollen, des Nachts arbeiten müssen, damit wir nur am Tage, oft mit blutenden Rücken, unserm gestrengen Junker frohnen können.

Hast Du Klage über ihn — fuhr Ludwig fort — so sage sie an. Ich will sie meinem gnädigen Herrn berichten, bei dem ich etwas gelte, weil ich einer von seinen Leibknappen bin. Sind Deine Beschwerden gerecht, so wird Dir seine Hulfe gewis nicht entstehen.

Kann auch Dein Herr helfen — lachte der Schmidt — Er, welcher wie ein Kind wankt am Gängelbande Ilzers des Blutsaugers und Hildegardens, der feilen Buhlerin?

Erschüttert schwieg der Landgraf einige Augenblicke, dann sprach er zu Günthern — traun dieser Mann muß verrückt sein, oder ich werde schändlich hintergangen von denen, die ich des grossesten Vertrauens wurdige.

Lasset uns weiter forschen, gnädiger Herr —

erwiederte Günther — Wisset, daß auch mir mancherlei schauderhafte Dinge zu Ohren gekommen sind, von welchen ich Euch blos deshalb keine Kunde gab, weil ich selbst noch nicht hinlänglich davon unterrichtet war. Dieser Schmidt scheint einen Beleg der Wahrheit zu den erhaltenen Nachrichten zu geben, und wenn dies wäre, so könnte seine elende Hütte die Geburtsstätte des erneuerten Glückes des bedrängten Thüringens werden.

Ja Günther — gab Ludwig seinen Entschluß kund — wir wollen versuchen, ihm Rede abzugewinnen, entweder hier in seinem Hause, oder wenn er uns begleiten will, auf dem Wege.

Noch einmahl forderte er den Schmidt auf, ihnen den Weg zu zeigen; der ungefällige Mann verweigerte es aber mit noch grössern Ungestüm wie das erstemahl, obgleich Ludwig ihm versprach, wenn er ihnen diesen Dienst erzeigen wollte, ihm gewisse Hülfe bei dem Landgrafen zu verschaffen. Als er alle seine Bemühungen ohne Wirkung sahe, bat er um Einlas, doch zeigte sich der Schmidt auch dieser Bitte lange nicht geneigt. Endlich öffnete er die Thur, und wies den ermüdeten Jägern murrend ein Kämmerlein zur Schlafstätte an.

Ludwig gab sich nun Mühe, den Schmidt ver-

traulich zu machen, und den Grund ſeiner Klagen uber ihn ſelbſt, wie über ſeinen Guthsherrn, ihm abzutragen, allein er konnte das Vertrauen des Schmidtes nicht gewinnen. Höchſt unwillig warf dieſer iezt ein Bund Stroh in die Kammer und ſprach haſtig zu ihm: entweder legt Euch nieder und ſchweigt, oder geht hin, wo Ihr her gekommen ſeid, wenn Ihr Euch nicht vor der Thür, mit Euern Pferden, auf das Moos lagern wollt.

Indem er dies ſagte, ſchob er ſie unſanft in die Kammer, gieng dann wieder an ſeine Arbeit und murrte, daß das Eiſen an dem er eben geſchmiedet hatte; kalt worden war. Sein Knecht der mit ihm arbeitete, redete ihn nach einiger Zeit alſo an:

Ich dächte, Meiſter Gürge, Ihr hättet den Knappen unſers gnädigen Herrn doch wohl beſſer begegnen ſollen, ihnen auch ſagen können, wo es Euch drückt, denn man weis nicht allemahl, mit wem man ſpricht, und ein geringer Diener vermag öfters mehr über ſeinen Herrn wie ein anderer, der mit ſchonen goldenen Ketten behangen iſt.

Jobſt, das verſtehſt Du nicht — erwiederte Meiſter Gürge — Solche Fante bilden ſich viel ein, und blähen ſich gegen die Leute, als ob ſie mit ihrem Herrn Bruderſchaft gemacht hätten,

aber es sind Grossprecher, und diese Jagdknappen würden über den Landgrafen gewis nichts ausrichten können, was kaiserlicher Maiestät und dem edeln Ritter Dietrich unmöglich war. Ich denke Kaiser Konrad wird seinem jungen Neffen das Gewissen wacker geschärft haben, und Ritter Dietrich hat es auch wohl nicht an gutem Rathe ermangeln lassen, aber alles fruchtet nichts bei ihm, und dem Unwesen im Lande geschieht keine Abhülfe. Jobst weist Du wohl, was ich wünschte.

Jobst. Meister, wie mag ich Eure Gedanken errathen.

Gürge. Sieh, ich wünschte, daß ich unsern gnädigen Herrn da auf den Ambos hätte, daß wir ihn hämmern könnten wie dies Eisen.

Jobst. Meister Ihr redet wunderliche Dinge, und wenn sie die Knappen in der Kammer hören, mögten sie Euch wohl übel bekommen.

Gürge. O die matten Fliegen werden lange auf dem Strohe liegen und schnarchen, wenn sie es aber hören, desto besser. Aber Du verstehst mich nicht, Jobst, merkst nicht die gute Absicht, die ich bei meinem Wunsche hatte.

Jobst. Nun, die mögte ich doch hören.

Gürge. Nicht wahr wenn wir das Eisen hämmern, so wird es hart?

Jobſt. Ja freilich.

Gürge. Und wenn wir unſern gnädigen Herrn hämmern könnten, ſo würde er auch hart werden; und daß er es nicht iſt, das iſt eben ſein Fehler und das Unglück des Landes.

Jobſt. Helf Gott und alle ſeine Heiligen, daß Euer Wunſch nie in Erfüllung geht! Es iſt ſchlim genug für uns, daß die Burgherren und Voigte hart ſind, was ſollte aus Thüringen werden, wenn der Herr Landgraf auch hart würde.

Gürge. Du redeſt nach Deinem Unverſtande, ehrlicher Jobſt, ſonſt würdeſt Du nicht alſo lalleien. Wenn unſer Landesherr hart würde: ſo würden ſeine Lehnsleute mild und gefüge werden, aber ſo verlaſſen ſie ſich auf ſeine Güte und Nachſicht, drücken das arme Volk und ſtreuen ihm Sand in die Augen. Sie ſtreichen ihm den Kopfen, ſinnen darauf, wie ſie ihn durch fortdauernde Freudengelage betäuben wollen, und wenn ja einmahl etwas von ihrem Unweſen zu ſeinen Ohren kömmt, ſo ſchicken ſie die Buhlerin Hildegard über ihn, die ihn ſtreichelt und küſt und ſo lieblich und zauberiſch, wie eine Seeiungfrau, um ihn herum ſingt, bis ſie ihn faſſen und wieder hineintaugen kann in den Wirbel der Lüſte, wo er die guten Vorſätze vergiſt, die er ſich einmahl machte. Wäre der Landgraf hart und feſt, ſo

züchtigte er die Frevler wieder ihn und die Blutsauger seiner Unterthanen, wie sie es verdienten, folgte nicht dem Rathe loser Leute, und lies sich durch das susse Kosen seiner Buhlin nicht verführen.

Jobst. Meister, ich finde, daß Ihr Recht habt, ob ich gleich erst nicht einsehen konnte, was Ihr sagen wolltet.

Gürge. Nicht wahr nun wird es Dir klar? Traun! das Thüringer Land würde das glücklichste in der ganzen Christenheit sein, wenn unser Herr, der so gut ist, nicht ein Herz hätte wie Wachs, das ieglicher, dem es gelüstet, nach Willkühr kneten kann! Er glaubt seine Unterthanen glücklich, ohne zu wissen, daß sie schier erliegen müssen, unter dem Drucke der Großen, die gegen ihn nicht minder sträflich handeln; denn man sagt, daß viele damit umgehen, der thüringischen Landeshoheit sich zu entziehen, und sich selbst zu unabhängigen Herren zu machen. Mit Undank lohnen sie seiner Nachsicht, und Hildegard, seine Buhlin, macht es nicht besser. Sie, deren Treue er für so fest hält, bricht sie gar oft in den Umarmungen Poppens von Frankenstein, mit dem sie verschwelgt, was ihr aus Ludwigs Liebe und Güte zufließt.

Jobst. Fürwahr. Meister! ich wünschte nun selbst, daß unser gnädiger Herr auf dem

Ambos läge, wen Ihr denkt, daß dadurch so vielem Unheil würde abgeholfen werden.

Gürge. Hör an, Jobst, es gibt eine Kunst, die man die schwarze nennt, durch die man auf Dinge, die man sich einbildet, die nämliche Wirkung hervorbringen kann, wie auf diejenigen, die man wirklich vor sich und unter den Händen hat. Zum Beispiel; ich wäre Dir feind, und mögte Dich gern heimlich aus der Welt schaffen: so mahlte ich Dein Bild und stäch es in das Herz, da würde Dir auch das Herz durchstochen und Du wärst tod.

Jobst Meister es mus eine schlimme Kunst sein die schwarze Kunst, und ich mögte, traun, nichts damit zu thun haben!

Gürge. Ich auch nicht, denn sie ist von dem Schwarzen, hat denke ich den Namen von ihm. Aber warum läst Du Deinen Hammer ruhn?

Jobst. Seht Ihr nicht, Meister, daß ich drei Kreuze mache, den Bösen zu verjagen, von dem Ihr schwaztet.

Gürge. Sei nur ruhig, Jobst, er wird nicht kommen. Es hat ja neulich der Pilger, der im Walde schier verhungert war, als wir ihn aus-

gepflegt hatten und er nun fürder zog, zur Dankbarkeit einen Splitter des heiligen Kreuzes über der Thürpfoste befestigt, der uns vor dem Bösen und allen Unholden bewahren soll. Aber Du hast mich ganz irre gemacht. Ich wollte sagen, daß man, wenn es möglich ist, vermittelst der schwarzen Kunst Böses zu thun, vielleicht auch etwas Gutes damit ausrichten könnte, und da wollten wir denn versuchen, ob es uns, die wir freilich nichts davon verstehen, vielleicht von ungefehr gelingen mögte. Wir wollen uns einmahl vorstellen, der Stab Eisen, der da so schön roth im Feuer gluht, wäre unser gnädiger Herr, der Landgraf. Lange mir ihn her. Du sollst ihn mit der Zange halten, und ich will ihn mit dem Hammer bearbeiten, wie ich, traun! noch kein Eisen geschmiedet habe.

Jobst befolgte den Befehl seines Meisters, streckte den sinnbolischen Landgrafen auf dem Ambos, Meister Gurge begann seine Arbeit und rief bei iedem Hammerschlage; Landgraf werde hart!

Dem wirklichen Landgrafen, in der Kammer, auf dem Strohlager, war kein Wort von dem Gespräche des Schmidtes mit seinem Knechte entgangen; auch blieb sein versuchtes Kunststück nicht ohne Wirkung auf ihn, obgleich Meister

Gürge in der schwarzen Kunst nicht erfahren war. Erschuttert bis in sein Innerstes wurde Ludwig mit iedem Schlage, womit Meister Gürge sein Simbol härtete; mancherlei beunruhigende Gedanken durchkreuzten ihn und als er sie endlich zusammen gereiht hatte, erwuchs aus ihnen der Entschlus: morgen unverzüglich Anstalten zu treffen, um zu erforschen, ob Gurge Wahrheit gesagt hatte. So müde er auch war, so wenig vermogte er zu schlafen, und sein unbequemes Lager hatte gewis die wenigste Schuld daran, denn wahrscheinlich wurde der Schlaf auch auf dem weichsten Pflaumen heut fern von ihm geblieben sein.

Auch Günther schlief nicht, doch stellte er sich so, und wollte durch sein Schnarchen den Landgrafen verhindern, mit ihm zu reden, damit er sich ausschliessend mit seinen Gedanken beschäftigen mögte. Dies that Ludwig, endlich aber regte sich der Wunsch in ihm, sie mitzutheilen. Er schüttelte Günthern, der sich stellte, als ob er sich nur mühsam dem sussesten Schlafe entwinden könnte.

Günther — fragte ihn Ludwig — schläfst Du schon lange?

Ich weis nicht — antwortete Günther iäh-

neud — doch glaub ich es kaum, denn ich fühle mich noch ſo ermüdet wie vorhin.

Ludwig. Und ich fühle mich ſtark und kraftvoll zu Thaten. Aber ſchlaf doch nicht wieder, träger Menſch! Du konnteſt ja ſonſt wohl eine Nacht durchwachen.

Günther. (ſich ermunternd) Und ich hoffe es noch zu können, ob gleich mein ermüdeter Leichnam ſich dawider ſträubt. Von Euch, gnädiger Herr, ſcheucht gewis das harte Lager den Schlaf, oder die lermende Arbeit des Schmidtes?

Ludwig. Weder Eins noch das Andere wohl aber ſeine Reden. Hörteſt Du nicht ſein Geſpräch mit ſeinem Knechte?

Günther. Nein, gnädiger Herr, denn ich entſchlief, ſo bald ich, von Meiſter Görgens kraftvoller Weiſung, auf das Lager taumelte. Aber er wird doch über keinen böſen Anſchlag wider Euch brüten? Fürwahr dann ſollte er fühlen, daß ein beherzter Ritter, im Fall der Noth, mit dem Waidmeſſer ſo viel ausrichten kann als mit dem Schwerde!

Ludwig. Sei unbeſorgt, Du wirſt es nicht nöthig haben. Görge geht mit keinem böſen Anſchlage wider uns ſchwanger; dem Landgrafen von Thüringen hat er aber eine derbe Lektion gegeben, die auch von mir auf das Beſte iſt beherzigt worden.

Der Landgraf erzählte nun seinem Gefährten, was wir unsern Lesern nicht zu wiederholen brauchen, worauf Günther fort fuhr;

Was Görge von dem Fräulein von Ebersberg und von einigen Eurer vornehmsten Lehnsleute sagte, habe auch ich bereits durch ein dumpfes Gerücht vernommen.

Ludwig. Warum gabst Du mir aber keine Nachricht davon?

Günther. Weil ich es für bedenklich hielt, von solchen Dingen zu sprechen, ehe ich vollkommen von der Wahrheit derselben überzeugt war. Es war mein Bestreben, Ueberzeugung oder Widerlegung derselben zu erhalten, und dann, gnädiger Herr, würde Euer treuer Gunther nicht länger geschwiegen haben.

Ludwig. Und wie weit kamst Du bisher mit Deinen Nachforschungen?

Günther. Noch nicht zur Gewisheit, ob mir schon immer wahrscheinlicher wurde, was ich durch ein laufendes Gerücht erfuhr.

Ludwig. Ich will mich nun mit Dir zu gleichem Zwecke verbinden, Dietrich von Erfa soll unser Gehülfe sein, und wenn wir die Nachricht unsers Wirthes bestätigt finden: so treffe gerechte Strafe, die Frevler, die ihre Pflichten gegen

mich, wie gegen ihre Untergebenen vergaßen! Wäre ich auf der Wartburg, so würde ich den Ritter Dietrich ohne Verzug zu mir kommen laſſen, um mit ihm und Dir mich zu berathen, wie wir der Wahrheit leicht und ſicher auf die Spur kommen können.

Günther. Ich denke, gnädiger Herr, daß Ihr hier ohnehin wohl wenig werdet raſten können, und daher wäre es gut, wenn wir heimkehrten, damit Ihr nicht verhindert würdet, fein frühzeitig vorzunehmen, was Euch das Beſte dünken wird.

Ludwig. Freilich wäre es beſſer, wenn wir uns auf den Weg machten: wie wollen wir ihn aber finden in der finſtern Nacht, da ihn uns der hartnäckige Schmidt nicht zeigen wird?

Günther. Vielleicht bewegen ihn unſere erneuerten Bitten. Laſſet es mich verſuchen!

Er öffnete die Thür des Kämmerleins, und Meiſter Gürge rief ihm zu: nun Ihr matten Jäger, ſeid Ihr ſchon wach? Ich glaubte, daß Ihr bis an den hellen Mittag ſchlafen würdet.

Wir ſchliefen auch ein — antwortete Günther — aber das Toſen Deines Hammers ſtörte uns bald wieder auf.

Ihr ſeid Weichlinge — lachte — Gürge —

und das nimmt mich nicht Wunder, da Ihr einem Fürsten dient, der ein Jungfrauenknecht ist.

Guter Freund — sprach Günther — wenn Du einmahl nach Baiern oder Schwaben kömmst: so frage die Kriegsknechte des Herzogs Welf, damit sie Dir sagen, daß unser gnädiger Herr schon zu der Zeit, da er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, nichts weniger als weichlich war. Wenn ihn nach langem Wachen, bei der Belagerung von Weinsberg, der Schlaf übermannte, konnte er schlafen beim Donnern und Sausen der Blyden und seine Diener mit ihm, denn alle strebten dem Vorbilde nach, daß Ihr Herr ihnen gab.

Richtig — fuhr Görge fort — wie der Herr ist, so sind auch seine Diener. Euer Herr ist ein Lustling, und alle, die ich von Euch kennen lernte, waren es nicht minder.

Ich will nicht mit Dir hadern guter Freund — entgegnete Günther — aber ich denke, daß noch eine Zeit kommen wird, wo Du erkennen sollst, wie gröblich Du Dich in Deinem Urtheile über unsern gnädigen Herrn irrtest. Jetzt habe ich Dir nichts weiter zu sagen, als Dich noch einmahl zu bitten, daß Du uns den Weg nach der Wartburg zeigen, oder es Deinem

Knechte auftragen mögtest. Hier, bei dem ungewohnten Lermen Deines Hammers, können wir nicht schlafen, wenn wir aber daheim gerastet haben, wollen wir unsern gnädigen Herrn von Dir erzählen, und dann sollst Du bald erfahren, daß es ihm, dem gutigen Landesvater, nicht gleichgültig ist, ob seine Unterthanen darben oder ihr gutes Auskommen haben.

Sieh doch — sprach Gürge — Du willst mich durch glatte Worte bestechen, aber sie würden nicht wirken, wenn ich nicht mitleidig wäre, und Euch bedauerte, daß Ihr, mit Euren verwöhnten Gliedern, auf dem durftigen Strohlager nicht liegen könnt. Hole nur Deinen Gefährten herbei. Ich will Euch den Weg nach Ruhla zeigen, dann werdet Ihr ja wohl ohne meine Hulfe weiter kommen können.

Jetzt trat auch der Landgraf aus der Kammer herein; der Schmidt legte seine Arbeit weg, und öffnete ihnen die Hausthur, vor welcher sie ihre Pferde bestiegen. Meister Gurge ging vor ihnen her, und war einige Augenblicke so still wie sie, bis er begann:

Mich wundert es sehr, daß der Herr Landgraf ein grosses Jagen halten kan, wenn es

den Tag vorher so unruhig nahe um ihn gewesen ist.

Unruhig — fragte Ludwig erstaunt — in wie fern guter Freund?

Görge. Nun fürwahr ich möchte schier glauben, daß es auf der Wartburg allen Menschen an gesunden Augen und Ohren mangelte, da Ihr nicht einmahl wisset, was in Eisenach vorgeht, obgleich das Gerücht davon schon bis in unsern Wald erschollen ist.

Ludwig. Nun so sage doch an!

Görge. Heut iagte der Landgraf, oder vielmehr gestern, denn Mitternacht ist schon vorbei; also gestern iagte er und vorgestern auch, indessen Graf Ilger nach Eisenach eilen muste, um einen ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, was ihm nicht sonder grosse Mühe gelang.

Ludwig. In Eisenach wäre ein Aufruhr gewesen? Mensch redest Du irre!

Görge. O wenn nur unser Herr, der Landgraf, sich so wenig irre leiten liesse, als ich irre spreche. Ja, es war ein Aufruhr in Eisenach, weil die Bürger daselbst das Joch nicht länger

tragen wollten, unter das ſie von dem Schulzheis gebracht werden. Durch das Verſprechen, ihnen Hufe zu verſchaffen, beruhigte ſie Graf Ilger doch glaube ich kaum, daß er an die Erfullung ſeines Verſprechens gedacht hat.

Ludwig. Das wird er gewis; und ſo er es vergäſſe, ſo wird der Landgraf erfullen, was Ilger verſprach.

Gürge. Das gebe der Himmel Es möchte ſonſt auch wohl bald übel um ihn ſtehen, denn wenn die verbundenen Edeln losbrächen, und die Bürger zugleich zum Aufruhre gereizt wurden, dürft er ſeiner Herrſchaft bald verluſtig werden.

Günther. Sage doch, guter Freund, ob wir uns hier fern von Ruhla befinden.

Gürge. Kaum noch etliche hundert Schritte.

Günther. So könnte uns vielleicht einer unſerer zurück gebliebenen Jagdgenoſſen hören, wenn wir ihnen ein Zeichen gäben.

Er ſties in das Hiefhorn, und aus der Entfernung ſchallte eine Antwort hervor. Da Ludwig von Gürgen nicht als Landgraf erkannt werden wollte, dankte er ihm für ſeine Mühe

und

und hies ihn wieder heim gehen, weil er nun ohne fernere Leitung mit seinen aufgefundenen Gefährten zusammen treffen würde. Görge gieng; Günther rief noch einige mahl mit dem Horne, und der Ton des Antwortenden schallte aus einer immer kleinern Entfernung. Endlich kamen die Verirrten zu den Suchenden, in welchen sie den Ritter Dietrich mit seinem Knappen erkannten. Der Ritter freuete sich den Landgrafen gefunden zu haben, und bedauerte ihn zugleich, daß er so lange hatte umher irren mussen.

Nein, Ritter — erwiederte der Landgraf — nicht bedauern sollt Ihr mich wegen dieser Verirrung, sondern Euch mit mir freuen über sie, denn ich denke, daß sie für mein ganzes Land gar ersprießliche Folgen haben wird.

Ich erstaune gnädiger Herr — fuhr Dietrich fort — und bin neugierig zu hören, was Euch begegnet ist, wenn es Euch gefallt, Euerm getreuen Lehnsmann es an zu vertrauen.

Nicht dies allein will ich — antwortete ihm Ludwig — sondern auch mit Euch Rath darüber halten. Doch dazu ist hier nicht Zeit, wenn wir auf die Wartburg kommen, soll es geschehen. Lasset uns eilen, daß wir sie bald erreichen.

Ich vermuthete — nahm Dietrich das Wort wieder — daß Ihr, gnädiger Herr, wenn

wir Euch fänden, sehr ermattet sein würdet, und habe deshalb einen Wagen nach Ruhla bestellt, in welchem Ihr bequemer und schneller auf Eure Burg kommen könnt, als auf Euern müden Rossen.

Zu Ruhla fanden sie einen Wagen, nebst frischen Pferden für Dietrichen und seinen Knappen. Ludwig und Günther nahmen Platz in dem Wagen, Dietrich ritt voran. Still legten sie den größten Theil des Weges zurück, denn Ludwig beschäftigte sich mit den Dingen, die er gehört hatte, oder mit den Unternehmungen, zu welchen sie ihn aufforderten, und Günther wollte ihn in dieser nützlichen Beschäftigung mit sich selbst nicht unterbrechen. Jetzt bewies es sich, daß dem Landgrafen die Angelegenheiten seines Landes näher am Herzen lagen als die, welche ihn allein betrafen, denn er dachte an das, was der Schmidt von Hildegarden gesagt hatte, zuletzt.

Schon vor seiner Reise nach Frankfurt hatte Ludwig den Ritter Poppo von Frankenstein bei seiner Geliebten gesehen, ohne jedoch hierdurch zur Eifersucht gereizt zu werden, weil er gewohnt war, auch andere junge und alte Ritter bei ihr zu finden, die durch ihre Vermittelung den Weg zu seiner Gunst suchten. Poppo war zwar öfter gegenwärtig als alle Andere, aber es war es sonder große Mühe zu bemerken, daß er von

dem Fräulein mehr wünschte, als ihr Fürwort bei dem Landgrafen. Der leicht zu täuschende Ludwig bemerkte dies aber nicht. Er blieb frei von aller Eifersucht, so viele Veranlassung er auch zu derselben erhielt.

So hatte er einst den Ritter in einem Gemache des Fräuleins gefunden, in welches er mit Recht verlangen konnte, keinem Andern als ihm den Eingang zu verstatten, aber Hildegard versicherte ihm mit der Miene der Unschuld, die sie sehr kunstvoll anzunehmen wuste: Poppo hätte ihr eine wichtige Nachricht von ihrem Vater zu bringen gehabt; und Ludwig war so gefällig, sich damit zu begnügen. Zu einer andern Zeit überraschte er sie über ihrem Nähramen; sie stickte einen Waffenrock und schien über die Erscheinung des Landgrafen verlegen, doch faste sie sich bald wieder, sagte ihrem arglosen Liebhaber, daß sie ihrem Bruder ein Geschenk zu seinem Geburtstage machen wollte und Ludwig beantwortete diese Erfindung mit einer Schmeichelei zum Lobe ihrer schwesterlichen Liebe.

So gab es noch mancherlei Vorfälle von grösserer und geringerer Wichtigkeit, die unsern Ludwig bei mehrerer Erfahrung oder minderm Vertrauen zu Hildegardens Treue zu gerechtem

Zweifel an dieſer, hätten veranlaſſen können. Er hatte wenig Acht darauf, nun aber, da Meiſter Gürge die Binde von ſeinen Augen hinweg geriſſen hatte, erſchienen ihm alle dieſe Vorfälle in einem andern Lichte.

Weil ſeine Liebe ſtark und zärtlich war, mußte auch der Ausbruch ſeiner Eiferſucht heftig ſein, da ſie einmahl in Feuer war geſetzt worden. Sein Gedächtniß rief ſich immer mehrere Züge in Hildegardens Betragen zurück, die ſie der Untreue gegen ihn und einer innigen Verbindung mit dem Ritter Poppo verdächtig machten.

Liebende und Eiferſüchtige bedürfen gleich nöthig eines Vertrauten, mit ihm von ihren Freuden, oder von ihrem Verdruſſe zu ſprechen. Ludwig fand dieſe Erfahrung an ſich beſtätigt; noch auf dem Wege nach der Wartburg entdeckte er ſich Günthern, der ſeinen Argwohn wider Hildegarden gerecht fand, und ihn geſchickt zu verſtärken wuſte. Dies trug nicht wenig dazu bei, den Entſchluß, mit welchem ſich Ludwig beſchäftigte, früher zur Reife zu bringen.

Er gedachte Hildegarden zu entſagen, weil er aber fürchtete, daß ihm dies mündlich ſo unmöglich werden würde, wie bei dem ſchon gemachten Verſuche, beſchloß er es ſchriftlich zu thun. Gleich nach ſeiner Heimkunft verlangte er Schreibzeug, zu Günthers großer Freude, welcher befürchtete,

daß sein Entschlus wanken mögte, wenn er nicht mit der Ausführung desselben eilte. Auch Dietrich war über die Verzögerung seines Gespräches mit ihm gar wohl zufrieden, nachdem ihn Günther von der Ursache derselben benachrichtigt hatte.

„Fräulein — schrieb Ludwig — Ihr gelobtet mir Treue, aber Ihr habt sie gebrochen „und hierdurch den Bund zwischen uns aufgelöst. „Ich will nicht mit Euch hadern; denn ich „denke, daß die Trennung, die Ihr zunächst „veranlaßt, gut für uns beide ist. Als Mensch, „als voriger Geliebter, sage ich Euch, daß ich „Euch nicht wieder sehen will, und Ihr würdet vergebens versuchen, diesen Entschlus zu „verändern; als Euer Fürst befehle ich Euch „aber: ziebt ab von Eurer Burg, setzt einen „Voigt darauf, gebt Poppen von Frankenstein, „Euerm Buhlen, die Hand, und geht unverzüglich mit ihm nach Hohenstein. Die Burg, „die Ihr bisher bewohntet, bleibe Euer und „werde das Erbe Eurer Kinder, allein so lange ich lebe, dürft Ihr sie nicht wieder betreten; müsset Thüringen, mit Ausschlus „der Grafschaft Hohenstein, bis dahin meiden. „Geht auf Poppens Rittersitz, seid glücklich, „und bleibt dem Gemahle treuer wie dem „Geliebten! “

Durch einen Eilboten wurde dieſes Schreiben Hildegarden überbracht. Sie wurde dadurch wenig beunruhigt, weil ſie ſich ſchon vorher darauf vorbereitet hatte, und eilte nun, den bereits entworfenen Plan auszuführen. Poppo, den die Reize Hildegardens nicht weniger gefielen, wie ihre ſtattliche Burg, hatte ſie ſchon oft dringend gebeten, ſich im geheim mit ihm zu vermählen und ihn auf ſeine Burg in Hohenſtein zu begleiten. Die Erfüllung dieſer Bitte, die ſie bis iezt verweigert hatte, ſchien ihr nun höchſt nöthig, ehe Poppo erfahren mögte, was ſie nun mit einem mahle dazu geneigt machte, weil allerdings zu befürchten war, daß er wohl die entfliehende, aber nicht die verſtoſſene Hildegard zu ſeiner Gemahlin würde machen wollen.

Ritter Poppo pflegte öfters in der Burg Hildegardens zu übernachten; und dem Landgrafen war dies nicht aufgefallen, denn er ſahe in ihm nur den Freund Walthers von Ebersberg, der mehr bei ſeiner Schweſter als auf der Burg ſeines Vaters hauſte. Hildegard wuſte, daß er auch die vorige Nacht da geblieben war, und erwartete ihn des Morgens in ihrem Zimmer, wohin ihr Ludwigs Schreiben war gebracht worden, als ſie kaum ihr Lager verlaſſen hatte. Sie legte es bald hinweg, lies ſich el-

lend ankleiden und h... nun der Ankunft Poppens. Er kam; durch geſchickte Wendungen, im Geſpräche mit ihm, wuſte ihm Hildegard bald dahin zu bringen, daß er die ſchon oft geäuſſerte Bitte erneuerte.

Um ſich nicht zu verrathen, ſtellte ſich das Fräulein anfangs ſo unentſchloſſen wie immer. Sie verſicherte ihn, daß ſie ihn zwar allein liebte, es aber dennoch nicht über ſich gewinnen konnte, den Landgrafen heimlich zu verlaſſen, weil ſie ihn hierdurch zu einen Zorn reizen würde, der ihrem Vater und ihrem Bruder leicht gefährlich werden könnte. Poppo lies nicht ab, ſie zu beſchworen, und Hildegard gab ſich den Schein, als ob Liebe nach und nach alle ihre Bedenklichkeiten beſiegte. Sie willigte in Poppens Begehren; ihr Burgpfaff wurde herbei gerufen; er legte ihre Hand in die ſeinige, und ehe noch der Abend heran kam, eilte Hildegard als Frau von Frankenſtein an Poppens Seite nach ſeiner Burg.

Ludwig hatte indeſſen mit Günthern und dem Ritter Dietrich Rath gehalten. Ilgern mit da-

zu zu ziehen, konnte er sich nicht entschlieſſen, da er ihn durch Meiſter Bürgen verdächtig war gemacht worden. Endlich lies er ihn zu sich rufen, um von dem Aufruhr zu Eisenach nähere Nachricht zu erhalten. In einem Tone, wie ihn Ilger nicht gewohnt war, und der dem erfahrnen Menſchenkenner ſogleich verrieth, daß etwas mit dem Landgrafen vorgegangen ſein müſſe, das für ihn ſelbſt nachtheilige Folgen haben könnte, verwies er es ihm, daß er ihn, von dem Vorgange zu Eiſenach, nicht ſo gleich benachrichtigt hätte.

Es geſchahe in der guten Abſicht — entſchuldigte ſich Ilger — um Euch gnädiger Herr, nicht ohne Noth zu beunruhigen, denn ich ſahe voraus, daß dieſer Ausbruch der Unzufriedenheit einiger Bürger, die ihren Beitrag zu den Bedürfniſſen des Staates ungern geben, bald wieder vorüber gehen würde.

Mit Gunſt Herr Graf — nahm Dietrich das Wort — mich dünkt es, es iſt ſehr verzeihlich, wenn Bürger darüber murren, daß ſie, wider den Willen ihres gnädigen Herrn, mit Laſten belegt werden, die ſie nicht ertragen können.

Herr Ritter — fragte Ilger verlegen — wer ſagte Euch, daß dies geſchähe?

Es gellte mir aus dem Klaggeſchrei vieler Tauſende der unbemittelten Einwohner Thüringens entgegen — fuhr Dietrich fort.

Und Ihr, Graf — sprach Ludwig mit einem strafenden Blicke zu Ilgern — dem ich befahl, auf das Wohl und Weh des Landes genaue Acht zu haben, Ihr hörtet nichts von diesem Geschrei?

Auch ich vernahm es, doch nicht so allgemein, wie Ritter Dietrich sagt, — rechtfertigte sich Ilger — und da ich aus der Geschichte, wie aus meiner eigenen Erfahrung, weis, wie oft das Volk klagt, ohne dazu Ursache zu haben, so wollte ich die Veranlassung zu den Klagen der Thüringer näher erforschen, bevor ich das Ohr meines gnädigen Herrn damit behelligte.

Ihr wustet aber doch erwiederte der Landgraf — daß ich nie mein Ohr den Klagen meiner Unterthanen verschließen will, um sie zu stillen oder ihnen abzuhelfen, wenn sie gerecht sind. Dies zu untersuchen, sei jetzt mein Geschäft, und aus der Art, wie Ihr mir darin beistehet, werde ich erkennen, ob Ihr wirklich der treue Diener seid, für den ich Euch bisher hielt.

Solltet Ihr, gnädiger Herr, wirklich an meiner Treue zweifeln können, so bin ich doch gewis, daß diese Zweifel durch meine Handlungen bald werden entfernt werden — sprach Ilger im

Tone des Mannes, der seiner Unschuld sich bewust ist, und stützte hierdurch Ludwigs wankendes Vertrauen zu ihm.

Begleitet von Jägern und den Rittern Dietrich und Günther eilte Ludwig hierauf nach Eisenach, die Beschwerden der Bürger dieser Stadt selbst zu hören, und die Schuldigen zu strafen. Er überzeugte sich, daß sie nicht ohne gerechte Ursachen gemurrt hatten, half den wichtigsten Beschwerden sogleich ab, und gab den Bürgern das Versprechen, daß alle ihre Klagen gestillt werden sollten: wenn sich bei näherer Untersuchung die Billigkeit derselben erwiese.

Die Bürger zu Eisenach vergaßen des Druckes, unter dem sie bisher gelebt hatten, bei der Hoffnung auf bessere Zeiten. Freudig, daß Ihr Fürst sich endlich selbst ihrer annahm, riefen sie ihm Heil zu, und die Vornehmsten unter ihnen entschuldigten sich und ihre Mitbürger, daß einige sich so weit vergessen hatten, wider den ungerechten und tirannischen Stellvertreter eines so gütigen und sorgfältigen Fürsten sich aufzulehnen.

Ich will dieses Vergehens vergessen — sprach Ludwig zu ihnen — doch hoffe ich auch von Euch allen, daß Ihr suchen werdet, durch künftige feste Treue es wieder zu vergüten.

Alle Bürger gelobten ihm Treue bis in den

Tod, und gerührt wendete ſich Ludwig zu dem Ritter Dietrich, dem er halb heimlich ſagte: Fürwahr Ritter, Selbſtherrſchen bringt ſelige Freuden!

Und Beruhigung im Alter — ſetzte Dietrich hinzu — wenn alle Freuden ſchmacklos werden, die den Jüngling ergötzten.

Der Landgraf blieb dieſen Tag in Eiſenach. Nach ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe ſprach er zu Dietrichen: was ich hier ſahe, macht mich beſorgt für mein Volk, denn wie übel mögen vielleicht, meine Amtleute in entfernten Gegenden gehauſt haben, da ſie ſich hier vor meinem Angeſichte, ſolche Bedrückungen erlaubten.

Wohl haben ſie das, gnädiger Herr — antwortete Dietrich — Ihr aber nun werdet Euern guten Unterthanen das Joch abnehmen, unter dem ſie ſeufzten.

Ja Ritter — verſicherte Ludwig — das will ich und hinfort ſollen den Geringern im Volke von den Höhern keine Klagen ausgepreßt werden. Doch erinnre ich mich der Unbilligkeit, die Seeligkeit, die mit der Ausübung meiner Fürſtenpflicht verbunden iſt, allein genießen zu wollen. Mein gutes Weib ſoll dieſen Genuß mit mir theilen. Günther gehe hin und bitte meine Gemahlin, daß ſie hieher kömmt.

Günther vollzog den Befehl des Landgrafen. Auf dem Wege nach der Wartburg begegnete ihm ein Vertrauter, dem er in geheim nach der Gegend von Hildegardens Burg gesendet hatte, um zu erforschen, welche Ereigniſſe das Schreiben des Landgrafen daselbſt hervorgebracht hätte. Er erfuhr iezt, was unſere Leſer ſchon wiſſen; freuete ſich nicht wenig über Hildegardens raſchen Entſchluss, und wünſchte, daß die Landgräſin nicht lange zögern mogte, damit er ihrem Gemahle ſein bald kund machen könnte, was er von Hildegarden erfahren hatte.

Jutta gab ihm keine Gelegenheit über ihre Langſamkeit ſich zu beklagen, denn ſie war ſo ungeduldig, wie er, nach Eiſenach zu kommen. Mit ihm und einem kleinen Gefolge machte ſie ſich auf den Weg. Nicht fern vom Thore verlies ſie Günther, unter dem Vorwande: ihren Gemahl im voraus von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, doch wirklich mehr in der Abſicht, Hildegardens Flucht ihm bekannt zu machen, ehe er mit Jutta ſpräche. Dies geſchahe mit wenig Worten, die Ludwig mit der Erinnerung beantwortete, daß Hildegard wohl gethan hätte, ſich zu entfernen, ohne vorher einen nutzloſen Verſuch zur Umſtimmung ſeines Beſchluſſes über ſie zu machen. Er ſahe dieſe Flucht als einen vollgültigen Beweis an,

daß sie völlig so schuldig wäre, wie er sie glaubte, wodurch die noch übrig geblibene Liebe für sie einen heftigen Stos erhielt.

Als Jutta ankam ging ihr Ludwig entgegen, und führte sie in ein Zimmer, wo er allein mit ihr blieb. Sie hatte ihren jüngern Sohn auf dem Arme, den ältern an der Hand, die sie ihm jetzt entzog, sie um den Nacken ihres Gemahles zu schlingen. Mit Wärme kusie sie ihn, und wünschte ihm Glück zu dem heutigen frohen Tage.

Ja — sprach Ludwig — es ist ein freudiger Tag, ob sich gleich Schmerz in das Gefühl des Frohseins mischt, denn er wird überwogen, durch das belohnende Gefuhl, meine Pflicht erfüllt zu haben.

Dann ist er doppelt freudig — erwiederte Jutta — Ich gab ihm diesen Vornamen nur deshalb, weil Ihr mein theurer Gemahl, heut vor zwanzig Jahren das Leben erhieltet.

Ludwig. Fürwahr, liebe Jutta, Du erinnerst mich hier an etwas, woran ich heut im Gewühl der Empfindungen, die mich sanft durchbebten oder mächtig erschütterten, und im Drange der Geschäfte, die so nothwendig waren, nicht mehr gedacht habe.

Jutta. Dennoch habt Ihr heut Euern Geburtstag so würdig gefeiert.

Ludwig. Wenigstens würdiger als manchen andern, den ich im Saale flüchtiger Freuden dahin brachte. Ich bin aufgewacht aus dem Schlafe, in den Sinnlichkeit und Leichtsinn mich gewiegt hatten, und der heutige Tag soll der erste meines neuen Lebens werden. An Dir, meine Jutta, verging ich mich besonders hart, aber ich hoffe, daß Du dem Schöslinge vergeben wirst, daß er nicht so unbeweglich stand, wie der reife, fest gewurzelte Baum, sondern sich beugen und bewegen lies vom Sturme der Leidenschaften. Für die Zukunft wird es mein einziges Bestreben sein, die Vergangenheit Dich vergessen zu machen, und ich hoffe, daß mein gutes Weib vergessen und vergeben, daß ihre zärtliche Liebe sich nie vermindern wird.

Jutta. O, mein Ludwig, schon längst vergab ich Dir, und wenn Du wieder ganz mein bist, so wird Freude über dieses Glück iede Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit von mir entfernen.

Ludwig. (sie feſter umſchlingend). Dein auf ewig! Dein, unſern Kindern und meinem guten Volke!

Kaum hatte sich Jutta damahls, wo sie Ludwig zum ersten mahle seiner Liebe und Treue versicherte, so glücklich gefühlt, wie iezt, da er ihr

dieſes Gelübde erneuerte. Auch ſie hatte ſchon von Hildegardens Flucht Kunde erhalten, und ob ſie gleich die Veranlaſſung zu derſelben nicht wuſte: ſo ſchlos ſie doch aus dem ietzigen Betragen ihres Gemahles, daß ſie die Folge ſeines Befehles wäre und hoffte mit Zuverſicht, daß er ſeinem zweiten Gelübde getreuer bleiben würde, wie dem erſten, da Hildegard entfernt und allerdings zu vermuthen war, daß die Männer, die ihn bisher nie gelenket hatten, auch bald entfernt werden würden.

Noch des nämlichen Tages lies Ludwig durch Herolde in dem ganzen Lande bekannt machen, daß ieder ſeiner Unterthanen, der wider irgend einen der fürſtlichen Amtleute und der Burgherren gerechte Klage hätte, zu ihm nach Eiſenach kommen, ſeine Beſchwerden vorbringen und der Abhülfe derſelben verſichert ſein könnte. Auch ſendete er Burkhern von Schlotheim und einige andere Leute, welche Dietrich ihm empfohl, als Bevollmächtigte im Lande umher, Unterſuchungen anzuſtellen, wie ſie die Lage der Dinge erforderte.

Jetzt ergab es ſich, daß Tedo von Krain nicht der Einzige geweſen war, der ſeine [illegible] Unterthanen an den Pflug ſpannen und ſie mit Geiſſelhieben zur Arbeit antreiben lies. Viele andere der vornehmſten Lehnsträger hatten ſich

gleicher Grauſamkeit ſchuldig gemacht, die nun der Landgraf, unter Bedrohung nachdrücklicher Strafe, verbieten lies. Die Edeln achteten ſeines Befehles nicht; ſie fuhren fort ſeinen Zorn aufs Neue zu reizen, indem ſie ſich auf die Rechte beriefen, die ſie über ihre Unterthanen hätten.

Ludwig lies deshalb, mit dem Rathe Dietrichs von Erfa, ohne den er iezt nichts unternahm, ein Aufgebot im ganzen Lande ergehen, daß alle getreue Lehnsleute mit ihren Mannen zu ſeinem Pannier ſich verſammeln ſollten, damit er die Widerſpänſtigen züchtigen könnte. Er beſtimmte den Tag, wo ſie zu Eiſenach eintreffen ſollten. Er kam heran; von den Aufgebotenen erſchienen aber nur wenige, denn die mehreſten ſtanden im Bunde mit den Grafen von Brandenberg und Käfernburg, und gedachten nun die Ausführung des Planes zu beginnen, über den ſie, wie wir wiſſen, ſchon lange gebrütet hatten. Statt der Lehnsleute, welche die ſchuldige Heeresfolge nicht leiſteten, langte aus den Gegenden, wo ſie ihre Sitze hatten, von den Getreuen des Landgrafen die Nachricht an, daß jene ſich mächtig rüſteten, und die Abſicht hätten, wenn er Gewalt gebrauchen würde, ſich ihm mit den Waffen in der Hand entgegen zu ſtellen.

Graf

Graf Ilger hatte, wie sich unsere Leser erinnern werden, vor der Reise nach Frankfurt nichts von dem Plane gewußt, dessen erster Urheber Graf Burkhard war, bald nach seiner Rückkehr wurde er aber seinen Nachforschungen kund, und nun entwarf er einen andern Plan, von dem wir unsere Leser auch schon benachrichtigt haben. Er mußte ihn nun aufgeben, mußte der schönen Hoffnung: Landgraf von Thüringen zu werden; entsagen.

Klein war zwar die Schaar der Edeln, die auf den ergangenen Heerbann des Landgrafen nach Eisenach kamen. Ilger wußte aber, daß Tausende von den Niedrigen im Volke auf den ersten Wink zu ihm kommen würden, um den Fürsten, der sie vom Drucke ihrer Peiniger erlösen wollte, ihre Arme und ihr Blut anzubieten. Er konnte daher leicht ermessen, daß die Edeln des Landes in diesem Kampfe verlieren, ja selbst dann nicht gewinnen würden, wenn er, einer der Mächtigsten unter allen, ihrer Partei beiträte. Um also den nachtheiligen Folgen zu entgehen, die er bei ihrem Unternehmen voraussahe, war er dem Landgrafen getreu geblieben, und hatte Befehl an seine Lehnsleute nach Hohenstein gesandt, sich bei ihm zu Eisenach einzufinden. Sie kamen zur bestimmten Zeit, und machten den größten Theil der kleinen Schaar aus, die sich auf Ludwigs Befehl versammelt hatte.

Unfähig mit diesem kleinen Häuflein wider die verbundenen aufrührischen Edeln etwas unternehmen zu können, bediente sich Ludwig zu seiner Verstärkung des Mittels, dessen Anwendung er schon zuvor beschlossen hatte. Er lies an die Bürger und Landleute den Aufruf ergehen: zu ihm nach Eisenach zu kommen, und aus seiner Rüstkammer Waffen zu erhalten, damit den Plan der empörten Edeln zu vereiteln.

In wenig Tagen trafen der Bürger und Bauern in Eisenach so viele ein, daß Ludwig einen großen Theil wieder heimschicken muste, weil sie ein grösseres Heer ausmachten, als er bedurfte. Die Zurückgebliebenen versahe er mit Waffen, lies vor Eisenach ein Lager für sie aufschlagen, und sie von einigen Rittern und Lanzenknechten in den Waffen üben. Dann stellte er selbst eine Musterung mit ihnen an, und so bald er sie hinlänglich geübt glaubte, führte er sie, samt seinen wenigen Rittern und Reisigen, wider das Heer der Empörer.

Als er sich demselben gegenübergelagert hatte, war es sein erstes, die Aufrührer, durch einen Herold, zur Rückkehr zum schuldigen Gehorsam ermahnen zu lassen, mit dem Versprechen: in diesem Falle ihres Frevels zu vergessen, und hinfort wieder ihr gnädiger Herr zu sein. Die stolzen Edeln glaubten mit ihren Reisigen ein Heer

leicht überwinden zu können, das gröſtentheils aus wenig geübtem Volke beſtand, trotzten auf die Stärke ihrer Reiterei und auf ihre gröſſere Erfahrung in der Kriegskunſt, und verwarfen deshalb das gütige Erbieten ihres Fürſten, das ſeine Menſchenfreundlichkeit ihnen machte, um nicht Bürgerblut vergießen zu müſſen.

Da der Herold der Landgrafen die Antwort der Edeln ihm zurück brachte, rief er mit einer Miſchung voll Bewegung und Zorn: ſie verſchmähen meine Güte und mögen nun die Strenge fühlen! Das vergoſſene Blut komme auf den Kopf dieſer Empörer! Ich bin unſchuldig daran, wie Ihr tapfere Thüringer, die Ihr für Euern Landesvater und für das Beſte Euers Vaterlandes, oder wider die Frevler fechtet, die bisher Eure Peiniger waren. Laſſet uns nun muthig den Kampf beginnen und dabei nicht vergeſſen, daß wir Alle für unſer Recht fechten.

Er gab Befehl zum Angriffe; ieder ſeiner Krieger zeigte ſich, mit ihm von gleichem Muthe, beſeelt; die trotzigen Edeln erkannten bald, daß Ludwig ſein eiligſt aufgebotenes Heer treflich geübt hatte und die Vertheidiger der Rechte der Menſchheit ſiegten uber die Kämpfer für den Deſpotismus. Die Edeln muſten weichen; er-

schrocken, daß sie vor denen fliehen musten, die sie gehofft hatten so leicht zerstreuen zu können, überließen sie dem Landgrafen das Feld, und warfen sich in ihre festen Burgen.

Ohne Verzug theilte nun der Landgraf sein Heer in kleinere Haufen, die er den Befehlen kriegserfahrnen Rittern übergab, und sie zur Belagerung der Vesten der Empörer absendete. Einige ergaben sich sogleich, Andere widersetzten sich tapfer, hatten aber davon keinen Gewinn, als daß ihre Vesten, bisher ihr Stolz, zerstört, sie selbst gefangen wurden. Den ersten verzieh die Milde des Landgrafs, unter der Bedingung, daß sie sich mit ihm vereinigen, und wider die andern Widerspenstigen ausziehen musten, diese aber, die sich ihm frevelnd widersetzten, sendete er, wenn sie sich endlich ergeben musten, auf die Veste Freiburg zur sichern Verwahrung ab, bis alle ihre Genossen gedemüthigt waren.

Dies geschahe in kürzerer Zeit, als der Landgraf mit seinen Getreuen gehofft hatte. In wenig Wochen waren alle Aufrührer gedemüthigt, und hatten entweder dem Landgrafen aufs Neue den Eid der Treue geleistet, oder harreten in der Haft zu Freiburg der verdienten Strafe.

So bald der Landgraf das groſse Geschäft,

die Ruhe im Lande wieder herzuſtellen, vollendet hatte, begab er ſich nach Freiburg, über die verhafteten Edeln ein Urtheil zu ſprechen. Er lies alle Edle des Landes und die Vornehmſten der Geiſtlichkeit verſammeln, um mit ihrem Rathe zu Werke zu gehen, dann befahl er, die Verhafteten vor ihn zu führen, damit er, in Verbindung und mit dem Rathe, der Verſammelten, über ſie richten könnte. Sie traten ein, unter ihnen auch Graf Burkhard von Brandenberg. Gebeugt und beſchämt ſtand ietzt der Mann da, der ſich vor einiger Zeit über ieden Thüringer erhob, Ehrerbietung als ſchuldigen Zoll von ihm verlangte, und endlich den kühnen Gedanken faßte, zu einen unabhängigen Fürſten ſich aufzuſchwingen.

Sagt an, würdige und edle Herren und Ritter — begann ietzt Ludwig — die Ihr mit den Rechten und Herkommen bekannt ſeid, nach ihnen und nach Euern Gewiſſen richten werdet, ſagt an, was Frevler verdienen, die ihrer Pflichten vergaßen gegen dieienigen, über die das Glück ſie erhoben hat, und als ihr Lehnsherr ſie zurecht weiſen wollte, darob ergrimmten, und ſträflich ſich wider ihn auflehnten.

Nach der Strenge des Geſetzes den Tod — nahm der Abt zu Reinhardsbrunn das Wort —

Euer Gnaden Getreue verhoffen aber, daß Ihr Gnade für Recht werdet ergehen lassen.

Das will ich — erwiederte Ludwig — und Ihr wisset ia wohl Alle, daß ich keinen Gefallen habe an den Züchtigungen; allein Verbrecher müssen bestraft werden, daher kann es diesen Männern nicht ungerochen hingehen, daß sie sich so gröblich vergingen. Zum Tode mögte ich sie nicht verurtheilen, denn es sind ihrer zu viele, und es ist mancher unter ihnen, dessen Vater meinen erhabnen Vorfahren gute Dienste leistete. Diese will ich den Söhnen und Enkeln noch gedenken, ob sie gleich nicht nach ihrer Väter Weise gehandelt haben. Rathet mir nun würdige und edle Männer, wie ich sie auf eine Art bestrafen kann, die für ihr Verbrechen nicht allzu gelind ist.

Schätzet, gnädiger Herr — trat nun Graf Ilger auf — einen ieglichen nach seinem Vermögen und leget ihm eine Strafe von so vielen Mark löthigen Silbers auf, als es Eurer Gerechtigkeit gut dünkt.

Nein — bewies Ludwig, daß er minder geldbegierig war als Ilger — es möchte mir einen übeln Nachklang erwecken, wenn ich mit Geldbuße etwas belegen wollte, das, genau genommen, durch Geld nicht wett gemacht werden kann.

Dennoch — sprach Dietrich von Erfa — mögte Euer Gnaden hier nur zwischen Blutrache und Geldwette wählen können.

So scheint es mir fast — fuhr Ludwig fort — Ich will daher diesen Männern verzeihen, was sie wider mich selbst verbrachen, und nur ihr Vergehen gegen ihre Untergebenen bestrafen. Wie sie sündigten, so sollen sie auch bestraft werden; da sie es wagten Menschen gleich dem Viehe an Pflüge zu spannen, so will auch ich sie daran spannen lassen, und mit ihnen einen Acker pflügen.

Verzeiht, gnädiger Herr — nahm sich Graf Ilger der Verurtheilten an — wenn ich so kühne bin, Euch zu erinnern, daß diese Strafe für Männer, die unter die Edelsten Eurer Lehnsleute gehören, zu hart, wenigstens zu entehrend ist. Es gefalle Euch . . . .

Zu hart — unterbrach ihn Ludwig — nein, Graf, sie ist im Gegentheile zu mild, und scheueten diese Männer sich nicht die Menschheit zu entehren, so will auch ich mich nicht scheuen ihrem Adel einen Flecken anzuhängen, der nicht an ihnen haften soll, wenn sie sich forthin bestreben, ihn nicht allein durch Treue gegen mich, nein auch durch

Menſchlichkeit gegen ihre Untergebenen wieder von ſich abzuwaſchen. Kein Menſch iſt gebohren, die Stelle des Zugviehes zu vertreten; und da dieſe Männer es noch zu vertheidigen wagten, daß ſie ihn ſo tief herab ſtießen, ſo dürfen ſie ſich auch nicht über mich beſchweren, wenn ich ſie, denen die Natur vor dem Landmanne keine Vorzüge gab, mit denen, die ſie von dieſem Stande des Volkes kränkten, in eine Klaſſe ſetze, und, um doch Rückſicht auf ihre Abkunft zu nehmen, mich entſchließe, in eigener Perſon ein Geſchäft zu übernehmen, das ſie großtentheils einem Büttel übertrugen. So iſt der Wille Euers Fürſten, und wer unter Euch die Stimme der Gerechtigkeit mehr hört als die Stimme des Vorurtheils, der wird erkennen müſſen, daß er ganz nach den Aufforderungen der erſtern eingerichtet iſt.

Alle Verſammelte gaben ihrem ſtrafenden Fürſten Beifall, doch machte unter ihnen freilich nicht von Herzen, weil es ihren Stolz gar mächtig empörte, daß edle Herren und Ritter gleich den Roſſen und Rindern an einen Pflug geſpannt werden ſollten.

Die Verhafteten wurden nun wieder zurück geführt in ihre Kerker, wo ſie zitternd dem andern Tag und der ſchmählichen Strafe, die ſie erwartete, entgegen ſahen. Schlaflos ſahen die Mehreſten den Morgen anbrechen, wo ſie aus ih-

ren Gefängniſſen geführt und begleitet von einer Rotte Trabanten des Landgrafen, an das Feld geführt wurden, das Ludwig beſtimmt hatte von ihnen umgepflügt zu werden. Bald nach ihnen kam der Landgraf an, hinter dem ein Pflug hergezogen wurde.

Graf Ilger und einige andere Edle, unter dieſen auch Gunther von Schletheim, aus Rückſicht auf den Grafen von Brandenberg baten noch einmahl für ihre verurtheilten Genoſſen, aber der Landgraf blieb unerbittlich, und befahl Günthern, die Edeln anzuſpannen. Mit dem Grafen Burkhard, den beiden jungen Grafen von Käſernburg und dem Ritter Dedo von Krain wurde der Anfang gemacht. Der Landgraf nahm eine Peitſche, trieb ſie damit wacker an, und pflugte mit ihnen eine Furche. Dann kamen vier andere an ihre Stelle, die wieder von Andern abgelöſt wurden, bis Alle die beſtimmte Strafe gelitten hatten. So wollte es die Gerechtigkeit — redete iezt der Landgraf die Beſtraften an — und nun, da ich den Willen derſelben vollzogen habe, will ich nicht mehr gedenken, was Ihr verbrachtet. Auch ſoll die erlittene Strafe Euch nicht bemakeln, ſondern Ihr tretet von dieſem Augenblicke an wieder in alle Rechte, die Ihrer

her beſaßet. Erinnert Euch aber immer des heutigen Tages, damit Ihr Euch nicht aufs Neue zu Bedrückungen Eurer Unterthanen und zum Ungehorſam gegen Euern, zwar gnädigen, aber auch ſtreng gerechten, Herrn hinreiſſen laſſet. Erfüllt Ihr hinfort Eure Pflichten, wie es wackern Männern geziemt, ſo will ich Euch ein gütiger Herr ſein; und wenn dann irgend Jemand es wagte, Euch damit zu höhnen, daß Ihr heut pflügen muſtet, ſo ſoll mein Zorn ihm beweiſen, daß ich wohl zu ſtrafen, aber auch zu vergeſſen weis, und einem Fehlenden gern vergebe, wenn er ſich fortan beſtrebt, ſein Vergehen durch gute Handlungen abzuſöhnen.

Die beſtraften Edeln eilten nun beſchämt auf ihre Burgen zurück. Den Acker, den ſie gepflügt hatten, lies der Landgraf mit einer Mauer umziehen, machte ihn zu einer Freiſtätte und nennte ihn, zum ewigen Gedächtnis, den Acker der Edeln, unter welchem Namen man ihn noch iezt bei Freiburg ſehen kann.

Laut prieſen die Bürger und Landleute in Thüringen die Gerechtigkeit ihres Fürſten, auch viele der edeln und geiſtlichen Herrn erkannten und

rühmten sie, doch waren auch einige unter ihnen, die im Geheim sein Verfahren gegen ihre strafsälligen Bruder tadelten. Die Bestraften selbst fühlten sich schmerzlich gekränkt, durch eine Strafe, durch die sie ihre edle Abkunft geschmäht glaubten. Furcht vor ihrem Züchtiger hielt sie zurück laut zu murren, oder öffentlich etwas wider ihn zu unternehmen, es bewies sich aber bald, daß einige unter ihnen niedrig genug dachten, sich heimlich rächen zu wollen.

Sonst hatte der Landgraf vorzüglich nur deshalb gejagt, um bei dieser Gelegenheit seine liebe Hildegard zu besuchen, jetzt jagte er, weil er Vergnügen fand, sich hierdurch von den Geschäften der Regierung zu erholen, doch kam er selten in den Forst, den er sonst allein besucht hatte, da er die Erinnerung an Hildegarden absichtlich vermeiden wollte. Auch den Wald bei Ruhla hatte er noch nicht wieder besucht, denn nach der Bestrafung der Edeln lebte er einige Monden lang nicht auf der Wartburg, sondern zog im Lande umher, das Beste desselben thätig zu befördern. Er verweilte bald hier bald dort einige Zeit, und beschäftigte sich dann immer in den Stunden, die ihn von wichtigern Verrichtungen übrig blieben, mit dem edlen Waidwerke.

Oefters pflegte er mit Günthern, Dietrichen oder einem Andern von seinen übrigen Jagdge-

noſſen ſich zu entfernen, um einem flüchtigem Wilde nachzueilen. Seine getreuen Diener erinnerten ihn, daß er dabei viel wagte, da den aufgebrachten Edeln, die ſeine Gerechtigkeit geſtraft hatte, nicht zu trauen, ſondern allerdings von manchem unter ihnen ein heimlicher böſer Anſchlag wider ihn zu fürchten wäre, der auch leicht ausgeführt werden, wenn es kund würde, daß er öfters beinahe allein im Walde umherirrete.

Ludwig gab hier einen Beweis, daß ihn ſeine Argloſigkeit noch nicht verlaſſen hatte, ob es ihm gleich fühlbar geworden war, wie ſehr ſie ihn bisher getäuſcht hatte. Er beantwortete jene wohlgemeinte Erinnerung blos mit der Aeuſſerung des guten Vertrauens, daß keiner unter ſeinen Edeln ein ſo ſchwarzer Verbrecher würde werden wollen, ſeine Hände mit dem Blute ſeines Fürſten zu beſudeln.

Sie ſehen ja alle — ſetzte er hinzu — daß ich nicht mehr mit ihnen zürne und in meinem Benehmen gegen ſie und gegen die wackern Männer, die in ihrer Treue gegen mich nicht wankten, beinahe keinen Unterſchied mache. Auch ſind ſie alle ſo geſchmeidig, daß ich fürwahr höchſt mistrauiſch ſein müſte, wenn ich glauben könnte, ſie giengen mit böſen Anſchlägen wider mich um.

Vergeſſet nicht, gnädiger Herr — ſprach

Dietrich — daß die Schlangen auch geſchmeidig ſind und gar luſtig um ihren Feind herumſpielen, bis ſie die Gelegenheit ablauſchen, wo ſie ihn überfallen können.

Wohl wahr, lieber Ritter — erwiederte Ludwig — aber dies ſind Schlangen und meine Edeln ſind Menſchen.

Wenn es nur unter den Menſchen der Schlangen nicht beinahe ſo viele gäbe wie unter den Thieren — entgegnete Dietrich — Viele unter den gezüchtigten Edeln würden eher eine Strafe von funfzig und mehreren Mark vergeſſen als die Schmach, die ihnen von Euch widerfuhr, weil ſie ſich dadurch auf immer beſchimpft glauben, denn man hat noch kein Beiſpiel im ganzen deutſchen Reiche, daß turnierfähige Männer hinter dem Ackerpfluge wären gegeiſſelt worden. Gewis kocht Rache in manchem Buſen, und unter den Männern, die ſich nicht ſcheueten, das Schwert wider ihren Lehnsherrn zu ziehen, könnten auch wohl einige ſein, die fähig wären, meuchlings den Dolch zu zücken.

Ludwig achtete nicht auf den guten Rath ſeiner Getreuen; ihre Beſorgniſſe ſchienen ihm allzu ängſtlich, und er entfernte ſich wie vorher von ſeinem Gefolge, ſo oft ein fliehendes Wild ihn dazu reizte.

Einſt iagte er in einem Forſte, der nicht fern von dem Beſitzungen des Grafen von Brandenberg lag. Dringender wie iemahls beſchworen ihn heut Dietrich und Günther, ſich nicht ſo tief in den Wald zu wagen, dennoch ſprengte Ludwig bald hernach von ihnen hinweg, um einem Eber nachzuſetzen, der ihm vorbei ſtrich. Günther folgte ihm augenblicklich nach, Dietrich vermogte ihm aber, mit ſeinem weniger flüchtigen Roſſe, nicht gleich zu kommen, doch verſuchte er es mit einigen Jagdknappen, denen er befohlen hatte, ihn zu begleiten.

Jetzt verloren die Nacheilenden den Landgrafen aus dem Geſichte, bald zeigte ihnen aber der Schall ſeines Hieſhorns die Stelle an, wo er ſich befand. Sie giengen dem Schalle nach und fanden den Landgrafen mit Günthern wider drei geharniſchte Männer fechten. Geſchickt bedienten ſie ſich ihrer Waidmeſſer und Jagdſpieſe, würden aber doch ihren Gegnern, die ſtärker und bewaffnet waren, haben unterliegen müſſen, wenn nicht Dietrich mit ſeinen Begleitern zu ihrer Hülfe herbei gekommen wären. Die Meuchelmorder flohen, ſo bald ſie dieſe erblickten, und Ludwig und Günther waren zwar beide, doch nicht gefährlich verwundet. Ihre Gegner hatten ſich in ein Dickicht geflüchtet, wohin ihnen Dietrich mit ſeinen Knappen nicht nachfolgen konnte, weil

ſie des Weges unkundig waren, auch ſchien es ihnen nöthiger bei dem Landgrafen zu bleiben und ſeine Wunde zu verbinden.

Einige der Getreuen des Landgrafen beſchuldigten den Grafen von Brandenberg der Abſicht ihn ermorden zu wollen, und riethen ihm, genaue Nachforſchung zu halten. Dies geſchah nicht, denn Ludwig glaubte, daß Nachforſchungen hier wenig nützen würden, weil er den Grafen nicht rechtlich beſchuldigen konnte, und beſchloß daher die Entdeckung der Böſewichter, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten, dem Zufalle zu überlaſſen.

Er gebrauchte nun die Vorſicht, die ihm Dietrich und Günther ſchon längſt angerathen hatten. Nie entfernte er ſich wieder von ſeinem Gefolge, das gewöhnlich ſehr ſtark war. Hierdurch konnte er iedoch die Ausführung eines andern Anſchlags nicht verhindern, den er bald nach ienem erſten Verſuche wider ſein Leben gemacht ſahe.

Auf den Reiſen durch ſein Land führte ihn einſt der Weg einem Walde vorbei, der ihm zur Linken lag. Sorglos ritt er daher und ſprach traulich mit ſeinen Begleitern, die nicht wenig erſchracken, als er jetzt auf ſeinem Roſſe wankte und zur rechten Seite würde herabgefallen ſein, wenn nicht Dietrich ihn ge-

ſtützt hätte. Ein Pfeil, der aus dem Walde auf ihn war abgeſchoſſen worden, hatte die Gegend über dem Herzen getroffen, und würde eine tödtliche Wunde verurſacht haben, wenn er ein wenig tiefer gekommen wäre. Zum Glück war der Landgraf mit einem dicken Koller bekleidet, der den Pfeil verhinderte, tief einzudringen. Der Arzt, den Ludwig bei ſich hatte, zog ihn heraus und machte dem Verwundeten die beſte Hoffnung, ihn bald wieder herzuſtellen.

Ueberzeugt, daß er unter der ſorgſamen Pflege ſeiner Gemahlin noch früher geneſen würde, ließ ſich Ludwig in einer Sänfte nach Eiſenach bringen; um aber die zärtliche Jutta nicht zu erſchrecken, wenn er auf dieſe Weiſe zu ihr käme, ſtieg er vor dem Thore aus, ließ ſich auf ein Roß heben und ritt nun bis in den Schloßhof. Hier halfen ihm ſeine Knappen vom Pferde, worauf er begleitet von den mehreſten ſeines Gefolges die Stiegen mühſam hinaufſtieg. Seiner Gemahlin, die ihm entgegen kam, rief er zu, daß er müde wäre und bei ihr ausruhen wollte; und als er ſich von ihr in ein Zimmer hatte führen laſſen, erzählte er ihr erſt eine Weitlang von ſeiner Reiſe, ehe er auf die Geſchichte ſeiner Verwundung kam.

Bei-

Beinahe — begann er ſie iezt darauf vorzubereiten — hätte mich ein groſses Unglück betreffen können, aber die gütige Vorſicht erhielt mich Dir, meinen Kindern und dem Lande.

O Gott — brach Jutta's Beſorgnis aus — ich fürchte, daſs es Euch ſchon betroffen hat, denn ihr ſeid ſo bleich und ſchwach.

Folge der Beſchwerden einer langen Reiſe — ſuchte Ludwig ſie zu beruhigen — und der Eil, womit ich die Rückkehr in die Arme meiner geliebten Gemahlin beſchleinigte. Ihr ſolltet mir fein dafür danken — fuhr er lächelnd und mit leiſerer Stimme fort — aber durch Zweifel an der Wahrheit meiner Worte und durch Aeuſſerung ſolcher Beſorgnis, durch die Ihr auch mich beunruhigt, geſchiehet es nicht. Dafür liebe Jutta, muſs ich Dich billig ſtrafen und Du ſollſt nicht eher einen Kus von mir erhalten, bis Du mich haſt ruhig erzählen laſſen, was mir begegnete, aber, Dank ſei es der Vorſehung! ohne die ſchädlichen Folgen blieb, die es leicht hätte haben können.

Nöthig ſchien es dem Landgrafen der Umarmung ſeiner Gemahlin ſo lange auszuweichen, bis ſie wüſte, daſs er verwundet war, denn im Feuer ihrer Zärtlichkeit pflegte oft Jutta ihren Gemahl ſo feſt an ihren Buſen zu drücken, daſs er ihre Umarmung iezt, mit einer ſchmerzlichen Wunde,

fürchtete. Mit der gröſten Schonung machte er ſie nun nach und nach mit ſeinem Zuſtande bekannt, gab Anfangs vor, als ob ſeine Wunde ſchon wieder geheilt wäre, und als Jutta's Beſorgnis dieſes bezweifelte, geſtand er es ihr zwar endlich, daß ſie die Wahrheit errieth, verſicherte ſie aber heilig, daß er völlig auſſer Gefahr wäre, und ſein Arzt ſtimmte ihm hierin bei.

Dennoch war Jutta nicht ohne Unruhe; durch die zärtlichſte Pflege ſuchte ſie ſeinen Schmerz und die Gefahr, in welcher ſie ihn, ungeachtet der Verſicherungen der Aerzte, glaubte, zu vermindern. Sie wich nicht von ſeinem Lager; wachte des Nachts bei ihm, und wenn ſie auch einmahl ſeinen dringenden Bitten nachgab und ſich entfernte, ſo kam ſie doch ſchnell wieder zurück, ſo bald ſie bemerkte, daß er entſchlummert war. Dann blickte ſie immer nach ihm hin, um zu lauſchen, ob ſein Schlaf ruhig war, und ſo aus ſeinen Bewegungen zu erforſchen, ob ſeine Krankheit vielleicht ſchlimmer zu werden drohte.

Schon bei ſeiner Ankunft zu Eiſenach war Ludwig auſſer Gefahr; die Aerzte riethen ihm nur Ruhe auf dem Lotterbett, damit er ſeine Kräfte früher wieder erhalten, und, durch Bewegung, dem Verbande nicht ſchaden mögte. Jutta's ſorgſame Wartung vereinigte ſich mit den guten Anſtalten der Aerzte zur Beſchleini-

gung seiner Genesung; nach wenig Tagen war er so weit hergestellt, daß er ausser dem Bette sein konnte, und bald nachher erlaubten ihm die Aerzte auch seine Burg zu verlassen, und auf geduldigen Rossen sich gelinde Bewegung zu machen.

Wohl — sprach Ludwig — und da ich ohnehin Meister Gürgen, meinem treulichen Rathgeber, Dank schuldig bin: so soll mein erster Weg zu ihm gehen, wo ich mir zugleich ein Stück Arbeit bestellen kann; denn ich finde, daß es allerdings räthlich ist, mich in Zukunft besser zu verwahren als mit einem ledernen Koller. Gürge soll mir einen Harnisch schmieden, den ich hinfort nicht ablegen will.

O nehmt mich auch mit, mein theurer Gemahl — sprach Jutta, gegen welche Ludwig dieses Vorhaben geäussert hatte — denn ich bin neugierig, den wackern Mann zu sehen, der zu der Handlung, die Ihr mir von ihm erzählet, Kuhnheit und Patriotismus genug besas.

Du sollst ihn sehen, liebe Jutta — erwiederte Ludwig — doch will ich erst allein zu ihm gehen, und mich nicht zu erkennen geben, was in Deiner Begleitung schon schwerer wäre.

Des andern Tages machte er sich mit Günthern auf den Weg, den sie glücklich fanden.

Beide hatten die nämlichen Kleider an, in welchen ſie Görge geſehen hatte. Bei ihrer Ankunft fragte ihn Ludwig: nun Görge, kennſt Du uns noch?

Ihr ſeid ja wohl die Jagdknappen, die vor etlichen Monden bei mir herbergten?

Ludwig. Und die damahls nicht ſchliefen, als Du ſo loſe Dinge von unſerm gnädigen Herrn ſagteſt.

Görge. Traun, iezt könnte ich beſſer ſagen! Unſer gnädiger Herr iſt ſeitdem ganz ein anderer Mann geworden, und das Volk, das ſonſt über ſeine Nachläßigkeit zu klagen gerechte Urſache hatte, ſegnet ihn iezt, daß er es von einem unerträglichen Joche befreiete.

Günther. Nun, ehrlicher Görge, haſt Du wohl nicht mehr nöthig, des Nachts zu ſchmieden, um des Tages Deinem geſtrengen Junker fröhnen zu können.

Görge. Nein, dieſe böſe Zeit iſt vorbei, wofür ich täglich Gott und unſerm gnädigen Herrn danke. Ich kann nun wieder den ganzen Tag für mich und meine Kinder arbeiten, und bin fleißig und fröhlich, voll Hoffnung: daß die äuſſerſte Dürftigkeit bald aus meiner Hütte weichen wird.

Ludwig. Fürchteteſt Du dich aber nicht,

daß wir unſerm gnädigen Herrn berichten mögten, was Du neulich von ihm ſagteſt?

Gürge. Nein, denn ich dachte: wenn der Herr Landgraf wirklich ſo gut iſt, als man von ihm erzählt, ſo wird er darum nicht auf dich zürnen, vielleicht gar unterſuchen, ob Du Wahrheit geſprochen haſt, und das könnte Dir und dem ganzen Lande höchſt erſprieslich werden; ſollte aber ſein Zorn wider dich entbrennen: ſo kann er Dich doch nur aufs höchſte tödten laſſen. Nun hat zwar jeder Menſch ſein Leben lieb, ich aber wünſchte mir damahls öfters den Tod, denn ich war eines Lebens müde, das ich bei übermenſchlicher Arbeit kaum zu friſten vermogte. Jezt beginne es wieder mir zu gefallen.

Ludwig. Und es ſoll Dir bald noch beſſer gefallen, denn unſer gnädiger Herr hat beſchloſſen, Dich dafür zu belohnen, daß er durch Dich das Elend der Niedrigen unter ſeinem Volke etwas früher erfuhr, als es auſſerdem würde geſchehen ſein.

Gürge. Aber habt Ihr ihm denn wirklich wieder geſagt, was Ihr auf Eurem Strohlager von mir hörtet?

Günther. Nein, aber er hörte es ſelbſt. (auf Ludwigen zeigend.) Siehe, Gürge, dieſer

Herr, den Du für einen Jadknappen hielteſt, iſt unſer gnädiger Herr Landgraf.

Gürge ſchien über dieſe Nachricht nicht wenig zu erſchrecken. Er wollte vor dem Landgrafen auf die Knie fallen, ihn um Vergebung ſeiner kühnen Reden zu bitten, dieſer verhinderte ihn aber und ſprach mit freundlicher Miene zu ihm:

Laß dies, wackerer Gürge! Ich zürne nicht mit Dir, wiewohl es manche Fürſten thun wurden, denn aus Rückſicht auf deine gute Abſicht, verzeihe ich Dir gern, daß Du nicht alſo ſprad eſt, wie es einem Unterthanen von ſeinem Fürſten geziemet. Wiſſe, daß Deine ſchwarze Kunſt treflich gewirkt hat, und es iſt billig, daß ich Dich dafür belohne. Aber ſage doch, haſt Du den Stab Eiſen noch, unter dem Du dir mich vorſtelleteſt?

Gürge. Ja, gnädiger Herr, ich beſchloß ihn zum ewigen Angedenken aufzuheben.

Ludwig. Ich wünſchte wohl, daß Du mir ihn gäbſt, denn auch ich möchte ihn zur ewigen Erinnerung an jenem Tag aufbewahren.

Gürge. Euch, gnädiger Herr, gebe ich ihn gern, ob ihn ſchon kein Anderer von mir erhalten würde.

Ludwig. Nun ſo ſollſt Du ihn für mich

verarbeiten. Mache mir einen Leibharnisch, und nimm jenes Eisen zum Brustſtück. Dieſe Arbeit vollende noch in deiner kleinen Hütte, dann will ich Dir und deinen Erben ein Haus zu Ruhla ſchenken, und Dir jährlich funfzig Zentner Eisen abliefern laſſen, damit Du dir mehr verdienen und einſt in Deinem Alter ruhig leben kannſt.

Gürge. Gnädiger Herr, ich verdiene das nicht, und ich denke, daß es forthin keine Noth mit mir haben wird, da ich nun mit den Meinigen die Früchte meiner Arbeit allein genieſſen kann, ohne meinem geſtrengen Herrn einen großen Theil davon überlaſſen zu müſſen.

Ludwig. Deine Kinder werden es brauchen können, genügſamer Mann. Es iſt billig Dich zu belohnen, daß Du mich aus dem Schlafe weckteſt. Du ſtaunſt mich an, verwunderſt Dich vielleicht über dieſes Geſtändnis; warum ſollte ich mich aber zu geſtehen ſchämen, daß ich ſchlief, da ich gewis hinfort wachen werde?

Gürge. Herr, Ihr handelt gros! Viele Fürſten ſchlafen ununterbrochen, bis ſie zum ewigen Schlafe hinüber ſchlummern, und diejenigen, welche erwachen, geſtehen nicht, daß ſie ſchliefen, denn ſie wollen nicht ſein, wie andere Menſchenkinder, die alle mannichfaltig fehlen. Heil ſei

dem ganzen Lande, daß ein Fürſt über ſein Beſtes wacht, der ſo mild und gütig iſt, aber auch ſtreng und hart ſein kann, wo es die Noth erfordert!

Ludwig. Noch eins Görge! wer ſagte Dir alles das, was Du neulich deinem Knechte erzähleſt?

Görge. Das Gerücht, gnädiger Herr, welches im ganzen Lande umherlief, und meine eigene traurige Erfahrung.

Ludwig. Leb wohl, ehrlicher Mann, fördre deine Arbeit bald, und bringe ſie mir dann nach Eiſenach.

Görge ſcheint mir ein Schalk — ſprach der Landgraf auf dem Heimwege zu Günthern — und ich denke, daß er mich ſchon neulich kannte, und daß er nicht nach ſeinem eignen Kopfe, ſondern nach der Vorſchrift eines Andern handelte, dem ich führwahr ſo herzlich danken wollte, wie Görgen, wenn er ſich mir entdeckte.

Ludwigs Vermuthung war richtig, Görge blos das Werkzeug Dietrichs und Günthers, welche glaubten, daß der Schmidt mit ſeinem Vornehmen tiefer auf dem Landgrafen wirken würde, als ſie durch ihre Vorſtellungen. Beide vereinigten ſich

zu der Ausführung dieſes Planes, wovon wir unſern Leſern den Hergang kürzlich erzählen wollen, ob er ſchon dem Landgrafen erſt etliche Jahre nachher kund wurde.

Die Klagen der unterdrückten Thüringer, die dem Landgrafen nicht zu Ohren kamen, waren wenigſtens Günthern nicht verborgen geblieben, und ſchon längſt würde er ſie ſeinem Herrn bekannt gemacht haben, wenn er iezt noch ſo viel bei ihm gegolten hätte, wie ehevem. Ludwig hatte Ilgern den Vertrauten ſeiner Liebe, dem Diener, deſſen Treue er ſeit ſeiner früheſten Jugend ſo oft erprobte, vorgezogen, wovon Günther ſchon mehrere Beweiſe erhalten hatte, die wir hier übergehen wollen. Er ſchwieg daher, weil er es ohne Erfolg glaubte, wider den beliebtern Ilger zu ſprechen, und weil er von dieſem Wagſtück den völligen Verluſt der Gunſt des Landgrafen fürchtete, die er ſich, nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch zum Beſten des Allgemeinen noch länger zu erhalten wünſchte. Er hoffte, daß er es wagen könnte, dem mächtigen Ilger ſich entgegen zu ſtellen, ſo bald es ihm gelungen wäre, überzeugende Beweiſe zu ſammeln, daß der Landgraf von ihm hintergangen würde, und um dieſen Plan ausführen zu können, war es nothwendig, Ludwigs Gunſt nicht zu verſcherzen.

Günthern gieng die traurige Lage des Landes sehr nahe, noch mehr beunruhigte ihn aber die Gefahr, die den Landgrafen selbst bedrohte, und von Günthern bald nach seiner Rückkehr von Frankfurt entdeckt wurde.

Wir haben unsern Lesern schon gesagt, daß Graf Burkhard um diese Zeit seinen Plan wider den Landgrafen nicht mehr so sorgfältig verheimlichte wie vorher. Ilger hatte ihn ausgespäht, und Günther erfuhr etwas davon durch die Tochter des Grafen von Brandenberg.

Zufällig hörte einst Ursula ihren Vater, der wahrscheinlich von ihrer Gegenwart nichts wuste, in einem Nebengemache stark und eifrig sprechen. Er unterhielt sich mit einem seiner Vertrauten von dem Plane, der nun zur Ausführung zu reifen begann, weil die Verbundenen beschlossen hatten, sich dem Landgrafen mit den Waffen in der Hand entgegen zu stellen, so bald die Klagen des unterdrückten Volkes vor ihn kommen, und ihn zu Befehlen veranlassen würden, die der Habsucht der verbundenen Edeln nothwendig misfällig sein musten. Die Klagen des seufzenden Volkes wurden iezt so laut, daß Burkhard die Zeit der Entscheidung nahe glaubte, und deshalb Maasregeln traf, dann schleunig zu Werke gehen zu können.

In dem Gespräche, von welchem Ursula eine Zuhörerin war, beschäftigte er sich hiermit, und

verstärkte öfters im Eifer seine Stimme. Ursula konnte zwar nicht alles verstehen, vernahm aber doch einzelne Worte und Reden, aus welchen es sich ihr ergab, daß sich ihr Vater mit vielen andern Edeln wider den Landgrafen rustete. Dieses Vorhaben empörte das gute Mädchen; ihr Gewissen mahnte sie auf, die beschlossene Empörung der Thüringer wider ihren Lehnsherrn zu verhindern, und der Widerspruch ihrer kindlichen Liebe war nicht gros, da ihr Vater seit einiger Zeit viel bei ihr verloren hatte.

Als Graf Burkhard noch Ludwigs vertrauter Rath war, sahe er es nicht ungern, daß sich Günther von Schlotheim um die Hand seiner Tochter bewarb. Er machte der Liebe, die bald gegenseitig in den Herzen der beiden jungen Leute aufglimmte, keine Hindernisse, war auch nach seinem Falle freudig über Günthers Umgang mit seiner Tochter, weil er sich schmeichelte, daß sein Bestreben: sich wieder auf seinen vorigen Posten zu schwingen; durch die Vermittelung des Lieblings des Landgrafen erleichtert werden würde. Auf Burkhards Anregen versuchte Günther auch wirklich einigemahl, den Landgrafen ihm wieder geneigt zu machen, allein Ludwig befahl ihm so ernstlich: nicht für einen Mann zu sprechen, der sein

Vertrauen gemisbraucht und die übertragene Gewalt zum Nachtheile des Landes angewendet hätte; daß er diese Versuche einstellte; aus Furcht die Ungnade des Landgrafen mit Burkharden theilen zu müssen.

Da endlich der Graf von Brandenberg aus Verdrus, Ilgern nicht wieder von seinem Posten verdrängen zu können, den kühnen Entschlus faßte: sich unabhängig zu machen; glaubte er Günthern von sich entfernen zu müssen, damit seine Aufmerksamkeit nicht vielleicht entdecken mögte, worüber er brütete. Günther sahe sich getrennt von seiner lieben Ursula, die darüber so unzufrieden war, wie er selbst. Das Fräulein wurde unwillig über ihren Vater, und hierdurch um so mehr bewogen, seinen Plan wider den Landgrafen, der nach ihrem Urtheile so sträflich war, Günthern zu entdecken. Dieses geschah bei einer der geheimen Zusammenkünfte, die sie zuweilen am dritten Orte hielten.

Günther hatte indessen den vertrautesten Umgang Hildegardens mit dem Ritter Poppo von Frankenstein erforscht. Jetzt, da Ludwigs Besuche bei dem Fräulein von Ebersberg nicht mehr der Liebe Günthers Vortheil brachten, hielt ihn nichts von dem Wunsche zurück; eine Verbindung zerreissen zu können, die ihm, aus Rücksicht auf die Landgräfin gleich Anfangs misfallen hatte. Mit dieser einzigen Ursache, die vorher dieser Wunsch herbei-

führte, verbanden ſich ietzt noch zwei andere; Mitleid mit der traurigen Lage Thuringens, und Erkenntnis: daß die treuloſe Hildegard der Liebe des Landgrafen nicht würdig wäre. Gunther machte ſich keine Hoffnung zu einer Verbeſſerung in der Verfaſſung des Landes, wenn Ilger auf ſeinem ietzigen Poſten bliebe, und hielt die Entfernung deſſelben beinahe für unmöglich, ſo lange Hildegard ihn ſchützen könnte.

Günther entdeckte ſich dem Ritter Dietrich, um gemeinſchaftlich mit ihm handeln zu können. Wie er erkannte Dietrich die Nothwendigkeit, dem Landgrafen die Augen zu öffnen, überſah aber auch die Schwierigkeiten nicht, die mit dieſem Geſchäft verbunden waren. In ihren Ueberlegungen nicht geſtört zu werden, waren einſt beide ausgeritten, und beratheten ſich auf dem Wege über die Mittel, zum Beſten des Allgemeinen ſchnell und gewis auf den Landgrafen wirken zu können. Sie waren noch nicht fortgeritten, als ihnen ein Mann begegnete, der ſie fragte, ob ſie vom Hofe kämen, und ob der gnädige Herr wohl daheim wäre.

Was willſt Du bei ihm? — fragte Dietrich den Bauersmann.

Geſtrenger Herr — antwortete dieſer —

ehe ich Euch hierauf antworte, möchte ich wohl wissen, wer Ihr seid.

Günther Was liegt Dir daran?

Der Bauer. Sehr viel, edler Herr, und wenn Ihr mir meine Bitte zu Gute haltet, und sie erfüllt, so sage ich Euch vielleicht auch was.

Dietrich. Ich bin Ritter Dietrich von Erfa und dieser Herr des Truchses von Schlotheim.

Der Bauer. So seid Ihr beide wackre Herren, denen ich mich wohl anvertrauen darf. Ich kannte Euch nicht, und dachte, daß Ihr vielleicht auch zu den bösen Räthen gehörtet, die unsern gnädigen Herrn verführen. Ihr aber rathet ihm gut, wie ich gehört habe, und es ist nur zu bedauren, daß Ihr damit nicht durchdringt.

Günther. Was willst Du aber bei unserm gnädigen Herrn?

Der Bauer. Versuchen, ob ich vor ihn kommen kann. Dann will ich ihm in meiner einfältigen Sprache, die Noth des Landes erzählen, ihm meinen Rücken zeigen und sagen: sehet, gütiger Landesvater, diese Striemen erhielt ich am Pfluge meines gestrengen Junkers, weil ich murrte, daß man Menschen dem Vieh

gleich ſtellte; und es iſt wohl nicht Euer Wille, daß Eure Unterthanen alſo behandelt werden ſollen.

Dietrich. Und denkſt Du etwas auszurichten, da Du doch weiſt, daß ich mit aller Mühe den Einflus des Grafen von Hohenſtein auf unſern gnädigen Herrn noch nicht habe vermindern können?

Der Bauer. Vielleicht, edler Ritter, ſprechen meine einfältigen Worte, und mein ehrlicher Rücken mehr zu ſeinen Herzen, als Eure wohlgeſetzten Reden. Doch geſetzt, daß dies auch nicht geſchähe: ſo habe ich doch zum Beſten des Landes gethan, ſo viel in meinen Kräften ſtand, und dieſes Bewuſtſein würde mich tröſten, wenn auch der Herr Landgraf zornig werden, und mich, gereizt durch den Grafen Ilger oder einen andern ſeiner böſen Räthe, als einen ſträflichen Frevler behandeln laſſen ſollte. Wenn es aber einem von Euch, geſtrenge Ritter, gefiele, mich mit Euch zu nehmen: ſo hätte ich dies nicht zu befürchten, und wäre dann auch gewis, vor den gnädigen Herrn zu kommen.

Dietrich. Dies könnte geſchehen, vorher muß ich aber noch etwas mit Dir reden. Damit Dich Niemand bei uns ſieht, wollen wir

noch bis dort in jenes Gebüsch fortreiten, wo wir unbemerkt bleiben können. Folge uns nach!

Ritter — sprach jetzt Dietrich zu Günthern, in romanischer Sprache, um nicht von dem Bauersmann verstanden zu werden — dieser Mann hat mich auf einen Gedanken gebracht, den ich Euch mittheilen will, um Eure Meinung darüber zu hören, und zu vernehmen, ob Ihr Euch wohl mit mir zur Ausführung desselben verbinden wollet.

Günther. Dies verspreche ich Euch schon im voraus, dann gewis habt Ihr eine gute Absicht dabei.

Dietrich. Ich denke, wenn wir alles, was Ihr auf dem Herzen habt, dem Landgrafen unter dem Scheine, als ob es ganz zufällig geschähe, von diesem Bauer nachdrücklich vorstellen ließen: so würde es vielleicht besser wirken, als wenn es von uns selbst geschähe.

Günther. Wie könnte aber er ihm erzählen, was den Graf von Brandenberg und Hildegarden betrifft?

Dietrich. Nach dem Plane, den ich mir entworfen habe, ist dies nicht schwer. Ich habe den Mann noch nicht gefragt, wo er her ist; allein

allein er kam aus dem Walde, und wohnt also ohne Zweifel in einem Dorfe, das darinn oder hinter demſelben liegt. Ich habe ſchon oft gegen den Landgrafen geklagt, daß man in dem Forſte, worin er gewöhnlich iagt, wenig Wild findet, und hoffe daher, wenn ich ihn auffordere, in dieſem zu iagen, daß es geſchehen wird.

Günther. Und wenn es geſchieht?

Dietrich. So wird in dem Landgrafen der Wunſch erwachen: bei Hildegarden ſein zu können; denn er iagt nur, um ſie zu ſehen. Ihr müſſet achtſam auf ihn ſein und, wenn Ihr dann die Gegenwart dieſes Wunſches bemerkt, Euch erbieten, dem Landgrafen auf einem nahen Wege zu ſeiner unwürdigen Buhlerin zu bringen. Gern wird er dieſes Erbieten annehmen; Ihr müſſet ihn dann aber nicht zu Hildegarden leiten, ſondern ihn bis in die Nacht in der Irre herum und, wenn er zu durſtig und zu ermattet iſt, um weiter zu kommen, zu dieſem Bauer führen, der ein wackerer Mann und ein offener Kopf zu ſein ſcheint, und die Rolle, die wir ihm aufgeben wollen, gut ſpielen wird. Ihr ſeid ia wohl der Wege in dieſem Walde hinlänglich kundig?

Günther. Das bin ich, Ritter, und dabei bereit, zur Ausführung Eures Planes, mich mit Euch zu verbinden.

Es wäre wohl unnöthig, unſern Leſern dieſen Plan näher zu entwickeln, da wir ihnen die Ausführung deſſelben bereits erzählt haben. Es iſt genug, wenn wir ihnen ſagen, daß der Bauersmann, der den beiden Rittern begegnete, Meiſter Gürge der Waldſchmidt war. Nachdem er ihnen in den Wald nachgekommen war, entdeckte ſich ihm Dietrich. Gürge lies ſich willig finden, der Vorſchrift, die er ihm machte, gemäs zu handeln, war auch nur mit Mühe zur Annahme einiger Goldſtücke zu bereden, die ihm die Ritter anboten, um ſeinen Rücken heilen zu laſſen, und ſich Zugvich zu kaufen, damit er nicht aufs Neue verwundet würde.

Günther äuſſerte das Bedenken: daß der ganze Anſchlag mislingen würde, wenn Ludwig als Landgraf in Gürgens Hütte erſcheinen wollte. Dietrich erinnerte ihn aber, daß es ihm nicht ſchwer werden würde, den Landgrafen zur Entäuſſerung ſeines Standes zu bereden, wenn ihn nicht ſcheu die Schaam: keinen Tag ohne Hildegarden ſein zu können; dazu auffordern ſollte.

Dietrich vermuthete das letztere; und unſere Leſer haben ſchon geſehen, daß er ſich nicht in ſeiner Vermuthung irrte.

Dietrich und Günther hielten dieſes ganze Unternehmen lange Zeit vor dem Landgrafen

geheim, weil ſie nicht wuſten, ob ihn die Worte, die er dem Waldſchmidte verzieh, nicht vielleicht misfallen mögten, wenn er erführe, daß ſie dem Schmidte gröſtentheils von ihnen waren in den Mund gelegt worden.

Einige Tage, nachdem der Landgraf bei Meiſter Gürgen den Harniſch beſtellt hatte, brachte ihn dieſer auf das Schlos zu Eiſenach. Lachend ſprach der Landgraf zu ihm: ich will Dich freundlicher bewirthen wie Du mich; und gieng mit ihm in das Gemach ſeiner Gemahlin, welcher verſprechen hatte, ſie mit dem Manne bekannt zu machen, der an ſeiner Umwandlung ſo thätigen Antheil hatte.

Gürge muſte etliche Stunden bei dem fürſtlichen Paare bleiben, dann lies ihn der Landgraf nach Ruhla bringen, und ihm ein ſchönes Haus, mit etlichen Hufen Landes, geben. In den Ställen fand er zwei Pferde und etliche Rinder, und in der Schmiede funfzig Zentner Eiſen; erhielt auch das erneuerte Verſprechen: daß ihm alle Jahre, an dem nämlichen Tage, ein gleicher Vorrath abgeliefert werden ſollte.

Auf das Bruſtſtück des Harniſches, den

Gürge geſchmiedet hatte, lies Ludwig die wirkſamen Worte: Landgraf werde hart; graben und ſie mit Gold auslegen, damit er ſich ihrer erinnern möge, wenn vielleicht einmahl eine zweite Hildegard oder ein anderer Ilger ſeine angebohrne Weisheit ſollte benutzen wollen. Dieſen Harniſch trug er die ganze übrige Zeit ſeines Lebens unter den Kleidern, und wenn er ausritt, und nicht ganz geharniſcht war, bedeckte er wenigſtens ſein Haupt mit einer Helmdecke von Leder mit ſtarken Drath überzogen. Es wurde bald bekannt, daß er immer einen Harniſch trug, und dies gab Veranlaſſung zu ſeinem Beinamen, den er ſich aber auch vielleicht durch ſein ſtrenges Verfahren gegen die aufrühriſchen Edeln, und durch die kriegeriſchen Thaten erwarb, durch die er ſich ſpäterhin unter den Helden einen Namen machte.

Ludwig beſchäftigte ſich ietzt vorzüglich, das Beſte des Landes zu befördern; darüber zu wachen, daß die Burgherrn und ſeine eigenen Amtleute ſich keiner neuen Ungerechtigkeiten ſchuldig machten, und die Männer, die ihm bei der Wiederherſtellung der guten Ordnung am thätigſten unterſtützt hatten, nach Verdienſt zu belohnen. Dietrichen von Erſa machte er zu dem vornehmſten ſeiner Räthe; Günthern,

der ſchon ein erbliches Amt beſas, ſuchte er ſeine Erkenntlichkeit auf eine andere Weiſe zu bezeigen.

Saq an, Günther — ſprach er einſt zu ihm — ob das Fräulein von Brandenberg dich liebt, und ob ſie Deiner Liebe würdig iſt, oder ob die blinde Leidenſchaft Dich verblendet, wie ſie mich einſt täuſchte?

Nein, gnädiger Herr, Liebe blendet mich nicht — antwortete Günther — Urſula iſt gut und treflich, was Ihr nicht ferner bezweifeln werdet, wenn ich Euch ſage, daß ſie mir den böſen Anſchlag ihres Vaters wider Euch vertraute, damit ich Euch warnen konnte.

Ludwig. Das that ſie? Aber, Günther, warum warnteſt Du mich nicht?

Günther. Weil ich es unnöthig glaubte; denn ich erfuhr Burkhards Anſchlag erſt an dem Tage, da Ihr zu Eiſenach Thüringens neue Schöpfung begannt. Auch wollte ich — ich muß es Euch geſtehen, ob es gleich ein Fehler iſt, den Eure Güte nur mit meiner Liebe für Urſula entſchuldigen kann — Euern Zorn nicht noch mehr wider den Grafen von Brandenberg reizen. Ich hoffte mir ihn wie-

der geneigt zu machen, wenn ich ihm einſt ſagen könnte: ich ſprach bei unſerm gnädigen Herrn für Euch; und aus dieſer Abſicht wagte ich auch die Bitte: ihn von der Strafe des Pflügens loszuſprechen; die aber Eure Gerechtigkeit zurück wies. Der Liebende benutzt iedes erlaubte Mittel zu dem Beſitze eines guten Mädchens zu gelangen, deſſen Buſen der zärtlichſten Liebe für ihn voll iſt.

Ludwig. Darum verzieh ich Dir auch damahls eine Bitte, die mir misfiel. Nun aber will ich das nämliche bewirken, was Du durch die Erfüllung derſelben zu erreichen hoffteſt. Graf Burkhard weigert ſich alſo, Dich ſeiner Tochter zu vermählen?

Günther. Wohl thut er das, gnädiger Herr, obgleich Frau Iſalde für mich ſpricht, und Urſula ſich ſchmerzlich härmt, daß er das Band zerreiſſen will, mit welchem Liebe uns aneinander kettete. Wie gegen ſeine Bauern, ſo iſt er auch gegen ſeine Tochter grauſam, und will das arme Mädchen zwingen, dem Grafen von Käfernburg ihre Hand zu geben, den ſie doch nicht lieben kann, weil ſie ihrem Günther mit inniger Liebe ergeben iſt.

Ludwig. Sei ohne Sorgen, Günther, Urſula ſoll Dein werden. Morgen reiten wir auf

die Burg des Grafen von Brandenberg; ich will Dein Freiwerber werden, und ich denke, Burkhard ſcheuet ſich zu ſehn, meine Unzufriedenheit wider ſich zu reizen, um mir eine Bitte abſchlagen zu wollen.

Günther. Zu viel Güte, gnädiger Herr. Ich bitte Euch, geht nicht auf die Burg des Grafen von Brandenberg! Erinnert Euch des Angriffs, den nicht fern davon, Meuchelmörder auf Euch machten, und hütet Euch vor dieſem gefährlichen, rachſüchtigen Manne.

Ludwig. Günther, dieſer Beweis, daß Dir meine Sicherheit theurer iſt als der Beſitz Deiner Urſula, iſt wahrlich viel werth, und überzeugt mich, daß Du noch immer der alte Günther biſt; nicht nur der Treueſte meiner Diener, ſondern mein Freund. Ich bin aber auch der Deinige, und darum muß ich zu dem Grafen von Brandenberg gehen und Dein Freiwerber werden. Damit nun Du, beſorgter, lieber Günther, wegen meiner Sicherheit ruhig ſein kannſt, will ich einen ſtarken reiſigen Zug mit mir nehmen, der mich wider ieden Angriff ſchützen wird. Morgen früh reiten wir auf die Heirath.

Eilend verlies Ludwig das Zimmer, den Ausbrüchen der Dankbarkeit Günthers auszuweichen,

und gab seinen Reisigen Befehl, mit dem Anbruche des Tages sich bereit zu halten, weil er noch vor der Nacht wieder in Eisenach eintreffen wollte.

Graf Burkhard wunderte sich gar höchlich über die Ehre, die der Landgraf ihm erzeigte, war aber unzufrieden, daß so viele Ritter und Edle ihn begleiteten. Sie setzten ihn in Verlegenheit; denn er schämte sich, vor dem Manne stehen zu müssen, der, als er ihn zum letztenmahle sahe, hinter dem Pfluge auf ihn lospeischte. Er suchte seine Verlegenheit zu verbergen, dennoch war sie leicht zu bemerken, so wie das Bestreben: durch Beweise seiner Unterthänigkeit dem Landgrafen sich gefällig zu machen.

Weil Ihr so lange nicht an meinem Hof gekommen seid — redete ihn der Landgraf an — muß ich einmahl zu Euch kommen, denn Ihr sollt wissen, daß ich eine Bitte an Euch habe.

Mein gnädiger Herr befiehlt — verbeugte sich Burkhard — und sein getreuer Lehnsmann weis, daß Gehorchen seine Pflicht ist.

Nein — fuhr Ludwig fort — in dem, was ich von Euch begehre, kann ich nicht unbedingt Gehorsam fordern, doch denke ich, daß Ihr meine Bitte nicht verweigern werdet, da

Ihr gegen ihre Erfüllung keine gültige Einwendung haben könnt. Ritter Günther, mein Truchses liebt Eure Tochter, und als Ihr noch zu Eisenach wart, gabt Ihr einen Beweis, daß Ihr seinen Wünschen nicht abhold wäret, weil Ihr seine Liebe sahet, und ihr nicht wehrtet. Jezt komme ich, für ihn um die Hand Eurer Tochter zu werben.

Herr Graf — riefen iezt alle Begleiter des Landgrafen nebst einigen Rittern, die sich bei Burkharden befanden — Euch, Euerm Fräulein und dem Ritter Günther wiederfährt fürwahr große Ehre, daß unser gnädiger Herr in einer solchen Angelegenheit zu Euch kömmt.

Ich weis sie auch zu schätzen, und werde ihrer nie vergessen — erwiederte der Graf mit sichtbar steigender Verlegenheit — Zwar hatte ich schon andere Absichten mit meiner Ursula, wie könnte ich aber zaudern, einen Wunsch meines gnädigen Herrn zu erfüllen. Meine Tochter werde die Gattin des Herrn Truchses.

Nun so laßt das Fräulein rufen — forderte ihn Ludwig auf — damit Ihr ihre Hände zusammenlegen könnt.

Burkhard that, wie der Landgraf von ihm verlangte. Unaussprechlich war die Freude Gün-

therr und seiner Geliebten, den sehnlichsten ihrer Wünsche, an dem sie schon beinahe verzweifelt waren, endlich erfüllt zu sehen.

Bald nachher war die Vermählung zu Eisenach. Die mehresten der Edeln des Landes nahmen Theil an der Feier derselben, auch viele von denen, die an dem Acker bei Freiburg gepflügt hatten, und der Landgraf, der auch gegenwärtig war, ging den Uebrigen mit dem Beispiele vor, der erlittenen Strafe auf keine Weise zu gedenken. Er machte zwischen ihnen und den treugebliebenen Edeln keinen Unterschied, und war unwillig auf den Graf von Hohenstein, der ihn einmahl erinnerte, daß er allzugütig gegen diese Ungetreuen wäre.

Bis ietzt war Ilger noch am Hofe des Landgrafen geblieben, verdrieslich aber, daß er so ganz unthätig sein muste, beschlos er ihn zu verlassen. Er zog wieder heim in seine Grafschaft, wo er gröstentheils auf der von ihm erbauten Ilburg lebte. Er bereuete es öfters, daß er Theil gehabt hatte an dem Verderben des Landes, und machte sich Vorwürfe, den Landgrafen mittelbar zur Untreue gegen seine Gemahlin verleitet zu haben, denn er erkannte, daß Hildegard vielleicht nie die Buhlin des Landgrafen würde geworden sein, wenn nicht er sich mit ihr vereinigt hätte, um diesen Endzweck zu erreichen. Er bemühte,

ſich ietzt die Schulden, womit er ſein Gewiſſen beſchwert hatte, wieder zu verſöhnen, begabte Kirchen und Klöſter und lies unter andern nicht fern von ſeiner Burg an der Landſtraße, eine Säule aufrichten, auf welcher er in einer Leuchte ein immerwährendes Licht unterhalten lies, daß ſich die Hirten und Wanderer dabei des ewigen Lichts erinnern ſollten.

Frau Hedwig hatte, in ihrer Einſamkeit bei Eiſenach, von dem, was ſich im Lande begab, wenig Kunde erhalten, bis endlich die Unordnungen zur größten Höhe geſtiegen waren, und in eine Fehde des Landgrafen mit ſeinen Lehnsleuten ausbrachen. Sie zitterte für ihre Söhne, verband ſich mit Adelheiden, beinahe ununterbrochen für ſie zu beten, und ſtimmte Danklieder an, als ſie den glücklichen Ausgang der Fehde erfuhr. Jetzt ris ſie ſich einmahl los aus ihrer Einſamkeit, um nach Freiburg zu gehen, doch weniger ihren Söhnen die Freude über den erfochtenen Sieg zu bezeigen, als in der Abſicht: für die beiden jungen Grafen von Käfernburg zu bitten.

So bald Graf Sippo im Kloſter St. Georgenthal die Verhaftung ſeiner Söhne erfuhr, machte er ſich mit ſeinem Abte, dem heiligen Man-

ne Eberhard, zu der verwittweten Landgräfin auf den Weg. Auch Frau Giſela verlies ihre Zelle und ging nach Eiſenach. Dieſe Drei frommen Leute beſchworen die Landgräfin, die ganze Macht ihrer mütterlichen Beredſamkeit in Bewegung zu ſetzen, um von ihrem Sohne Verzeihung für die jungen Grafen von Käfernburg zu erhalten. Sie verſicherten, daß ſie von dem Grafen von Brandenberg wären verführt worden, und die Landgräfin verſprach alles zu thun, ihren Sohn zum Mitleid gegen die beiden verführten jungen Männer zu bewegen.

Eilend gieng ſie mit ihrer Tochter Adelheid nach Freiburg, wohin auch Jutta und Cäcilie ſich begeben hatten, als ſie erfuhren, daß Ludwig Willens wäre, ſich eine Zeitlang daſelbſt zu verweilen. Nach der Entfernung Hildegardens geizte Ludwig nach der Gegenwart ſeiner Gemahlin, und würde ſie immer an ſeiner Seite behalten haben, wenn er es für ſie, die ſich Hoffnung machte, bald zum Drittenmahle Mutter zu werden, nicht zu beſchwerlich gehalten hätte, mit ihm umher zu ziehen. Wenn er ſich aber einige Zeit an einem Orte aufhielt, bat er ſie iederzeit, zu ihm zu kommen, und Jutta zögerte nie ſolche Bitten zu erfüllen, denn ſie ſehnte ſich nach ihrem wiedergegebenen Ludwig nicht weniger wie er nach ihr.

Frau Hedwig beſchwor ihren Sohn, den Gra-

fen von Käfernburg, um ihrer frommen Eltern willen, zu verzeihen; und gerieth in heiligen Eifer über ihren ungeiſtlich geſinnten Sohn, als dieſer äuſſerte, daß er ſie doppelt ſtrafen müſſe, wenn er die Schuld ihres Vaters an ihnen rächen wollte. Ludwig glaubte, daß Graf Sippo nur aus Furcht vor der Strafe in ein Kloſter ſich zurückgezogen hätte, Frau Hedwig hingegen war der Meinung, daß er immer ein frommer achtungswerther Mann geweſen wäre, und wenn er ſich ja, in der Dauer ſeines Lebens in der Welt, nicht aller menſchlichen Schwachheiten hätte abthun können, ſo wären ſie doch gewis jetzt durch ſeinen heiligen Lebenswandel verſöhnt.

Sie ſtellte ihrem Sohn vor, daß Sippo und Giſela für ihn beten würden, wenn er ihren Leibesfrüchten verziehe; daß ſie aber vielleicht ſeiner Härte fluchen mögten, wenn er ſie, ſonder Rückſicht auf ihre frommen Eltern, nach aller Strenge des Geſetzes ſtrafen wollte. Ludwig verſicherte ſie, daß er ſich wenig bekümmere um das Gebot ſolcher Menſchen, die fähig wären ihm zu fluchen, weil er ihre ſtrafwürdigen Söhne nach der Vorſchrift unpartheiſcher Gerechtigkeit behandelt hätte, und alle Verſuche Hedwigs, die Grafen von Käfernburg vom Pfluge zu befreien, waren vergeblich.

Frau Hedwig war unwillig über die Härte ihres Sohnes, noch mehr ereiferte sie sich über ihn und alle ihre Kinder, weil sie sich mit Jutta vereinigten, ihre Schwester Adelheid von dem Vorhaben sich der Welt zu entziehen, zurück zu bringen. Die fromme Hedwig ergrimmte, daß sie der Kirche eine Braut rauben, und ihre Schwester des Glückes verlustig machen wollten: schon hienieden, in der klösterlichen Zelle, ein himmlisches Leben zu führen. Theurer als iemahls wurde ihr aber ihr Schooskind Adelheid, da sie den Versuchungen widerstand, und ihre Mutter selbst aufforderte: schleunig einen Ort zu verlassen, wo der Arge ihre Geschwister verleitete, ihre Stricke zu legen, und sie ihrem himmlischen Bräutigam zu entreissen. Hedwig eilte mit ihr wieder heim in ihre Einsamkeit bei Eisenach, und seufzte über das Verderben der Welt, von welchem sich auch ihre eigenen Kinder fortreissen ließen.

Die Eil, womit die verwittwete Landgräfin ihre Reise gemacht hatte, schien ihrer Gesundheit geschadet zu haben, doch war dies vielleicht auch die Folge ihrer Ereiferung. Bald nach ihrer Heimkehr wurde sie krank, und siechte einige Monden. Als sie fühlte, daß ihr Ende sich heran näherte, lies sie ihren Sohn, den Landgrafen, und ihre andern Kinder zu sich kommen, mit welchen auch

Jutta vor ihr Lager trat, und Hedwigs Enkel mit sich brachte.

Die Sterbende wollte sich vor ihrem Hinscheiden noch einmahl mit ihren Kindern letzen, sie auch ermahnen, der Gottseligkeit nachzutrachten, und die Lüste der Welt zu verabscheuen. Dabei war ihre vornehmste Absicht, allen das Gelübde abzunehmen: daß sie ihre Schwester Adelheid in der Ausführung ihres frommen Vorhabens nicht verhindern wollten. Sie versprachen es, und nun gesegnete Frau Hedwig ruhig das Zeitliche.

Adelheid wurde von ihrem Bruder eingeladen, zu ihm auf die Wartburg zu kommen, allein das fromme Fraulein fürchtete, daselbst neuen Versuchungen ausgesetzt zu werden, und eilte in das Kloster zu Sattelstädt, wo sie den Schleier nahm.

Die heiligen Jungfrauen zu Sattelstädt waren nicht auf das Beste beherbergt, weshalb Adelheid das Vermögen, welches ihr von ihrem Vater war ausgesetzt worden, auf die Erbauung eines schönern Klosters verwendete. Ludwig, welcher sich überzeugte, daß sie für die klösterliche Stille geschaffen war, und in derselben mehr Glück finden würde, als in der Welt, gab ihr noch eine Beisteuer. Adelheid

bauete nun ein Kloſter zu Eiſenach, widmete es dem heiligen Nikolaus, und verpflanzte die heiligen Jungfrauen von Sattelſtädt an dieſen lieblichern Aufenthalt. Als Aebtiſſin ſtarb ſie in einem hohen Alter.

Seit der Beſtellung des Ackers der Edeln hatte ſich Ludwig dem Großen im Lande furchtbar gemacht; geliebt wurde er hingegen von allen Niedrigen im Volke, und er vergas auch nichts, ihre Liebe ſich immermehr zu erwerben. Er begnügte ſich nicht, im Allgemeinen für ihr Beſtes zu ſorgen, ſondern nahm ſich ihrer auch im Einzeln an. Jedem, der ſeiner Hülfe bedurfte, war er zu helfen bereit, keinem Nothleidenden war der Zugang zu ihm verſperrt, und keiner ging ungetröſtet von dannen.

Ludwig war wohlthätig, und zwar mit ſolcher weiſen Einſchränkung, daß ſeine Wohlthätigkeit nie in Verſchwendung ausartete. Damit er vielen geben könnte, gab er keinem mehr als er nothwendig bedurfte. Er ſchämte ſich auch nicht, die ausgeſpendeten Summen zurück zu nehmen, wenn der Empfänger durch die Benutzung derſelben in Wohlſtand gekommen war,

war, und ihrer nicht mehr bedurfte. Von mehreren Geſchichten, welche beweiſen, daß Ludwig auf dieſe Weiſe zu Werke gieng, mag hier nur eine ſtehen.

Der Landgraf war eines Tages ausgeritten. Nicht fern von Eiſenach begegnete ihm ein Wandersmann mit einem Knaben an ſeiner Hand. Gram hatte die Stirn des Wanderers gefurcht; der Knabe weinte und ſchrie oft laut: was wird die gute Mutter ſagen, wenn wir ſo arm wieder heim kommen!

Was klagſt Du, Kleiner — ſprach der Landgraf freundlich zu dem Knaben — ſage an, was fehlt Dir?

Mein Eſel — iammerte der Knabe — Er wurde uns geraubt, ſammt meines Vaters ganzer Habe.

Ludwig. Wer waren die Räuber?

Der Wanderer. Männer edler Abkunft, gnädiger Herr Landgraf, Ritter, die dieſen erhabenen Namen ſchänden, und ſich auf den Stegreif nähren.

Ludwig. Es geſchahe doch nicht in meinem Lande?

Der Wanderer. Nein, gnädiger Herr.

Wenn auch Eure Ritter und Edeln nicht alle gut und wacker sind: so wagen sie doch solchen Frevel nicht, weil sie wissen, daß Eure Gerechtigkeit ihn schärflich ahndet.

Ludwig. Nun laß hören, wo Dir dieser Unfall begegnete?

Der Wanderer. Ich bin ein Handelsmann, gnädiger Herr, und komme vom Rheine her, wie Ihr wissen werdet, viele Raubgrafen hausen, die aus ihren festen Schlössern die Vorüberziehenden überfallen, ihnen das Ihrige abnehmen, ja sie oft gar mit sich fortschleppen, und in ihrem Burgverlies verschmachten lassen.

Ludwig. Es sollten fein alle Fürsten auf Ordnung halten, und die Raubritter strafen, damit die Handelsleute und Wanderer unangefochten ihrer Straße ziehen könnten, wie in Thüringen und Hessen. Traun! dem Ritter, der es in meinem Lande wagen wollte, einen Reisenden niederzuwerfen, sollte es übel bekommen.

Der Wanderer. Wenn alle Fürsten dächten, wie Euer Gnaden, so wäre für uns arme Handelsleute ein Himmel auf der Welt, so aber sind wir in den mehresten Landen nicht sicher, und wenn wir auch Zölle, Wehr- und Wegegelder richtig bezahlen, müssen wir doch immer fürchten, daß ein Raubgraf uns überfällt, und unsern Gewinn, oft unsere ganze Habe nimmt.

Ludwig. War es viel, was Du verlorst?

Der Wanderer. Wenigstens viel für mich. Ich war ein armer Mann, gnädiger Herr, fing einen kleinen Handel an, und Gott gab sein Gedeien dazu, denn ich handelte immer redlich und bevortheilte Niemand. Nach und nach vermehrte sich mein kleines Vermögen, ich konnte mir einen grössern Vorrath von Waaren anschaffen, auch einen Esel kaufen, auf dem ich meine Waaren von einem Markt zum andern führte. In Hoffnung etwas zu gewinnen, machte ich vor etlichen Wochen einen weitern Weg wie gewöhnlich. Meine Losung war gut, und mein Weib würde sich bas gefreuet haben, wenn ich, reicher als ich auszog, wieder zu ihr heim nach Eisenach gekommen wäre; aber da hatte ich das Unglück, unter die Räuber zu fallen, durch die ich ganz arm wurde. Sie zogen mich aus, und ließen mich fast nackend liegen, und wenn ich nun heim komme, wird mein Weib klagen und die kleinen Kinder iammern, wenn ich sagen muß, daß ich ohne Rock zu ihnen gekommen sein würde, wenn mich das Mitleid eines alten Bekannten nicht gekleidet hätte.

Ludwig. Wie viel brauchtest Du wohl, Deinen Handel wieder anzufangen?

Der Wanderer. Als ich anfing, besaß

ich kaum eine Mark Silbers, aber durch Fleis und Gebet vermehrte ſich mein kleiner Reichthum bald, und ich habe das Vertrauen, daß es ietzt wieder alſo gehen würde.

Ludwig. Und wie viel bedurfteſt Du, um Dir einen Eſel zu kaufen, und Dich wieder ganz ſo einzurichten, wie Du ſtandeſt, da dich die Räuber überfielen?

Der Wanderer. Ach, gnädiger Herr, wohl mehr denn dreißig Mark!

Ludwig. Wie iſt dein Name?

Der Wanderer. Klaus Rehbock.

Ludwig. Wohlan, Klaus, Du ſcheinſt mir ein ehrlicher Mann, und ich hätte wohl Luſt, mit Dir in Geſellſchaft zu gehen. Ich will Dir vierzig Mark vorſchieſſen; richte Dich ein, und dann wollen wir in Geſellſchaft handeln. Wir wollen den Gewinn theilen, und wenn Du mein Geld nicht mehr nöthig haſt, zahlſt Du mir es zurück. Morgen gegen den Mittag melde Dich bei meinem Treſſorer, und nimm das Geld von ihm in Empfang.

Jetzt gab der Landgraf ſeinem Pferde die Sporen, eilte hinweg, und Klaus Rehbock rief ihm aus der Fülle des Herzens ſeinen Dank nach. Den andern Tages kam er auf die Wartburg, um ihn deutlicher zu erneuern, aber ein Knappe des Landgrafen ſagte ihm, daß der gnädige

Herr nicht daheim wäre, denn Ludwig pflegte dem Danke derer, denen er Gutes erwies, ſo viel als möglich auszuweichen.

Klaus zog nun nach Nürnberg, kaufte ſich neue Waaren nebſt einen Eſel, und ſein Handel gieng ſo glücklich von ſtatten, daß er ſich bald noch einen Eſel anſchaffen muſte. Ueber zwei Jahre zog er beinahe in ganz Deutſchland umher, dann kam er wieder zurück nach Eiſenach, ſeine Frau und ſeine Kinder zu ſehen, den gehabten Gewinn mit dem Landgrafen zu theilen, und ihm die vorgeſchoſſene Summe zurück zu zahlen. Er gieng zuerſt zum Treſſorer, den er bat, dem Landgrafen ſeine Bitte, zu ihm ſelbſt kommen zu dürfen, zu hinterbringen. Der Treſſorer wies ihn zu einem Knappen des Landgrafen, der ihn demſelben anſagte, und den Befehl erhielt, ihn in das Zimmer zu bringen.

Gnädiger Herr — begann Klaus — ſchier mögtet Ihr an Klauſens Ehrlichkeit gezweifelt haben, da ich ſo lange nichts von mir hören lies. Ich wollte aber gern viel gewinnen, ehe ich wieder heim käme, und es ſchien als ob viel Seegen auf Eurem Gelde ruhte. Ueberall, wo ich hinkam, hielt ich ſo guten Markt, daß ich Euer Gnaden die vorgeſchoſſene

Summe doppelt wieder geben kann. Ihr saget, daß wir theilen wollten, und das habe ich redlich gethan.

Daß ich dies sagte, ehrlicher Klaus, war mein Scherz — erwiederte Ludwig lächelnd — Dir allein gehört, was Dein Fleis erwarb, doch nehme ich die vierzig Mark zurück, um damit einen andern Verunglückten zu helfen, weil Du ihrer nicht mehr bedarfst.

Mit dem Uebrigen — wendete Klaus ein — könnt Ihr ja auch den Armen helfen, denn ich habe genug und brauche diesen Ueberflus nicht.

So hebe ihn auf für die Zeit der Noth — rieth ihm der Landgraf. — Mir würde es übel stehen, wenn ich gleich einem Gewertschen, *) mit Gelde wuchern wollte. Ein Fürst, sollst du wissen, darf nur mit guten Thaten wuchern.

O gnädiger Herr — rief Klaus gerührt — so seid Ihr der größte Wucherer auf der Welt!

*) So hießen die Lombarden, die sich in Deutschland zerstreueten und, sammt den Juden, zu hohen Zinsen Geld verliehen. Sie erhielten diesen Namen, weil sie öffentlich mit Gewürzen handelten, und den verbotenen Geldwucher nur heimlich trieben.

Seit Ludwigs Umwandlung war ſein Leben für ihn ſelbſt ehrenvoller und für das Land nützlicher wie vorher; uns giebt es aber zur Unterhaltung unſerer Leſer weniger reichhaltigen Stoff, als die zuvor verfloſſenen Jahre, da wir weder die Geſchichte ſeiner Regierung noch ſeiner Kriege ſchreiben. Wir glauben daher die Begebenheiten ſeiner reifern Jahre kürzer behandeln zu dürfen, und wollen nur die merkwürdigſten derſelben auswählen. Vielleicht iſt es einigen von Euch, liebe Leſer! angenehm, wenn wir iede dieſer Begebenheiten mit der Jahrzahl bezeichnen.

1152.

Kaiſer Konrad war aus dem heiligen Lande wieder nach Deutſchland zurück gekommen, ohne mit ſeinem Heere ausgerichtet zu haben, was er ſich vor dem Anfange des Kreuzzuges davon verſprochen hatte. Die Falſchheit der Griechen und die Uneinigkeit, die fortdauernd unter den Chriſten im Morgenlande herrſchte, waren die vornehmſten Urſachen der Vereitelung ſeiner Hoffnung. Ueberdies verzwiſtete

er sich mit dem Herzog Welf, der das Kreuzheer verlies, und wieder heim nach Schwaben eilte, wo er die Fehde wider den Kaiser aufs Neue begann. Konrad war hierdurch zur noch frühern Rückkehr nach Deutschland genöthigt worden, wo es ihm bald gelang, den aufrührischen Herzog zu besiegen. Durch die Vermittelung Friedrichs, der von mütterlicher Seite Welfs Neffe war, wurden beide Fürsten endlich völlig mit einander ausgesöhnt, was dem Kaiser um so mehr Freude machte, weil er sich zu einem Römerzuge rüstete, und daher freilich dafür sorgen muste, die Ruhe zuvor in Deutschland zu befestigen.

Konrad hatte die kaiserliche Krone noch nicht vom Pabste erhalten, doch machte er seine Krönung weniger zur Absicht seines Römerzuges, als vielmehr die Besiegung des Königs Roger von Sicilien, der sich immer weiter in Italien ausbreitete, und der kaiserlichen Herrschaft daselbst höchst gefährlich zu werden drohte, wenn ihm nicht die Macht genommen würde, noch mehr um sich zu greifen.

Dies zu bewerkstelligen, rüstete sich Konrad mit aller Macht, wurde aber durch einen traurigen Vorfall in diesen Vorbereitungen zum Kriege aufgehalten. Heinrich, sein ältester Sohn, der vor dem Anfange des heiligen Zuges zum

römiſchen Könige war erwählt werden, ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre. Dieſer Todesfall betrübte Konraden als Vater und beunruhigte ihn als Kaiſer, weil er nun die Bemühungen, dieſe Würde bei ſeinem Hauſe zu erhalten, von neuem anfangen muſte. Er gedachte ſeinen zweiten Sohn, Friedrichen von Rothenburg zu ſeinem Nachfolger im Reiche zu machen, fürchtete aber bei dieſem Plane groſſe Schwierigkeiten zu finden, weil Friedrich noch allzuiung war.

Die Rüſtungen wider den König Röger wurden iezt weniger thätig betrieben, wie vorher. Der Schmerz über den Verluſt ſeines Erſtgebohrnen verminderte Konrads Thätigkeit, und das Geſchäft: die Fürſten des Reichs indeſſen auszuforſchen, ob ſie wohl geneigt ſein würden, den iungen Friedrich zu ihrem künftigen Oberhaupte zu erwählen, koſtete ihm ohnehin viele Zeit; bald ſah man aber die Rüſtungen mit allem Eifer erneut, weil der Kaiſer überredet wurde, daß er ſich iezt von einem Angriffe auf den König von Sicilien einen vorzüglich glücklichen Erfolg verſprechen könnte.

Es kamen zwei Männer von Salerno, wo König Roger Hof hielt, an den Hof des Kaiſers Konrad, dem ihre Ankunft angenehm war, weil beide Aerzte waren, und die Aerzte von

Salerno zu iener Zeit in der ganzen Chriſtenheit in vorzüglich gutem Rufe ſtanden. Einige von den Hofleuten des Kaiſers bedienten ſich des Rathes dieſer ſalernitaniſchen Aerzte, die auch den guten Ruf ihrer Landesleute nicht herabwürdigten.

Einer von ihnen, Manford Maltraverſo, erwarb ſich beſonders die Gewogenheit des Kaiſers, doch nicht ſowohl durch ſeine Kunſt, als durch Aeuſſerungen einer genauen Kenntnis der Lage des Königs von Sicilien. Er verſicherte ihn, daß Robert, der vorige Fürſt zu Capua, wie viele andere apuliſche Große, die König Roger verjagt hatte, noch viele Anhänger in ihrem Vaterlande hätten, die ſich zu ihrem Pannier ſammeln und dem Kaiſer treulich beiſtehen würden, ſo bald er mit einem Heere ſeiner wackern Deutſchen die Staaten des Königs Roger überzöge.

Manford ſagte dem Kaiſer noch mancherlei von dem Könige Roger und der Verfaſſung ſeiner Länder, was dem Monarchen gerechte Hoffnung machte, ſeinen Zug nach Italien mit Siege bekrönt zu ſehen, deſſen wir aber hier nicht weitläuftiger erwähnen, weil es nicht in die Geſchichte Ludwigs gehört. Konrad entſchlos ſich deshalb, den ſchon beſchloſſenen Kriegszug zu beſchleunigen, und betagte die Fürſten nach Bamberg, mit ihnen ſich zu berathen, und das

Verſprechen ihrer Theilnahme an ſeinem Plane zu erhalten.

Unter den Berufenen befand ſich auch unſer Ludwig, der auſſer ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern auch ſeine Schweſter Cäcilie mit ſich brachte, und von dem Kaiſer, wie von Frau Agneſen und von dem Herzoge von Schwaben, wohl aufgenommen wurde. Allen war die Veränderung bekannt, die mit ihm vorgegangen war, ſo wie die Umſchaffung, die er mit ſeinem Lande vorgenommen hatte, und er erntete dafür von allen Seiten verdiente Lobſprüche. Friedrich bewies iezt wieder ſo warme Freundſchaft für ihn wie bei ſeinem erſten Aufenthalte am kaiſerlichen Hofe.

Glückliche Tage verlebten Ludwig und Jutta zu Bamberg, beſonders hatte Jutta große Freude an ihrem jüngern Bruder Konrad, den wir noch nicht genannt haben, weil er zu der Zeit, da Ludwig um Jutta's Hand warb, noch im Knabenalter ſtand, und ſich auf den Gütern ſeines Vaters in Schwaben befand, als Ludwig den Reichstag zu Frankfurth beſuchte. Jezt war er herangereift zu einem viel verſprechenden Jünglinge, der Muth und warmes Gefühl für das Gute beſas.

Die zu Bamberg verſammelten Fürſten zeig-

ten ſich dem Wunſche des Kaiſers geneigt. Sie hatten ihm endlich gelobt, ihn nach Italien zu begleiten, und zogen von Bamberg wieder heim, um ihre Mannen und Reiſigen zu verſammeln, zur beſtimmten Zeit wieder einzutreffen und den Zug, unter der Anführung des Kaiſers, zu beginnen. Einige blieben aber auch in Bamberg und ſendeten nur Befehl an ihre Edeln, daß ſie ſich rüſten und zu ihnen ſtoßen ſollten. Unter den Zurückgebliebenen befanden ſich Ludwig und Uladislaus der Herzog von Böhmen, mit welchen ihr Verwander, der Kaiſer Konrad, des Genuſſes der häuslichen Freuden ſich eine Zeitlang freuen wollte. Wider alle Vermuthung wurden ſie ſchmerzlich darin geſtört.

Der Kaiſer fühlte ſich von leichten Unpäßlichkeiten befallen. Alle ſeine Hofleute riethen ihm, der arzneilichen Hülfe Manfords ſich zu bedienen, damit er von ſeinem Uebel nicht nur bald hergeſtellt, ſondern zugleich auf eine ſolcher Art geheilt werden mögte, die ihm vor übeln Folgen und Rückfällen ſichern würde. Alle rühmten Manfords Geſchicklichkeit, auch gab ihnen der Kaiſer nach dem Gebrauche der Arzneimittel deſſelben, Beifall.

Er war beinahe völlig wieder hergeſtellt, als ſich eines Tages Ludwig, Uladislaus und Friedrich, ſammt einigen andern Fürſten und Biſchöf-

ſen bei ihm befanden. Mitten im Geſpräch mit ihnen, über die Angelegenheiten des Reichs, klagte der Kaiſer mit einemmahle über heftige Schmerzen. Man eilte die Aerzte, beſonders Manſorden herbei zu rufen, dieſer war aber in der Hofburg ſo wenig zu finden wie ſein Gefährte. Die andern Aerzte des Kaiſers, welche bald herbei kamen, vermehrten die allgemeine Beſorgnis nicht wenig, indem ſie, nach genauer Erwägung der Umſtände des Kranken, die Beſorgnis äuſſerten, daß er Gift bekommen hätte.

Einer der Aerzte, welcher Konrads vorzügliches Vertrauen beſeſſen hatte, ehe ihm Manſord, der Salernitaner den Rang abgewann, verſprach ſich aller Hülfsmittel zu bedienen, welche die Arzneikunde hier darüber darböte, bat aber zugleich den Kaiſer, worin er vielleicht noch ein wichtiges Geſchäft auf der Welt abzuthun hätte, damit nicht zu zögern, weil er nicht wüſte, ob nicht das erhaltene Gift allen Gegenmitteln widerſtehen würde, in welchem Falle kaiſerlicher Majeſtät kaum noch etliche Stunden zu leben übrig bleiben.

So laſſet ſie mich benutzen, damit mich der Tod nicht übereile — ſprach Konrad mit Gelaſſenheit und Ergebung in den Willen des Schickſals, rief dann ſeinen Neffen und ſprach heimlich zu dieſem: verlaſſet mich auf einen Augenblick!

Friedrich ging und nun kam der Arzt wieder, der indeſſen die Arzneien für den Kaiſer bereitet hatte. Dieſer wendete ſich zu unſerm Ludwig und ſprach zu ihm: Herr Landgraf, lieber Neffe, Ihr wäret wohl ſo gut, Euch den Gebrauch dieſer Mittel ſagen zu laſſen, und ſie mir nach der Vorſchrift zu reichen. Es wäre unrecht, wenn ich mich ihrer nicht bedienen wollte, aber noch mehr unrecht, die Zeit nur darauf zu verwenden, da ich nicht weis, was der Herr des Lebens über mich beſchloſſen hat, und ich als Kaiſer und als Menſch mit den Augenblicken geizen muß, die mir nur noch übrig ſind.

Ludwig unterzog ſich dieſem traurigen Geſchäfte; die Aerzte und alle Diener verließen das Zimmer; nur die Fürſten blieben zurück, die Konrad alſo anredete:

Zu Euch, würdige und edle Herren, wende ich mich zuerſt, denn mich dünkt, die Pflichten des Kaiſers gehen den Pflichten des Vaters voran. Es wird nöthig ſein, daß Ihr bald wieder ein neues Oberhaupt erwählt, da ſich das Reich in einer Lage befindet, worin es deſſelben bedarf, denn Italien mögte von dem deutſchen Reiche losgeriſſen werden, wenn der weitern Ausbreitung Rogers von Sicilien nicht bald Einhalt und dem Unweſen der mäch-

tigern Städte in der Lombardei Abhülfe geschieht. Darum ist es aber nöthig, daß Ihr einen Fürsten von reifern Jahren zu Eurem Kaiser wählet; einen Mann, der selbst in Deutschland mächtig ist, und mit Tapferkeit und Klugheit den guten Willen verbindet: seine Macht zum Besten des Reichs und zur Demüthigung der stolzen Italiener anzuwenden. Ich erkenne dies, und um Euch zu beweisen, daß mir das Beste des Reiches näher am Herzen liegt, als der Glanz meiner Nachkommen: entbinde ich Euch von dem Versprechen, meinen Sohn zu Eurem Könige wählen zu wollen; denn ein Knabe kann in sich die Eigenschaften nicht vereinigen, die des Reiches Wohlfahrt iezt von seinem Oberhaupte fordert. Trefflich findet Ihr aber mit diesem meinen Neffen, den Herzog von Schwaben, ausgerüstet, und ich werde ruhiger von dieser Welt abscheiden, wenn Ihr mir versprecht, ihn zu meinem Nachfolger zu erwählen.

Gern gaben alle anwesende Fürsten dieses Versprechen, da sie erkannten, daß Friedrich, der seinen schon erworbenen Ruhm im Morgenlande noch sehr vermehrt hatte, der kaiserlichen Krone vor allen würdig wäre. Sie gaben dem Kaiser die Versicherung: daß sie ihm nicht nur ihre eigene Stimmen geben, sondern sich bemühen wollten, daß er von den übrigen Fürsten einstimmig erwählt würde.

Nun — fuhr der Kaiser fort — da ich die Angelegenheiten des Reichs, nach meinem Gewissen auf das Beste besorgt habe, darf ich mich mit meinem eigenen beschäftigen. Eil ist um so nötiger, da ich fühle, daß der Tod schon in mir wüthet.

In wenig Worten nahm er Abschied von den anwesenden Fürsten, die voll tiefer schmerzlicher Rührung um sein Lager standen, und mit gefalteten Händen für die Erhaltung seines Lebens beteten. Es wurde ihnen so schwer, sich zu entfernen, daß sie Ludwig daran erinnern muste.

Dieser blieb nach dem Willen des Kaisers allein zurück, und gab einem Leibknappen Befehl, den Herzog von Schwaben und den jungen Friedrich herbei zu rufen. Sie erschienen; laut weinte der Sohn Konrads; auch in die Augen des Herzogs von Schwaben drangen Zähren, da er seinen Schwager Ludwig weinen sahe, und den Kaiser vor Schmerz wimmern hörte, woraus er leicht auf die Gefahr des leztern schließen konnte.

Der Kaiser winkte seinem Sohn, der in der Bewustlosigkeit des dumpfen Schmerzes in einiger Entfernung von seinem Lager stehen geblieben war. Jezt trat er näher, Konrad schlos ihn in seine Arme und ermahnte ihn, seinen Schmerz zu mäßigen, weil Herzog Friedrich hinfort sein Vater sein würde.

Oheim

Oheim — rief der Herzog von Schwaben — Ihr ward es mir, und noch sei es mein eifrigstes Bestreben, durch Sorgfalt für Euren Sohn, den Dank zu beweisen, den ich gegen Euch nicht genugsam darlegen konnte. Ja, ich will dem Jünglinge Vater sein, im ganzen, viel umfassenden Verstande dieses Wortes!

Und auch Ihr — wendete sich iezt Konrad zu Ludwigen — werdet für sein Bestes wachen, wenn Friedrich durch Abwesenheit, Geschäfte des Reichs, oder andere Hindernisse abgehalten werden sollte, das Versprechen, das er seinem sterbenden Oheim giebt, so treulich zu erfullen, wie ich es ausserdem gewis von ihm überzeugt bin.

Wie für meinen eigenen Sohn will ich für ihn sorgen — antwortete Ludwig — wenn er iemahls meiner Sorgfalt benöthigt sein sollte.

Jezt stürzten auch Frau Gerdraut, die Kaiserin, Agnes, Jutta und Konrad in das Zimmer des Sterbenden. Die Nachricht von seiner Vergiftung hatte schnell die ganze Burg durchlaufen, war auch in das Zimmer der Kaiserin gedrungen, wo sich die übrigen befanden; und alle eilten nun herbei, den Mann noch einmahl zu sehen, der ihnen so theuer war. Konrad segnete sie; als aber seine Schmerzen

noch heftiger wurden, und Friedrich und Ludwig von dem Anblicke seiner Leiden zu starke Erschütterung für die Frauen fürchteten, führten sie diese, nicht ohne Mühe, hinweg, kamen aber bald wieder zurück und harrten, bis der Kaiser in ihren Armen ausgelitten hatte.

Der Herzog von Schwaben hatte bei seiner Abwesenheit aus dem Zimmer des Kaisers Befehl gegeben, die salernitanischen Aerzte aufzusuchen. Man fand sie nicht, entdeckte aber, daß sie schon etliche Stunden vorher ausgeritten waren. Sie kamen nicht wieder, wodurch sie sich der Ermordung des Kaisers verdächtig machten. Manford hatte ihm des Morgens Arznei gegeben, und ohne Zweifel war schnell wirkendes Gift, was ein Heilmittel sein sollte.

Der ganze kaiserliche Hof argwohnte, daß Manford und sein Gehülfe von dem Könige von Sicilien wäre abgesendet worden, durch Meuchelmord den Kaiser zu verhindern, von den furchtbaren Rüstungen, die er wider ihn unternommen hatte, Gebrauch zu machen. Man suchte den Mördern auf die Spur zu kommen, alle Nachforschungen waren aber ohne Erfolg. Wahrscheinlich schwelgten sie schon an einem sichern Orte in Welschland von dem Lohne ihrer Greuelthat.

Bald nach der Beerdigung Konrads gien-

ſeine Wittwe, mit ihrer Tochter und ihren Enkeln, nach Thüringen, um ſich in der Geſellſchaft derſelben aufzuheitern; Ludwig hingegen blieb mit ſeiner Schweſter noch eine kurze Zeit in Bamberg, und begab ſich dann mit Friedrichen und dem Herzoge von Böhmen nach Frankfurth, wo ſich die Fürſten des Reichs zur Wahl eines neuen Kaiſers verſammelten.

Es koſtete Ludwigen, dem Herzoge von Böhmen und den übrigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, die bei Konrads Tode gegenwärtig geweſen waren, wenig Mühe, ihre zu Frankfurth verſammelten Mitfürſten dahin zu vermögen, daß ſie den Herzog von Schwaben zum Kaiſer wählten, denn nicht Friedrichs Verdienſte allein, ſondern auch noch eine andere wichtige Urſache machte dieſe Wahl zu der beſten.

Wir haben der Feindſchaft des Welfiſchen Hauſes mit den Hohenſtaufiſchen ſchon einigemal gedacht, auch bereits erwähnt, daß Friedrich ein Abkömmling dieſer beiden mächtigſten Häuſer in Deutſchland war. Die Wahlfürſten hofften um ſo mehr, ihre Fehde friedlich beendigt zu ſehn, wenn ſie Friedrichen zum Kaiſer erwählten, da dieſer ſchon einen Beweis gegeben hatte, daß er keinen Gefallen an derſelben

fand, indem er den Herzog Welf mit dem Kaiſer Konrad verſöhnte. Aus Liebe zum Frieden erwählten ſie ihn alſo zu ihrem Oberhaupte, und der Pabſt, ſo wie alle italieniſche Fürſten, welche Lehnsleute des deutſchen Reiches waren, bezeigten ſich ſehr zufrieden über die getroffene Wahl, da Friedrichs Verdienſte in Italien ſo bekannt waren wie in Deutſchland.

Bald nach ſeiner Erwählung ſchrieb Friedrich einen Reichstag nach Merſeburg aus, und beſuchte bei dieſer Gelegenheit ſeinen Schwager, den Landgrafen von Thüringen. Ihm, unter deſſen vorzüglichſte Eigenſchaften unbeſtechliche Gerechtigkeit gehörte, muſte Ludwigs Verfahren gegen ſeine Edeln ſehr wohl gefallen. Es war auch ſein Grundſatz, den wachſenden Stolz der Großen demüthigen zu müſſen, und er machte hierin als Kaiſer ſelbſt bei den Reichsfürſten keine Ausnahme. Er erneurte die abgekommene Strafe des Hundetragens, und verurtheilte in den erſten Jahren ſeiner Regierung alle Fürſten dazu, die ſich eines Bruches des Landfrieden ſchuldig machten.

Die Fürſten des Reichs ſahen ſich in der Erwartung, die ſie ſich von dem neuen Kaiſer gemacht hatten, nicht getäuſcht. Er bemühte ſich ernſtlich, die Eintracht zwiſchen ſeinem und dem Welfiſchen Hauſe wieder herzuſtellen, die er um ſo mehr

wünschte, da er sein vorzüglichstes Augenmerk auf Italien gerichtet hatte, das gefallene kaiserliche Ansehn daselbst wieder zu erheben, und Italien mit Deutschland fester zu verbinden suchte. Er erkannte, daß er diesen Zweck nie erreichen würde, wenn nicht das welfische Geschlecht sich mit vereinigte, denn es war nicht genug in Deutschland vor einem Angriffe desselben sicher zu sein, sondern er bedurfte auch seiner Hülfe in Italien.

Mit dem Herzog Welf stand er schon in dem besten Verhältnisse; Heinrich der Löwe war aber nicht zufrieden mit ihm, weil er sein Herzogthum Baiern noch immer zurück forderte, ohne es zu erhalten. Friedrich wünschte den Streit über Baiern zu beendigen, und betagte deshalb Heinrich den Löwen und Heinrichen von Oesterreich auf eine Reichsversammlung, ihrer gegenseitigen Rechte auf das strittige Herzogthum vorzubringen, und dem was er und die anwesenden Fürsten darüber entscheiden würden, sich zu unterwerfen. Auf drei verschiedene Reichstage berief Friedrich die beiden streitenden Fürsten, Heinrich der Löwe erschien auf allen, Heinrich Jasamirgott blieb aber aus.

Ein Fürst, der sich von seinem Oberhaupte dreimahl betagen lies, ohne zu erscheinen, war nach den Rechten in die Reichsacht verfallen; weil

ſich alſo Heinrich Jaſamirgott nicht ſtellte, erklärte ihn Friedrich ſeines Herzogthums verluſtig und ſprach es Heinrich dem Löwen zu, der ihm dagegen, nebſt ſeinem Oheim Welf, verſprach: ihm auf dem beſchloſſenen Zuge nach Welſchland den thätigſten Beiſtand zu leiſten.

Friedrich ſahe voraus, daß er ſich durch ein Verfahren, wodurch er ſich die Freundſchaft Heinrichs des Löwen erworben hatte, leicht die Feindſchaft Heinrich Jaſamirgotts zuziehen könnte. Dieß zu vermeiden, ſuchte er dem leztern den erlittenen Verluſt auf andere Art zu erſetzen. Er erhob die Markgrafſchaft Oeſterreich zu einem Herzogthum, vergröſſerte ſie durch ein Stück von Baiern, ertheilte auch den Fürſten derſelben auf einige Zeiten mancherlei Rechte und Vorzüge vor allen andern Fürſten des Reichs, womit ſich Heinrich Jaſamirgott befriedigen lies.

1153.

Cäcilie, die Schweſter unſers Landgrafen, war eine der ſchönſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit, und ſie reizte nicht blos durch äuſſerliche Schöne. Der lange Umgang mit der ſanften Jutta hatte

ihr natürliches Feuer ein wenig gemildert; noch immer war sie lebhaft, ihre Lebhaftigkeit gränzte aber nicht so nahe an Ausgelassenheit, wie es bei Personen von vielem Feuer öfters der Fall ist. In Bamberg und Frankfurth huldigten ihrer Schönheit alle anwesende Fürsten, einige unvermählte unter denselben schienen ernstere Absichten auf sie zu haben. Unter diesen zogen vor allen Andern Friedrich von Schwaben und Herzog Uladislaus von Böhmen die Aufmerksamkeit Cäcilien und ihres Bruders auf sich.

Aus dem Vorhergehenden werden sich unsere Leser erinnern, daß Friedrich seine Gemahlin Adelheid schon vor fünf Jahren, nicht mehr liebte. Seit dieser Zeit war seine Gleichgültigkeit von der Kälte zur Abneigung übergegangen, die ihn bewog sich von Adelheiden zu trennen. Dies war etliche Wochen vor Cäcilieus Ankunft zu Bamberg geschehen, und Friedrich, der sich aufs Neue zu vermählen gedachte, blieb bei den Reizen des schönen Fräuleins von Thüringen nicht gleichgültig. Er würde sich gleich in den ersten Tagen gegen ihren Bruder erklärt haben, wenn er nicht besondere Gründe gehabt hätte, sich damit nicht zu übereilen.

Es wird Euch, theure Leser! unvergessen sein, daß Friedrich den Mangel seiner Liebe für Adel-

beiden gegen seinen Schwager damit entschuldigte, daß sie seinen Wunsch: Vater zu werden, unerfüllt ließe. Dies war auch wirklich wohl die nächste Veranlassung, zu ihrer Verstoßung, und Friedrich wünschte sehr, bei einer zweiten Vermählung sich nicht auf ähnliche Weise getäuscht zu sehen.

Es ist aber freilich schwer im Voraus zu erfahren, was Friedrich wissen wollte, aber in jenen Zeiten, wo der Aberglaube gröſſer war, wie in den unsrigen, gab es Männer, die sich blähten, in die Zukunft blicken zu können, und die auch unter dem gemeinen Volke, wie bei den höhern Ständen, Glauben fanden. Auch Friedrich war von dieser Schwachheit seines Zeitalters nicht frei, ob er schon weniger von ihr gefesselt wurde, wie sein Enkel, Friedrich der Zweite.

Die Sterndeuterei hielt er für eine Kunst, die untrüglich wäre, wenn sie von Meistern derselben ausgeübt würde; meinte aber, daß viele, die sich für Meister ausgäben, nur Stümper wären. Vermittelst der Sterndeuterkunst hoffte er erfahren zu können, ob eine zweite Ehe, die er schliessen wollte, glücklicher und seinen Wünschen gemäßer sein würde, wie die erste.

Am Hofe des griechischen Kaisers hatte Friedrich einen Astrologen kennen lernen, der in besonders groſsem Ansehen stand, allgemein als ein un-

trüglicher Prophet gepriesen wurde, und sich das Vertrauen des Herzogs von Schwaben erwarb. Er fragte ihn nach dem Erfolge des Kreuzzugs, und der Wundermann verkündigte ihm aus dem Gestirne, daß er höchst nachtheilig für die Christen aus dem Abendlande werden, für ihre Brüder im Morgenlande ohne Nutzen sein würde. Der muthige Friedrich lachte über diese Weissagung, weil er glaubte, mit dem zahlreichen Heere, das sein Oheim führte, in Verbindung mit den andern Völkern, die noch nachkommen sollten, den ganzen Orient bezwingen zu können, sahe aber dennoch, zu seinem Erstaunen, die Unglücksverkündigung erfüllt.

Er vergas, daß ein Mann, der mit der Verfassung des Morgenlandes und mit den höslichen Absichten der Griechen besser bekannt war, wie er, zuversichtlich also sprechen könnte, wie der konstantinopolitanische Sterndeuter, ohne deshalb die Sterne darum befragen zu müssen, und gewann groſses Zutrauen zu der Kunst desselben. Dieses bewog ihn, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte, einen Vertrauten an ihn abzusenden, und ihn unter den lockendsten Anerbietungen an seinen Hof einzuladen, damit er ihm sagen könnte, ob das Fräulein, das er sich zu seiner Gemahlin er-

kiesen wollte, von ihm Muttter werden würde.

Bei der größten Eile konnte der konstantinopolitanische Wundermann unter einigen Wochen noch nicht bei dem Herzoge eintreffen, und ihn hatte er zu hören beschlossen, bevor er nun irgend ein Fräulein ernstliche Werbungen machen wollte. Er begnügte sich also, Cäcilien indessen nur Beweise seiner Aufmerksamkeit zu geben, und sich bei ihr beliebt zu machen.

Uladislaus, der Herzog von Böhmen, war ebenfalls gesonnen, sich wieder zu vermählen, da der Tod seine erste Gemahlin Gerdraut, die Schwester des Kaisers Konrad, von ihm gerissen hatte. Er war vorzüglich in der Absicht nach Bamberg gekommen, die reizende Schwester des Landgrafen von Thüringen zu sehn, denn als er sich kurz zuvor mit einigen Vertrauten unter seinen Großen wegen seiner Vermählung berathete, war er von diesen aufgefordet worden, das Fräulein von Thüringen zu seiner Gemahlin zu wählen.

Sie rühmten ihm ihre Schönheit, die das Gerücht in Böhmen kund gemacht hatte, erinnerten ihn auch, daß Staatsklugheit für diese Verbindung spräche, weil er hierdurch an dem mächtigen Landgrafen von Thüringen einen Bundesverwandten erhalten würde, der

ihm in Fällen der Noth kräftig beiſtehen könnte, wenn vielleicht Kaiſer Konrad hierzu nicht mehr ſo bereitwillig ſein ſollte wie vordem.

Zärtlich hatte Uladislaus ſeine erſte Gemahlin bis in den Tod geliebt, auch zum zweitenmahle wollte er das Band der Ehe durch Liebe, nicht durch Staatsklugheit knüpfen, und deshalb ſchickte er keine Geſandten an den Landgrafen von Thüringen, ſondern machte ſich ſelbſt auf den Weg, die Liebe ſeiner ſchönen Schweſter zu gewinnen, als er benachrichtigt wurde, daß ſie mit ihm nach Bamberg kommen würde. Gros waren ſeine Erwartungen von Cäcilien, dennoch fand er noch mehr, und nun bemühte er ſich zuvörderſt, ſie zu erforſchen, ob ſie ſeinen Wünſchen nicht entgegen wäre.

Cäcilie bemerkte, daß Friedrich und Uladislaus vor allen andern Fürſten ſich um ihre Gunſt bewarben, und ſchmeichelhaft muſte es für ſie ſein, von dieſen beiden Männern ſich ausgezeichnet zu ſehen. Beide waren ſich an Jahren gleich, an körperlichen Vorzügen machten ſie ſich den Rang ſtreitig, aber in Abſicht der Vorzüge des Geiſtes muſte Uladislaus Friedrichen nachſtehen. Für dieſen hatte Cäcilie ſchon deshalb ein günſtiges Vorurtheil, weil er der Bruder ihr lieben Schwägerin war. Ihn zeichnete ſie aus vor dem Herzoge von Böhmen, der aber doch bemerkte, daß

er ihr nicht ganz gleichgültig war. Er schmeichelte sich, nach und nach in ihrem Herzen noch mehr Raum zu gewinnen, und erklärte sich gegen den Landgrafen, der sich seinem Gesuch sehr geneigt bezeigte, und ihm versprach, bei seiner Schwester für ihn zu sprechen.

Ich kenne Euch Herr Herzog — setzte er hinzu — weis, daß Ihr nur eine solche Gattin wollet, die Euch mit ihrer Hand auch ihr Herz geben kann, und wenn dies meine Schwester vermag, so werde ich Euch lieben als ieden Andern Schwager nennen.

Auch dann — fragte Uladislaus — wenn Friedrich der wahrscheinlich künftige Kaiser, sich noch einmahl mit Euch verschwägern wollte?

Auch dann — versicherte Ludwig, weil ich bei der Vermählung meiner Schwester, nur auf ihr Glück Rücksicht nehme, und dieses besser berathen glaube, wenn sie Eure Gattin wird.

Sehr wohl war Uladislaus mit dieser tröstlichen Antwort des Landgrafen zufrieden, der nun zu seiner Schwester ging und sie also anredete:

Dein Herz, liebe Cäcilie, scheint zwischen zwei Männern, die beide Eindruck darauf gemacht haben, entscheiden zu wollen, aber noch in der Entscheidung zu wanken. Höre iezt den Rath Deines zärtlichen Bruders.

Er wird mir willkommen sein, so wie er es mir immer war — antwortete Cäcilie — Ich will aus übertriebener Einsamkeit die Empfindungen nicht verheimlichen, die in meinem Herzen gegenwärtig sind, auch würde es mir ja wohl nichts frommen, da ihr, mein Herr und Bruder sie schon bemerkt habt.

Ludwig. Und ich will Dir beweisen, gutes Mädchen, daß mich meine Blicke in dein Herz nicht täuschen. Uladislaus ist Dir werth, Friedrich aber gilt Dir mehr.

Cäcilie. Was meinen Bruder wohl nicht wundert, da beide bei ihm in gleicher Rangordnung stehen.

Ludwig. Die sich aber verändern würde, wenn ich eine Jungfrau wäre. Es ist fürwahr gefährlich einen Mann sich vermählen zu wollen, der seine erste Gemahlin versties, die gewis ein Weib war, der Liebe des besten Mannes würdig. Laß, Dir liebe Schwester, meiner Jutta von Adelheiden erzählen, und wenn Du hörst, welch treffliches Weib sie war, so wirst Du es Friedrichen kaum verzeihen können, daß er sie verstieß, aus einer Ursache verstieß, die iede Jungfrau ungewis lassen muß, ob ihr nicht ein ähnliches Schicksal begegnen mögte.

Cäcilie. (erröthend) Ich glaube, daß

Friedrich Adelheiden nie geliebt hat, denn ein so zärtlicher Bruder, ein so warmer Freund kann unmöglich ein kalter Gatte sein; kann nicht seiner geliebten Gattin entgelten lassen, worüber er sich nur gegen das Schicksal zu beklagen hat.

Ludwig. Und dennoch geschahe dies von Friedrichen. So gewis dieser als Fürst, wie als gefallender Mann vor dem Herzoge von Böhmen den Vorzug behauptete, so gewis muß er ihm weit nachstehen, wenn man sie beide als Gatten beurtheilt. Wie Friedrich sahe Uladislaus den liebsten seiner Wünsche unerfüllt, war aber nicht so ungerecht, dies seine Gattin empfinden zu lassen. Mit immer gleicher Zärtlichkeit liebte er sie bis an das Ende ihrer Tage, und noch ietzt wirst Du ihn mit Würme von seiner geliebten, zu früh verschiedenen Gerdraut sprechen hören.

Cäcilie. Ja ich hörte es oft, und dies machte mir ihn vorzüglich werth.

Ludwig. Und er wird es Dir noch mehr werden, ie näher Du ihn kennen lernest. Er besitzt weniger hervorstechende Eigenschaften wie Friedrich, mehr aber wie iener diejenigen, welche das Glück des Lebens fest gründen. Er lebt mehr für seine Gattin als Friedrich, der beinahe nur allein dem Ruhme lebt, und bei ihm hat ein Weib die unangenehmen Augenblicke nicht zu fürchten,

denen sie an Friedrichs Seite, bei seiner aufbrausenden Hitze, nicht entgehen kann.

Cäcilie. Wie kömmt es aber, mein Bruder, daß Du mein Urtheil über einen dieser beiden Männer schon bestimmen willst, da noch keiner kund gegeben hat, ob er mich mehr als vorüberwandelnder Aufmerksamkeit würdigt?

Ludwig. Einer von ihnen hat sich bereits erklärt. Uladislaus bittet dich, liebe Schwester, durch mich, um Deine Hand, und Dein Bruder Dich: reiche sie einem Manne, der Dich gewis glücklich machen wird. Versprich sie ihm, ehe vielleicht Friedrich mit einer ähnlichen Bitte hervortritt, denn aus Sorgfalt für Dein Bestes würde ich sie ihm verweigern müssen, und dies möchte seinen Unwillen wider mich reizen, wenn ich den Grund, den ich Dir vertraut habe, gegen ihn zu diesem Verfahren angäbe. Ich will Dich nicht übereilen, liebe Cäcilie, doch wünschte ich wohl, daß Du dich bald nach meinen Wünschen, die Dein Bestes zur Absicht haben, erklärtest. Bespricht Dich mit meiner Jutta; und ich wette, daß sie Dir rathen wird wie ich, ob sie gleich Friedrichs Schwester ist.

Dies that Cäcilie; und Jutta sprach wirklich wie Ludwig vermuthet hatte, denn so

zärtlich sie auch ihren Bruder liebte: so liebte sie doch ihre gute Schwägerin ebenfalls zu innig, um sie gleichem Schicksale mit Adelheiden aussetzen zu wollen. Cäcilie erklärte sich nun nach dem Wunsche ihres Bruders, zu großer Freude des Herzogs von Böhmen. Ludwig machte die Eheberedung desselben mit seiner Schwester bekannt, und schien die erstaunte und verdriesliche Miene, mit welcher Friedrich diese Neuigkeit aufnahm, nicht zu bemerken.

Dies war kurz nach Kaiser Konrads Beerdigung geschehen, wo sich Friedrich mit den Dingen, die da kommen sollten, zu ausschliessend beschäftigte, um auf den Verlust eines Mädchens viel zu achten, so schnlich er auch zuvor ihren Besitz gewünscht hatte. Ueberdies hielt Staatsklugheit ihn zurück, mit Ludwigen oder dem Herzog von Böhmen zu zürnen, denn er bedurfte ihrer Freundschaft sowohl zur Erlangung der kaiserlichen Krone, als auch zur Ausführung seiner Absichten auf Italien.

Ludwig hatte damahls seine Schwester bei sich in Bamberg behalten, weil Uladislaus ihn darum bat, um sich nicht so bald wieder von ihm trennen zu müssen. In Frankfurth schie-

ſchieden die beiden Verlobten von einander, nach einigen Monden ſendete aber Uladislaus Abgeordnete nach Eiſenach, ſeine reizende Braut zu ihm nach Prag zu bringen.

Ludwig folgte ihr mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Brüdern nach, und fand zu Prag, auſſer vielen Fürſten, auch den Kaiſer Friedrich, der ſammt den Uebrigen von dem Herzoge war eingeladen worden, die Feier ſeiner Vermählung herrlicher zu machen. Mit Turnieren und mancherlei Luſtbarkeiten wurde die Vermählung feſtlich begangen, auch hatten ſich, zur Beluſtigung der hohen Gäſte und des Volkes, Poſſenſpieler und Gaukler zu Prag eingefunden, nebſt vielen Minneſingern aus Schwaben, die zum Ruhme der Neuvermählten ihr Saitenſpiel rührten.

Die Geladenen verließen nach und nach wieder das Schloß auf den Wiſchehrad; nur Ludwig und Jutta verweilten etwas länger, und freueten ſich höchlich über Caciliens vollkommene Zufriedenheit mit dem Looſe, das ſie gezogen hatte.

Bald nach ſeiner Heimkehr aus Prag berief Ludwig ſeine Edeln nach Neuenburg, um ihnen kund zu machen, daß er geſonnen wäre kaiſerliche Maieſtät, ſeinen verehrten Schwager, mit einer ſtat-

ken Heeresfolge nach Welschland zu begleiten. Er ermahnte sie, sich fein zeitig vorzubereiten, damit sie wohlgerüstet erscheinen könnten, und alle gaben ihm ein Versprechen, wie er es wünschte.

Einen Tag nach dieser Bekanntmachung verbreitete sich das Gerücht zu Neuenburg, daß der Landgraf von einer heftigen Krankheit plötzlich befallen worden wäre, und daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. Viele von den anwesenden Edeln hörten diese Nachricht gern, denn sie waren der Regierung eines Fürsten müde, der seine vorige Nachläßigkeit und übergroße Milde mit rastloser Achtsamkeit und strenger Ahndung jedes Vergehens, dessen seine Lehnsleute sich schuldig machten, verwechselt hatte.

Einige von ihnen eilten auf die Hofburg; unter dem Vorwande: ihren theuren Lehnsherrn noch einmal zu sehen; wirklich aber blos in der Absicht, um sich von der Wahrheit einer Nachricht zu überzeugen, die ihnen so viele Freude gemacht hatte. Sie wurden nicht in das Gemach des Landgrafen gelassen, doch erfuhren sie was sie wünschten, da man ihnen sagte, daß der sterbende Fürst seinen letzten Willen aufsetzen ließe.

Sie giengen nun im Schlosse ab und zu, bis endlich Walther von Eberesberg, der nach dem Tode seines Vaters das Amt eines Marschalls

begleitete, in das Vorzimmer trat, und den Anwesenden das Abscheiden seines gnädigen Herrn bekannt machte.

Der letzte Befehl unsers selgen Herrn — wollte, daß wir, seine getreuen Lehnsleute, den erblaßten Leichnam auf den Schultern nach Reinhardsbrunn tragen, und ihn bei den Gebeinen seiner Väter zur Ruhe bestatten sollten.

Sehet — sprach der Graf von Brandenberg zu einigen Edeln, die neben ihm standen — auch in seinen letzten Augenblicken dachte er noch auf neue Grausamkeiten, die er an uns verüben könnte, denn Grausamkeit ist es doch gewis, uns zuzumuthen, seinen Leichnam zehen Meilen weit auf den Schultern zu tragen! Gern wollen wir ihm aber, schweistriefend und mit wunden Schultern, diesen letzten Dienst erzeigen, da wir doch gewis sind, daß er uns fürder nicht mehr quälen, nicht mehr uns beschimpfen kann.

Der Marschall bestellte sie auf den dritten Tag wieder, nebst allen übrigen Edeln, die in dem Geschäfte, ihren Herrn zur Ruhe zu bestatten, mit einander abwechseln sollten. Sie kamen und fanden den Leichnam ihres Fürsten auf dem Prunkbette, daneben einen starken bleiernen Sarg, der ihnen Seufzer erpreste, so oft sie ihn ansahen. Das Murren wurde allgemein, noch allgemeiner aber die

Aeuſſerung der Freude, daß ſie hinfort den harten Landgrafen nicht mehr zu befürchten hätten.

Die Edeln, die dem Verſtorbenen treu geblieben waren, zeigten über ſeinen Tod weder Schmerz noch Freude, ſchwiegen aber zu allem, was iene ſagten. Die Unzufriednen wurden hierdurch immer kühner, den Landgrafen zu läſtern, bis man ſich endlich anſchickte, ihn in den Sarg zu legen. Wer vermögte es das Erſtaunen und Schrecken der Anweſenden zu ſchildern, als der Leichnam ſich iezt aufrichtete und zornig um ſich her blickte!

Ein böſer Geiſt iſt in den Leichnam gefahren, in dem vorher kein guter wohnte — rief Dedo von Krain, indeſſen einige das Zeichen des heiligen Kreuzes machten, andere das Sprüchlein: alle gute Geiſter ꝛc. angſtvoll herbeteten, den Böſen, der in dem Leichnam des Landgrafen ſeinen Einzug gehalten hatte, damit zu bannen. Mit emporſtrebendem Haar wollten viele hinweg eilen, allein die Trabanzen am Thore verwehrten ihm den Ausweg.

Der neu belebte Leichnam begann auch zu ſprechen, wodurch die mehreſten der Edeln ſich bald von einer andern Art von Furcht durchſchüttert fühlten, als die ſie vorher ſchaudern machte.

Ich bin nicht todt — tönte eine Stimme, in welcher alle Anweſende die Stimme des Landgra-

ſen erkannten, furchtbar vom Prunkbette her — wie Ihr loſen Geſellen wohl glaubtet und wünſcht, ſondern ſtellte mich nur ſo, um Euch zu erforſchen. Nun weis ich, was ich mir von Euch zu verſehen habe; weis, daß Ihr nur heucheltet, wenn Ihr Euch voll Treue und Achtung gegen mich ſtelltet. Aber traun! es ſoll Euch nichts frommen, daß Ihr ſo ungern meine Befehle befolgt! Noch genauer wie bisher will ich auf alles Achtſamkeit haben, was im Lande vorgeht, wenn ich auch nicht ſelbſt gegenwärtig bin, denn mein Bruder Ludwig denkt wie ich, und wird als Landesverweſer genau meinen Vorſchriften folgen. Wehe dem, der wider mich frevelt, oder nicht unverzüglich iedem meiner Winke folgt! Ruhm und Lohn werde dagegen dem, der abſteht von ſeinem loſen Wandel und ſich meine Achtung verdient! Nun Trabanten, könnt ihr das Thor öffnen, daß die Frevler hinaus gehen und ihre Schaam in ihre Burgen vergraben können.

Indeſſen Ludwig dies ſagte, war er herabgeſtiegen von dem Prunkbette, und gieng nun mit Dietrichen, Günthern und andern Getreuen die Stiegen hinauf, in das Innere des Schloſſes, unterdeſſen die unzufriedenen Edeln eiligſt Neuenburg verließen, und es gar ſehr bereueten, daß ſie den Unwillen des Landgrafen durch Unvorſichtigkeit aufs Neue wider ſich gereizt hatten.

Mit dem Rathe der Edeln, in deren Treue er keinen Zweifel ſetzte, hatte Ludwig dieſe Mummerei mit der Hülfe einiger Vertrauten geſpielt, um die Furcht der Unzufriedenen vor ihm zu verſtärken, damit ſie in ſeiner Abweſenheit nichts wider ſeinen Willen unternehmen mögten. Er hatte beſchloſſen, hinfort an den Thaten ſeines großen Schwagers den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und ob er gleich den älteſten ſeiner Brüder, ſo wie ſich ſelbſt, umgeſtimmt hatte: ſo fürchtete er doch Erſchütterung der Ruhe des Landes unter der Verweſung des jüngern Ludwigs, wenn er nicht bei den Edeln, denen die Treue gegen ihn mangelte, Furcht hervor brächte.

Der ernſte Dietrich von Erfa war mit der Mummerei ſeines gnädigen Herrn nicht ganz zufrieden. Er fand ſie einem Fürſten nicht wohl anſtändig, verſöhnte ſich aber doch bald mit Ludwigs kurzweiligem Einfalle, nachdem er ſich von den guten Folgen deſſelben überzeugte. Die Furcht vor dem Landgrafen war unter den unzufriedenen Edeln ſo gros geworden, daß viele bei ſeinem Namen zitterten, und allerdings keine Unternehmungen wider ihn zu befürchten waren.

Vor ſeiner Abreiſe berief Ludwig alle Edle nach Eiſenach, wo er ihnen kund machte, daß

er nun an den Hof des Kaisers ziehen wollte. Er bestellte den ältern seiner Brüder zum Landesverweser, und ermahnte die Gegenwärtigen, demselben treu und gehorsam zu sein wie ihm selbst. Sollten das einige unter Euch vergessen, setzte er als Drohung hinzu — so seid versichert, daß ich schier so plötzlich unter Euch erscheinen werde, wie neulich, da sich viele zu früh meines Todes freueten; seid ihr aber mir und dem Landesverweser immer treu und gewärtig: so könnt Ihr auch gewis sein, daß Ihr an mir einen gnädigen Herrn haben werdet, der Euch schon bewiesen hat, daß er vergangene böse Dinge vergessen kann, wenn sie ihm nur nicht durch neue in das Gedächtnis zurück gerufen werden.

Ludwigs Vorsatz: hinfort den größten Theil seiner Zeit am Hoflager seines Schwagers zuzubringen; war ganz nicht nach dem Wunsche seiner Gemahlin, doch konnte sie iezt, wo vier muntere hoffnungsvolle Knaben, und ein liebliches Mädchen, das den Namen der Mutter erhalten hatte, um sie herum spielten, und Frau Agnes, ihre liebe Mutter, mehrentheils bei ihr lebte, die Abwesenheit ihres Gemahls eher ertragen, als es ihr einige Jahre zuvor würde möglich gewesen sein. Noch mehr wur-

de ihr der Abſchied von ihm erleichtert, da er auszog, ihrem geliebten Bruder nützlich zu werden, und ſich ſelbſt Ruhm zu erwerben.

Ludwig der Landesverweſer hatte die Stadt Thomasbrück erbaut, und pflegte gewöhnlich daſelbſt zu haußen. Er erwarb ſich durch die Verwaltung der Angelegenheiten des Landes den vollkommenen Beifall ſeines Bruders, weil er genau nach den Vorſchriften deſſelben handelte, und auf den Rath Dietrichs und anderer würdiger Männer hörte.

Heinrich, der Jüngere von Ludwigs Brüdern, lebte bald ſtill hier oder da im Lande, bald begleitete er ſeinen Bruder auf ſeinen Zügen, leiſtete ihm gute Dienſte, zeichnete ſich aber nie durch hervorſtehende Thaten aus.

Kaiſer Friedrich konnte ſeinen Zug nach Italien nicht ſo bald beginnen, wie ſein Feuer es wünſchte. Theils hatte ihn die Beilegung der Streitigkeiten über das Herzogthum Baiern verhindert, theils glaubte er auch gröſſere Rüſtungen machen zu müſſen als iemahls vor ihm von irgend einem Kaiſer geſchehen war, um eines glücklichen Erfolgs ſeines Unternehmens gewiſſer zu ſein.

Welſchland näher zu ſein und ſich mit den ge-

treuen italieniſchen Lehnsleuten leichter über die wirkſamſten Mittel zur Demüthigung der Widerſpenſtigen bereden zu können, hatte er die Fürſten zu einer Reichsverſammlung nach Koſtnitz betagt, wo ſich auch Ludwig einfand.

Eines Tages machte dieſer, mit Günthern und einigen andern Begleitern, einen Luſtritt am Ufer des Bodenſees, wo eben ein Bord landete. Zwei Männer ſtiegen heraus, mit etlichen Weibern und Kindern, die ſich bereit machten, das wenige Gepäck, das ſie bei ſich hatten, weiter fortzuſchaffen.

Nun Gott ſei Dank — rief einer von den Männern dem andern zu — daß wir auf deutſchen Boden ſind! hier wird es wohl beſſer gehen als in unſerm unglücklichen Vaterland.

Ludwig wurde durch dieſen Seufzer des Abkömmlings aufmerkſam gemacht. Neugierig, zu hören, woher ſie kämen, ritt er näher zu ihnen hin und fragte: von wannen kommt Ihr, gute Männer, daß Ihr ſo fröhlich ſeid, den deutſchen Boden zu betreten. Vermuthlich aus Welſchland?

Ja, edler Herr Ritter — antwortete Homobono der Mann, der vorhin gegen ſeinen Gefährten ſeufzte — und zwar aus einer von Welſchlands unglücklichſten Städten, aus Lodi.

Ludwig. Das zu Mailand gehört?

Homobono. Recht, edler Herr, nur gehört unsere Vaterstadt den Mailändern mit nicht gröſſerm Rechte, als dem Räuber die Beute. Wir waren einst freie Bürger, da kamen die Mailänder und überzogen uns mit Kriege. Tapfer vertheidigten wir uns, aber die Menge der Räuber siegte über das kleine Häuflein der Kämpfer für ihr Eigenthum und ihre Freiheit. Die Mailänder legten uns ein unerträgliches Joch auf, unter dessen Bürde wir viele Jahre vergebens nach Erlösung seufzten. Sie beschwerten uns mit Auflagen, die unser Vermögen aufzehrten, und die Befehlshaber, die sie über uns setzten, erpreſten noch mehr von uns, als ihnen zukam, ihre eigenen Seckel damit zu füllen. Fruchtlos klagten wir darüber, denn wir fanden weder Gehör noch Gerechtigkeit, und muſten in der Stille den Verlust unserer Freiheit und den Untergang unseres Wohlstandes beseufzen. Wir beide, ich und mein Gefährte, waren einst vermögende Bürger, kamen aber schier mit jedem Mond der Armuth näher. Um nun dasjenige, das uns noch übrig blieb, nicht auch zu verlieren, haben wir uns aufgemacht, in Deutschland eine bessere Wohnstätte zu suchen.

Ludwig. Die werdet Ihr auch, sonder Mühe, finden, denn obgleich manche Bürger in

Deutſchland klagen, daß ihre Handelsleute zuweilen von Raubrittern niedergeworfen werden, ſo geht es doch fürwahr bei uns nicht ſo übel zu, wie bei Euch in Welſchland. Warum habt Ihr Euch aber nicht längſt bei kaiſerlicher Maieſtät über die unbefugten Bedrückungen der Mailänder beklagt?

Homobono. Was würde nun das frommen! Trotzig auf ihre Macht und ihren Reichthum achten die Mailänder kaum des Kaiſers, wenn er mit einem zahlreichen Heere ſich ihren Mauern nähert, wie vielweniger, wenn er abweſend iſt. Sie würden des Befehls kaiſerlicher Maieſtät nicht achten, und uns nur noch mehr bedrücken, weil wir gewagt hätten, uns zu beklagen.

Ludwig. Ihr ſeid irrig, gute Männer, und müſſet nicht glauben, daß unſer jetziger glorwürdiger Kaiſer in Italien ſo wenig gefürchtet iſt, wie mancher ſeiner Vorweſer. Auch ſollt Ihr wiſſen, daß ſeine Maieſtät Bitten um Gerechtigkeit, die vor ſeinen Thron gebracht werden, gern hört, auch den Bittenden gar bald Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Fraget hier in Koſtnitz, ſo wird man Euch ſchon viele Beiſpiele erzählen können.

Homobono. Das iſt löblich von unſerm gnädigſten Herrn; und alle denen ſeine Gerechtigkeit hilft, werden von oben Segen für ihn herabflehen.

Ludwig. Ich wette, wenn die Lodenſer aus ihren Mitteln Bevollmächtigte an ihn geſendet hätten, ſo würden ſie ſich bald der Erleichterung des mailändiſchen Joches freuen können, wenn es ihnen auch, vor der Ankunft kaiſerlicher Maieſtät in Welſchland, nicht ganz abgenommen würde.

Homobono. Die Lodenſer fürchten ſich, noch härter von den Mailändern behandelt zu werden, wenn ſie über ſie klagen wollten, ſo Ihr, edler Herr, aber glaubt, daß kaiſerliche Maieſtät ſich unſerer armen Vaterſtadt thätig annehmen wenn ihm die Noth deſſelben vorgeſtellt würde, ſo mögte ich dies wohl thun, ob ich ſchon keinen Auftrag dazu habe.

Ludwig. Dies könnt Ihr kühnlich, und der Schwager unſers gnädigſten Herren giebt Euch die Verſicherung: daß Eure Vorſtellungen und Bitten gewis nicht vergeblich ſein werden. Ich will Euch im voraus anmelden. Jetzt lebt wohl!

Die Bürger von Lodi erkannten nun, daß ſie mit keinem gemeinen Ritter geſprochen hatten, wie ſie vorher glaubten. Sie erkundigten ſich bei einigen Bewohnern von Koſtnitz, die am Bodenſee luſtwandelten, wer der Herr, der jetzt von ihnen ſchied, geweſen wäre. Man ſagte ihnen Ludwigs Namen, wodurch die Hoffnung, die

ſich Homobono ſchon vorher von der Hülfe des Kaiſers machte, gar ſehr vermehrt wurde, da er ſich nun der Fürſprache ſeines Schwagers zu erfreuen hatte. Er forderte ſeinen Gefährten auf, ihn morgen zu dem Kaiſer zu begleiten. Er war bereit dazu, und des andern Tages machten ſich beide auf den Weg; ausgerüſtet auf die Weiſe, welche damahls in Italien bei Perſonen, die bei ihren Herrn Abhülfe ihrer Beſchwerden ſuchten, gewöhnlich war. Mit ſchweren hölzernen Kreuzen auf ihren Schultern ſchleppten ſie ſich zu dem Kaiſer, den Homobono alſo anredete:

Zwei unglückliche Unterdrückte kommen zu Euch, gnädigſter Herr, Eure Maieſtät für ſich und ihre Mitbürger um Barmherzigkeit und Gerechtigkeit anzuflehen. Schwerer, wie auf unſern Schultern dieſe Kreuze, liegt das harte Joch der Mailänder auf dem Nacken der unglücklichen Bürger von Lodi. Nur Eure Maieſtät vermögte es hinweg zu nehmen, und darum bitten und beſchwören wir Euch in ſchuldiger Unterthänigkeit.

Seid getroſt — ſprach der Kaiſer — und vertrauet unſerer oberſtrichterlichen Hülfe, die Euch nicht entſtehen ſoll, wenn Ihr gerechte Sache habt.

Der Kaiſer lies ſich nun die Beſchwerden der

Lodenser weitläuftiger vorbringen. Sie reizten ihn zum Mitleid gegen sie, und zum gerechten Unwillen wider die Mailänder. Da viele der gegenwärtigen Italiener den Bericht der beiden Bürger von Lodi bestätigten, traf der Kaiser Verfügungen, ihnen schleunige Gerechtigkeit zu verschaffen. Er sendete einen Abgeordneten nach Mailand, und befahl den Bürgern dieser Stadt Abstellung ihrer Ungerechtigkeiten gegen die Lodenser; aber die Mailänder achteten nicht des kaiserlichen Befehls; sie zerrissen das erhaltene Schreiben, jagten den Ueberbringer aus der Stadt und er muste froh sein, sein Leben davon zu bringen, weil ihn der wüthende Pöbel mit Steinwürfen verfolgte.

Schon vorher war der Kaiser unwillig auf die Mailänder gewesen, weil diese stolzen Städter immer den Kaisern trotzten, und die Städte in ihrer Nachbarschaft unterdrückten. Ihr Verfahren gegen seinen Bevollmächtigten reizte seinen Zorn noch mehr, er beschlos ihre Demüthigung sobald er nach Welschland kommen würde.

1154.

Nachdem der Kaiser die Zeit bestimmt hatte, wo der Zug nach Italien beginnen sollte, sen-

dete Ludwig Befehl an seinen Bruder, den Landesverweser, in Thüringen und Hessen den Heerbann ergehen zu lassen, und ein zahlreiches Heer zu versammeln, das ihm sein jüngerer Bruder Heinrich nach Roßwitz bringen sollte. Zu rechter Zeit kam es daselbst an, und Ludwig erhielt manchen Lobspruch von dem Kaiser, daß er ein so zahlreiches und trefflich gerüstetes Heer zu seiner Hülfe herbei gerufen hatte.

Mit einer Heeresmacht, wie sie noch kein Kaiser nach Italien geführt hatte, langte Friedrich auf den roncalischen Feldern an. Hier musterte er, dem Herkommen gemäs, seine Völker, und von allen Lehnsleuten in Deutschland und Italien fehlten nur die Bischöffe von Bremen und Halberstadt, die zur Strafe, daß sie die schuldige Heeresfolge nicht geleistet hatten, in die Acht erklärt wurden.

Auch der Bürgermeister von Mailand waren auf den roncalischen Feldern erschienen, und vertheidigten ihren Staat gegen die Auflagen, welche die Abgeordneten einiger benachbarten kleinern Städte wider denselben vorbrachten. Zugleich bemühten sie sich, den Kaiser zu versöhnen, und baten den Landgrafen von Thüringen um seine Fürsprache, weil sie bemerkten, daß er grossen Einfluß auf seinen Schwager hatte, und eher wie dieser zum Mitleid sich bewegen ließe.

Ludwig war nicht hart, ob er es gleich gegen seine aufrührischen Edeln gewesen war, oder vielmehr nur von ihnen der Härte beschuldigt wurde, da sie Gerechtigkeit mit diesem Namen belegten. Sein Zorn muste auf das Aeusserste gereizt werden, ausser der Härte kein anderes Mittel mehr übrig bleiben, ehe er sich zum Gebrauch derselben entschloß. Wenn der Fehlende sein Vergehen bereuete, um Vergebung bat, und Besserung versprach: so zeigte sich Ludwigs angebohrne Milde noch in ihrer ganzen Stärke; Friedrich hingegen war schwer zur Vergebung zu bewegen, wenn sein Zorn einmahl entbrannt war.

Die Mailänder, welche Friedrichs große Heeresmacht zu fürchten begannen, und daher ihr Verfahren gegen den Abacerdueten, den der Kaiser in den Angelegenheiten der Lodenser zu ihnen sendete, bereueten, hatten schon Abgesandte nach Kostnitz geschickt, und einen Versuch gemacht, den Zorn des Kaisers von sich abzuwenden. Er mislang, worauf die Mailänder beschlossen, dem Kaiser noch lockendere Versprechungen zu machen. Dies geschahe auf den roncalischen Feldern, wo sie versprechen ließen, nicht nur den Beschwerden, die wider sie eingelaufen wären, abzuhelfen, sondern auch dem Kaiser viertausend Mark Silbers zu bezahlen.

Den-

Dennoch wollte ihnen der zornige Friedrich nicht verzeihen, bis endlich Ludwig ihm vorstellte, daß er die Ausführung des Planes: Apulien zu erobern, selbst verzögern würde, wenn er sich jezt erst mit der Belagerung der mächtigen Stadt Mailand aufhalten wollte, da im Gegentheile sein Heer wahrscheinlich durch die Mailänder würde verstärket werden, wenn er ihnen verziehe. Friedrich erkannte, daß der Rath eines Schwagers gut war; er vergab den Mailändern, und bezeigte sich nun gegen ihre Bürgermeister so freundlich, daß er ihr Erbieten: ihm auf dem Zuge nach Piemont, wohin er sich zuerst werden wollte, den Weg zu zeigen, ohne Bedenken annahm. Bald aber bereuete er dieses Vertrauen.

Die Bürgermeister von Mailand führten den Kaiser mit seinem Heere durch Gegenden, welche durch die Kriege, die in Italien noch weniger ein Ende nahmen wie in Deutschland, so gänzlich waren verheert worden, daß man keine Lebensmittel bekommen konnte. Der Kaiser glaubte, daß die Bürgermeister vom Rathe zu Mailand Auftrag erhalten hätten, ihn diesen Weg zu führen, wodurch sein Unwille wider die Mailänder grösser wurde, wie jemahls. Auch gegen seinen Schwager äusserte sich seine üble Laune.

Sehet nun — sprach er verdrieslich zu ihm — die traurigen Folgen Eurer unzeitigen Weichherzigkeit! Das Heer verschmachtet auf dem Wege, den uns die ränkevollen, betrügerischen Mailänder führen, und unsere wackern Krieger werden schon an der Gränze von Welschland ermatten und krank werden.

Vergebens versicherten die Bürgermeister von Mailand, daß sie kaiserliche Majestät keinen andern Weg führen könnten, und baten, daß seine Gerechtigkeit die Verheerungen dieser Gegenden durch den Krieg nicht ihnen zurechnen mögte. Eben so vergeblich verwendete sich Ludwig für sie. Der Kaiser drohete, daß er die Mailänder demüthigen, ihre Treulosigkeit bestrafen und allen andern Städten Italiens, die ihrer schuldigen Achtung gegen ihren Oberherrn vergäßen, an ihnen ein schreckliches Exempel geben wollte. Bald nachher begann er die Feindseligkeiten wider die Mailänder, zog zwar nicht wider die Stadt selbst, verheerte aber doch ihre Besitzungen, belagerte und eroberte auch einige mit ihr verbundene Städte, weil er vorher die Macht der Mailänder verringern wollte, ehe er sie selbst angriffe.

1155.

Friedrich machte ſich nach Rom auf, die kaiſerliche Krone aus den Händen des Pabſtes zu empfangen. Er lagerte ſich in den Gefilden von Sutri, wohin ihm der Pabſt mit den Kardinälen entgegen kam. Er ritt mit ſeinem Zelter bis nahe vor das kaiſerliche Zelt, wo er ſtill hielt, und Friedrichen erwartete, der kommen und ihm den Steigbügel halten ſollte. Friedrich, welcher gern der kaiſerlichen Würde allen vorigen Glanz wieder geben wollte, war nicht geneigt, dieſer erniedrigenden Ceremonie ſich zu unterziehen. Pabſt Hadrian der Vierte harrte vergebens darauf, und muſte ſich endlich entſchlieſſen, ohne Hülfe des Kaiſers von ſeinem Roſſe abzuſteigen.

Er ſetzte ſich auf den bereiteten biſchöflichen Stuhl, wohin Heinrich kam und ihm die Füſſe küſte; als er aber aufſtand, vom heiligen Vater auch den Kuß des Friedens zu erhalten, verweigerte ihn dieſer denſelben, weil er ihm die ſchuldige Ehre nicht erzeigt hätte, die den vorigen Päbſten von ſeinen Verweſern, den Kaiſern, aus Ehrfurcht für die Apoſtel Petrus und Paulus, wäre erwieſen worden.

Einen ganzen Tag ſtritten ſich die Fürſten des Reichs mit den Kardinälen über das Halten des Steigbügels. Friedrich weigerte ſich dieſes Dienſtes, und Hadrian wollte ihm die kaiſerliche Krone nicht aufſetzen, wenn er ihn nicht leiſten würde. Einige der Aelteſten unter den anweſenden Fürſten ſagten Friedrichen, daß es von den Kaiſern Lothar und Konrad geſchehen wäre, und riethen ihm, wegen eines ſo geringfügigen Umſtandes keine Vereinigung mit dem Pabſte zu wagen. Da Friedrich fürchtete, hierdurch in der Ausführung ſeiner groſſen Abſichten verhindert zu werden, bequemte er ſich endlich murrend zu einer Ceremonie, die mit ſeiner Denkungsart ſo wenig übereinſtimmte. Kurz nachher hielt er ſeinen Einzug in Rom, und empfing die kaiſerliche Krone.

Unſer Ludwig und Heinrich der Löwe hatten den Kaiſer begleitet. Dieſe beiden Fürſten, die von mütterlicher Seite verwand waren, und ſich ſehr freundſchaftlich begegneten, fanden in Rom Gelegenheit, ſich gemeinſchaftlich mit einer Beſchwerde an den Kaiſer zu wenden.

Hört doch Herr Landgraf — trat einſt Heinrich in Ludwigs Zimmer — welch ſchimpfliches Gemählde von unſerm erlauchten Grosvater ſich in der Laterankirche befinden ſoll. Er liegt zu den Füſſen des Pabſtes Honorius und eine Unterſchrift

ſagt: daß Lothar, nachdem er ein Lehnsmannn des Pabſtes geworden wäre, die kaiſerliche Krone von ihm erhalten hätte.

Das hat ein Pfaffenſchmeichler gelogen — rief Ludwig unwillig aus — und es iſt Pflicht der Enkel Lothars, daß ſie mit der Ehre des deutſchen Reichs auch die ſeinige retten. Aber laſſet uns doch zuvor ſehen, ob man Euch nicht hintergieng!

Deshalb kam ich zu Euch — ſprach Heinrich — Laſſet uns in die Kirche gehen und ſehen, ob es wirklich alſo iſt.

Sie giengen, fanden das berüchtigte Gemählde, und eilten nun zu dem Kaiſer, um ihn zu bitten, daß er in den Pabſt dringen mögte, dieſes anſtößige und lügenhafte Gemählde hinweg zu ſchaffen. Es bedurfte weniger Bitten vom Kaiſer, ein ſolches Verſprechen zu erhalten, denn er fühlte ſich höchlich beleidigt, daß man das Kaiſerthum für ein päbſtliches Lehn ausgeben wollte. Gern erfüllte er die Bitte der Enkel Lothars, da er hierdurch zugleich für die Ehre des deutſchen Reiches handelte. Der Pabſt muſte verſprechen, das anſtößige Gemählde hinweg nehmen zu laſſen, welches aber erſt nach etlichen Jahren, auf wiederholtes Dringen, geſchahe.

1158.

Seit ſeinen Verrichtungen in Italien hatte Ludwig wieder eine Zeitlang daheim in ſeinem Lande gelebt, war auch mit ſeiner Gemahlin nach Wirzburg gegangen, wo Kaiſer Friedrich ſeine Vermählung mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reinalds von Burgund, feierte. Wir wiſſen nicht genau, ob der Sterndeuter aus Griechenland dem Fräulein von Burgund eine ſolche Nativität ſtellte, wie ſie der Kaiſer von ſeiner künftigen Gemahlin zu hören wünſchte, oder ob vielleicht Friedrich, aus Rückſicht auf das reiche Erbe des Fräuleins, denn Beatrix war Reinalds einzige Tochter, den Wahrſager diesmahl nicht fragte. Doch ſahe er, durch die Verbindung mit ihr, nicht nur ſeine Beſitzungen erweitert, ſondern auch bald den Wunſch erfüllt, nach deſſen Erfüllung er ſich an der Seite Adelheidens vergeblich geſehnt hatte. Beatrix wurde die Mutter Heinrichs, der ſeinem Vater auf dem kaiſerlichen Throne folgte.

Friedrich hatte auf ſeinem erſten Zuge nach Italien den Zweck, den er ſich dabei machte, kaum zur Hälfte erreicht. Er beſchlos daher einen zwei-

ten Kriegszug dahin zu unternehmen, fand auch die Fürsten des Reichs bereit dazu. Vorzüglich begleiteten ihn Ludwig, Uladislaus der Schwager desselben und Heinrich der Löwe mit starken Heeren. Ludwig handelte aus Freundschaft, Uladislaus und Heinrich aus Dankbarkeit.

Der leztere war von dem Kaiser in den wirklichen Besitz des Herzogthums Baiern gesetzt worden, zu dem er vor dem ersten Zuge nach Italien nicht hatte gelangen können, und dem Herzoge von Böhmen hatte der Kaiser die königliche Würde erneuert, die seinem Ahnherrn Uladislaus den Ersten schon von Kaiser Heinrich dem Vierten war ertheilt worden. Die Nachkommen des ersten Königs von Böhmen entäusserten sich derselben, bis Uladislaus dem Zweiten die königliche Krone aufs neue ertheilt und von ihm auf seine Nachfolger fort geerbt wurde.

Die Mailänder hatten sich mit einigen andern Städten verbunden, und etliche dem Kaiser getreue Städte feindlich behandelt, weshalb der Kaiser ihre ernstliche Züchtigung beschloß. Nach seinem Eintritte in Italien, wohin er diesmahl ein nicht weniger zahlreiches Heer führte als vor vier Jahren, sendete er mit einer Abtheilung desselben den König Uladislaus und den Landgrafen Ludwig voraus, die Belagerung von Brescia einstweilen zu beginnen.

Diese mächtigste unter denen mit Mailand verbundenen Städten, leistete den Fürsten, die sie belagerten, kräftigen Widerstand, bis endlich Friedrich selbst mit Verstärkung heran kam, die umliegenden Schlösser einnahm und zerstörte, und dann mit seinem zahlreichen Heere auf Brescia losgieng.

Die Bürger, die schon wider Ludwigen und seinen Schwager sich nur vertheidigen, nicht sie zurück schlagen konnten, durften sich keine Hoffnung machen, länger widerstehen zu können, als Friedrch mit einer beträchtlichen Verstärkung ankam. Bessere Bedingungen zu erhalten, eilten sie sich ihm zu ergeben, und auf die Fürbitte Ludwigs und seines Schwagers war auch der Kaiser gegen sie, als er wahrscheinlich ohne dieselbe würde gewesen sein.

Ohne Verzug wollte nun Friedrich vor Mailand rücken, doch lies er sich bewegen, die Mailänder vorher vor sich zu fordern, um sie nicht zu strafen, bevor er sie gerichtet hätte. Zu Brescia erschienen ihre Bevollmächtigten vor dem Kaiser, weil sie aber nur zu vertheidigen suchten, was sie begangen hatten, und von dem Kaiser als höchst sträflich betrachtet wurden, erklärte sie dieser in die Acht und machte sich auf den Weg, sie selbst zu vollstrecken.

Der Fluß Adda hielt ihn auf seinem Zuge auf, weil die Mailänder alle Brücken über denselben

abgeworfen hatten, bis auf eine einzige, die ſie ienſeits mit einem großen Theile ihrer Macht beſetzt hielten. Da es der Kaiſer zu gefährlich fand, den Uebergang über dieſelbe zu wagen, hielt er mit den vornehmſten Befehlshabern des Heeres Rath über ihr fernes Beginnen. Man beſchlos nachzuforſchen, ob nicht in der Nähe eine ſeichte Stelle des Fluſſes zu finden wäre, und unter Andern, die ſich in dieſer Abſicht aufmachten, befanden ſich auch Uladislaus und Ludwig, die ſich auf dem ganzen Zuge immer als treue Gefährten zeigten. Sie ritten abwärts an dem Fluſſe hin, ſtacken mit Stangen in das Waſſer, fanden aber nirgends Grund. Endlich ſah Ludwig nicht fern von dem Fluſſe einen Haufen Bauholz liegen, deſſen er ſich zu ihrer Abſicht glaubte bedienen zu können.

Was meint Ihr — ſprach er zu dem Könige von Böhmen — wenn wir uns auf dieſe Balken ſtellten, und mit unſern Lanzen über den Fluß ruderten.

Das iſt ein treflicher Einfall — rief Uladislaus freudig — Laſſet uns eilig noch mehr von den Unſrigen herbei rufen, daß ſie ſich mit uns überſetzen und die Mailänder von der Seite anfallen können. Wenn dann der Kai-

ser zu gleicher Zeit über die Brücke geht, und sie von vorn angreift, werden sie nicht lange zu widerstehen vermögen.

Mich dünkt nur, gnädige Herren — wendete Günther ein, der den Landgrafen begleitete — daß die Ausführung dieses Verhabens höchst gefährlich ist. denn die Art von Fahrzeugen, deren Ihr Euch bedienen wollt, ist fürwahr sehr unsicher.

Ritter — erwiederte Ludwig — es würden wenig muthige Thaten in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet sein, wenn die Vollbringer derselben iederzeit die Gefahren, die gewöhnlich damit verbunden sind, ängstlich hätten erwägen wollen.

Uns sollen sie nicht abschrecken — zeigte Uladislaus gleichen Muth mit seinem Schwager — denn es wäre traun! eine Schande für den Namen deutscher und böhmischer Krieger, wenn wir vor der Brücke stehen blieben, und geduldig zusähen, wie die Mailänder uns höhnen, daß wir nicht hinüber kommen.

Es freut mich, Herr Schwager — fuhr Ludwig fort — daß Ihr so eines Sinnes mit mir seid. Ich will nun zu unserm gnädigsten Herrn eilen, unsern Entschlus ihm bekannt machen, und dann fragen, welche unter den Thüringern und Böhmen geneigt sind,

um Ruhm zu erwerben, einige Gefahr mit uns zu theilen.

Thut das — sprach Uladislaus — Ich will indessen mit meinen Böhmen hier bleiben und von dem Vauholze Besitz nehmen, damit uns Niemand unserer gefährlichen Schiffe beraubt.

Kaiser Friedrich zeigte die lebhafteste Freude über den Fund, den sein Schwager gethan hatte. Er wollte selbst mit ihm übersetzen, doch blieb er endlich zurück, weil sein Kanzler Reinald, der Erzbischoff von Cölln, mit einigen andern seiner Räthe und der gegenwärtigen Fürsten ihn baten, diese Gefahr nicht zu wagen.

Mit einer kleinen Schaar beherzter Männer aus Thüringen und Böhmen ging Ludwig wieder zurück nach dem Orte, wo König Uladislaus auf ihn wartete. Muthvoll begannen sie die gefährliche Fahrt, kamen glücklich über den Flus und überfielen die Mailänder, die zu gleicher Zeit von dem Kaiser angegriffen wurden. Erschrocken, Feinde auf ihrer Seite zu sehn, und voll Furcht: daß die Angreifenden von den Ihrigen bald verstärkt werden würden, flohen sie zurück in die Stadt, die nun der Kayser mit seinem Heere umlagerte.

Sechs Wochen lang wurde die Belagerung

raſtlos fortgeſetzt, und noch immer wollten ſich die Mailänder nicht ergeben, obgleich in ihrer Stadt eine verheerende Seuche dem Mangel folgte. Wie Verzweifelte wehrten ſie ſich; viele unter den Kriegern des Kaiſers begann die langwierige Belagerung läſtig zu werden, weshalb Friedrich einem Vorſchlage Gehör gab, der ihm von Guido, einem italieniſchen Grafen gemacht wurde. Dieſer, bei den Deutſchen, wie bei den Mailändern, beliebte Mann wollte in die belagerte Stadt gehen, in der Hoffnung, ſie zur Ergebung an den Kaiſer zu überreden.

Die Mailänder verſprachen Geiſſeln zu ſtellen und eine große Geldbuſe zu erlegen, wenn der Kaiſer ihrer ſchonen und ihnen vergeben wollte. Graf Guido machte den bedrängten Bürgern Hoffnung hierzu, und kehrte zurück in das kaiſerliche Lager, wo er zuerſt dem Kaiſer Bericht erſtattete, dann zu dem Landgrafen von Thüringen ging und ihn bat, ihn in das Zelt des Königs zu begleiten, daß nicht weit von dem ſeinigen entfernt war.

Auf Euch gnädige Herren — redete er beide Fürſten an — haben die unglücklichen Mailänder großes Vertrauen geſetzt. Euch, von denen es ſchon durch ganz Welſchland bekannt iſt, daß Ihr Eure Herzen eher dem Mitleid eröffnet, als unſer gnädigſter Herr, wenn das ſeinige einmahl

vom Zorne entflammt iſt, Euch bitten ſie, für ſie zu ſprechen, damit der erzürnte Kaiſer ſie nicht ganz vernichtet. Die Weiber und Kinder dieſer Unglücklichen flehen Euch mit Thränen, die gewis zu Euren Herzen ſprechen werden.

Ja, Herr Graf — antwortete Ludwig — ſie ſprechen eindrucksvoll, und ſo wollen wir auch zu kaiſerlicher Maieſtät reden.

Sie thaten es mit dem beſten Erfolge. Der Kaiſer bewilligte den Mailändern Friede und Gnade.

1160.

Kaum hatte Ludwig einige Monden in dem Schooſe ſeiner Familie verlebt, als er von dem Kaiſer aufs Neue aufgefordert wurde, mit ſeinen tapfern Mannen nach Italien zu kommen. Andere Fürſten hatten den nämlichen Ruf erhalten, weshalb ſie ſich unter einander zu einer Verſammlung nach Erfurt betagten. Auſſer vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, kamen dahin Heinrich der Löwe, Ludwig und Konrad, der jüngere von Jutta's Brüdern.

Der leztere, der vor etlichen Jahren von

dem Kaiſer mit der Pfalz am Rhein war belehnt worden, verweilte, ehe er nach Erfurt ging, einige Tage zu Eiſenach, des Umgangs einer verehrten Mutter und einer geliebten Schweſter zu genieſſen. Alle freueten ſich des Wiederſehens nach einer langen Trennung, und um ihnen dieſe Freude länger zu gewähren, nahm Ludwig ſeine Gemahlin und Frau Agneſen mit ſich nach Erfurt.

Die Züge nach Italien hatten bei den deutſchen Fürſten immer wenig Beifall gefunden, weil ſie gewöhnlich für ihre Krieger ſehr verheerend waren. Raſtlos muſten oft der Kaiſer von ihrem Eintritt in Italien, bis zu ihrer Heimkehr kämpfen, und die Kriege in Welſchland waren noch mörderiſcher wie in Deutſchland, weil eine gegenſeitige Abneigung zwiſchen den Deutſchen und den Welſchen beide Partheien zu gröſſerer Wuth entflammte. Doch weit nachtheiliger als dieſe immer dauernden Gefechte und die Wuth, durch die ſie ſich auszeichneten, wurde den Deutſchen der ungewohnte heiſſe Himmelsſtrich Italiens, der Krankheiten unter ihnen hervorbrachte, die noch eine gröſſere Menge hinwegraffſten als das Schwerd der Feinde.

Viele tapfere Deutſchen, die mit dem Kaiſer Friedrich geſund und ſtark gen Welſchland gezogen waren, hatten ihr Grab daſelbſt gefunden,

oder waren ſiech wieder heim gekehrt; auch waren ſelbſt einige Fürſten erkrankt. Dieſe glaubten ihre Geneſung, nächſt der Vorſicht, nur der Geſchicklichkeit ihrer Aerzte danken zu müſſen, und wollten ſich nicht in neue Gefahr begeben, aus der ſie vielleicht ihre Aerzte nicht wieder würden retten können.

Einige von den Verſammelten zu Erfurt waren daher nicht geneigt, noch einen Zug nach Italien zu machen; beſonders zeigte Heinrich der Löwe vielen Widerwillen; und ihn wünſchte doch der Kaiſer vorzüglich bei ſich, da er ihm, als Deutſchlands mächtigſter Fürſt, das zahlreichſte Heer zuführen könnte.

Ihr Alle — ſprach er zu den übrigen Fürſten — werdet hoffentlich das gute Vertrauen zu mir haben, daß nicht Muthloſigkeit oder Mangel an Treue gegen unſer verehrtes Oberhaupt mich zurück hält, den Willen kaiſerlicher Majeſtät ſogleich zu erfüllen; aber Welſchlands mörderiſche Seuchen koſten mich meiner wackern Krieger zu viel, und ich muß dafür ſorgen, das Land nicht allzuſehr von wehrhaften Männern zu entvölkern, denn den Slaven kann ich fürwahr auch keinen Knaben entgegen ſtellen, und ob ich ſie gleich wacker gedemüthigt habe, ſo kann ich doch keinen Augenblick ſicher ſein, daß dieſes unruhige Volk ſich nicht auflehnt.

Wenn Ihr auch aus Sachſen wenig Krieger ziehen könnt — nahm Ludwig das Wort, beſeelt von dem Eifer, ſeinen Schwager ſo viel nur möglich zu nützen — ſo habt ihr doch im Baierlande der wehrhaften Männer genug, deren Beiſtand Ihr kaiſerlichen Maieſtät um ſo weniger verweigern ſolltet, da Ihr ia ihm das ganze Herzogthum dankt.

Darin, Herr Landgraf irrt Ihr gröblich — brauſte Heinrichs Hitze auf — Baiern gehört mein durch Recht und Geburt, unſerm gnädigſten Herrn kann ich nur dafür danken, daß er mich nicht, wie ſein Verweſer, in meinen angeſtammten Rechten kränkt. Dafür, denke ich, habe ich ſeine Maieſtät ſchon redlich gedankt, denn welcher Fürſt kann ſich rühmen, ihm ſo viel genutzt zu haben?

Das könnte wohl ieglicher unter uns — erwiederte Ludwig — wenn Ihr nicht der Einzige wäret, der durch glückliche Zufälle von ſeinen Vätern, auſſer beträchtlichen Erbländern, auch zwei große Herzogthümer erbte. Mancher unter uns hat fürwahr, nach ſeinen Kräften, mehr gethan, wie Ihr nach den Eurigen; und ich würde mein eigenes Beiſpiel als einen Beweis angeben, wenn ich nicht beſcheidener wäre wie Ihr.

Ge-

Gemach, Ihr Herren — ſuchte Pfalzgraf Konrad einem Zwiſte zwiſchen ſeinen Verwanden vorzubeugen — warum wolltet Ihr Euch ohne Noth ereifern. Ich hoffe, daß der Herr Herzog dem Wunſche des Kaiſers, meines Herrn und Bruders gemäs handeln wird, wenn er erwägt, daß es ihm, einem Fürſten mit ſo ausgebreiteten Beſitzungen, vor allen Andern zukömmt, für die Ehre des deutſchen Reiches mit ſeinem Pannier in das Feld zu rücken.

Ja, gewis, er wird ſeine Lehnsleute verſammeln und mit ihnen ausziehen — fuhr Ludwig in milderm Tone fort — denn er wird eingedenk ſein, daß er dadurch ſeinen erhabenen Verwanden gefällig iſt und daß er durch ſein Zurückbleiben ein böſes Beiſpiel geben würde. Es mögten vielleicht manche Fürſten, die unſern gnädigſten Herrn nur durch Lehnstreue verwand ſind, daheim bleiben wollen, wenn Ihr, Herr Herzog, der ihm durch Blutsfreundſchaft verwand iſt, nicht nach Welſchland ziehen wolltet.

Heinrich erklärte ſich noch nicht beſtimmt, doch hofften die Fürſten, die für den Zug nach Italien ſtimmten, daß er ihnen noch beipflichten würde. Da es aber den mehreſten unter ihnen bekannt war, daß ſich Heinrich der Löwe durch Vorwürfe oder Sturm ſelten etwas abdringen ließe, glaub-

ten ſie die Berathſchlagung ietzt auf einen andern Gegenſtand lenken zu müſſen, weil ſie fürchteten, daß der Landgraf von Thüringen vielleicht in den vorigen Ton zurückfallen mögte. Sie ſchlugen daher vor, die Abgeordneten, welche das Domkapitel zu Mainz an die Verſammlung zu Erfurt abgeſendet hatte, vorzulaſſen.

Das Volk zu Mainz hatte bei einem Aufruhre, in Verbindung mit etlichen Domkapitularen, ſeinen Erzbiſchoff Arnold ermordet, und an ſeiner Stelle den Domherrn Rudolph erwählt. Dieſer, der aus dem Hauſe der Herzoge von Zähringen ſtammte, hatte vielleicht geheimen Antheil an Arnolds Ermordung gehabt; genug ein großer Theil des Domkapitels war unzufrieden über ſeine Erwählung, und beſchickte deshalb die Verſammlung zu Erfurt, über den Aufruhr und die unbefugten Anmaßungen der Mainzer Bürger ſich zu beklagen und um Hülfe zu bitten.

In der Berathſchlagung über das Anbringen der Mainzer äuſſerte Heinrich der Löwe, der gewohnt war, die Biſchoffe in ſeinem Lande ſelbſt zu ernennen und, trotz manchem Widerſpruche, zu inveſtiren, den Einfall, daß die Fürſtenverſammlung zu Erfurt den Mainzern einen andern Erzbiſchoff geben mögte.

Da Ihr, Herr Landgraf — ſprach er zu Ludwigen — Vicedom des Erzſtiftes ſeid, ſo könn-

tet Ihr den Erwählten nach Mainz führen. Zwar gehört das nicht unter die Verrichtungen Eures Amtes, doch denke ich, daß Ihr von kaiserlicher Maiestät mit uns allen, keinen Tadel zu befürchten habt, denn in dringenden Fällen sind schleunige Masregeln nöthig.

Heinrichs Vorschlag war weder nach dem Wunsche Ludwigs, noch der andern Fürsten, weil sie nicht wusten, wie der Kaiser einen solchen Schritt aufnehmen würde; um aber dem Herzoge sich gefällig zu machen, und ihn dann leichter zur Theilnahme am Zuge nach Italien zu vermögen, willigten sie ein, und wählten einen neuen Erzbischoff von Mainz, nachdem die anwesenden geistlichen Fürsten, den von den Mainzern erkohrnen in den Bann gethan, und die Stadt mit dem Interdikte belegt hatten. Heinrich der Löwe lies sich nachher zum Zuge nach Italien bereden, der auch im Frühlinge des nächsten Jahres unternommen wurde.

1161.

Ehe die neuen Hülfsvölker aus Deutschland ankamen, benutzten die Mailänder die Schwäche des

Kaisers. Sie griffen einige ihm ergebene Städte an, und Friedrich konnte nicht eher etwas Wichtiges wider sie unternehmen, bis das deutsche Heer bei ihm eingetroffen war. Nun drängte er die Mailänder zurück in die Mauern ihrer Stadt, und unternahm unverzüglich die Belagerung derselben; mit dem festen Entschlusse: das widerspenstige Mailand zu vernichten.

Die Belagerungen waren in diesen Zeiten mit ungleich grösseren Schwierigkeiten verbunden, wie in den unsrigen, denn man konnte mit den Blyden, Steinwürfen und Mauerbrechern nicht so viel ausrichten, als mit unsern Kanonen und Mörsern. Auch die Belagerung von Mailand gieng nicht so schnell von statten, als es der Kaiser wünschte; um nun die Veste besser beschießen zu können, lies er einen Thurm bauen, auf dem er die Belagerungswerkzeuge wollte bringen lassen. Mit Hülfe einiger tausend Hände wurde dieser Thurm in einer Nacht beinahe vollendet, mit anbrechendem Morgen begannen aber die Mailänder ihn so nachdrücklich zu beschießen, daß die Werkleute in ihrer Arbeit nicht nur gehindert wurden, sondern auch das ganze Gebäude den Einsturz drohte.

Jetzt befahl der Kaiser eine große Anzahl von den vornehmsten mailändischen Bürgern an den Thurm zu binden, damit die Belagerten von dem

Mitleid, gegen ihre Mitbürger zurück gehalten würden, ihre Steinschleudern auf den Thurm spielen zu lassen. Ohne Verzug wurde der Befehl des Kaisers vollzogen; die Belagerten ließen sich aber hierdurch nicht abhalten, rastlos das Gebäude zu beschießen, dessen Vollendung ihrer Stadt Gefahr und Untergang drohte.

Mit zerquetschten Gliedern wimmerten die Unglücklichen am Thurme und fluchten der Grausamkeit des Kaisers. Unter den Belagerten fühlten sich Ludwig und Uladislaus am ersten zum Mitleid gegen sie bewegt, und eilten zum Kaiser, die noch nicht Verwundeten zu retten.

Gnädigster Herr — redete ihn Ludwig an — die List, durch die ihr die Beschießung des Thurmes zu verhindern sucht, ist fürwahr allzugrausam. Am Fuße des Thurms liegt eine schauderhafte Mischung von Blut, Gehirn und andern abgerissenen Gliedern, und das Angstgeschrei der Unglücklichen, verbunden mit den Flüchen, welche die Verzweiflung ihnen auspreßt, macht die Scene noch schrecklicher.

Ich dachte nicht — erwiederte der Kaiser — daß die Mailänder so unmenschlich sein würden, ihre Brüder zu morden.

Ihnen — nahm Uladislaus das Wort — werden es Zeitgenossen und Nachkommen verzei-

ben, daß Vaterlandsliebe und Sorgfalt für ihre Selbſterhaltung lauter in ihnen ſprachen, als Bruderliebe, auf den Charakter Eurer Majeſtät mögte es aber einen Flecken werfen, daß Ihr ſie zu ſolcher Unmenſchlichkeit zwingt.

Nein, das will ich nicht — rief der Kaiſer, und befahl die Unglücklichen loszubinden. Für viele kam die Rettung zu ſpät; neun waren getödtet, noch mehrere gefährlich verwundet.

Dieſes Verfahren des Kaiſers war der Anfang zu einer Reihe ſchauderhafter Grauſamkeiten, welcher ſich die Belagerer und die Belagerten gegenſeitig ſchuldig machten. Durch iede wurde die Verbitterung vergröſſert, zum größten Schmerze aller, die an dieſen Grauſamkeiten keinen Gefallen hatten. Oft wurde der Kaiſer von dieſen gebeten, ſie abzuſtellen, weil dann hoffentlich die Mailänder ihm nachfolgen würden, ſo wie ſie ihm nachgefolgt waren, nachdem er den Anfang damit gemacht hatte. Ernſtlicher als alle Andere ſprachen oft Ludwig und Uladislaus mit ihm; zu ihnen geſellte ſich auch der Pfalzgraf Konrad. Gemeinſchaftlich ſetzten ſie öfters ihre ganze Beredſamkeit gegen den Kaiſer in Bewegung; ihre Worte machten aber wenig Eindruck auf ihn, weil ſeine Erbitterung auf die Mailänder allzugroß war.

Ich fürchte — sprach einst Ludwig im Eifer, daß sich die Deutschen in diesem Feldzuge den Namen der Unmenschen zuziehen werden, und ich muß meine Thüringer davon zu sichern suchen; denn obgleich sie nach meinem Willen an den verübten Grausamkeiten keinen Theil genommen haben: so mögte doch auch sie der Vorwurf treffen, der gegen andere deutsche Völkerschaften nicht ungerecht ist, wenn sie noch lange in Verbindung mit denselben fechten sollten. Bei aller Treue gegen kaiserliche Maiestät und bei aller Freundschaft für den erlauchten Bruder meiner Gattin, würde ich mich daher dennoch genöthigt sehen, diesen Schauplatz der Grausamkeiten mit meinen Lehnsleuten zu verlassen, wenn er es noch lange bleiben sollte.

Uladislaus stimmte seinem Schwager bei, und Pfalzgraf Konrad würde es ohne Zweifel ebenfalls gethan haben, wenn er sich nicht gescheut hätte, seinen Bruder zu beleidigen. Dennoch wurden der Grausamkeiten nicht weniger, weil dem Kaiser aus Erbitterung und natürlicher Härte nur Gerechtigkeit schien, was die mehresten Grausamkeit nannten. Auch befanden sich einige unter den Fürsten, die ihm beistimmten, vorzüglich sein Kanzler und Liebling, der Erzbischoff Reinald, der sich eben dadurch die Gunst des Kaisers erwor-

ben hatte, weil er ihm nie widersprach, sondern immer die Trefflichkeit seiner Beschlüsse und Handlungen rühmte. Reinald sagte ihm so oft: daß Geächtete und Gebannte kein Mitleid verdienten, bis jede Regung des Mitleids aus dem Busen des Kaisers verschwand, und den Empfindungen der Rache Platz machte.

Der Kaiser hatte sich einst auf eine kurze Zeit von dem Heere entfernt, und auf ein nah gelegenes Schloß begeben. Die Mailänder, welche dies sahen, wollten seine Abwesenheit benutzen, und die beiden Fürsten, deren wirksame Fürsprache sie schon einmahl empfunden hatten, aufs Neue um ihre Verwendung bitten. Sie sendeten einen Herold an den König von Böhmen und den Landgrafen von Thüringen, um sicheres Geleit für ihre Bürgermeister zu bitten, die sich mit diesen Fürsten zu unterreden wünschten.

Im Zelte des Königs von Böhmen, wo sich eben Ludwig befand, war auch Pfalzgraf Konrad gegenwärtig, der die Beendigung der blutigen Fehde mit den Mailändern so sehnlich wünschte, wie seine beiden Verwanden. Er vereinigte sich deshalb mit ihnen, den Mailändern das verlangte sichere Geleit zu versprechen, denn alle hofften von ihren Bürgermeistern annehmliche Vorschläge zum Frieden zu hören.

Voll Vertrauen auf das Fürwort dieser mit-

leidigen Fürſten machten ſich die Bürgermeiſter von Mailand auf den Weg, wurden aber von den Reiſigen des Erzbiſchoffs von Cölln, denen ſie zuerſt vorbei muſten, feindlich behandelt und angehalten. Vergebens beriefen ſie ſich auf das erhaltene Geleit; die cölniſchen Reiſigen bemächtigten ſich ihrer und führten ſie gefangen zu ihrem Erzbiſchoff. Zu dieſem eilten nun Uladislaus, Ludwig und Konrad, beſchwerten ſich über ſein widerrechtliches Beginnen, und verlangten die Freiheit der Männer, denen ſie Sicherheit verſprochen hatten. Hartnäckig verweigerte ſie ihnen der Erzbiſchoff, und berief ſich auf die Entſcheidung des Kaiſers, daher Ludwig mit ſeinen Begleitern von ihm ſcheiden muſte, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Herr Reinald hatte ſeine beſondern Urſachen, auf das, den Mailändern verſprochene ſichere Geleit keine Rückſicht zu nehmen; Ehrgeiz und Eigennutz forderten ihn auf, denſelben nicht zu achten. Er fand ſich beleidigt, daß ſich die Mailänder mit ihrer Bitte nicht an ihn gewendet hatten, was ſie aber freilich nicht konnten, da ſie in ihm den unverſöhnlichſten ihrer Feinde fürchteten.

Einige der benachtbarten Städte, die Mailands Größe beneideten, zum Theil auch gerechte Urſache hatten, über dieſen Nachbar unzufrieden zu

ſein, wünſchten die gänzliche Vernichtung dieſes Staates, und da ſie wuſten, wie viel Reinald über den Kaiſer vermogte, hatten ſie ihm beträchtliche Summen geboten, wenn er ihn zur Erfüllung ihres Wunſches überreden würde.

Dies wurde dem Erzbiſchoff nicht ſchwer, da der Kaiſer ohnehin glaubte, der Herrſchaft über Italien nicht eher gewis ſein zu können, bis er das mächtige Mailand zerſtört hätte. Reinald kannte die mildern Geſinnungen der Fürſten, die den Mailändern ſicheres Geleit ertheilt hatten, und fürchtete von ihren gemeinſchaftlichen Verwendungen für die Mailänder, bei Friedrichen. Veränderung ſeines Entſchluſſes, und, als Folge, Verluſt der Summen, die ihm von den Neidern der Belagerten waren verſprochen worden.

Reinald übergab die Gefangenen ſeinen Reiſigen zur ſichern Verwahrung; er ſelbſt gieng dem Kaiſer entgegen, ihn von dem ganzen Vorgange zu benachrichtigen, und zu ſeinem Vortheile einzunehmen. Er ſuchte ihm das Verfahren Ludwigs mit ſeinem Freunde als eine unrechtmäßige Handlung vorzuſtellen, und ihn zu überreden, daß man überhaupt nicht verbunden wäre, denen, die im Banne lebten, ein Verſprechen zu halten. Der Kaiſer billigte, was ſein Kanzler gethan hatte, und achtete der Beſchwerden nicht, die Ludwig und Uladislaus über Reinalden bei ihm vorbrachten.

Fürſtenwort — ſprach Ludwig — muß heilig ſein; ihm muß man kühnlich trauen können. Es iſt daher eine große Schmach für uns, daß einer unſerer Mitfürſten, ſonder alle Befugnis einem Verſprechen entgegen handelt, das wir ertheilten. Es iſt ungerecht, Männer gefänglich anzuhalten, die im Vertrauen auf unſer gegebenes Wort zu uns kamen.

Es iſt ihre eigene Schuld — erwiederte der Kaiſer — daß ſie unvorſichtig waren, dieſes Verſprechen ſich nicht von allen Fürſten geben zu laſſen. Und warum wendeten ſie ſich auch überhaupt mit ihrer Bitte nicht an mich, wie es doch ziemlich geweſen wäre.

Ohne Zweifel wuſten ſie nicht — begann Uladislaus — daß Eure Maieſtät eine ſo unſchuldige Handlung erzürnen würde, ſo wie wir nicht zweifelten, daß es uns vergönnt wäre, Männer, die mit uns ſprechen wollten, zu hören.

Nachdrücklich drangen Ludwig und Uladislaus auf die Freilaſſung der Bürgermeiſter von Mailand, welche die Mailänder ebenfalls verlangten, indem ſie ſich auf das erhaltene ſichere Geleit beriefen. Die Fürſten, welche dieſes gegeben hatten, betrachteten es, nicht ohne Recht, als eine Beleidigung ihrer Ehre, daß es der Erzbiſchoff von Cölln gebrochen hatte, und daß der Kaiſer ihm Recht ſprach. Sie wurden unzufrie-

den über den Kaiſer, da er ihren Vorſtellungen ſo ganz kein Gehör gab.

Fürwahr, gnädigſter Herr — brach Ludwigs Unwille aus — wir hätten geglaubt für unſere treuen Dienſte mehrere Gerechtigkeit bei Euch zu finden.

Ihr würdet wohl thun, Herr Landgraf — rief der Kaiſer zornig — wenn Ihr ſtatt unſere Gerechtigkeit frevelnd meiſtern zu wollen, lieber dafür ſorgtet, daß daheim in Eurem Lande Recht und Gerechtigkeit gehandhabt würden.

Ich hoffe, daß dies geſchieht — erwiederte Ludwig.

Mit nichten — fuhr der Kaiſer fort — Eure Gemahlin und Euer Bruder treiben loſe Händel. Sie baut auf dem Grunde und Boden des Grafen von Veichlingen ein Luſthaus, und er hört nicht auf die Beſchwerden des Grafen, ſo daß dieſer ſich gemüſſigt ſieht, uns damit zu behelligen. Wir befehlen Euch, ihnen ſchleunigſt abzuhelfen.

Und was entſcheidet Eure Majeſtät über unſere Bitte — nahm der König von Böhmen das Wort — damit wir dem Herold der Mailänder, die auf die Erfüllung unſeres

Verſprechens dringen, eine Antwort geben können.

Ihr habt bereits unſere Entſcheidung — gab ihnen der Kaiſer zur Antwort — die Bürgermeiſter der aufrühriſchen Stadt Mailand bleiben verhaftet.

So verzeihe Eure Maieſtät — fuhr Uladislaus fort — wenn ich bey aller Verehrung gegen meinen gnädigſten Herrn und bei der Erkenntnis der ſchuldigen Lehnstreue, den Mailändern beweiſe, daß ich wenigſtens mein Wort weder gebrochen habe, noch brechen will. Ich verſprach ihnen ſicheres Geleit; und vor mir können ſie gehen, wohin es ihnen gefällt.

Ich ſtimm dem Könige von Böhmen bei — fügte Ludwig hinzu, und will nun auch die Klagen des Grafen von Veichlingen ſelöſt unterſuchen.

Schnell entfernten ſich beide, und lieſſen den Kaiſer erſtaunt über ihre That zurück. Auf dem Wege erzählten ſie etlichen andern Fürſten den Entſchlus: mit ihren Heeren abzuziehen. Sie hatten ihn ſchon gefaſt, ehe ſie zu dem Kaiſer gegangen waren, führten ihn auch noch des nämlichen Tages aus, ohne ſich von dem Kaiſer zu beurlauben.

Wenn sich Ludwig in seinem Lande befand, lebte er abwechselnd auf der Wartburg und auf dem Schlosse Neuenburg, worin ihm seine Gemahlin, wenn er abwesend war, gleich handelte. Auf dem Wege von einem dieser Schlösser zum andern zog einst ein anmuthiger Hügel ihre Aufmerksamkeit auf sich, den sie vorher schon oft vorüber geritten war, ohne auf ihn zu achten.

Ich glaube — sprach sie zu ihren Begleitern — daß sich oben auf diesem Hügel dem Auge eine treffliche Aussicht darbieten muß.

Sie stieg ab von ihrem Rosse, ging den Hügel hinauf, und fand die Aussicht noch schöner wie sie geglaubt hatte. Man konnte von einer Seite die Wartburg erkennen, auf der andern beinahe bis nach Neuenburg hinsehen.

O wie herrlich wäre es — rief sie mit Ausdruck der Freude aus — wenn hier eine Burg oder ein Lusthaus stände, von dessen Höhe herab man noch weiter umher schauen könnte. Es ist hier eben der halbe Weg, und ich könnte dann immer ein wenig rasten, und mich an der lachenden Aussicht ergötzen.

Und was hindert meine gnädige Frau — sprach eine von den Jungfrauen der Landgräfin — hier an diesem reizenden Orte ein schönes Lusthaus hervor gehen zu lassen?

Das will ich auch, erwiederte Jutta, ging mit dieſem Entſchluſſe nach der Wartburg, und gab Befehl, den Bau eines prächtigen Luſthauſes unverzüglich anzufangen, auch ſo viel nur möglich zu beſchleunigen. Beides geſchahe ſo ganz nach dem Willen der Landgräfin, daß der Bau in vier Wochen ſchon ſehr weit gediehen war; iezt kam aber der Graf Friedrich von Beichlingen zu dem Landesverweſer Ludwig und äuſſerte große Verwunderung gegen ihn, daß es der Landgräfin gefiele, eines Ortes ſich anzumaßen, der ihm gehörte. Graf Friedrich war nicht daheim geweſen, als der Bau angefangen wurde, kam aber nun, da man ihn davon benachrichtigt hatte, ſchnell zurück, um ihn zu verhindern.

Frau Jutta hatte große Freude an ihrer neuen Schöpfung; der Gedanke: ſie wieder zerſtören zu müſſen, war ihr zuwider, und es fanden ſich bald einige unter ihren Höflingen, welche behaupteten, daß der Graf von Beichlingen den Hügel unrechtmäßigerweiſe in Anſpruch nähme. Dietrich von Erfa ſagte zwar das Gegentheil, ſo viel aber auch ſonſt ſein Wort bei der Landgräfin galt: ſo wollte ſie diesmahl doch lieber Andern glauben, um nur den Bau fortſetzen zu können, von deſſen Vollendung ſie ſich ſo viele Freude verſprach. Der

Graf von Veichlingen wurde also nicht gehört, und weil er sich scheuete, den Bau durch Gewalt zu verhindern, was ihm dem Mindermächtigen leicht sehr gefährlich hätte werden können, wurde dieser so eifrig fortgeführt, daß das Lusthaus bei der Rückkehr des Landgrafen aus Welschland schon in seiner vollen Pracht da stand.

Ludwig, um seiner Gemahlin die Freude über ihr Werk nicht zu verbittern, machte er ihr keine Vorwürfe über eine Handlung, die er misbilligte, bewies aber, daß er den Vorwurf nicht verdiente, den ihm der Kaiser in Italien gemacht hatte. Den Tag nach seiner Ankunft auf der Wartburg, begab er sich selbst zu dem Grafen von Veichlingen.

Ich komme, Herr Graf — redete er ihn an — mit Euch zu unterhandeln. Ich weis, daß der Platz, auf den meine Gemahlin bauete, Euer gehört, sie wuste es aber nicht, und glaubte das Gegentheil, weil es ihr einige Höflinge, aus unzeitiger Gefälligkeit gegen ihren Einfall, versicherten. Sie hat viele Freude über ihr Lusthaus, die ich ihr nicht gern vereiteln mögte, auch ist das Gebäude so schön, daß es schade wäre es wieder zu zerstören. Seid daher gegen mich und meine Gemahlin so gefällig, mir den Platz, auf den es gegründet ist, und von

dem

em Ihr ohnehin wenig Nutzen habt, für eine Summe Geldes, die Ihr selbst bestimmen mö-et, abzulassen.

Es war zwar mein Wille — antwortete Graf Friedrich — das Erbe meiner Väter um keinen Fuß breit zu verkleinern; hier aber muß ich illig eine Ausnahme machen, und ich würde mich ge-biß bei kaiserlicher Majestät nicht beklagt haben, wenn der Herr Landesverweser auf solche Weise mit mir gesprochen hätte, wie Euer Gnaden.

Da Ludwig nicht karg war, wurden sie des Handels bald einig. Frau Jutta genoß mit ih-en Kindern manche frohe Stunde auf dem neu-n Lusthause, bei welchem die Stadt Weissensee rbauet wurde. Auch späterhin verweilten vie-e Landgrafen gern in dem lieblichen Baumgarten ei Weissensee.

1162.

So wenig auch Ludwig im Schooße seiner Fami-ie lebte, so sorgfältig war er doch bemüht, sei-nen Söhnen eine gute Bildung zu geben. Die Männer, die er zu ihren Lehrern bestellt hatte, machten sich seines Vertrauens würdig. Bei ih-rer Rückkehr sahe Ludwig die Fortschritte seiner

Söhne, und war mit ihnen im Allgemeinen sowohl zufrieden, wie mit ihren Lehrern.

Nur Ludwig der älteste und Heinrich der jüngste von ihnen hatten seinen Beifall nicht ganz, weil er an dem erstern zu vielen Hang zur Leichtglaubigkeit und Andächtelei bemerkte, der ihm beinahe noch weniger gefiel, als die nicht zu bezähmende Wildheit des leztern.

Friedrich, der dritte der vier Brüder, war von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt worden, bezeigte auch keine Abneigung dagegen. Ihn gedachte er auf die Universität nach Paris zu bringen, damit er Gelegenheit hätte, sich mehrere Kenntnisse zu erwerben, als auf den niedrigern Schulen in Deutschland. Friedrich hatte Anfangs allein nach Paris gehen sollen; bald aber entschlos sich der Landgraf, daß auch seine Brüder ihn begleiten sollten, damit auch sie sich auf der hohen Schule zu Paris Kenntnisse sammeln könnten, durch die sie sich über die mehresten ihrer Zeitgenossen zu erheben vermögten. Er glaubte auch den Aufenthalt an dem glänzenden Hofe Ludwig des Siebenten nüzlich für sie, und machte sich daher mit ihnen auf den Weg, um sie den gröſten Theil desselben zu begleiten, wobei er zugleich die Absicht hatte, sich mit dem Kaiser völlig wieder auszusöhnen.

Ludwig war unzufrieden mit dem Kaiſer, dieſer unwillig auf ihn. Jutta, welche nachtheilige Folgen dieſes Zwiſtes fürchtete, und zwei Männer wieder zu vereinigen wünſchte, die ihr beide ſo werth waren, ſchrieb an ihren jüngern Bruder Konrad, und forderte ihn auf, alles anzuwenden, um die Verſöhnung ihres Gemahls mit dem Kaiſer zu bewirken. Konrad fühlte in ſich ſelbſt ſchon Aufforderung hierzu, er verband ſich mit dem Mündel des Kaiſers, dem jungen Friedrich; beide bemühten ſich das Misverſtändnis beizulegen, in welchem ihr Bruder und Oheim mit einem Manne ſtand, der ſeit ſo vielen Jahren ſein Freund geweſen war; und Konrad brachte es bald ſo weit, daß er ſeinem Schwager die Verſicherung geben konnte: er würde von dem Kaiſer wohl aufgenommen werden, wenn er nach St. Jean de Laune zur Kirchenverſammlung käme.

Es ſtritten ſich damahls zwey Päbſte um den Stuhl Petri, von denen Alexander in dem gröſſen Theil Italiens, in Frankreich und England, Viktor hingegen von dem Kaiſer, in ganz Deutſchland, in Ungarn und den nordiſchen Königreichen anerkannt wurde. Friedrich wünſchte, daß man den durch ſeine Vermittelung erwählten Pabſt in der ganzen Chriſtenheit für den ein-

zigen rechtmäßigen erkennen mögte, und berief deshalb eine Kirchenverſammlung nach St. Jean de Laune, zu welcher er auch den König von Frankreich mit ſeinen Biſchöffen einlud.

Bis an dieſen Ort wollte alſo Ludwig ſeine Söhne bringen, und ſie dann, im Gefolge des Königs von Frankreich, an den Ort ihrer Beſtimmung abgehen laſſen. Glücklich langte er mit ſeinen Kindern an, und wurde des andern Tages vom Pfalzgrafen Konrad zum Kaiſer geführt, deſſen freundlicher Empfang ihm bewies, daß er nicht mehr zornig auf ihn war.

Die Söhne Ludwigs blieben etliche Jahre zu Paris. Nach ihrer Heimkehr nahm der älteſte Theil an der Regierung des Landes, ſtand ihr auch allein vor, wenn ſich ſein Vater abweſend befand, Friedrich kam in das Stift St. Stephan zu Mainz, wo er bald Pabſt wurde.

1166.

Seit der Fürſtenverſammlung zu Erfurt waren Ludwig und Heinrich der Löwe nicht mehr ſo freundſchaftlich gegen einander, wie vor derſelben. Den Herzog hatte der Vorwurf ver-

droſſen, den ihm Ludwig damahls, aus Eifer für den Kaiſer, machte, und unſer Ludwig war unzufrieden, daß ihm Heinrich zuweilen im Umgange mit ihm ſeine Erhabenheit über ihn empfinden lies. Denn Heinrich der Löwe, ſollt Ihr wiſſen, war zwar ein großer, achtungswerther Fürſt, hatte aber in der Gewohnheit, bisweilen gegen weniger mächtige Fürſten, den Stolz blicken zu laſſen, der ſeinem Vater einen Beinamen zugezogen hatte.

Die gegenſeitige Kälte zwiſchen dieſen beiden Fürſten wurde von einigen alten Gegnern des Herzogs von Sachſen bemerkt, die ſie zu benuzen, und, auf Seiten Ludwigs, bis zur Feindſchaft zu verſtärken gedachten. Viele Fürſten beneideten Heinrich den Löwen um ſeine Größe, vorzüglich waren einige Biſchöffe ihm abgeneigt, weil er ſich in geiſtlichen Dingen Rechte anmaßte, die um dieſe Zeit ſelbſt die Kaiſer nicht auszuüben wagten. Der Vornehmſte unter denſelben, Hartwig, der Erzbiſchoff zu Bremen, war wider den Herzog höchſt aufgebracht, weil er einen Biſchoff inveſtirt hatte, der nach Hartwigs Behauptung von ihm, als dem Erzbiſchoffe von Bremen, die Inveſtur hätte erhalten ſollen. Hartwig bemühte ſich einen Bund wider den Herzog aufzurichten, welches ihm auch, bei

der allgemeinen Abgunſt wider den mächtigen Heinrich bald gelang. Mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten vereinigten ſich mit ihm, Heinrichen gemeinſchaftlich mit Kriege zu überziehen, verzögerten aber die Ausführung ihres Vorhabens noch einige Zeit, um ſich durch den Beitritt anderer Fürſten noch mehr zu verſtärken.

Beſonders waren die Verbundenen bemüht, den Landgrafen von Thüringen, deſſen Macht in der Dauer ſeiner Regierung, durch Kauf und beſſere Benutzung der älteren Beſitzungen, beträchtlichen Zuwachs erhalten hatten, für ihre Partei zu gewinnen. Man ſuchte ſeinen Neid aufzuregen, daß er, der ebenfalls ein Enkel Lothars wäre, nicht ſolche ausgedehnte Länder beſäße wie Heinrich. Dies geſchah durch zwei ſeiner Höflinge, die von Heinrichs Gegnern waren gewonnen worden. Lange widerſtand Heinrich, endlich aber führte die Begierde ſich zu vergrößern, von welchen er, wie die mehreſten Fürſten, nicht ganz frei war, den Wunſch herbei: Dies, nicht ohne Recht, auf Koſten des Herzogs Heinrichs zu können. Ihr alle, liebe Leſer! werdet wiſſen, wie leicht es iſt, wenigſtens ſcheinbar gerechte Urſachen zum Kriege zu finden, ſobald ſie geſucht werden, und Ludwig fand ebenfalls eine ſolche Urſache.

So bald der Erzbiſchoff Hartwig erfahren hatte, daß es nun wohl wenig Mühe mehr koſten würde, den Mann, den er eine Zeitlang hatte vorbe-

reiten laſſen, zum Kriege mit Heinrich den Löwen zu bereden, ſendete er in geheim einen Vertrauten an ihn, um ihn zu überzeugen, wieſehr er, mit ſeinem Stifte, von dem Herzoge in allen, längſt beſeſſenen Rechten gekränkt würde.

Es würde uns zu weit von unſerm Zwecke abführen, wenn wir umſtändlich erzählen wollten, was Hartwigs Vertrauter dem Landgrafen ſagte; wir wollen daher nur kurz berühren, daß er alles auf eine Art vorzubringen wuſte, die den Landgrafen völlig für die gerechte Sache des Erzbiſchoffs einnahm.

Der Geſandte klagte, im Namen ſeines Herrn, daß der Kaiſer durch die Beſchäftigung mit den italieniſchen Angelegenheiten zurück gehalten würde, ihm Gerechtigkeit zu verſchaffen, und daß er deshalb wäre genöthigt worden, bei einigen gerechten und menſchenfreundlichen Fürſten Hülfe zu ſuchen. Verſchiedene hätten ihm auch bereits verſprochen ſeiner Kirche mit Gewalt wieder zu den Rechten zu verhelfen, die ihr ebenfalls gewaltſam wären entriſſen worden; ſie glaubten ſich aber noch nicht ſtark genug wider den mächtigen Herzog, wenn nicht ihrem Bunde der Landgraf beiträte, den er alſo freundlich und dringend darum bitten wollte.

Ludwig lies ſich zu dem Verſprechen verleiten, dem bedrängten Erzbiſchoff mit ſeiner ganzen Macht beizuſtehen, und nun machten alle

Verbundene Vorbereitungen zu der beſchloſſenen Fehde, welches iedoch ſo heimlich geſchahe, daß Heinrich bei aller Achtſamkeit, nichts davon bemerkte.

Man hatte den Landgrafen zu überreden gewuſt, daß es der Kaiſer nicht ungern ſehen würde, wenn man Heinrich den Löwen ein wenig demüthigte, da er durch den geäuſſerten Widerwillen gegen den letzten Zug nach Italien, deutlich bewieſen hätte, daß er gegen kaiſerliche Maieſtät nicht alſo geſinnt wäre, wie es einem getreuen Lehnsmanne zukäme. Er ſcheuete ſich deshalb um ſo weniger eine Fehde zu beginnen, die die Beſchützung eines geiſtlichen Fürſten zur Abſicht hatte.

Hartwig wendete ſich nun noch einmal mit ſeinen Beſchwerden an Heinrich den Löwen, und als er nicht von ihm gehört wurde, ſendete er ihm einen Abſagebrief, den alle verbundene Fürſten unterſchrieben hatten. Zu gleicher Zeit fielen die Verbundenen auf verſchiedenen Seiten in Heinrichs Land, waren glücklich in ihrem Unternehmen, in welchem Ludwig beſonders groſſe Fortſchritte machte.

Da dieſer Schlag Heinrich den Löwen unvorbereitet traf, konnte er ihn nicht ſo ſchnell abwenden, wie es ſeine groſſe Macht allerdings geſtattete. Er muſte es dulden, daß man ſeine Länder verheerte, und manche Veſte eroberte, aber im Frühlinge des

folgenden Jahres erſchien er treflich gerüſtet im Felde, und wendete ſich mit ſeiner Macht zuerſt gegen die beiden Fürſten, deren Waffen im vorigen Jahre am ſiegreichſten geweſen waren, gegen unſern Ludwig und den Erzbiſchoff Wichman von Magdeburg. Hierdurch ſahen ſich beide nicht nur in ihren Eroberungen aufgehalten, ſondern auch den Krieg in ihre eigene Länder geſpielt, die ſie nun gegen den Herzog vertheidigen muſten.

In der Dauer dieſer Fehde kam Kaiſer Friedrich nach Deutſchland zurück. Er bezeigte ſein Misfallen über den ausgebrochenen Krieg, ermahnte die ſtreitenden Parteien, die Waffen niederzulegen, und berief ſie auf den Reichstag nach Bamberg, wo er ſie wieder verſöhnte.

1172.

Der Kaiſer hatte beſchloſſen, einen Kriegszug nach Polen zu machen, zu welchem die nähern Veranlaſſungen auſſer unſerm Plane liegen. In der Dauer der Vorbereitungen zu demſelben ſchlug er zu Erfurt Ludwigs älteſten Sohn zum Ritter.

Ludwig feierte dieſen Ehrentag ſeines Sohnes mit vielem Gepränge. In dem ausgeſchriebenen Turnier erwarb ſich der neue Ritter großen Ruhm,

und Landgraf Ludwig brach selbst etliche Lanzen, wobei er sich des unvergeslichen glücklichen Tages lebhaft erinnerte, da er zu Frankfurt, bei der Vermählungsfeier der Mutter Heinrichs des Löwen turnierte, der Liebe seiner Jutta und der Erfüllung des Wunsches: daß sie sein werden mochte, gewiß wurde. Er umarmte seine theure Gattin, und beide empfanden, daß sie jetzt einander noch so werth waren, wie vor dreißig Jahren, obgleich Jahre ihrer gegenseitigen Liebe die erste Glut benommen hatten.

Bald nachher machte der Kaiser seinem Schwager einen Besuch zu Neuenburg. Das Schloß erhielt seinen Beifall wegen seiner Lage und schönen Bauart, doch meinte der Kaiser, daß es mit einer stärkern Mauer umzogen sein sollte. Zwei Tage nachher bat ihn Ludwig des Morgens, daß er aus dem Fenster sehen und urtheilen mögte, ob die Mauer, womit er das Schlos umzogen hätte, fest genug wäre. Lächelnd führte er ihn zum Fenster, wo der Kaiser etliche tausend Reisige treflich bewaffnet, in dicht geschlossenen Reihen, um das Schloß herum gestellt sahe. Mit einem Freudenruf begrüßten sie den Kaiser, der zu dem Landgrafen sprach: traun, Herr Schwager, das ist eine köstliche und feste Mauer!

Ludwig hatte schon etliche Tage vorher seine Lehnsleute aufgeboten, mit welchen er den Kaiser nach Polen begleiten wollte. Jetzt waren sie

von ihm nach der Neuenburg berufen worden, dem Kaiser das Schauspiel zu geben, das ihm so wohl zu gefallen schien.

Durch den Feldzug nach Polen wurde Ludwigs kriegerischer Ruhm vermehrt, wir können aber Euch, liebe Leser! keine umständliche Darstellung seiner Thaten machen, weil wir Euch sonst am Ende dieser Geschichte noch auf einen neuen Schauplatz führen, der Angelegenheiten Polens näher erwähnen, und eine Menge Namen nennen müßten, die in dieser Geschichte noch nicht vorkamen. Es sei uns daher genug, uns nur bei einer einzigen Begebenheit Ludwigs ein wenig zu verweilen.

Der Landgraf ritt einst mit wenigen Begleitern auf Kundschaft aus. Er wurde auf dem Wege von einem breiten Graben aufgehalten, von dem er sich jedoch nicht wollte verhindern lassen.

Unsere Rosse — sprach er zu seinen Begleitern — sind ja wohl ohne Ausnahme so gute Springer, daß wir ohne Gefahr hinüber setzen können.

Günther beiahte das erstere, erinnerte aber doch den Landgrafen, daß bei diesem Unternehmen viele Gefahr wäre, weil der Graben sehr breit und tief war.

Ritter — erwiederte Ludwig, als ich über die Adda setzen wollte, dünkte es Euch auch zu gefährlich, und dennoch kamen wir glücklich hinü-

ber. Es wird auch hier gehen. Wohlan, wer Muth hat, folge mir nach!

Jetzt spornte er sein Roß, das aber zum großen Schrecken seiner Begleiter, den Graben nicht übersprang. Der Landgraf stürzte, und als er mühsam aus dem Graben war herausgezogen worden, verofſenbarte es sich, daß er einen Schaden auf der Brust bekommen hatte. Dieser wurde die Ursache seines Todes. Krank kam er nach Thüringen zurück, wo er noch etliche Wochen siechte, und dann sein Leben endigte, von den mehresten seiner Unterthanen herzlich betrauert, obgleich viele seiner Edeln sich freueten, daß er diesmahl nicht wieder vom Prunkbette aufstand.

Jutta überlebte ihren Gemahl noch neunzehn Jahre, und hatte den Schmerz, ihren Erstgebornen sich vorangehen zu sehen, welchem Herrmann in der Regierung folgte. Friedrich verlies den geistlichen Stand bald wieder, und wurde Besitzer der Grafschaft Ziegenhain.

Das Fräulein Jutta, das Abbild ihrer würdigen Mutter, vermählte sich kurz nach dem Tode ihres Vaters, mit dem Grafen Herrmann von Ravensberg. Gegenseitige Liebe war der Grund dieser Ehe, deren Glück zur größten Freude der Landgräfin, durch nichts gestört wurde.

Ludwig der Eiserne, von dem man sich, so lange er lebte, in ganz Deutschland viel zu erzählen

wuſte, gab bald nach ſeinem Abſcheiden neuen Stoff zur Unterhaltung.

Wenig Tage nach ſeiner Beerdigung wurde ſein Nachfolger Ludwig, der ſich durch ſeinen Lebenswandel, vorzüglich aber durch ſeine Freigebigkeit gegen Kirchen und Klöſter, den Beinamen der Fromme erwarb, durch ein Geräuſch in ſeinem Schlafgemach, um die Stunde der Mitternacht aus der Ruhe aufgeſchreckt. Er blickte auf, und ſahe die Geſtalt eines gewaffneten Mannes, der über der Rüſtung mit einem langen Talar bekleidet war.

Er näherte ſich ſeinem Lager, und als er bis zu ihm gekommen war, hob er flehend dreimal die Hände in die Höhe und wandelte dann wieder zum Zimmer hinaus. Zitternd und mit empor ſtrebendem Haar lag Ludwig einige Augenblicke, dann rief er angſtvoll den liebſten ſeiner Leibknappen herbei, der in einem Seitengemach ſchlief. Werinbar erſchien, und hörte von dem Landgrafen die Erzählung der gehabten Erſcheinung. Er ermahnte ihn, darüber nicht zu erſchrecken, weil es ohne Zweifel der abgeſchiedene Geiſt ſeines Vaters geweſen wäre, der ihn um Erlöſung aus den Flammen des Fegfeuers gebeten hätte.

Nein — ſprach Ludwig — die Hülle dieſes Geiſtes glich nicht meinem Vater, wohl aber den Abbildungen, die ich, im Bilderſaale auf

der Wartburg und auf seinem Leichensteine zu Reinhardsbrunn, von meinem Grosvater gesehen habe.

Der seelige Herr — erwiederte Werinhar — hat sich noch nie sehen lassen, sollte er iezt erst anfangen zu spucken! Aber mit Gunst, gnädiger Herr, wer weis auch, ob Ihr recht gesehen habt, ob Euch nicht überhaupt Eure lebhafte Einbildungskraft getäuscht hat, in dem sie Euch als Wirklichkeit vorstellte, was vielleicht nur Traum war.

Nein, Werinhar, — rief Ludwig — es war kein Traum; wachend und bei dem vollen Gebrauche meiner Sinne sahe ich die Gestalt, die ich Dir beschrieben habe.

So weis ich Euch, gnädiger Herr — fuhr Werinhar fort — keinen bessern Rath zu geben, als daß Ihr die künftige Mitternacht erwartet, und wenn sich Euch die Erscheinung aufs Neue zeigt, sie muthig anredet, und ihr Begehren zu wissen verlangt. Vor dem Geiste des Grosvaters darf sich ja der Enkel nicht fürchten.

Werinhar muste die nächste Nacht bei seinem Herrn bleiben, der voll banger Erwartung der zwölften Stunde entgegen harrte. Als sie bald verstrichen war, erschien der Geist und handelte wie gestern.

Wer bist Du und was willst Du von mir — rief ihm der Landgraf zu.

Er erhielt keine Antwort; der Geist zeigte auf seinen Mund, um anzuzeigen, daß er nicht sprechen dürfte, hob die Arme dreimahl bittend empor, und schwebte wieder hinweg.

Ich fürchte, gnädiger Herr, begann jetzt Warinhar — daß es um die Seele Eures Herrn Vaters übel steht, und daß Euer Grosvater sich aufgemacht hat, Euch davon Anzeige zu geben, so viel ihm vergönnt ist. Ich hab von der Geisterwelt wenig Kenntnisse, wenn es Euch aber gefällt in dieses Geheimnis tiefer blicken zu wollen, als gewöhnliche Menschen es vermögen, so erlaubt, daß ich meinen Bruder Bernhard zu Euch führe, der auf der hohen Schule zu Paris die schwarze Kunst erlernt hat, und dann in Egypten gewesen ist, wo ihn die Weisen, die in den Piramiden hausen, zu ihren Geheimnissen geweihet haben.

Bernhard wurde den darauf folgenden Morgen herbei gerufen, wo der Landgraf gegen ihn den Wunsch äusserte, von dem Zustande der Seele seines Vaters näher unterrichtet zu werden.

Dies soll geschehen, gnädiger Herr — antwortete Bernhard — doch zweifle ich, daß ich sie Euch werde herbei rufen können. Zwar kann ich mir durch meine Kunst, die ich vorzüglich den Weisen in den Piramiden danke, schier alle Gei-

ſter dienſtbar machen, aber diejenigen abgeſchiedenen Seelen, die für ſchwere Verbrechen büßen, vermag keine menſchliche Kraft aus den Feuerſchlünden zu zaubern, worein ſie im Pfule der Hölle gefangen gehalten werden. Andern iſt es zwar vergönnt, die Oberwelt beſuchen zu dürfen, aber dem Körper, den ſie annehmen können, fehlt die Zunge, daß ſie alſo ihre Hinterlaſſenen nur durch Geberden bitten können, ſich ihrer durch Verwendung frommer Kloſtergeiſtlichen anzunehmen. Der Geiſt, der Euch, gnädiger Herr, erſchien, gehört ſonder Zweifel zu der Zahl der letztern, gebe nur der Himmel, daß Euer Herr Vater, glorwürdigen Gedenkens, ſich nicht unter den erſtern befindet!

Dies fürchte ich nicht — ſprach Ludwig — denn mein Vater war zu gut, um ſich eines ſchweren Verbrechens ſchuldig machen zu können.

Wer vermag die Menſchen zu durchſchauen — fuhr Bernhard fort. — Wenn aber auch die Seele Eures Herrn Vaters wirklich in einem Schwefelpful gefangen läge: ſo wird es uns doch gelingen, ſie daraus zu befreien, ſo bald wir nur wiſſen, für welche Sünde ſie büſt. Um dies zu erfahren, müſte ich mich ſelbſt in die Hölle bringen laſſen, wo ich den Oberſten der Teufel zwingen kann, mir jeden Kerker eröffnen zu laſſen, in den gepeinigte Seelen ſchmachten.

Höch-

Höchlich wunderte ſich der Landgraf über Bernhards Vermögen: Er bat ihn, daß er die Seele ſeines Vaters beſchwören, und wenn ſie nicht erſchiene, in der Unterwelt nähere Erkundigung von ihr einziehen mögte. Bernhard verſprach ſich auf den Abend mit den nöthigen Geräthſchaften einzuſtellen, und die Beſchwörung vorzunehmen.

Kaum konnte Ludwig den Abend erwarten, denn der Gedanke: daß ſein Vater in der Hölle Pein litte; beunruhigte ihn ſchmerzlich. Nun drang er in Bernharden, die Beſchwörung zu beſchleunigen, dieſer verwies ihn aber zur Geduld, bis nach Verflus der elften Stunde. Jetzt wurde dieſe von dem Thurmwächter angezeigt, und nun bekleidete ſich Bernhard mit einem langen Gewand und einem Gürtel, die mit manchen Charakterſt bezeichnet waren, nahm einen Stab in ſeine Hand, zeichnete damit einen Kreis um ſich her, und begann murmelnd auf einer Rolle Pergament zu leſen, die er aus ſeinem Buſen hervorzog. Nach einiger Zeit rief er aus: Geiſt Ludwigs des Eiſernen, ich befehle Dir, hier in dieſem Kreiſe zu erſcheinen! Dreimahl rief er dies, nach iedem mahle wartete er ein wenig, und weil der beſchworne Geiſt nicht erſchien, trat er aus dem Kreiſe und näherte ſich Ludwigen, der mit Werinhar in einiger Entfernung ſtand, und der Ankunft ſeines abgeſchiedenen Vaters entgegen zitterte.

Meine Befürchtung iſt richtig — redete ihn Bernhard an — der Geiſt wäre ſchon hier, wenn es ihm erlaubt wäre, ſeinen Büßungsort zu verlaſſen; denn die Geiſter, ſollt Ihr wiſſen, durcheilen die Luft mit einer Geſchwindigkeit, gegen welche die Schnelle des Blitzes Schneckengang iſt. Wollt Ihr alſo erfahren, was Ihr zu wiſſen begehrt: ſo muß ich mich ſelbſt in die Unterwelt bringen laſſen, und wenn Ihr wollt, ſo ſoll mein Führer hier erſcheinen, doch müſſet Ihr nicht erſchrecken, denn das Anſehen des Teufels iſt freilich grauſend.

Bruder — ſagte Werinhar — er thut uns doch nichts.

Sei ohne Sorgen — erwiederte Bernhard — ich, ſein Bändiger, mache ihn zahm, wie ein Lamm.

Nun ſo laſſet ihn kommen, ſprach Ludwig, worauf Bernhard wieder in den Kreis trat, eine Zeitlang unverſtändliche Worte murmelte, und dann ausrief: Beelzebub, ich will, daß Du einen deiner Diener ſendeſt, daß er mich zu Dir bringe!

Bald erhob ſich vor den Fenſtern ein Getöſe, das ſich nach wenig Augenblicken wieder verlor, aber gleich darauf wieder ſich in dem Schornſtein hören lies, in den das Kamin in Ludwigs Zimmer ging. Aus dieſem ſprang itzt eine ſcheusliche Geſtalt, mit Krallen, Pfer-

deſüßen und Hörnern; mit einem Worte, ein Ungeheuer, wie man den Teufel mahlt. Es war faſt ganz dunkel im Zimmer, denn auf Bernhards Anſialt, brannte nur in einer Ecke derſelben ein mattes Lämpchen, aber Beelzebubs Diener gab ſelbſt ſo viel Licht von ſich, um ſeine Geſtalt nothdürftig erkennen zu können. Feuer blitzte aus ſeinen Augen; aus ſeinem Rachen hing eine feurige Zunge, von welcher Funken umher ſprühten.

Herr — brüllte der Satan Bernharden an — hier bin ich. Was befiehlſt Du von mir?

Du ſollſt mich auf deinem Rücken zu Deinem Fürſten bringen — ſprach Bernhard — und morgen in der ietzigen Stunde, wieder in dies Zimmer führen.

Pünktlich will ich Deinen Befehl erfüllen.

Herr ſetze Dich auf — ſchnarchte der Böſe, deſſen Rücken Bernhard beſtieg, und mit ihm durch den Schornſtein ſeine Wanderſchaft antrat.

Gnädiger Herr — ſprach ietzt Werinhar zu dem Landgrafen — bei allem Vertrauen zu der Kunſt meines Bruders, überfällt mich dennoch ein Grauſen. Kommt laſſet uns aus dieſem Zimmer eilen!

Gern begleitete ihn Ludwig, denn auch ihn hatte Entſetzen, beim gräßlichen Anblicke des

Höllenwurms ergriffen. Mit banger Erwartung, sahe er nun der künftigen Mitternacht entgegen. Als sie heranmahte, ging er mit Werinhar wieder in das Zimmer, aus dem Bernhard gestern seine Höllenfahrt angetreten hatte. Nicht lange befanden sie sich in demselben, da stieg der Geisterbeschwörer gar gemächlich aus dem Kamin heraus, und sprach zu dem Landgrafen: ich lies mich von meinem dienstbaren Geiste niedersetzen, und beurlaubte ihn dann, damit Euch sein Anblick nicht noch einmal erschrecken sollte.

Ihr habt wohl daran gethan — erwiederte Ludwig —. Aber was bringt Ihr mir für Botschaft?

Traurige, gnädiger Herr, fuhr Bernhard fort — doch auch Anzeige der Mittel zu Rettung der armen Seele Eures Vaters. Lasset Euch erzählen! Mein Führer brachte mich vor den feuerflammenden Thron des Fürsten der Hölle, dem ich mein Begehren kund machte. Er gab zwei andern seiner Geister Befehl, mich zu begleiten, um meinen Willen zu erfüllen. Diese geleiteten mich zu einem großen glühenden Steine, den sie hinwegwälzten, worauf der eine eine Posaune ergriff, und damit in den Abgrund rief, aus dem ein erstickender Schwefeldampf empor stieg. Nach einiger Zeit flogen Flammen aus demselben, und darin schwebte ein Wesen, das freilich nur

ich, mit meinem geschärften Auge erkennen konnte. Ich befahl: bekörpere Dich und sprich: und in diesem Augenblicke stand die Gestalt Eures Vaters vor mir, dem ichs sagte, aus welcher Absicht ich hieher gekommen wäre. Er lobte Eure kindliche Liebe und sprach dann zu mir: sage meinem guten Sohn, daß ich nicht eher aus dieser Pein erlöst werden kann, bis er dem hohen Stifte zu Mainz, und den Aebten zu Fulda und Hirschfeld die Güter zurück giebt, die ich ihnen in meinem irdischen Leben entzog. Zwar gab ich damahls vor, als ob ich sie durch gerechten Kauf an mich gebracht hätte, allein ich habe sie ihnen kaum um den vierten Theil des Währgeldes abgepreßt, weil ich drohte, sie zu befehden, wenn sie mir sie nicht ablassen wollten, und sie also durch Furcht schreckte. Unentgeldlich muß ihnen mein Sohn alles zurückstellen, wenn ich nicht ewig in diesen Flammen leiden soll. Damit er aber nicht wähnt, daß Du nur vorgäbst, einen solchen Auftrag von mir erhalten zu haben, um deinen Brüdern, den Geistlichen zu Mainz, Fulda und Hirschfeld, zu nützen, will ich Dir Dinge sagen, die mein irdisches Leben betreffen, und die ausser ihm und mir wohl Niemand weis.

Bernhard theilte nun dem Landgrafen diese Familiengeheimnisse mit, die wir übergehen, weil sie grösteutheils zu unrichtig waren, um unsere

Leſer damit bekannt machen zu wollen. Bernhard gewann ſich hierdurch das volle Vertrauen des leichtglaubigen Ludwigs, welcher nicht bedachte, daß Werinhar, vor dem er kein Geheimnis hatte, alle dieſe Dinge wuſte, und ſie leicht ſeinem Bruder könnte mitgetheilt haben.

Noch wankte Ludwig in dem Entſchluſſe: der ſchönen Güter ſich wieder zu entäuſſern, die ſein Vater von den geiſtlichen Fürſten, die Bernhard nannte, käuflich an ſich gebracht hatte, doch ſein Beichtiger, dem er ihn in der Angſt ſeines Gewiſſens mittheilte, beſtärkte ihn vollends, und nun machte er denſelben in einer Verſammlung ſeiner Edeln kund. Dieſe ſprachen ohne Ausnahme eifrig wider die Ausführung deſſelben. Sie riethen dem Landgrafen, ſeinem Vater ein Seelengeräthe zu ſtiften, ſezten ſich aber der Abtretung der erworbenen Ortſchaften ſo einſtimmig entgegen, daß Ludwig fürchtete, von ihnen mit Gewalt darinn gehindert zu werden.

Beſonders ſprach ſein Bruder Herrmann heftig dawider, und Ludwig begnügte ſich indeſſen für das Heil ſeines Vaters Seelenmeſſen leſen zu laſſen, bald aber beſchlos er aufs Neue, den Abtritt an die geiſtlichen Fürſten, weil ihm in ieder Nacht der Geiſt ſeines Grosvaters erſchien, und ihn mit kläglichen Geberden, um Mitleid für ſeinen Sohn bat. Er veränderte ſein Schlafgemach, doch der Geiſt

wuſte, in iedes den Weg zu finden, daher Ludwig ſeine Ruhe gern mit dem Verluſte einiger Ortſchaften erkaufen wollte.

Als die Erſcheinung zum ſiebenten mahle vor ihn trat, wurde er doppelt erſchreckt, als unter ſeinem Bette ein Mann hervorſprang, den Geiſt faſte, ſein Schwerd wider ihn zuckte und ihm zurief: Bube, ſag an, wer du biſt, und was Dich zu dieſer Betrügerei bewog!

Geſtrenger Herr, — bekam iezt die Erſcheinung mit einemmahle die Sprache — ich will gern alles geſtehen, nur ſchonet meines Lebens, und machet meinen Namen nicht zu Schanden.

Bekenne — rief der Mann, in dem iezt Ludwig Günthern von Schlotheim erkannte — und überlaſſe Dich dann der Gnade unſers gnädigen Herrn.

Ich bin Bernhard — fuhr iener fort — Die Aebte zu Fulda und Hirſchfeld boten mir eine große Summe Geldes, wenn ich ihnen wieder verſchaffen könnte, was ſie durch Kauf an unſern vorigen gnädigen Herrn abgelaſſen haben. Das Geld blendete mich, ich beredete mich mit meinem Bruder, und ſpielte die Mummerei, für die ich nun die Verzeihung unſers gnädigen Herrn erflehe.

Gut — ſprach Günther — daß der Betrug aufgedeckt iſt. Gleich Anfangs ahndete ich ihn, und verſteckte mich unter das Bett, was Ihr gnädiger Herr

Landgraf, hoffentlich verzeihen werdet. Strafe nun die Frevler oder vergebet Ihnen, wie es Euch am weislichsten dünkt.

Ludwig that das leztere, und wahrscheinlich nicht blos aus angebohrner Milde, sondern aus Scham, daß er sich so gröblich hatte täuschen lassen. Er gab Befehl, die ganze Geistergeschichte zu unterdrücken, was uns noch mehr in unsrer Vermuthung bestärkt, dennoch gieng der Betrug den Thäter nicht ganz ungeahndet hin. Werinhar und ein anderer Knappe, der die Rolle des Satans übernommen hatte, wurden vom Hofe entfernt, und Bernhard erhielt die Weisung: sich hinfort ruhig in seinem Kloster zu verhalten, und doppelter Strafe gewärtig zu sein, wenn er es noch einmahl wagen würde, Geister zu beschwören. Bernhard gieng in das Kloster zu Volkeroda, und Ludwig wurde nicht wieder von einer Erscheinung beunruhigt. *)

*) Die feurigen Augen, und die flammende Zunge des vorgeblichen Satans, bedürfen wohl so wenig Erklärung, als das Getös vor seiner Erscheinung; denn welcher unserer Leser wird nicht dabei an Bauchredner und Phosphorus denken.

Ende.

Verf. Gli. by. Tyfinse

Otto der Schütz

Junker von Heſſen

Urenkel der heiligen Eliſabeth.

Geſchichte

aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Erſter Theil.

Leipzig, 1792.

bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf u. Comp.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Otto der Schüz,

Junker von Hessen.

Der Landgraf von Hessen, Heinrich der Eiserne, sahe sich durch seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter Friedrichs mit der gebissenen Wange, Vater von zwei Söhnen und zwo Töchtern. Heinrich und Otto hiessen die erstern, Adelheid und Elisabeth die letztern. Heinrich hatte ietzt das funfzehnte Jahr erreicht, Otto das dreizehnte beschlossen, und beide Jünglinge hatten bisher ihren Eltern viele Freude und für die Zukunft reizende Hoffnungen gemacht.

Besonders besas Otto ihre Gunst, die er sich von Seiten seiner Mutter durch seine Lebhaftigkeit, bei seinem Vater durch Spuren des Muthes, wie sie sich in solchen Jahren selten äussern, und durch fleissige Uebung in den Waffen erworben hatte.

Schon ſeit ſeinem neunten Jahre hatte Otto täglich einige Stunden lang mit ſeinem Geſpielen, dem jungen Elger von Meiſeburg, gekämpft, oder ſich im Schieſſen mit der Armbruſt geübt. Hierdurch ſtählten beide Knaben ihre Kräfte, verwechſelten immer ſtufenweis ihre leichte Waffen mit ſchwereren, und fühlten ſich ietzt ſtark genug, ſich ſolcher Waffen zu bedienen, wie völlig Erwachſene ſie brauchten.

Otto beſas vorzüglich im Schieſſen ſeltene Geſchicklichkeit; ſein Pfeil traf ieden Punkt, dem er ſich beſtimmte, und wenn er mit ſeinem Vater auf die Jagd ging, hatte oft von allen Theilnehmenden keiner ſo viel Wildpret erlegt als der junge Otto. Heinrich der Eiſerne, der, wie die mehreſten Fürſten ſeiner Zeit, nächſt dem Kampfe zu Schimpf und Ernſt, nichts mehr liebte als die Jagd, freuete ſich dieſer Geſchicklichkeit ſeines Sohnes, war aber oft beſorgt für ihn, wenn er einem Wolfe oder Eber mit allzu dreuſtem Muthe entgegen ging.

Otto äusserte seinen Muth nicht allein gegen die reissenden Thiere des Waldes, auch wider die Feinde seines Vaterlandes wünschte er, bereits in seinem zwölften Jahre, die Waffen wenden zu dürfen. Landgraf Heinrich hatte um diese Zeit eine Fehde mit dem Herzog Albert von Braunschweig, in welcher Otto den ersten ernstlichen Gebrauch von seinen Waffen machen wollte. Dringend und wiederholt bat er seinen Vater: ihn begleiten zu dürfen; konnte aber auf alle seine Bitten nur das Versprechen erhalten: daß er seines Vaters steter Begleiter sein sollte, so bald er seinen funfzehnten Geburtstag würde gefeiert haben.

Otto freuete sich nun iedes Tages, den er verlebt hatte, weil er ihn der festgesetzten Zeit näher brachte, wo er nicht mehr genöthigt sein würde, ausschliessend wider die Bewohner des Waldes zu kriegen. Er ahndete nicht, daß er den Hof seines Vaters würde verlassen müssen, ehe er noch ienes bestimmte Ziel erreicht hätte. Ein

Gespräch Heinrichs mit seiner Gemahlin, das wir unsern Lesern mittheilen wollen, wird Ihnen sagen, was diese Veränderung in Otto's Schicksale verursachte.

Heinrich, Elisabeth.

Elisabeth.

Woher, mein Herr und Gemahl, kömmt Euch seit einiger Zeit der Trübsinn und die Miene, welche mir zu verrathen scheint, daß Ihr in einem Entschlusse über irgend etwas noch wankt?

Heinrich. Weis meine Elisabeth nicht, daß Fürsten sehr oft Veranlassung zur Unlust finden?

Elis. Glücklich wäre ich, wenn ich dies nicht wüste! Ich würde dann auch diese Unlust nicht schon selbst gefühlt haben. Daß sie Euch aber eben ietzt anwandelt, wo ich nur Zufriedenheit und Freude in Euren Blicken zu lesen glaubte, dies,

dies, mein theurer Gemahl, macht meine Verwunderung rege.

Heinr. Diese würde verschwinden, wenn Ihr in mein Inneres zu blicken vermögtet.

Elis. Wäre es möglich, daß der kleine Theil, den Ihr von Eurem Lande Euren Brüdern abgetreten habt*), Euch ein Opfer dünken könnte, das des Schmerzes werth ist?

Heinr. Hoffentlich wird sich meine Elisabeth diese Frage selbst mit Nein beantworten können. Gern misse ich jährlich die Einkünfte, die ich meinen Brüdern ausgesetzt habe, und die Falten, die Euch zur Theilnahme auffordern, würden sich nicht auf meiner Stirn zeigen, wenn ich nicht fürchtete, daß sich meine Brüder vielleicht nicht lange mehr mit dem begnügen wer-

*) Im Jahr 1336 machte Heinrich einen Vergleich mit seinen Brüdern, Ludwig und Herrmann, in welchen er ihnen einige Schlösser und Herrschaften abtrat, wogegen diese jüngern Brüder auf die Theilnahme an der Regierung Verzicht leisteten.

den, was nach unserer Uebereinkunft ihr Eigenthum geworden ist. Ludwig kann es noch immer nicht vergessen, daß er einst Hoffnung hatte, Landgraf von Hessen zu werden; und Ihr wisset ia selbst, daß er Euch abhold ist, weil Ihr diese schöne Hoffnung vernichtet habt.

Elis. Kann ich dafür, daß Ihr und Euer Bruder ein gegenseitiges Gelübde thatet, das wahrscheinlich in seiner Art das einzige ist, und daß Ludwig auf mein Herz nicht den Eindruck zu wirken vermogte, den meines Heinrichs erster Blick hervor brachte? Aber gewis, Ihr thut meinem Schwager zu viel, denn da er funfzehn Jahr friedlich mit Euch gelebt hat, so habt Ihr für die Zukunft das Gegentheil gewis um so weniger zu befürchten, da er nun erhalten hat, was er zuvor nicht besas.

Heinr. Helf Gott und meine Grosmutter, die heilige Elisabeth*), daß Eure Hoff-

*) Sophia von Brabant, die Stammmutter des noch itzt blühenden, hessischen Fürstenhauses, war bekanntlich die einzige Tochter der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Hoffnung Wahrheit werde! Doch iſt iene Beſorgnis auch nicht das einzige, was meinen Blick in die Zukunft trübt.

Eliſ. Und was verbindet ſich noch mit dieſer Veranlaſſung hierzu?

Heinr. Sorge für unſern Otto und für das Beſte meiner Heſſen.

Eliſ. Die erſte wurde ſchon meinen aufmerkſamen Blicken kund, denn iene Unentſchloſſenheit, welcher ich vorhin erwähnte, bemerkte ich beſonders, wenn Ihr unſern Otto betrachtetet. Wodurch iſt aber die Freude, die Euch bisher belebte, ſo oft Ihr dieſen guten Jüngling ſahet, in Beſorgnis für ihn und Heſſen verwandelt worden.

Heinr. Ein Rückblick auf den beigelegten Zwiſt mit meinen Brüdern erfüllt mich mit Furcht für die künftige Ruhe meiner Söhne und meiner wackern Heſſen. Von Ottens Feuer ſind ähnliche Unruhen zu vermuthen, wie diejenigen, welche iezt mit dem Ausbruche drohen.

Elis. Mein Gemahl vergesse nicht, daß unserm Otto neben diesem Feuer ächte und warme Liebe für seinen ältern Bruder und sein Vaterland beseelt. Diese wird verhüten, was Ihr von ienem fürchtet.

Heinr. Begierde zu glänzen und zu herrschen, die sich gewöhnlich mit solchem Feuer und solchem Durste nach Krieg und Ehre, durch welche Otto sich auszeichnet, zu verbinden pflegen, kann die Aufforderung der Liebe, die Ihr rühmt, leicht wirkungslos machen.

Elis. Bei der Herzensgüte, die unsern Otto zu meinem Lieblinge machte, läst sich dieses nicht argwohnen.

Heinr. Gesetzt auch, daß Otto dieses günstige Zutrauen seiner zärtlichen Mutter bestätigte: so würden doch hierdurch die Besorgnisse nicht gehoben, die mich für unsern Heinrich und für mein Land beunruhigen. Was soll aus Hessen werden, wenn der Regent desselben sein Land durch Abtheilungen mit jüngern Brü-

dern

dern immer mehr verkleinert sieht? Nur durch eigne Macht vermögen jetzt Deutschlands Fürsten sich und die Ruhe ihres Landes zu erhalten; Machtlose werden die Beute der Mächtigern, denn die Kaiser, bei denen sie ehedem Schutz fanden, können ihnen diesen nicht mehr geben, seit die Streitigkeiten mit den Päbsten und das Ringen nach der Herrschaft über Welschland ihnen die Macht entrissen haben, die sie vor dem besassen. Noch scheint es nicht, als ob die Kaiser ihre verlorne Macht wieder erhalten würden; und so lange dies nicht geschieht, ist es Pflicht iedes minder mächtigen Fürsten, für die Vergrösserung seines Hauses zu arbeiten, damit ihn nicht bei seinem Abscheiden gerechte Furcht befällt, daß stärkere Nachbarn seine Zurückgelassenen aufreiben werden. Diese Betrachtung war es, die mich und meine Brüder bewog, Hessen nicht unter uns zu theilen, wer kann uns aber dafur bürgen, daß unsere Söhne gleicher Meinung sein werden?

Elis. Ihre Klugheit, ihr Eifer für das Beste des Vaterlandes, und ihre Folgsamkeit gegen die Befehle ihres Vaters.

Heinr. Die erstern sind trügend, und von den letzten entbinden sie sich vielleicht nach meinem Tode. Hört ietzt meinen Entschlus, den Ihr, wie ich hoffe, nach Euren besten Kräften werdet zu befördern suchen! Reife Prüfung hat mich überzeugt, daß es für unsern Otto und für das Allgemeine am besten ist, wenn er sich dem geistlichen Stande widmet.

Elis. Der Anfang Eurer Rede lies mich dieses Ende vermuthen; aber ich bitte Euch, mein Gemahl, bedenkt, wie wenig Ottens Stimmung zu diesem Stande past. Nur Beschäftigung mit den Waffen kann ihm Freude gewähren, wie viel würde es ihm daher nicht kosten, wenn er seine Lieblingsbeschäftigung verlassen und statt derselben den geistlichen Studien sich weihen müste, die seinem lebhaften Geiste so wenig Unterhaltung gewähren können?

Heinr.

Heinr. Ich höre die zärtliche Mutter, die ihren Sohn nicht von ſich getrennt ſehen will.

Eliſ. Ich leugne es nicht, daß meine Thränen flieſſen würden, wenn mein geliebter Otto von mir ſcheiden ſollte, doch, könnt Ihr verſichert ſein, daß meine mütterliche Liebe der Trennung von ihm ſich nicht entgegen ſtellen würde, wenn ich auf dem Wege, der ihn von mir führte, für meinen Liebling ein Glück ſähe.

Heinr. Wenn ich Euch alſo beweiſe, daß ihm auf dem Wege, den ich ihm vorzuzeichnen gedenke, Glück entgegen winkt: ſo würdet Ihr ihn nicht nur nicht zurück halten, ſondern Euch auch mit mir verbinden, um ihn dahin zu leiten?

Eliſ. Ich würde es. Iſt aber auch hier ein überzeugender Beweis möglich?

Heinr. Nicht allein möglich, ſondern auch nicht ſchwer. Gewis iſt es Euch nicht verborgen geblieben, wie mächtig Ehrgeiz über unſern Otto iſt; ohne die Befriedi-

gung

gung desselben kann er nie glücklich werden, und diese verspricht ihm der geistliche Stand, da sie hingegen der weltliche versagt. Hier könnte sie ihm wenigstens nicht ohne Erschütterung der Ruhe seines Vaterlandes werden, dort könnte er sie in noch reichlicherm Maasse, ohne jene Erschütterung, erhalten, weil er vielleicht der Regent eines Landes werden könnte, das Hessen an Macht und Grösse übertrüfe.

Elis. (lächelnd.) Eine Hoffnung, die der Schwung der jugendlichen Einbildungskraft Ottens kaum so riesenmäßig hätte bilden können!

Heinr. Die aber dennoch nichts weniger als unwahrscheinlich ist. Fürstensöhnen wird es nicht schwer, den bischöflichen Stuhl reicher Stifter zu besteigen, vorzüglich wenn man von ihnen versichert sein kann, daß sie im Gebrauche weltlicher Waffen nicht weniger geübt sind, als in dem Gebrauche der geistlichen, und wenn sie aus einem Hause stammen, dessen Treue gegen Kaiser und Reich durch lange Prüfung

fung bewährt erfunden wurde, oder das sich für die Partei des Pabstes erklärt, wenn diese eben die mächtigste ist. Noch erinnere sich meine Elisabeth, daß sich zum Vortheil unseres Sohnes hiermit noch mehr vereinigt. Die Verehrung, die man, in einem grossen Theile des nördlichen Deutschlandes, der heiligen Elisabeth zollt, bringt Achtung und Liebe für ihre Enkel hervor, wie mein Oheim Ludwig und mein Bruder Otto*) durch ihr Beispiel bestätigen. Auch diese beiden wackern Männer würden für das Beste ihres Neffen sorgen; ihn zu kleinen geistlichen Würden erheben und hierdurch den Weg zu grössern bahnen.

Elis. Allerdings sind diese Aussichten vortheilhaft; dennoch weissagen sie mir kein Glück für meinen Sohn, weil ich an ihm entschiedene Abneigung gegen den geistlichen Stand bemerkt habe.

Heinr. Bisher kannte er von diesem Stande nur unsere Beichtiger und einige Mönche;

*) Ludwig war Bischoff zu Münster, Otto Erzbischoff von Magdeburg.

Mönche; und diese lieben die Züge zu dem Bilde, das ihn unfehlbar abschreckte, ein Mitglied von einer Gesellschaft werden zu wollen, in welcher er sich keine Erfüllung der Wünsche versprach, die seine jugendliche Einbildungskraft beschäftigen; ändern wird sich aber seine Meinung und umstimmen seine Neigung, wenn er sich überzeugt, daß der geistliche Stand, nicht weniger als der weltliche, Gelegenheit gibt, kriegerischen Ruhm und Lorbeeren zu erbeuten. Er gehe mit mir nach Magdeburg, sehe welch ein angesehner Fürst sein Oheim ist: so wird es wenig Mühe kosten, ihm zu beweisen: daß Losreissen von seinen Lieblingsbeschäftigungen auf einige Zeit für das, was er hierdurch gewinnen würde, ein kleines Opfer wäre.

Elis. Möglich, daß der Glanz, den er um seinen Oheim her erblickt, sein Auge blendet und ihn zu dem Entschlusse bewegt: die Waffen mit dem Breviar zu vertauschen; aber ich fürchte, daß dieser Tausch ihn reuen würde, sollte es auch dann erst

geſchehen, wenn die Erfahrung ihn lehrt, daß nicht ieder Fürſtenſohn den Weg zu einem erzbiſchöflichen Stuhle findet.

Heinr. Auch eine weniger hohe geiſtliche Würde gibt ſeinem regen Geiſte und ſeiner Begierde nach Anſehen mehr Beſchäftigung, als er auſſer dem, ohne Nachtheil ſeines Vaterlandes, iemahls erhalten könnte. Doch ich habe ia wohl nicht nöthig, meiner Eliſabeth dies alles zu ſagen, da es ſich ihr nach kalter Prüfung ohnehin ergeben wird! Ihr überlaſſe ich es, mit der völligen Ueberzeugung: daß Ihr Euch mit mir vereinigen werdet, unſern Sohn auf eine Bahn zu leiten, an deren Ziele er gröſſeres Glück finden wird, als ihm auf ieden andern Wege möglich wäre.

Ehe wir in Ottens Geſchichte fortfahren, müſſen wir einer Begebenheit ſeines Vaters erwähnen, damit nicht einem Theile unſerer Leſer Heinrichs Rede, wo er mit ſeiner Gemahlin von dem Unwillen ſprach,

den

den sein Bruder Ludwig oft gegen sie blizken lies, unverständlich ist.

Das Recht der Erstgeburt war unter den Fürsten der Hessen noch nicht eingeführt, als Heinrichs Vater, Otto der Erste, starb, daher sich seine Söhne brüderlich über das Beste ihres Vaterlandes berathe-ten und einen Entschlus fasten, wie er diesem und ihren Neigungen gemäs war. Herrmann, der Jüngste derselben, that auf die Herrschaft Verzicht aus einem Grunde, der ihn schon zuvor zu dem Gelübde bewogen hatte: sich nie zu vermählen. Ihm waren Ruhe und Gemächlichkeit der Erde vorzüglichste Güter, welcher er sich weder durch Sorgfalt für seine Unterthanen, noch für Gattin und Kinder beraubt sehen wollte.

Der Charakter Heinrichs und Ludwigs war der Denkungsart ihres Bruders genau entgegen gesezt; ihnen schien das traurigste Geschick, was ienem Seligkeit der Erden dünkte. Ihr Geist strebte nach der Herrschaft über weit ausgedehnte Länder,

und

und sie kannten kein grösseres Vergnügen, als in Fehden mit ihren Nachbarn mit dem Schwerde die Erfüllung des sehnlichsten ihrer Wünsche herbei zu führen. Beide erkannten, daß es nicht gut wäre, wenn sie das Erbe unter sich theilten, keiner war aber geneigt, dem andern den ungetheilten Besitz desselben zu bewilligen. Zu thätigem Zwiste wäre es vielleicht unter ihnen gekommen, wenn nicht Liebe für ihr Vaterland sie beseelt und der kalte Herrmann sich nicht alle Mühe gegeben hätte, die Erhitzten zu beruhigen. Lange bemühte er sich vergebens, doch zuletzt bewirkte er eine friedliche Ausgleichung.

Ist es mit Eurer gerühmten Liebe für das Vaterland nicht leeres Wortgeklingel — rief er seinen Brüdern zu — so endet den Streit, der dem Besten desselben mit so groser Gefahr droht.

Weis deine Weisheit ein Mittel — erwiederte Heinrich — das keinen von uns beeinträchtigt, so theile sie es mit und empfange unsern Dank dafür!

Unterwerfet Eure gleichen Rechte dem Ausspruche eines unparteiischen Richters — fuhr Herrmann fort — und gelobt beide, mit Ritterwort und Handschlag, Euch der Entscheidung desselben zu unterwerfen.

Nein — stürmte Ludwig — hier wäre Bestechung möglich; und wir wollen, was wir suchen, nicht erschleichen, sondern ehrlich gewinnen!

Doch nicht mit dem Schwerde? — fragte Herrmann und durchspähte seine Brüder mit bedeutenden Blicken.

Beide schwiegen und Herrmann fuhr fort:

Hört den Rath Eures jüngern Bruders, wie Ihr um Hessens ausschliessenden Besitz ringen könnt, ohne Euch und tausende Eurer Landesleute der Gefahr des Todes Preis zu geben. Werbet gemeinschaftlich um die Gunst eines fürstlichen Fräuleins, und verpflichtet Euch, durch einen gegenseitigen Eid, daß derjenige, welchen das Fräulein zu ihrem Gatten wählt,

der

der ungestörte Besitzer von Hessen werden soll.

Herrmanns Vorschlag wurde Anfangs von seinen Brüdern verworfen, nach und nach fingen sie aber an, ihn weislich und annehmlich zu finden; vielleicht weil Eigenliebe iedem von ihnen zuflüsterte, daß er der Erwählte sein würde. Gemeinschaftlich und in Verbindung mit Herrmann gingen sie nun zu Rathe, welchem Fräulein sie die Wahl unter sich und die Entscheidung über Hessens Herrschaft überlassen wollten.

Verschwägert Euch mit dem Landgrafen von Thüringen — rieth ihnen Herrmann — und sucht hierdurch die Verbindung, in welcher sonst Hessen mit Thüringen stand*), einigermaßen wieder herzustellen. Beide Völker werden sich freuen,

*) So lange die Nachkommen Ludwigs des Bärtigen über Thüringen regierten, stand Hessen unter der Herrschaft dieser Landgrafen, als aber ihr Stamm mit Heinrich Raspe verlosch, erhielt Hessen in Heinrich dem Kinde, dem jüngsten Sohne Sophiens von Brabant, seine eignen Fürsten.

wenn ihre alte Freundschaft durch die Vereinigung, in welche ihre Fürsten treten, eine neue Stütze erhält, und eine Erbverbrüderung, die Ihr ietzt mit dem Landgrafen von Thüringen schliest, kann vielleicht dereinst beide Länder wieder vereinigen.

Diese Hoffnung wirkte auf die beiden Brüder noch mehr, als der Ruf von der Schönheit Elisabeths von Thüringen. Es schien ihnen möglich, daß die Erfüllung derselben vielleicht nicht fern sein könnte, da der Vater des thüringischen Fräuleins, Friedrich mit der gebissenen Wange, nur einen Sohn hatte. Ohne Zaudern beschlossen beide nach Eisenach zu gehen, führten ihren Entschlus in wenig Tagen aus, und wurden von dem Landgrafen Friedrich mit vieler Auszeichnung empfangen. Sie theilten ihm ihr Vorhaben mit, zu dessen Ausführung sie seine Einwilligung erhielten, worauf sie ihr Werben um Elisabeths Gunst begannen.

Da wir nicht Heinrichs oder Ludwigs Geschichte schreiben, ist es wider unsern

Plan,

Plan, die Unternehmungen beider Brüder zur Erreichung ihres Entzwecks ausführlich zu erzählen, nur so viel müssen wir unsern Lesern melden, daß Heinrich glücklicher war als Ludwig. Die Heftigkeit des letztern gränzte zuweilen an Wildheit, da sie hingegen bei jenem in den Schranken der Lebhaftigkeit blieb, wodurch er sich die Gewogenheit der sanften Elisabeth und ihres kranken Vaters vor seinem Bruder erwarb. Ihm reichte Elisabeth ihre Hand; und Ludwig, seinem Gelübde getreu, widersetzte sich der Alleinherrschaft seines Bruders nicht, verdrießlich wurde er aber, so oft Elisabeths Anblick ihn erinnerte, daß er durch sie auf immer von der Herrschaft über Hessen ausgeschlossen worden war.

Ein Theil seines Unwillens traf auch seinen Bruder Herrmann, dem er oft über den gegebenen Rath Vorwürfe machte; und lange bemühete sich Herrmann vergebens, ihm zu beweisen, wie ungerecht diese Vorwürfe ihn träfen, da er seinem Rathe so freudig als freiwillig gefolgt wäre.

Beinahe zwölf Jahre lebte Ludwig in Unfrieden mit ihm, und vielleicht hätte er auch ietzt noch nicht die Hand zur Aussöhnung geboten, wäre ihm nicht Herrmanns Mitwirkung nöthig gewesen, um sich von der Abhängigkeit von seinem ältern Bruder zu befreien.

Beide Brüder hatten bisher an Heinrichs Hofe gelebt; entfernt von diesem wünschte aber Ludwig in Zukunft sich in einer Herrschaft aufhalten zu können, die sein ausschliessendes Eigenthum wäre. Er wuste in Herrmann den nämlichen Wunsch aufzuregen, und beide verlangten nun von ihrem ältern Bruder den Besitz einiger Schlösser und Herrschaften und die jährliche Auszahlung einer festgesetzten Summe Geldes. Der Vergleich, von welchem wir den Landgrafen Heinrich haben sprechen hören, sicherte ihnen zu, was sie verlangten, dennoch war Ludwig mit dem Erhaltenen nicht zufrieden, und Heinrichs Furcht: daß ihn vielleicht die Bewilligung der ersten Forderung zu neuen und grössern kühn ge-

nug

nug machen mögte; war nicht ohne Grund. Ob ſie beſtätigt wurde, werdet Ihr, theure Leſer! in der Folge hören.

Der Landgraf hatte ſeine Gemahlin mit der Hoffnung verlaſſen, daß ſie ſeinem Plane mit Otten freudig beiſtimmen, das Vortheilhafte deſſelben erkennen und ſeine Ausführung mit aller Thätigkeit befördern würde; von alle dieſem wäre aber nichts geſchehen, wenn Eliſabeth gewagt hätte, ihrer Meinung und ihren Wünſchen ſonder Zurückhaltung gemäs zu handeln. Unmöglich konnte ſie ſich überreden, daß ihr Liebling im geiſtlichen Stande glücklich werden würde, denn die Hoffnungen von der künftigen Gröſſe deſſelben, mit welchen ihr Gemahl ihr ſchmeichelte, gewannen keinen Raum in ihrem Herzen.

Gern hätte ſie einen Verſuch gemacht, Heinrichs Beſchlus über ſeine Söhne umzuändern, allein ſie ſchwieg, weil ſie wuſte, daß Heinrichs Entſchlüſſe nicht zu er-

schüttern waren; sobald sie einmal Festigkeit erhalten hatten. Bitten machten dann so wenig Eindruck auf ihn als Vorstellungen, wie seine Gemahlin, durch die Erfahrung, schon oft war belehrt worden. Sie reizten nur seinen Zorn auf, welchem sich Elisabeth mit ihrem Sohne nicht aussetzen wollte.

Sie suchte bei ihrem Beichtiger Rath, wollte durch diesen bei ihrem Gemahle etwas auszurichten suchen: allein der fromme Vater, weit entfernt der Kirche den jungen Otto zu rauben, machte es seiner geistlichen Tochter zur Gewissenssache, den gottgefälligen Absichten ihres Gemahls sich nicht zu widersetzen. Um sie zu beruhigen, gab er sich aber auch zugleich viele Mühe, die Hoffnungen zu beleben, die der Landgraf in ihr hervor zu bringen gestrebt hatte.

Mit ihm verband sich die vertrauteste von Elisabeths Frauen; und dieser beiden gemeinschaftliches Hinarbeiten nach einem Zwecke blieb nicht ohne Erfolg. Nach

und

und nach gelang es ihnen, Eliſabeths Wunſch für das Glück ihres Sohnes zur Hoffnung zu erheben, die ſich aber nur auf den Erzbiſchoff von Magdeburg ſtützte und von Beſorgniſſen oder Furcht verdrängt wurde, ſo bald ſich der beſorgten Mutter Zweifel bemächtigten: ob ſich auch der Erzbiſchoff für das Beſte ihres Sohnes ſo thätig verwenden würde, als ſie wünſchte und ihr Gemahl ſie verſicherte.

Sich von den Geſinnungen des Erzbiſchoffs ſelbſt zu überzeugen und um ihm ihren Liebling empfehlen zu können, bat Eliſabeth ihren Gemahl, ihn nach Magdeburg begleiten zu dürfen, wohin er ſeinen Sohn in wenig Tagen zu führen gedachte. Ohne Mühe erhielt ſie die Gewährung ihrer Bitte, worauf ſie mit dem Vorſatze: den Zorn ihres Gemahls zu wagen und, wenn ſie in dem Erzbiſchoffe Otto nicht finden ſollte, was ſie wünſchte, alles anzuwenden, den Entſchluß ihres Gemahls umzuſtimmen; die Reiſe nach Magdeburg antrat.

Otto wuste nichts von der Absicht derselben, er glaubte, daß sein Vater nur von der Sehnsucht dem Erzbischoff einmal wieder zu sehen nach Magdeburg geführt würde, denn nach der getroffenen Verabredung wollten Heinrich und Elisabeth ihrem Sohne nicht eher etwas von der wahren Absicht ihrer Reise sagen, bis sie bemerkten, daß seine Wünsche mit derselben zusammen träfen. Zuversichtlich glaubte der Landgraf, daß Ottens Streben nach Ansehn und Grösse, so bald er den Erzbischoff von Magdeburg gesehen hätte, ihn zu dem Wunsche aufrufen würde, dereinst ein Mann wie er zu werden. Auch Frau Elisabeth vermuthete dies, nur war der Glaube an die künftige Erfüllung dieses Wunsches in ihr weniger stark als in ihrem Gemahle.

Der Erzbischoff Otto war ein Mann, dem es nicht schwer wurde, die Aufmerksamkeit eines Andern auf sich zu ziehen, weil er in sich mancherlei vereinigte, wodurch sie hervor gebracht wurde. Sein

Aeusse-

Aeuſſeres war einnehmend und er wurde dies immer mehr, ie näher man mit ihm bekannt wurde und ſein trefflicher Charakter und ſeine weit ausgebreiteten Kenntniſſe ſich deutlicher entwickelten. Er war ſanft und lebhaft, ohne ſo träge wie Herrmann oder ſo heftig wie Heinrich und Ludwig zu ſein. Er verband mit hellem Verſtande den höchſten Grad des Biederſinns, durch welchen ſich viele unſerer Urväter auszeichneten, Billigkeit im Allgemeinen und ſtrenge Gerechtigkeit gegen ieden, der einen rechtlichen Ausſpruch von ihm begehrte, wodurch er bald ſo allgemeine Achtung gewann, daß ihn viele Fürſten zum Richter in ihren Streitigkeiten aufriefen, obgleich der Erzbiſchoff Otto noch ein iunger Mann war und man in ſolchen Fällen nur erfahrne Greiſe zu wählen pflegte.

Otto liebte den Frieden, doch nicht aus Schwäche oder Bequemlichkeit, ſondern weil er ihn für das Beſte ſeiner Unterthanen vortheilhafter fand als den Krieg; forderte ihn aber die Wohlfahrt derſelben

zu dem letztern auf: so stellte er sich selbst an die Spitze seiner Lehnsleute und Söldlinge und legte die Waffen nicht eher nieder, bis der Sieg für die gerechte Sache, die er vertheidigte, entschieden hatte. Er erweiterte die Gränzen seines Erzstifts sowohl durch die Waffen als durch friedliche Unterhandlungen und suchte es durch Anlegung einiger Vesten und Schlösser wider künftige Angriffe zu schützen.

Die Magdeburger waren eifrige Verehrer der heiligen Elisabeth, daher sie sich ihres neuen Erzbischoffs, des Abkömmlings derselben, gleich Anfangs freueten, ehe sie noch wusten, welch ein guter Vater er seinem Lande werden würde. Die Frömmigkeit und die Wohlthätigkeit gegen die Armen, durch die er seiner Grosmutter ähnlich wurde, erhöhete die Liebe und Achtung, mit welcher ihm die Magdeburger gleich bei seiner Ankunft entgegen iauchzten und seine väterliche Sorgfalt für ihr Wohl gab ihnen noch mehrere Stärke.

Er bemühete sich immer, seinen Unterthanen den Frieden zu erhalten, so lange es möglich war, sahe wie vortheilhaft derselbe seinem Lande war und strebte daher, von Menschenliebe aufgefordert, ganz Deutschland ein Glück zu geben, welches das Erzstift Magdeburg während des grösten Theils seiner Regierung genos. Mit aller Thätigkeit arbeitete er deshalb für die Befestigung des allgemeinen Landfriedens; und wenn er auch seinen edlen Zweck nicht ganz erreichte, so sah er sich doch so glücklich, in vielen nachbarlichen Fürsten den Wunsch zu beleben, der ihn erfüllte, und dem Ausbruch mancher Fehde durch seine Vermittelung zuvor zu kommen.

Durch dies alles, verdiente sich Otto nicht nur bei seinen Unterthanen und Nachbarn, sondern auch bei allen, die ihn kannten, die vollkommenste Achtung. Das Schlos Ottenstein, das Otto in Magdeburg zur Wohnung für sich und zum Schutze für die Stadt angelegt hatte, war selten leer von vornehmen Fremden, die in dem

dem Erzbischoffe von Magdeburg das Bild eines guten Fürsten sehen wollten, oder zu ihm gekommen waren, Rath von ihm zu hören, und ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung zu überlassen.

Auch zu der Zeit, wo unser Otto in Magdeburg war, hatte sein Oheim solche Gäste, von welchen wir unsern Lesern nur den Herzog von Sachsen, Rudolph den Ersten, nennen. Ausser ihm fanden unsere Reisenden noch mehrere Grafen und Herren, mit deren Namen wir aber nicht unnöthig einige Zeilen füllen wollen, weil keiner von ihnen mit der Geschichte unsers Otto in Verbindung steht.

Dieser fühlte sich bald zu seinem Oheim hingezogen, und die Wirkung, welche Heinrich von der Gegenwart desselben in Magdeburg vermuthete, äusserte sich noch früher, als er erwartet hatte.

(Ottens Gemach.)

Otto, Elgar von Meiſeburg.

Elgar.

Warum ſehe ich meinen Freund Otto immer ſo ſtill und nachdenkend? Bringt vielleicht der Gedanke, daß Du Dich in der Wohnung eines geiſtlichen Fürſten befindeſt, dieſe Umänderung hervor?

Otto. Gefehlt, mein Elgar! Wozu nützte auch ein ſolcher Zwang, da mein biederer Oheim weit entfernt iſt, aus Scheinheiligkeit erlaubte Freuden zu ſcheuen? Doch ich dächte, Elgar, der oft ſo richtig in meinem Herzen las, könnte ohne Mühe einen andern Grund meiner Unſtimmung finden. Bemerkſt Du hier nichts, was ſie hätte hervorbringen können?

Elgar. Zur Bewunderung fühle ich mich zwar oft aufgerufen, doch nicht zu einer ſo bedeutungsvollen Stille, wie ich ſie an Dir bemerke.

Otto. Und wenn ich dieſe eine Folge der erſtern nenne, vermagſt Du dann auch noch nicht tiefer in mein Herz zu blicken?

Elgar. Wenigſtens ahnde ich dieſes zu können. Der Glanz, in welchem Du Deinen Oheim erblickſt, ſcheint Dich verblendet und in Dir die Hoffnung aufgeregt zu haben, Dich dereinſt eines ähnlichen freuen zu können: wenn Du den Weg beträteſt, auf dem Dein Oheim das Ziel erreichte, an welchem er ietzt glänzt.

Otto. Wirklich, Freund, fühle ich in mir mächtige Aufforderung, dem Erzbiſchoffe von Magdeburg nachzuſtreben.

Elgar. Mein Otto zürnt doch nicht, wenn ich ihm ſonder Zurückhaltung ſage, daß dies ohne Zweifel nur eine Folge des Ehrgeizes iſt?

Otto. Du wirſt doch ietzt nicht tadeln, was Du ſelbſt oft den Sporn zu groſſen und guten Handlungen nannteſt? Betrachte meinen Oheim und geſtehe, daß man ihn nicht ſehen kann, ohne in ſich den

Wunſch

Wunſch zu fühlen: einſt zu werden, was er iſt.

Elgar. Dieſer Wunſch iſt ſo natürlich als ſeine Erfüllung ſchwer.

Otto. Demnach iſt es in meiner Lage gewis nicht unweiſe, bei aller Schwierigkeit, nach derſelben zu ſtreben. Freilich wird nicht ieder, der ſich dem geiſtlichen Stande widmet: ein ſolcher Fürſt wie mein Oheim, aber beim Laufen nach irgend einem Ziele verräth die Betrachtung: daß nicht ieder es erreicht; eine Muthloſigkeit, welcher ſich Dein Freund nie ſchuldig machte.

Elgar. Gebe nur der Himmel, daß Du Dich ietzt nicht einer raſchen nicht reiflich überlegten Handlung ſchuldig machſt, welcher, wie ich fürchte, zu ſpäte Reue folgen wird! Bedenke, welche lange Zeit vergehen müſte, ehe Du Dich der Erfüllung Deiner Hoffnung nur einigermaßen nähern könnteſt; bedenke, wie viel Unangenehmes dieſe Zeit der Vorbereitung für Dich haben wird!

Otto. Der Gedanke an den künftigen süssen Lohn würde meine Mühe erleichtern.

Elgar. So scheint es Dir ietzt, oft aber würde der Blick in eine heitere Zukunft, den Verdrus nicht mindern können, den Du über Beschäftigungen, die Deinen Neigungen so wenig gemäs sind, empfinden würdest. Oder glaubst Du, es sei Dir, der sich von Jugend auf mit ritterlichen Verrichtungen beschäftigte, so leicht in Zukunft die Horen zu singen, oder das päbstliche Recht, die Dialektik und Gregors Dekretalen zu studieren?

Otto. Anfangs würde dies mir, den Du oft scherzend den wilden Schützen nanntest, freilich wohl schwer werden, gewis aber wäre der Zwang, den es mich kostete, durch das Glück, welchem ich entgegen ginge, reichlich belohnt. Du weist ia, daß es immer mein sehnlichster Wunsch war, in meinem reifen Alter einen grossen Wirkungskreis zu erhalten; ist aber die Erfüllung dieses Wunsches auf eine andere Art und Weise möglich, als daß ich einen

Stand

Stand erwähle, der mir zu derſelben gerechte Hoffnung macht? Eine kleine Herrſchaft und einige feſte Burgen — dies iſt es alles, was ich als Prinz von Heſſen erwarten darf, kann aber dies meine Sehnſucht: einſt eines groſſen Landes Herr zu werden; nur einigermaßen befriedigen?

Elgar. Freilich glänzen Dir reizendere Hoffnungen, wenn Du thuſt, was Du nach meinem Rathe nie thun ſollteſt; erinnere Dich aber, wie täuſchend und ungewis dieſe Hoffnungen ſind.

Otto. Weniger, als ſie Dir es ſcheinen, denn gewis werden mein Vater und meine beiden Oheime alles, was in ihren Kräften ſteht, für meine Erhebung zu einer hohen geiſtlichen Würde anwenden, ſo bald ich das männliche Alter erreicht und die nöthigen Kenntniſſe mir erworben habe. Iſt der Kaiſer, welcher um dieſe Zeit über Deutſchland herrſchen wird, ein frommer Sohn der Kirche, ſo werden ſie ſich an ihn, iſt er es nicht, an den heiligen Va-

ter selbst wenden. Oder glaubst Du, daß mein Vater mich weniger zärtlich liebt, als der Erzbischoff zu Magdeburg von dem seinigen geliebt wurde? *)

Elgar. Ich zweifle nicht an Deines Vaters hoher Liebe, doch halte ich sie der Nachsicht nicht fähig, welcher Du bedürftig sein würdest, wenn Du wirklich ausführen wolltest, wozu das Hirngespinnst einer Hoffnung und aufgeregte Ehrbegierde Dich ietzt hinreissen.

Otto. (bedeutend.) Nachsicht? Ich verstehe Dich nicht.

Elgar. Leicht möglich, weil das schöne Bild, das Deine Einbildungskraft von der Zukunft sich geschaffen hat, Deinen Blick von Dir selbst hinweg zieht. Geschähe dieses nicht: so würdest Du sowohl wie

*) Des Erzbischoffs Vater, Landgraf Otto, ging selbst mit seiner Gemahlin nach Avignon, seinem Sohne das Erzbisthum Magdeburg zu verschaffen; und seine Bemühungen bei dem Pabst Johann dem Zwei und zwanzigsten hatten den glücklichsten Erfolg.

wie ich erkennen, daß Dich Deine Wahl gewis in wenig Wochen reuen würde; und daß Du daher der Liebe Deines Vaters, nicht zur Verwendung für Dein zeitliches Glück, wohl aber den höchſten Grad derſelben bedürfteſt, um mit ſeiner Bewilligung einen Stand wieder verlaſſen zu können, welchem Du Dich freiwillig gewidmet hätteſt.

Otto. Fürwahr ich würde auf Dich zürnen, wenn ich nicht ſo ganz Dein Freund wäre. Jeder Andere würde mich auf die empfindlichſte Art beleidigen, wenn er mich, wie ietzt von Dir geſchah, für einen Wankelhefien hielte, der ohne Grundſätze handelt und wie das Rohr, vom Winde, von Hirngeſpinnſten ſich bewegen läſt. Nein, mein Elgar, Dein Freund handelt nicht ſo unüberlegt, als Du ihn ietzt beſchuldigeſt, noch bleibt er, wenn er ſich einmal etwas zum Ziele ſeines Weges geſteckt hat: mitten in ſeinem Laufe ermüdet ſtehen. Ich erwog die Schwierigkeiten, die ich zu bekämpfen

habe, sie schreckten mich aber nicht zurück, und der Erfolg soll Dich belehren, daß meine Wahl mich nie gereuen wird.

Elgar. Ist sie bereits entschieden?

Otto. Völlig und nichts kann sie umändern!

Elgar. Fern sei auch von mir ieder Versuch, dies zu wollen. Jetzt eine Bitte an Dich, deren Gewährung Du mir im voraus versichern mußt.

Otto. Gern, wenn sie Deinem, so eben geleisteten, Versprechen nicht entgegen läuft.

Elgar. Aeussere Deine Entschliessung nicht gegen Deinen Vater.

Otto. Welch Verlangen! Kann meine Absicht ohne seine Bewilligung erreicht werden?

Elgar. Sie kann und wird es; denn in wenig Tagen wird Dich Dein Vater ohne Zweifel zu dem, um was Du ihn bitten willst, selbst auffordern. Er sprach heut

heut mit dem Erzbiſchoffe von Dir, als ein Befehl ſeiner Mutter mich in ſein Zimmer führte, wo ich noch einige Worte des Geſprächs vernahm, die mich, was ich Dir ſagte, mit Gewißheit ſchlieſſen laſſen. Beruhige mich ietzt wegen meiner freundſchaftlichen Beſorgniſſe um Dich, indem Du mir verſprichſt, mit Deinem Vater von der Angelegenheit, die Dich ietzt ſo ausſchlieſſend beſchäftigt, nicht eher zu ſprechen, bis er ſelbſt davon anfängt; und auch dann Dich zu ſtellen, als ob Du nicht dem Aufrufe Deiner eigenen Neigung, ſondern nur der Aufforderung Deines Vaters folgteſt. Du wirſt erkennen, daß Dir die Erfüllung dieſer Bitte keinen Nachtheil bringen kann. Zögere daher nicht, mir ſie zu gewähren, wenn Dir auch der Vortheil, den ſie Dir für die Folge verſpricht, ietzt noch nicht einleuchtet.

Otto. Ich ſoll mich verſtellen? O Freund, du weiſt ia, wie wenig mir dies möglich iſt!

Elgar. Kam der Name, den Du mir ſo eben gabſt, wirklich aus dem Herzen: ſo wirſt Du mir gewis die Erfüllung einer Bitte nicht verweigern, welche, wenn Du Deinem Entſchluſſe gemäs handelſt, wahrſcheinlich die letzte iſt, die ich an Dich thue.

Otto. Die Letzte? Will mich mein Elgar verlaſſen?

Elgar. Ich werde der Verlaſſene ſein, wenn Du vielleicht in wenig Tagen von mir ſcheideſt.

Otto. Willſt Du durch den Gedanken an die Trennung von Dir meinen Vorſatz erſchüttern? Nein, mein Elgar, Du muſt mich begleiten, denn wenn ich von Dir getrennt leben ſollte, könnte freilich die Reue leicht in mir entſtehen, die Dir ſo unvermeidlich ſcheint. O ich bitte Dich, verſprich mir wenigſtens in den erſten Monden mein Geſellſchafter zu bleiben, damit ich nicht unter Fremden allein leben mus!

Elgar. Laß uns handeln! Verſprich mir, was ich von Dir begehre, und nimm

dafür

dafür das Verſprechen, das Du von mir verlangſt.

Otto. Es ſei! Nimm hier meine Hand, daß ich mich gegen meinen Vater verhalten will, wie Dein Rath es für gut befunden hat; und gieb mir dagegen die Deinige, daß Du bei mir in Magdeburg bleiben, oder mich an ieden Ort begleiten willſt, wohin der Wille meines Vaters mich vielleicht führen wird, die geiſtlichen Studien anzufangen.

Elgar. (ihn umarmend.) Mag Dich das Schickſal leiten, wohin es will, Dein Elgar wird Dich begleiten und ſich glücklich ſchätzen, wenn er ſeine Weiſſagung von Deiner künftigen Reue nie erfüllet ſieht.

Elgar hatte mit ſeinem iungen Freunde nicht blos für ſich, ſondern auch im Namen der Mutter deſſelben geſprochen. Ihr und ihrem Gemahle war es nicht entgangen, wie viel Gefallen Otto an ſeinem Oheim fand und welche Vorſätze hierdurch in ihm waren hervorgebracht worden. Die

letztern ahndete iedoch nur Frau Elisabeth, denn der Landgraf war eben nicht gewohnt, aus Mienen und Handlungen auf den Grund ihrer Entstehung zu schliessen. Er sahe nur die Aufmerksamkeit seines Sohnes gegen den Erzbischoff und vermuthete, daß es wenig Mühe kosten würde, ihn durch die Hoffnung: mit der Zeit ein solcher angesehner Fürst wie der Erzbischoff Otto zu werden; nach seinem Plane zu leiten.

Die Furcht: daß ihren Sohn der Schritt gereuen würde, zu welchem sie den Entschlus in seinen Mienen las; hatte die Landgräfin noch nicht verlassen und bewog sie, zur Erleichterung seiner Rückkehr, so viel zu thun, als sie vermogte. Sie erwog, daß diese noch schwerer sein würde, wenn Otto, wie sie vermuthete, vielleicht seinem Vater als Bitte vorlegen mögte, was er in kurzem als Befehl von demselben hören sollte. Aus Besorgnis vor dem Zorne ihres Gemahls wagte sie es nicht, ihrem Sohne selbst zu sagen, was sie demselben so nöthig glaubte zu wissen.

Sie

Sie bediente ſich daher Elgars, von welchem ſie wuſte, daß er ohne Gefahr ſprechen konnte, und daß ſeine Worte nicht weniger wirkſam ſein würden als die ihrigen.

Elgar war zwei Jahr älter als Otto und, weniger durch dieſen Unterſchied des Alters, als durch die Kälte, welche ſeine Lebhaftigkeit mäßigte, ſchon oft Ottens rathender Freund geworden, welchem Lebhaftigkeit zuweilen nicht vergönnte, iede Handlungen mit ihren Wirkungen und Folgen genau zu überlegen, bevor er die Ausführung derſelben beſchlos. Nicht immer hatte Otto den Rath ſeines Freundes befolgt, gewöhnlich bewies dann aber der Erfolg die Güte deſſelben, wodurch Elgar unſerm Otto immer theurer wurde. Frau Eliſabeth konnte ſich daher mit groſſer Hoffnung an Elgar wenden, auch hatte ſie nicht zu befürchten, daß er ſie vielleicht gegen ihren Gemahl verrathen, und ſie dem Ausbruche des Zornes deſſelben Preis geben mögte, weil Elgar frei von dem Leichtſinne war, welcher der Fehler Vieler

ler ſeines Alters iſt. Dreuſt konnte ſie ihm vertrauen, und das Bewuſtſein: daß er das Glück ihres Sohnes nicht minder eifrig wünſchte als ſie ſelbſt; gab ihr völlige Gewißheit, daß er ſich ſeines Auftrags geſchickt entledigen, den Vorſatz ihres Sohnes vielleicht umſtimmen, oder ihn wenigſtens vermögen würde, bei der Ausführung deſſelben ſo zu Werke zu gehen, wie es ihr zu ſeinem Beſten nöthig ſchien.

Die Bitte, welche Elgar an Otto that, war ihm von der Mutter deſſelben eingegeben worden, die ſich innig freuete, als ihr Elgar ihre Gewährung zuſicherte. Sie ſchmeichelte ſich, daß es ihr nun weniger ſchwer werden würde, ihren Gemahl dahin zu vermögen, daß er ſeinem Sohne erlaubte, den geiſtlichen Stand wieder zu verlaſſen, wenn er, ihrer Furcht gemäs, in demſelben das Glück nicht finden ſollte, das ſeine Einbildungskraft ſich ietzt davon träumte.

Eliſabeth hatte ietzt zu dem künftigen Glücke ihres Sohnes noch weniger Vertrauen, als da ſie nach Magdeburg kam, weil ſie ſich in der Hoffnung: daß er ſeines

nes Oheims hohe Gunſt erhalten würde; getäuſcht ſahe. Der Erzbiſchoff, ſchien dieſe ausſchlieſſend dem Sohne ſeines Bruders Ludwig, dem iungen Herrmann, geſchenkt zu haben, der von ihm zum geiſtlichen Stande erzogen wurde; und Frau Eliſabeth zweifelte, daß es ihrem Sohne gelingen würde, ein glücklicher Nebenbuhler Herrmanns zu werden, da er nicht ſo viel natürliche Anlage hatte, die Gunſt des Erzbiſchoffs ſich zu erwerben.

Herrmann befand ſich ſchon ſeit einigen Jahren bei ſeinem Oheim, der es ſich ſeit ſeiner Ankunft eifrig hatte angelegen ſein laſſen, ſeinem Neffen zu einem ſtillen und fleiſſigen Knaben zu bilden. Herrmann beſas mehr von der Sanftheit ſeiner Mutter, als von dem Feuer ſeines Vaters, wodurch die Bemühungen des Erzbiſchoffs erleichtert worden. Er ſahe ſich durch den beſten Erfolg dafür belohnt, und vergalt den Fleis ſeines Zöglings durch die zärtlichſte Liebe.

Otto hatte in ſeinem Charakter nicht das Anziehende, wodurch Herrmann, gleich

bei

bei seiner ersten Erscheinung, die Gewogenheit seines Oheims gewann, denn das Feuer seiner Jugend war durch nichts gemäßigt, wohl aber durch die Art, wie er auf der Burg seines Vaters lebte, noch vermehrt worden. In dem Forste oder bei den Knappen und Rossen seines Vaters konnte er freilich die Geschmeidigkeit nicht erhalten, die seinem Vetter Herrmann der Umgang mit dem Erzbischoffe und seinen geistlichen Räthen gab, und die Bemühungen Elisabeths, mit ihrem Lieblinge, hatten aufs höchste verhindert, daß er nicht bis zur Wildheit herab sank. Sie hatte nichts versäumt, sein Herz auszubilden, war auch besorgt gewesen, seinen Verstand nicht ohne Bildung zu lassen, freilich aber war diese gegen die, welche Herrmann durch seine Lehrer und im Umgange mit seinem Oheim erhalten hatte, nur gering.

Die Kenntnisse unseres Otto erstreckten sich hauptsächlich nur auf Dinge, die einem wackern Ritter zu wissen nöthig waren. Er wuste die Gesetze des Kampfes

Mann

Mann gegen Mann und in Rotten, war mit den zwölf Turnierartikeln genau bekannt, so wie mit den merkwürdigsten Männern, die sich als tadellose Ritter, Helden oder Regenten berühmt gemacht hatten, dagegen wuste er aber vieles nicht, womit Herrmann vertraut war, ob gleich dieser zwei Jahre weniger zählte als Otto.

Ottens Offenheit und die Aeusserungen der Güte seines Herzens erwarben ihm den Beifall des Erzbischoffs zu Magdeburg, misfällig war es ihm hingegen, daß nur Erzählungen von Turnieren und Schlachten seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermogten, und ihm eine glänzende Rüstung oder schöne Waffen grössern Werth zu haben schienen, als die seltenste oder wichtigste Handschrift in der Büchersammlung, die der gelehrte Erzbischoff auf seinem Schlosse Ottenstein angelegt und Herrmann, durch seinen Rath geleitet, schon oft benutzt hatte.

Gleich nach seiner Ankunft in Magdeburg war es des Landgrafen Heinrichs

erstes

erſtes Geſchäft geweſen, dem Erzbiſchoffe den Beſchluß über ſeinen Sohn kund zu machen, aber er erſtaunte nicht wenig, als dieſer ihn nicht billigte. Er erinnerte ihn, daß dieſes Verhaben eine andere Erziehung erfordert hätte, als Otto erhalten hatte, und äuſſerte gerechte Zweifel, ob es möglich ſein würde, Otten die Stimmung zu geben, die er nöthig glaubte, wenn er im geiſtlichen Stande Zufriedenheit und Glück finden ſollte.

In einem traulichen Eheſtündlein erfuhr Frau Eliſabeth von ihrem Gemahle die Zweifel ſeines Bruders, und bediente ſich dieſer Veranlaſſung zu dem letzten Verſuche, ob es nicht möglich wäre, ihn von ſeinem Plane, ihren lieben Otto betreffend, abzubringen.

Des Erzbiſchoffs Bedenklichkeiten — erwiederte der Landgraf — müſſen meine Gemahlin nicht bekümmern, wohl können ſie ihr aber als Beweis dienen, wie gut er es mit unſerm Otto meint. Sorgfalt für ſein Wohl lies ihn alſo ſprechen, denn

er

er zweifelte, daß er Glück finden würde, wo ich es ihn will ſuchen laſſen, weil er ihn zu wenig kennt, um, wie ich, überzeugt zu ſein, daß er, ſo bald er ſich, ſtatt der goldnen Spornen, die Inful zum Ziele ſeines Strebens erkohren hat, ſich den geiſtlichen Studien mit nicht weniger eifrigem Fleiſſe widmen wird, als er ſich bisher mit ritterlichen Uebungen beſchäftigte. So bald er ſeine Zweifel durch den Augenſchein, in Ueberzeugung von dem Gegentheile verwandelt ſieht, wird er nicht allein aus Liebe für mich, ſondern auch vorzüglich aus Liebe gegen unſern Otto an der Beförderung deſſelben zu geiſtlichen Würden mit dem lebhafteſten Eifer arbeiten.

Wenn nicht ausſchlieſſende Liebe zu Herrmann dies verhindert — ſetzte Eliſabeth ſeufzend entgegen — Geſetzt auch, daß Otto dem fleiſſigen Herrmann mit raſtloſem Eifer nachſtrebt: ſo wird dieſer, da er ſchon ſo viel Vortheile vor ihm hat, ihn doch immer übertreffen, und hierdurch ſowohl, als durch ſeinen Charakter, welcher der Denkungsart ſeines Oheims ſo

gleich gestimmt ist, in der Gunst des Erzbischoffs vor unserm Otto immer den Platz behalten.

Meine Elisabeth wegen dieser Besorgnisse zu beruhigen — fuhr der Landgraf fort — gebe ihm der Bischoff von Münster die erste Bildung. Hat er erst durch diesen einige Vorkenntnisse erhalten, und sich besonders in dem Umgange mit ihm an Stille und Sanftheit gewöhnt, und die Geschmeidigkeit sich erworben, die ihm ietzt noch fehlt: so mag er zurückkehren nach Magdeburg, und ich bürge Euch dafür, daß dann das Herz meines Bruders für ihn nicht weniger liebevoll schlagen wird, als für Herrmann, den Ihr als einen Nebenbuhler fürchtet. Heut noch will ich einen Eilboten zu meinem Oheim nach Münster senden, damit Otto eines günstigen Empfangs, der sich schon ohnehin vermuthen läst, um so gewisser sein kann.

Zuvor — fragte Elisabeth — benachrichtigt Ihr aber doch unsern Otto von dem, was Ihr mit ihm vorhabt?

Wohl!

Wohl! — erwiederte Heinrich — es geſchehe! um ihm frühere Aufforderung zur Freude zu geben, denn wenn ich mich nicht ganz in ihm irre: ſo kennt er jezt keinen ſehnlichern Wunſch, als ſich in einen Stand zu begeben, der ihm verſpricht, einſt eine ſo hohe Stufe zu erglimmen, wie diejenige iſt, von welcher ihm ſein Oheim entgegen glänzt.

Otto wurde herbei gerufen, antwortete aber auf die Anrede ſeines Vaters nicht ſo, wie dieſer erwartet hatte. Der Landgraf vermuthete, daß ſein Sohn mit lebhafter Freude als einen Wunſch äuſern würde, was er nach ſeinem Willen thun ſollte, allein ob er gleich dieſe Aeuſerung hervor zu locken ſuchte, ſo blieb doch Otto dem Verſprechen, welches er ſeinem Freunde Elgar gegeben hatte, ſo getreu, daß er ſeinen Vater täuſchte. Dieſer ſahe ſich hierdurch genöthigt, durch deutliche Erklärung ſeinem Zwecke näher zu rücken, worauf Otto, wie es einem gehorſamen Sohne ziemt, die Verſicherung gab, daß er dem Willen ſeines Vaters immer gehorſam folgen würde.

Nie — fragte der Landgraf — geschah es wohl mit grössrer Freude als ietzt, und nie stimmte wohl mein Wille mit Deinen Wünschen so genau überein?

Ich folge Euch, mein Vater — fuhr Otto fort — mit der gewissen Ueberzeugung, daß Euer Wille mein Bestes bezweckt und mit so vieler Freude, als bei der Erinnerung an das, was ich verliere, möglich ist.

Kann der Verlust in Anschlag kommen — entgegnete der Landgraf — wenn man dagegen grössern Gewinn tauscht? Und was ist es, das du verliereſt?

Euch meine verehrten Eltern zuerst — antwortete Otto — dann die Gespielen meiner Jugend und die Beschäftigung, die mir immer die liebste war, und die ich nun auf immer verlassen mus.

Der Gedanke an die Trennung von seinen Waffen, Rossen und Jagdhunden war unserm Otto ohne Zweifel schmerzhaft, daher, was er ietzt sagte, mehr Ausdruck wahren

wahren Gefühls, als künſtliche Verſtellung ſein konnte, doch hatte das reizvolle Bild, das ſeine Einbildungskraft von der Zukunft ſich geſchaffen hatte, ſchon ſo viele Macht über ihn gewonnen, daß es nur einiger Zurückerinnerungen an daſſelbe bedurfte, um ihn, von der vorübergehenden Anwandlung des Schmerzes, zur Freude zurück zu führen.

Sein Vater unterlies nicht, ihn zu erinnern, daß er ſich von ſeinen Lieblingsdingen nur auf einige Zeit trennen müſte, um dann von ihnen lebhafteren und würdigern Gebrauch zu machen, als er ohne dieſes iemals hoffen könnte, indem er ihm durch das Beiſpiel des Erzbiſchoffs von Magdeburg bewies, daß ein geiſtlicher Fürſt durch die Waffen ſich nicht weniger Ruhm und Anſehen erwerben könnte, als durch würdige Führung ſeines geiſtlichen Amtes. Er ſahe, daß ſich der trübe Blick ſeines Sohnes aufheiterte, und ohne ſich weiter um die nähere Urſache dieſer Veränderung zu bekümmern, eilte er zu ſeinem Bruder, ihm

mit der Miene eines kleinen Triumphs zu verkündigen, daß er sich in den Erwartungen, die er sich von Otten gemacht hatte, gewis bald angenehm getäuscht sehen würde.

Der abgesendete Eilbote kehrte von Münster mit einer unangenehmen Nachricht zurück. Er hatte den Bischoff Ludwig so krank gefunden, daß die Aerzte an seiner Genesung zweifelten.

Der Bischoff hatte das Schreiben des Landgrafen nicht selbst beantworten können, ihm aber durch seinen Schreiber die Versicherung geben lassen, daß er die Erziehung seines Neffen freudig übernehmen wollte, wenn nicht der Tod allen seinen Beschäftigungen auf dieser Erde ein Ende machte.

Das Schreiben von dem Bischoffe, dem Verfertiger selbst in die Feder gesagt, lautete ganz so, wie ein Sterbender im Gefühl des gewissen nahen Todes zu schreiben pflegte,

und

und die Nachrichten, welche der Bote von den Aerzten brachte, bestätigten die Vermuthung des Bischoffs. Der Landgraf von Hessen gab daher alle Hoffnung auf, seinen Sohn unter der Aufsicht des Bischoffs von Münster zu seiner neuen Bestimmung reifen zu sehen, und nahm nun Maasregeln, wie die veränderte Lage der Dinge sie nöthig machte.

Deinen Rath, mein Bruder, und die Versicherung, daß Du nicht für Mistrauen halten willst, was blos Befolgung des Aufrufes väterlicher Liebe und Sorgfalt ist — trat der Landgraf in das Zimmer des Erzbischoffs.

Die letzte von ganzem Herzen — antwortete Herr Otto — den ersten nach meinen besten Kräften.

Heinrich. Nirgends würde ich meinen Sohn so gern sehen, als unter der Aufsicht meines geliebten Bruders; ihm und uns mögte es aber vielleicht nachtheilig sein, wenn Du sie schon ietzt übernehmen wolltest.

Otto. (bald ernsthaft.) Ich verstehe Euer Liebden nicht ganz.

Heinrich. Der Ton und die Worte Deiner Rede zeigen, daß Du mich misverstehst. Bisher sprachen wir ia mit einander, wie Brüder mit Brüdern, nicht wie Fürsten gegen Fürsten pflegen, lasse uns diesen herzlichen Ton noch länger beibehalten, denn Du wirst finden, daß ich unsere brüderliche Eintracht nicht zu stören gedenke, wenn Du mich hörst und mit Kälte und Gerechtigkeit über mich urtheilest. Du selbst hast meinem Otto das Zeugnis gegeben, daß er ein guter hoffnungsvoller Knabe ist. . . .

Otto. (ihn unterbrechend.) Das lezte nur, so fern Du ihn zum Krieger bestimmst.

Heinrich. Du giebst eine neue Bestätigung dessen, was sich noch an meine Rede schliessen sollte. Eingenommen, von dem Vorurtheile, daß er nicht für den geistlichen Stand geschaffen ist, würde es meinem Otto schwer werden, Dein Vertrauen

zu erwerben, so wie es seine allzugroſſe Lebhaftigkeit ihm unmöglich macht, Deine Liebe in so hohem Grade zu gewinnen, als Herrmann sie besitzt.

Otto. Du hatest deßhalb unsern Oheim, ihn zu etwas zu bilden, wozu er vielleicht nie gebildet werden kann, wenigstens nicht auf dem Wege, welchen Du nimmst.

Heinrich. Der Erfolg wird Dich von dem Gegentheile überzeugen. Ich kenne meinen Otto, seinen Fleis und seine Thätigkeit, und weis gewis, daß er alle seine Kräfte anspannen wird, ein würdiges Mitglied des Standes zu werden, in welchen er sich so freudig begiebt. Vernimm ietzt meinen Plan, zu dessen Ausführung Du mir die Hand bieten wirst, wenn ich mich Deiner wahren brüderlichen Liebe nicht vergebens schmeichle.

Otto. Fürwahr, mein Bruder, es ist nicht meine Schuld, daß etwas, wodurch ich Dir einen Beweis von ihrer Wahrheit zu geben gedachte, in Dir Zweifel an der-

ſelben aufregt. Sei verſichert, daß es mir immer innige Freude machen wird, wenn ich Dir oder Deinen Kindern nützen kann, nie aber werde ich meiner Ueberzeugung entgegen handeln. Widerſpricht ihr der Plan mit Deinem Sohne nicht: ſo will ich mich zur Ausführung deſſelben gern mit Dir vereinigen; im entgegengeſetzten Falle wirſt Du aber gewis meinen Rath ſo finden, wie brüderliche Liebe und Sorgfalt für das Wohl Deines Sohnes ihn eingeben können.

Heinrich. Nenne mir einen biedern und gelehrten Geiſtlichen, den ich zum Lehrer meines Otto wählen könnte. Unter ſeiner Aufſicht bleibe er einige Zeit; und wenn er dann leiſtet, was ich mir gewis von ihm verſpreche, ſo bringe ich ihn wieder zu Dir, damit Du ſeine Ausbildung vollenden, und für ſein künftiges Wohl väterlich ſorgen kannſt. Dies, mein Vorhaben, das hoffentlich mit dem Rathe zuſammen trifft, den Du mir geben wollteſt.

Otto.

Otto. Nein, mein Bruder, es ſteht ihm genau entgegen. Mich dünkt, der Weg, der Deinen Sohn zu dem beſtimmten Ziele leiten kann, darf ihn nicht mit einem male ganz von dem abführen, auf welchem er bis jetzt wandelte. Nur nach und nach darf er von den ritterlichen Uebungen zu den ausſchlieſſenden Beſchäftigungen mit den geiſtlichen Studien übergehen; weil dieſe ihm gewis bald läſtig würden, wenn er ſich um ihretwillen von Dingen, die von Kindheit an ſo vielen Reiz für ihn hatten, gänzlich losreiſſen ſollte. Sende ihn daher nach Paris, wo er ſich, unter der Anleitung eines rechtſchaffenen und gelehrten Mannes, auf der hohen Schule die nöthigen Kenntniſſe ſammlen und zugleich, als der Sohn des Landgrafen von Heſſen, an den Vergnügungen Theil nehmen kann, die bisher ſein Zeitvertreib und ſeine Arbeit waren. — Du wirſt ihm Zutritt an dem Hofe des Königs Philipp von Valois verſchaffen können, und ich will Dir einen Lehrer an der hohen Schule nennen, der ſeine Leitung aus Freundſchaft für mich übernehmen

men wird, und dem Du ihn mit der Ueberzeugung anvertrauen kannst, daß er alles anwenden wird, seinem Kopfe und Herzen die möglich vollkommenste Ausbildung zu geben.

Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin erwog der Landgraf den Rath des Erzbischoffs, beide wurden bald von der Güte desselben überzeugt und er beschl.s ihm zu folgen.

Frau Elisabeth fand in der weiten Entfernung ihres Lieblings einen Grund mehr, noch einen Versuch zu machen, den Plan ihres Gemahls mit ihm zu zerrütten. Sie wollte sich der Hülfe des Erzbischoffs bedienen, und, mit ihm verbunden, den Landgrafen durch ihre Bitten bestürmen; unausgeführt blieb aber ihr Vorhaben, weil die Furcht: daß ieder Versuch nutzlos sein würde; durch ihren Schwager noch mehr in ihr befestigt wurde.

Iſt eine Umänderung des Entſchluſſes meines Bruders möglich — ſprach der Erzbiſchoff — ſo kann ſie nur dann geſchehn, wenn die Zeit ihn belehrt, daß er ſich von ſeinem Sohne mit Erwartungen ſchmeichelte, die nie erfüllt werden können, und wenn väterliche Liebe ihn aufruft, ihm die Rückkehr zu erlauben, weil weiteres Fortſchreiten ihn immer mehr von der Zufriedenheit, dem Glücke dieſes Lebens, entfernen würde. Mein Freund, der Magiſter Heinrich von Voliere *), wird nichts unterlaſſen, Euren Sohn den Abſichten ſeines Vaters gemäs zu leiten, erkennt er aber, daß dieſe nur auf Koſten der Zufriedenheit ſeines Zöglings erreicht werden können: ſo ſammelt er auch gewis ſeine ganze Beredſamkeit in einem Schreiben, in welchem er meinen Bruder auffordern wird, das zeitliche Glück ſeines Sohnes nicht zum

*) Heinrich von Voliere war Lehrer der Philoſophie und freien Künſte auf der Univerſität zu Paris. Seine Gelehrſamkeit verſchafte ihm einen Ruf nach Prag, als Kaiſer Karl der Vierte die Schule daſelbſt zu einer Univerſität erhob.

zum Opfer zu begehren. Gelänge es ihm hingegen, seinem Zöglinge die geistlichen Studien angenehm zu machen: so zeigten sich diesem allerdings glänzendere Aussichten, als er sich jetzt schmeicheln kann; und Ihr, meine theure Schwägerin, werdet daher weislich handeln, wenn Ihr den Erfolg der Bemühungen meines Freundes abwartet, bevor Ihr weiter etwas zur Beförderung des wahrscheinlichen Besten Eures Sohnes unternehmt.

Dem Rathe ihres Schwagers gemäs schwieg Frau Elisabeth, der Gedanke an die Trennung von ihrem Liebling und Besorgnisse für sein Glück beklemmten aber ihren Busen, und entpreßten ihr oft, in der Einsamkeit ihres Gemachs herbe Thränen.

Freudig dachte hingegen Otto an die Stunde des Scheidens. Er glaubte seinem Glücke entgegen zu gehen — und welcher Mensch freuet sich nicht, einen solchen Weg anzutreten, sollte er ihn auch von Dingen hinweg führen, die fesselnden Reiz für ihn haben. Otto verlor solcher

Dinge

Dinge nur wenige. Er wuſte, daß er nun freilich nicht mehr ganze Tage lang den Forſt würde durchſtreichen, oder täglich mehrere Stunden den Uebungen in den Kampfſpielen würde widmen können; doch er hoffte für dieſen Verluſt in den Beſchäftigungen mit den Bildern einer glücklichen Zukunft und durch die Theilnahme an den glänzenden Feſten, die ſich an König Philipps Hofe drängten, reichlichen Erſatz zu finden. Wenn er bedachte, daß er ſich von einer zärtlich geliebten Mutter ſcheiden ſollte, wandelte ihm wohl Gefühl der Wehmuth an, bei den lachenden Hoffnungen, die ihn erfüllten, hatte er aber freilich der freudigen Stunden mehrere als der traurigen.

Schwerer als von ſeiner Mutter, würde ihn der Abſchied von Elgar geworden ſein, — doch von dieſem Buſenfreunde muſte er ſich nicht trennen. Sein Vater gewährte ihm gern die Bitte: daß ihn Elgar nach Paris begleiten durfte; weil er wuſte, daß die Geſellſchaft dieſes Jünglings

lings unserm Otto nicht nur angenehm, sondern auch nützlich war. Elgar verstand Ottens Feuer zu mässigen, und ihn von der Ausführung unüberlegter Entschlüsse zurück zu halten.

Wir wollen Euch, liebe Leser! keine Schilderung von Ottens Abschiede von seinen Eltern und dem Erzbischoffe von Magdeburg machen, weil Ihr ohne Zweifel schon viele solche Schilderungen gelesen habt und iede derselben mit andern mehr oder weniger Aehnlichkeit hat. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Nachricht, und fürchten deshalb keinen Vorwurf von Euch.

Ottens Sehnsucht nach dem Orte seiner Bestimmung, wo er den Grund zu künftigem grossen Glücke legen wollte, wurde so mächtig in ihm, daß er seinen Vater bat: noch früher als er, Magdeburg verlassen und die Reise nach Paris antreten zu dürfen. Er erhielt ohne Mühe seine Einwilligung, weil es der Landgraf

nicht

nicht rathsam fand, das erste Feuer seines Entschlusses verrauchen zu lassen.

Mit Elgar und Walram, einem treuen Knappen, den ihm sein Vater zum Beschützer und Aufseher mitgab, ging er zurück nach Kassel, von seinen Eltern und dem Erzbischoffe von Magdeburg mit vielen guten Lehren ausgesteuert.

Otto verweilte nicht lange in Kassel, weil ihn der Schmerz seiner Schwestern, über die Trennung von ihm, in dem Genusse der frohen Gefühle störte, die der Gedanke an die Zukunft in ihm hervorbrachte. Empfindlicher noch als dieser, war ihm die Freude, die sein Bruder Heinrich zuweilen über seinen Entschlus äusserte. Herrschbegierde war Heinrichs stärkste Leidenschaft, daher er sich freuete, von der Furcht: seinem Bruder dereinst einen Theil seines Erbes abtreten zu müssen; befreiet zu werden.

Von ihm kostete der Abschied unserm Otto wenig Schmerz; laut weinte er aber

an dem Busen Adelheidens, der liebsten unter seinen Schwestern, als er nach zwei Tagen von ihr schied und, in Walrams und Elgars Gesellschaft, die Reise nach Paris antrat.

Staatsursachen bewogen den Landgrafen von Hessen länger in Magdeburg zu verweilen, als er Anfangs Willens gewesen war, weshalb er auch seinem Sohne erlaubte, früher hinweg zu reisen. Der Herzog Rudolph von Sachsen, den er in Magdeburg fand, war ein Wittwer und Elisabeth, Heinrichs älteste Schwester, war ebenfalls vor einiger Zeit Wittwe geworden. Schon längst hatte Heinrich gewünscht, sich mit Sachsen zu verbinden, jetzt zeigte sich ihm eine Gelegenheit hierzu, und er lies sie nicht unbenutzt.

Heinrich bemerkte, daß der Herzog von Sachsen geneigt war, sich wieder zu vermählen; er erwähnte daher seine Schwester Elisabeth einigemal gegen ihn, und

sahe

ſahe ſich in der Hoffnung: daß er ihm entgegen kommen würde; nicht getäuſcht. Dem Herzog war eine Verbindung mit dem Landgrafen von Heſſen und dem allgemein geſchätzten, Erzbiſchoff von Magdeburg nicht weniger angenehm als dieſen, weil durch ſie ſeine Macht beträchtlich verſtärkt wurde. Beide Fürſten näherten ſich gegenſeitig, und die Eheberedung zwiſchen dem Herzoge Rudolph und Eliſabeth von Heſſen wurde geſchloſſen. Eliſabeth war mit der getroffenen Wahl ihres Bruders vollkommen zufrieden, und reichte bald nachher dem Herzoge von Sachſen ihre Hand.

Otto langte mit ſeinen Gefährten glücklich in Paris an, wo er durch die Vorſorge des Magiſters Heinrich von Voliere ſchon eine Wohnung bereit fand. Der Magiſter war von ſeiner Ankunft im voraus benachrichtiget worden, hatte ihm, nach dem Verlangen des Erzbiſchoffs von Magdeburg einige Zimmer des Hauſes, welches er bewohnte, zubereiten laſſen, und

war willig, über den Neffen seines Freundes die Aufsicht zu übernehmen. Die Freude und Herzlichkeit, mit welcher er seinen Zögling empfing, gewann ihm das Herz desselben, und Otto wurde angenehm überrascht, da er in seinem Lehrer ganz einen andern Mann fand, als er sich ihn vorgestellt hatte.

Weil der Erzbischoff von Magdeburg den Magister Heinrich seinen Freund nannte, glaubte Otto bei ihm den Ernst und die Stille wieder zu finden, die ihm bei seinem Oheim mißfallen hatte, fand aber an ihrer Stelle Scherz und laute Freude. Heinrich von Voliere war ein junger lebhafter Mann, der durch gefällige Bildung gleich auf den ersten Blick für sich einnahm; und dieser erste Eindruck wurde verstärkt, je mehr man, im längern Umgang mit ihm, seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein treffliches Herz sich entwickeln sahe.

Der Magister Heinrich verfuhr mit seinem Zöglinge nach einem wohl überlegten

ten Plane. Er bemühete ſich zuvörderſt, ihm Geſchmack an den Wiſſenſchaften beizubringen und die Ueberzeugung in ihm zu beleben; daß ſie mehr Nutzen und angenehmere Unterhaltung gewährten, als die raſtloſe Beſchäftigung mit den Waffen. Er begann damit, daß er ihm zuweilen Züge aus dem Leben berühmter Männer erzählte, durch aufgeregte Neugierde ihn bewog, nähere Nachricht von ihnen zu ſuchen und ihn auf dieſe Art von dem ſtetem Herumſchwärmen in Wald und Fluhr zu Büchern hinzog, welche dieſe weitläuftigern Nachrichten enthielten.

Heinrich war Lehrer der Philoſophie und freien Künſte, von welchen er alles Angenehme entlehnte, ſeinem Zöglinge, indem er ſeine Kenntniſſe erweiterte, auch Unterhaltung zu geben. Dieſe Behandlungsart und der Eifer: das Ziel, nach welchem er ſtrebte, bald zu erreichen; lieſſen unſern Otto ſeiner Waffen, Roſſe und Jagdhunde vergeſſen und machten ihn ſo fleiſſig, daß der Erzbiſchoff von Magde-

burg, wenn er ihn geſehen hätte, über ihn würde erſtaunt ſein.

Er hatte den glänzenden Hof des Königs von Frankreich geſehen und unter den Jüngern des Adels mancherlei Bekanntſchaften gemacht, ſelten kam er aber zu ſeinen neuen Bekannten, um durch den Umgang mit ihnen keine Zeit zu verlieren. Selbſt ſein Lehrer forderte ihn oft auf, ſich von den Büchern los zu reiſſen, mit denen er ſich auſſer ſeinen Lehrſtunden beinahe ausſchlieſſend beſchäftigte, und ſich im Umgange mit Jünglingen ſeines Alters zu zerſtreuen, ſelten wirkte aber die Ermahnung des Magiſters; und wenn Otto ſich ja auf kurze Zeit von ſeinen Büchern trennte, ſo geſchahe es gewöhnlich nur, um mit Elgar ein wenig auszureiten.

Magiſter Heinrich beſas hinlängliche Menſchenkenntnis, den unerwarteten Fleis ſeines Zöglings nicht, gleich dem unerfahrnen Walram, anzuſtaunen und ewige Fortdauer deſſelben zu vermuthen. Ihm war bekannt, daß Jünglinge von ſo vielem Feuer,

als Otto besas, alles, was sie unternehmen, mit dem grösten Eifer beginnen, selten aber Ausdauer zeigen, wenn es langer Mühe bedarf und ihr Feuer keine Befriedigung findet. Er mas seinen Zögling nach Andern, fürchtete, daß sein überspannter Fleis ihm bald zum Eckel machen würde, was ihm ietzt Vergnügen gewährte, und forderte ihn eben deshalb so oft auf, in der Gesellschaft seiner iungen Bekannten Beschäftigungen zu suchen, wie er sie sonst gewohnt gewesen war.

Nein, würdiger Herr — antwortete Otto — das Geräusch der Waffen und das Getös auf der Jagd würde mich allzu sehr zerstreuen und aus meinem Gedächtnisse Dinge scheuchen, mit denen ich mich einzig beschäftigen werde, bis sie demselben so tief eingegraben sind, daß sie ihm nie entrissen werden können.

Dem Landgrafen von Hessen würde diese Aeusserung seines Sohnes viel Freude gemacht haben, so wie sie dem Knappen, den er ihm mitgegeben hatte, Verdrus

machte. Beide konnten sich keines tiefen Blickes in das Innere eines Menschen rühmen, verweilten sich gewöhnlich nur bei dem Aeussern und wurden hierdurch sehr oft zu irrigen Vermuthungen verleitet. Walram glaubte, die Veränderung seines jungen Herrn würde nie wieder eine Umänderung leiden; eine Vermuthung, welche unangenehme Empfindungen in ihm hervorbrachte.

Bei aller Achtung, die Walram für die geistlichen Herren hatte, schien ihm doch ein wackerer Rittersmann grösserer Ehrfurcht werth, als der heilige Vater selbst. Er war in dem Gebrauche der Waffen und den ritterlichen Uebungen Ottens Lehrer gewesen, hatte sich gerechte Hoffnung gemacht, daß sein Zögling einst werden würde, was Walram der möglich höchste Grad menschlicher Vollkommenheit dünkte, sahe aber nun diese Hoffnung mit einem Male vernichtet, und wurde unmuthig, daß er von der vielversprechenden Pflanze, die er so sorgfältig gepflegt hatte, keine Früchte sehen würde.

Nicht

Nicht ohne Unwillen hatte Walram in Magdeburg den Entschlus des Landgrafen von Hessen über seinen geliebten Zögling vernommen; noch grössere fühlte er aber über diesen selbst, weil mit dem Willen seines Vaters der seinige übereinzustimmen schien. Er hatte ihn erforscht, beruhigte sich aber doch mit den Gedanken, daß Otto von seinem Abwege bald wieder zurückkehren würde und, eingedenk der Versicherungen Elisabeths und des Erzbischoffs: Otten die Einwilligung seines Vaters zu dieser Rückkehr zu verschaffen, so bald es sich ergeben würde, daß sie zu seiner Zufriedenheit nöthig wäre; begleitete er den jungen Prinzen nach Paris, mit der Hoffnung: nicht lange daselbst verweilen zu müssen.

Auf dem Wege dahin machte er seinem Pflegebefohlnen mancherlei Schilderungen von dem geistlichen Stande, welche alle zum Zwecke hatten, ihm die Vorzüge des Ritterstandes vor demselben zu zeigen. Ob er gleich keine schnelle Wirkung seiner Worte sahe, so fürchtete er doch nicht, daß sie

ganz wirkungslos sein würden; einen hohen Grad erreichte aber diese Furcht, da Otto in Paris allen Geschmack an ritterlichen Uebungen verlor, und sich einzig mit den Büchern des Magisters beschäftigte. Vergebens bemühte sich Walram, ihn von denselben loszureissen, indem er seinem Gedächtnisse die Freuden zurück rief, die er sonst gemeinschaftlich mit ihm, im Forste und in Kampfübungen, gefunden hatte.

Du sprichst Deinen Neigungen und Deinen Begriffen gemäs, ehrlicher Walram — antwortete ihm Otto — hätten diese in der Jugend eine andere Richtung erhalten: so würdest Du erkennen, daß es edlere Beschäftigungen giebt, als die immer daurenden Fehden mit Menschen und Thieren des Waldes. Doch fürchte deshalb nicht, daß Dein Otto ein Weichling werden wird; nein, muthvoll, wie Du es ihm lehrtest, wird er einst die Waffen zum Besten derer gebrauchen, die ihm des Schicksals Wille zu Unterthanen bestimmt.

Gebe nur des Himmels Gunſt — fuhr Walram dann zuweilen fort — daß Ihr in Eurer Hoffnung nicht getäuſcht werdet; denn Ihr ſollt wiſſen, daß nicht iedem Fürſtenſohne, der ſich in den geiſtlichen Stand begiebt, eine Inful wird.

Du irrſt, guter Alter — erwiederte Otto — wenn Du glaubſt, mich durch Aufregung dieſer Furcht von dem Bemühen um ienes Kleinod zurück zu ſchrecken.

Mismuthiger ging Walram nach iedem ſolchen Verſuche von dem fleiſſigen Otto, den er ſeinen Büchern überlies, zu Clgar, mit dieſem über ſeine Verſtimmung zu klagen.

Fürwahr — ſprach er öfters zu dieſem — es thut einem alten Krieger wehe, wenn er ſich in den lachendſten Hoffnungen, die ich mir ſo gerecht machen konnte, getäuſcht und ſeine Mühe vergebens ſieht. Mich iammert unſer Junker Otto, daß er ſich, von falſchem Scheine geblendet, von einer Straſſe hat hinweg locken laſſen, die

ihn

ihn gewis zu dem Tempel des Ruhms geführt haben würde.

Auch Elgar wurde in seinem Freunde irre. Gleich dem Magister Heinrich vermuthete er Anfangs, daß sich sein Eifer bald in Abneigung verwandeln würde, nach und nach begann er aber das Gegentheil zu ahnden, nachdem schon Wochen und Monden vergangen waren, die Ottens Eifer noch nichts von seiner ersten Stärke benommen hatten. Zuweilen regte sich wohl in ihm ein Wunsch: sich unter die Krieger, die Philipp nach Flandern sendete, mischen zu können, doch vermochte er ihn noch immer zu unterdrücken, oder wenigstens nicht laut werden zu lassen.

Seine Einbildungskraft mahlte sich die Bilder, die ihm seit seinem Aufenthalte in Magdeburg vorschwebten, immer lieblicher aus, und ein Blick auf sie gab ihm neue Stärke, wenn er lässig zu werden begann. Bisweilen äusserte sich zwar die Sehnsucht nach kriegerischen Thaten so mächtig in ihm, daß die Zaubermacht jener

ner reizenden Gebilde der Einbildungskraft sie nicht zu besiegen vermogte, dann aber wurden sie von Ottens Ehrgeiz unterstützt.

Es war sein Stolz, was er begann, nicht unvollendet zu lassen. Oft hatte er dies gegen Elgar den festesten seiner Grundsätze genannt — sollte er ihm, ietzt ungetreu werden und Elgars Spott über seine Schwäche wagen? Mehr als diesen Spott fürchtete er ohne Zweifel den Zorn seines Vaters, von welchem er wuste, daß seine Entschlüsse durch nichts erschüttert werden konnten — und dies alles erhielt seinen Eifer über ein Jahr lang bei ungeschwächter Stärke.

Die Nachrichten, die während dieser Zeit von unserm Otto nach Deutschland gingen, machten seinen Verwandten die lebhafteste Freude, die sich iedoch bei dem Erzbischofe von Magdeburg am wenigsten stark äuserte. Der Magister hatte ihm seine Besorgnis: daß Ottens eifriger Fleis und seine scheinbare Zufriedenheit nicht von langer Dauer sein würden; gleich Anfangs mitgetheilt und auf ihn so lebhaften Ein-

druck

druck gemacht, daß er auch ietzt noch nicht ganz von gleicher Besorgnis frei war, ob ihm schon der Anschein verhies, daß sie nie verwirklicht werden würde. Gemeinschaftlich forderten Alle den Jüngling auf, in seinem Fleisse fortzufahren, doch diese Aufforderungen vermogten nicht, was zuvor eigner Trieb bewirkte.

Unter den jungen Edeln, die Otto in Paris kennen lernte, war Humbert, Graf von Eu, der Einzige, mit dem er ein freundschaftliches Bündnis schlos. Er bedurfte ietzt, neben Elgar, noch eines andern Freundes, weil Stolz und Schaam ihm nicht erlaubten, mit diesem von Dingen zu sprechen, von denen er doch so gern zu sprechen wünschte, und er wählte daher den jungen Grafen von Eu zu seinem Vertrauten, weil er bei ihm Uebereinstimmung mit sich fand.

Die Begierde: sich durch die Waffen Ruhm zu erringen, wurde heftiger in unserm

ferm Otto, ie lebhafter König Philipp die Rüstungen gegen den König von England, Eduard den Dritten, fortsetzte.

Beklage mich mein Humbert — sprach er zuweilen zu seinem Freunde — daß mein Jugendfeuer in der Einsamkeit meines Gemachs ungenützt verrauchen muß, indes sich Dir und andern Gelegenheit darbietet, zu unsterblichem Nachruhm den ersten Grund zu legen.

Humbert versicherte Otten seines Mitleids, wodurch die Sehnsucht desselben nicht wenig vermehrt wurde, die nothwendig Misfallen an der Lage herbei führen muste, welche die Befriedigung derselben verhinderte.

Geleitet von dem Magister Heinrich hatte Otto bisher, in den Büchern desselben, gewöhnlich nur die Geschichten solcher Männer gelesen, die sich durch ihre Gelehrsamkeit, oder durch bürgerliche und häusliche Tugenden berühmt gemacht hatten; iezt aber begannen solche Geschichten ihm

gleich-

gleichgültig zu werden, und nur die Lebensbeschreibungen berühmter Helden vermogten seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Begierde, ihnen nachzustreben, lebte mit noch nie gefühlter Stärke wieder in ihm auf. Er bemühete sich, sie in sich selbst zu verschliessen, so wie er es dem Magister und Elgar verbarg, daß sich sein Geschmack in Absicht der Lektüre verändert hatte. Nur gegen den jungen Grafen von Eu sprach er ohne Zurückhaltung von seiner Sehnsucht, welcher dieser durch das Feuer und die Freude, mit denen er von dem nahen Feldzuge sprach, immer mehr Nahrung gab. In gleichem Grade, in welchem dieses Sehnen wuchs, muste sich nothwendig sein Fleis vermindern und das Misfallen, über die Lage, in welcher er sich befand, vermehren, doch erreichte das leztere nicht eher den höchsten Grad, bis ihm der Graf von Eu noch stärkere Veranlassung gab.

Freue Dich mit mir — stürzte einst Hundert in Ottens Gemach — noch nie em-

empfundenes Entzücken bebt durch iede meiner Nerven!

Otto. Du hätteſt nicht mit dem Munde einer Aufforderung bedurft, die ich ſchon in Deinen Augen leſen konnte.

Humbert. Aus ihnen glänzt die ſeligſte aller Freuden, deren Genus aber Dir, armen Freunde, freilich nie zu Theil werden darf, wenn Du nicht an Deinen Pflichten zum Verbrecher werden willſt.

Otto. Ich verſteh Dich nicht. Welche Freude könnte mir mein Stand verbieten, wenn ich im Genuſſe derſelben nicht unmäßig bin? Und Unmäßigkeit verbeut ia Vernunft dem Menſchen überhaupt, nicht dem Geiſtlichen allein.

Humbert. Deine Worte geben einen Beweis mehr, daß Du, als Du dieſen Stand erwähltеſt, nur dem Rufe des trügeriſchen Ehrgeizes folgteſt, ohne zuvor genau zu erwägen, zu welchen Opfern Du Dich hierdurch verpflichteteſt. Du bedachteſt nicht, daß Du dem ſeligſten Ge-

fähle, für welches die Natur den Busen jedes Menschen empfänglich machte, daß Du der Liebe, welche die Erde zu einem Himmel umwandelt, entsagen müßtest. Wahrscheinlich kanntest Du damals diese Schöpferin der Erdenglückseligkeit noch nicht, daß Du Dich aber ihrer nicht als künftig erinnertest, dies, Freund, wirst Du noch oft mit Thränen bitterer Reue beklagen.

Otto. Sie ist es also, welche Dich zu dieser seltenen Freude stimmte.

Humbert. Was ausser ihr vermögte auch sonst einen so hohen Grad derselben zu schaffen?

Otto. Fürwahr, mein Humbert, Du gefielst mir besser, als das Feuer der Freude über den nahen Feldzug in Deinen Augen rollte, wie jezt, da Liebe aus ihnen flammt. Der erstern Art von Feuer ist nur ein Jüngling, mit Anlage zum künftigem Helden fähig, der leztern jeder weibische Weichling.

Hum-

Humbert. Still, Fühlloser! schmähe nicht die edelste der Leidenschaften, die zwar den Weichling noch mehr erschlafft, hingegen der Mann, der Ehre und seine Pflichten kennt, zu gröſſern Thaten Kraft gibt, als er ohne ſie auszurichten vermögte. Bemerkteſt Du noch nie, wenn Du einem Turniere zuſaheſt, daß Ritter, an deren Lanze ein Fähnlein vor der Farbe ihrer Dame wehete, tapferer kämpften als andere, denen dieſe Aufforderung zu groſſen Thaten mangelte? Feige Wahldirnen, die unſere Liebe nur um Wolluſt tauſchen, vermögen freilich nicht höheres Feuer des Muths zu entflammen, aber edeln Mädchen voll Vaterlandsliebe wird dies nicht ſchwer. Sie verſprechen rühmliche Thaten mit Kuß und Sold der Minne zu belohnen; und wer die Süßigkeiten derſelben kennt, findet in ihnen neben dem Muthe und der Begierde: ſich Ruhm zu erwerben; eine Aufforderung mehr, zur höchſten Tapferkeit.

Otto. Welcher er nicht bedarf, ſobald ihn jene wirklich beſeelen. Der Mann,

den ächter Muth erfüllt, scheuet keine Gefahr und wirft sich in das dickste Getümmel der Schlacht, welches der Jungfrauenknecht flieht, damit nicht eine Wunde sein glattes Gesicht verkehre, und er, bei der Heimkehr, seiner Dirne weniger gefalle.

Humbert. Fürwahr, der hat die Liebe gröblich beleidigt, der sie Dich kennen lehrte! Bei Mädchen voll edeln Gefühls und Vaterlandsliebe, wird sie durch Wunden und Narben erhöht, nicht vermindert, wenn nicht der Rücken sie trägt; doch ein Mädchen solcher Art wählt sich auch keinen Geliebten, der seinem Gegner den Rücken zeigt. Gewis zählst Du mich nicht unter die Muthlosen, aber muthiger denn zuvor werde ich nun gegen die Engländer ziehen, da mir Blanka Alençon, zur steten Erinnerung an sie, diese Feldbinde und dieses Fähnlein gab, das nun an meiner Lanze prangen soll. „Seid tapfer „und gedenket mein" — sprach die Holde — da sie mir beide überreichte, und als ich dann, hingerissen vom Gefühl mei-

nes

nes Glücks und voll der hohen Zuversicht: mein Werben um ihre Liebe durch Gegengunst belohnt zu sehen; ihre Hand feuervoll an meine bebenden Lippen preste, zog sie sie nicht zurück, sondern machte mich durch einen sanften Druk so kühn, daß ich zu ihrem Munde mich erhob, dessen Rosenlippen meinem Kusse nicht widerstrebten. Aber Freund, nur empfunden, nicht geschildert kann es werden, was ich fühlte, als sie mit sittsam zitternder Stimme mir gestand, daß sie mich liebte. „Dieser Kus" — fuhr sie fort, indem ihr Mund auf dem meinigen bebte — „sei das Siegel unsers Bundes; kehrst Du aus dem „Kampfe zurück: so werden Dir ähnliche, „für iede edle Ritterthat wider die verwegenen Britten lohnen. Heisse Wünsche „für Dein Wohl werden Dich begleiten; „werden sie aber nicht vollkommen erfüllt „und Du kehrst mit einer Wunde zurück: „so erwirbst Du Dir durch dieses Zeichen Deines Muths neue Forderungen „an meine Liebe". Kann nun mein Freund noch länger zweifeln, ob Liebe

für die edle Blanka meinen Muth erhöhen wird?

Otto. Ich zweifle nicht, doch ist es auch fern von mir, Dich zu beneiden, oder mich zu beklagen, daß mir ein Glück verfagt ist, welches Du vor allen das erhabenste nennst. Ich leugne nicht, daß die Liebe Freuden gewährt, gewis werden sie aber von den Leiden überwogen, die sie in ihrem Gefolge hat.

Humbert. Ein ungerechter Argwohn, zu welchem Dich ein Feind dieser Menschenbeglückerin verführt hat. Wisse, daß auch ihre Leiden etwas süsses haben, und daß die Anzahl derselben nur gering ist, gegen die Menge ihrer Freuden.

Diese Behauptung wiederholte Humbert öfters gegen seinen Freund, und bestätigte sie auch vollkommen durch sein Beispiel. Immer belebte ihn die feurigste Freude und rastlos erhob er die unaussprechlichen Reize der Liebe. Das Feuer,

mit

mit welchem er sprach, setzte auch Ottens Feuer in Bewegung, der seinen Freund einige mal zu der reizenden Blanka begleitete, und hier ein Zeuge seines Glücks wurde. Der Wunsch: so glücklich zu sein als Humbert; wurde in ihm rege; er bemühete sich ihn zu unterdrücken, allein er gewann immer neue Stärke und der Gedanke: diesen Wunsch nie erfüllt sehen zu können; machte ihm eine Lage verhaßt, die ihm schon längst lästig gewesen war.

Noch immer suchte er vor Elgar und dem Magister zu verbergen, was in seinem Innern vorgegangen war, doch es verraffenbarte sich ihnen deutlich durch seine Handlungen und seine Mienen. Selbst Walram, so wenig er auch geübt war, solche Aeussernngen zu deuten, bemerkte die Veränderung seines jungen Herrn, der ihn jetzt, wenn er von den Vorzügen eines Ritters vor einem Geistlichen sprach, nicht mehr zu schweigen gebot, sondern ihm aufmerksam zuhörte, indeß sich öfters tiefe Seufzer aus seinem Busen hervor drängten.

Absichtlich stellten sich der Magister und Elgar, als ob sie seine Veränderung nicht bemerkten. Damit er einen festen Entschlus fassen könnte, wollte ihm iener noch eine Zeitlang sich selbst überlassen, und dieser gedachte einen Versuch zu machen, ob ihm Humbert Ottens Vertrauen ganz geraubt hätte. Endlich vermogte er nicht länger zu schweigen, seine Bitten bestürmten den trauernden Otto und erhielten das Geständnis dessen, was unsere Leser schon wissen.

Elgar handelte freundschaftlicher gegen den Misnuthigen als er geargwohnt hatte. Er spottete nicht seiner Unbeständigkeit und erinnerte ihn nicht an die Aeusserung, von seiner Ausdauer bis zum Ziele, ob er sie schon nicht ohne stolzes Selbstvertrauen gethan hatte. Nichts lies er aber unversucht, ihn von dem Abwege zurück zu leiten, auf den ihn Durst nach Thaten und das Aufglimmen einer noch nie gefühlten Leidenschaft geführt hatten.

In Magdeburg machte Otto, wie sich unsere Leser noch erinnern werden, seinen Freund aufmerksam auf die lachenden Aussichten, die sich ihm aus der Ferne zeigten, ietzt war aber der Gedanke an sie verschwunden und Elgar konnte ihn nicht wieder herbei rufen, so viele Mühe er sich auch gab, von der Zukunft ein noch reizenderes Bild zu mahlen, als Ottens Einbildungskraft sich einst davon geschaffen hatte.

Mit Elgar verband sich der Magister, der sich aber andere Bewegungsgründe bediente, dem wankenden Otto zu neuer Festigkeit zu ermahnen. Er erinnerte ihn, daß Beständigkeit des Mannes erste Tugend ist, und als dies nichts fruchten wollte, glaubte er ihm die Besorgnis nicht verhehlen zu dürfen, daß er das Mißfallen seines Vaters in hohem Grade auf sich ziehen würde, wenn er dem Willen desselben entgegen handelte.

Mein Vater wird nicht das Unglück seines Sohnes wollen — antwortete ihm Otto — und unglücklich wäre ich, wenn

ich mein Leben in einem Stande zubringen sollte, von welchem ich die Last mit iedem Tage lebhafter fühle. Seid Ihr wirklich für mein Wohl besorgt: o so bitte ich Euch, vereinigt Euch mit mir, um meinen Vater zu bewegen, daß er mir vergönnt, mich zurück zu begeben in eine Lage, nach welcher sich alle meine Wünsche sehnen. Meine Mutter wird sich mit uns verbinden; und der Landgraf von Hessen könnte fürwahr der gütige Vater nicht sein, welcher er bis ietzt gegen mich war, wenn unsere vereinigten Bitten ohne günstigen Erfolg blieben.

Der Magister willigte nicht so gleich in Ottens Verlangen; einige Tage lang wendete er seine ganze Beredsamkeit an, seine erstorbene Neigung zum Studieren aufs neue zu beleben. Vergebens waren aber seine Worte verschwendet; Otto beantwortete sie beinahe mit nichts als mit der Bitte: eine Zuschrift, die er durch Wakram an seinen Vater senden wollte, mit einem Schreiben von seiner Hand zu begleiten.

Der

Der Magiſter handelte endlich ſeinem Wunſche gemäs und die Art, wie er dies that, gewann ihm Ottens vollkommenſten Beifall, weil ſein Schreiben in Ausdrücken abgefaſt war, von welchen ſich Otto der beſten Wirkung ſchmeichelte.

Auch er ſelbſt hatte alle ſeine Kunſt aufgeboten, ſeines Vaters Mitleid und Liebe in Bewegung zu ſetzen und ihn bei ſeiner Zärtlichkeit beſchworen: ihn nicht, durch Verweigerung ſeiner Bitte, Zufriedenheit und Glück für ſein ganzes Leben zu rauben. Von ſeiner Mutter war Otto überzeugt, daß es bei ihr nicht vieler Bitten bedürfe, ſie zur thätigſten Verwendung für ſeinen Vortheil zu vermögen. Ihre zärtliche Sorgfalt für ſein Wohl, bürgte ihm ohnehin ſchon dafür. An ſie ſchrieb er deshalb nur wenig, viele mündliche Aufträge erhielt aber Wakram, der ihm zur Ausführung ſeines Planes keine unwichtige Perſon zu ſein ſchien.

Das Recht freier ſprechen zu dürfen, als Andere, welches die Groſſen dieſer Erde

zuwei-

zuweilen alten treuen Dienern vergönnen, besas auch Walram und hatte sich desselben schon öfters mit gutem Erfolge bedient. Durch seine Vorstellungen hatte er bisweilen über den Landgrafen vermogt, was kein Anderer ausrichten konnte; und mit der Zuversicht: daß ihm auch iezt die Erreichung seiner Absicht gelingen würde; verlies er Paris.

Voll froher Hoffnung, doch nicht ohne Mischung von Furcht, sahe Otto der Zurückkunft Walrams entgegen. Humbert suchte die erste zu erhöhen, da sich im Gegentheile der Magister und Elgar sie zu vermindern bestrebten. Elgar zweifelte, daß der Landgraf von Hessen die Bitte seines Sohnes erfüllen würde, und obgleich der Magister nicht ohne Hoffnung war: so hielt er es doch für besser, sie in seinem Zöglinge nicht zu verstärken, damit ihn die Vernichtung derselben nicht noch mehr schmerzte.

Noch immer war es sein eifrigstes Bestreben, Otten zum unermüdeten Fortschreiten

ten auf der einmal betretenen Bahn zu vermögen, und er erlaubte sich, zur Erreichung seines Entzweckes, den Ehrgeiz des Jünglings aufzuregen, weil dies bald das einzige Mittel war, das ihm noch übrig blieb. Ohne Erfolg zeigte er aber seinem Zöglinge in der Ferne, Inful und Bischoffsstab. Was ehedem für Otten so viel Anziehendes gehabt hatte, konnte ihn ietzt nicht mehr reizen, weil er sich nur eine Lanze, mit der Farbe einer geliebten Dame geziert, und die Erlaubnis wünschte: in dem Kriege wider die Engländer Ruhm suchen zu dürfen.

Walram fand bei seiner Ankunft in Kassel den Landgrafen zum Unglück in einer Stimmung, die ihm für Ottens Gesuch wenig Gutes verhies, denn noch nie hatte es dem Landgrafen so nöthig geschienen als ietzt, daß sich Otto dem geistlichen Stande widmete.

In dem Vergleiche, den Heinrich der Eiserne mit seinen jüngern Brüdern schloß,

ver-

verwilligte er — wie unſern Leſern unvergeſſen ſein wird — beiden, neben den Herrſchaften, die er ihnen zum völligen Eigenthume überlies, eine Summe Geldes, die ſie jährlich von ihm erhalten ſollten. Dieſen Theil des Vergleichs hatte er ietzt, nach beinahe zwei Jahren, noch nicht erfüllt, weil es ſeiner Geldliebe unmöglich war, ſich von der Summe zu ſcheiden, die er ſeinen Brüdern ausgeſetzt hatte. Unter mancherlei Vorwande verzögerte er die Auszahlung, hielt auch eine neue Friſt, die er endlich auf das Dringen ſeiner Brüder ſetzte, nicht ein, und gab hierdurch beiden gerechte Veranlaſſung, zu dem Verdachte: daß er vielleicht ohne Zwang nie leiſten möchte, wozu er ſich gegen ſie verpflichtet hatte.

Seiner gerechten Forderung mehr Gewicht zu geben, bediente ſich ietzt der leicht aufbrauſende Ludwig einiger Drohungen, wodurch er aber ſeinen Bruder noch mehr erbitterte, ohne einigen Vortheil zu gewinnen. Er war daher bemüht, dem Landgrafen

grafen zu zeigen, daß es ihm nicht schwer werden würde, seine Drohungen wahr zu machen, wenn endlich eignes Bedürfnis mächtiger, als Sorgfalt für das Beste seines Vaterlandes, in ihm sprechen und ihn nöthigen würde, durch Gewalt zu erzwingen, was seinem freundlichen Begehren bisher verweigert worden wäre. Ohne Mühe gelang es ihm, dem Erzbischoff von Mainz, der ohnehin gegen den Landgrafen von Hessen nicht freundschaftlich gesinnt war, und einige der vornehmsten Hessischen Edeln in sein Interesse zu ziehen, die ihm versprachen, sich bei seinem Bruder eifrig für ihn zu verwenden.

Den Tag zuvor, ehe Walram in Kassel eintraf, hatten Ritter Albrecht von Boventen und Johann von Windhausen, zum Vortheile Herrmanns und Ludwigs, mit dem Landgrafen ihrem Lehnsherrn gesprochen, und eine Stunde vor Walrams Ankunft erhielt er ein Schreiben von dem Erzbischoffe zu Mainz, worinn ihn dieser ermahnte, die gerechten Forderungen seiner

Brüder nicht länger unerfüllt zu lassen. Misfällig war es dem Landgrafen, daß einige seiner Lehnsleute, sich zu Richtern seines Verfahrens aufwarfen, noch mehr wurde aber sein Misfallen dadurch erregt, daß sich ein Fremder in seine häuslichen Angelegenheiten mischte.

Der Verdacht bemächtigte sich seiner: daß Ludwig sich wider ihn auflehnen und, verbunden mit dem Erzbischoffe zu Mainz, ihn befehden würde. Nothwendig muste ihn dieser Argwohn für sein Wohl besorgt machen und seinen Zorn wider den aufrührischen Bruder entflammen. Er wünschte, daß sein Vater Ludwig und Herrmann auf ähnliche Weise versorgt haben möchte, wie den ietzigen Erzbischoff Otto, und erinnerte sich mit Selbstgefälligkeit an seine kluge Vorsicht, durch die er seinen ältern Sohn vor solcher Gefahr, wie sich ihm ietzt nahete, gesichert zu haben hoffte.

Der Vorsatz: wenn ihm noch mehrere Söhne gebohren werden sollten, sie ohne Unterschied der Kirche zu weihen; schlos

sich

ſich eben, als das letzte Glied, an die Kette ſeiner Gedanken, als man ihm Walrams Ankunft meldete, und dieſer ſelbſt dem anſagenden Knappen auf dem Fuſſe folgte. Der Gruß, den er dem Landgrafen von ſeinem Sohne entgegen rief, verhütete das Schrecken über Walrams unvermuthetes Erſcheinen, und beugte der Furcht vor: von Ottens Wohlbefinden unangenehme Nachrichten zu hören.

Mein Sohn iſt doch fleiſſig und wohl? — fragte er Walram.

Jezt iſt er noch wohl — antwortete dieſer — ob er es auch in Zukunft ſein wird — dies, gnädiger Herr, hängt von Euch ab. Leſet hier dieſes Schreiben von ihm und ſeinem Lehrer und erlaubt Eurem treuen Diener indeſſen, ſich der Rüſtung zu entledigen. Seit ich mich in Paris befinde, iſt mein alter Leichnam ihrer Laſt ſchier entwohnt worden.

So gehe und pflege Dich — erwiederte der Landgraf — zögere aber nicht

lange, damit Du mir und meiner Gemahlin bald mehr von unserm Otto erzählen kannst, als sein Schreiben berichten wird.

In wenig Augenblicken bin ich wieder bei Euch, entfernte sich Walram, warf seine Rüstung von sich, die ihm nicht so schwer wurde, als er vorgab, und eilte zu Frau Elisabeth, die Zuschrift ihres Sohnes in ihre Hände zu liefern und sich mit ihr über ihre gemeinschaftliche Unternehmung zu besprechen. Was er mit ihr redete, werdet Ihr, liebe Leser! leicht ohne nähere Erwähnung errathen können, weshalb wir den Raum dieser Blätter zu nöthigern Dingen sparen wollen.

Elisabeth und Walram verweilten nicht lange in dem Gemach der ersten, weil sie den Eindruck benutzen wollten, den sie auf den Landgrafen von Ottens und des Magisters Schreiben hofften. Voll Furcht und Hoffnung und voll des Vorsatzes: den Landgrafen so lange mit ihren Bitten zu bestürmen, bis er sie gewähren würde; gingen sie jetzt in das Zimmer desselben, an

dessen

dessen Thür Walram der Landgräfin in das Ohr raunte: vergesset nicht, gnädige Frau, daß Euer Junker nicht wirklich so bleich und abgehärmt ist, als ich ihn Eurem Herrn und Gemahl schildern werde, um seine väterliche Liebe durch Aufregung des lebhaften Mitleids zu bestechen.

Heinrich, Elisabeth, Walram.

Heinrich.

Entweder, alter Walram, bist Du an Deinem Herrn zum Verräther oder auch an Deiner Seele so stumpf geworden, als Du vorhin von Deinem Körper sagtest.

Walram. Fürwahr, gnädiger Herr, der Grube nahe, wird Euer treuer Diener nicht noch zum Verräther werden.

Heinrich. Und doch ist es mir unbegreiflich, wie Du Dich sonst hättest entschliessen können, um einer so unbedeutenden Sache willen, den Weg von Paris nach Kassel zu machen.

Walram. Kann das Wohl meines Junkers, den Ihr mir, als wir Euch verliessen, auf die Seele bandet, für mich unbedeutend sein?

Heinrich. Sein Wohl freilich nicht, allerdings aber seine Träume. Deine Pflicht rief Dich auf, ihm zu sagen, daß er wirklich nur träumte, nach Kassel forderte sie Dich aber nicht, denn leicht konntest Du doch voraus sehen, daß ich mich von den Winseleien meines Sohnes nicht würde bethören lassen. Ihm, dem Knaben, ist es zu verzeihen, daß er irrte; daß aber Ihr, der Magister und Du ihn in seinem Irrthume bestärktet — dies ist Euch wahrlich kaum zu verzeihen.

Walram. Ihr thut uns Unrecht, wenn Ihr glaubt, daß wir das thaten. Mit vereinigten Kräften bemühten wir uns im Gegentheile, unsern Pflegebefohlnen nach Eurem Willen zu leiten; und nur dann erst, als ich sahe, daß sein Wohl, ia vielleicht sein Leben auf dem Spiele stand, entschlos

ſchlos ich mich, ſeine flehende Bitte vor Euch zu bringen.

Heinrich. Welcher Du, alter Schwächling, die Deinige wohl beigeſellen willſt? (zu Eliſabeth.) Wiſſet Ihr, welches Frevels ſich unſer Bube ſchuldig gemacht hat?

Eliſabeth. Ich weis von keinem.

Heinr. So erfahrt es ietzt und klagt und zürnet mit mir. Indeſſen wir uns ſchmeichelten, von Otten bald wieder beruhigende Nachrichten zu erhalten, träumt der Bube von Weibern und ritterlichen Spornen, und iſt im Begriffe, dem Willen ſeiner Eltern ungehorſam zu werden.

Eliſ. Zorn ſcheint Euch, mein theurer Gemahl, wider Euren Sohn ungerecht zu machen. Wenigſtens iſt in ſeinem kurzen Schreiben an mich keine Spur des Ungehorſams zu finden, ob er ſchon darinn bittet, ihm eine andere Beſtimmung zu geben.

Heinr. Wie leicht doch übergroſſe Mutterliebe die Augen verblendet! Iſt

nicht schon diese Bitte Ungehorsam? Noch mehr hat er sich aber desselben schuldig gemacht, indem er seine Pflichten vergißt, seine Studien vernachläßigt und die Zeit, die er besser anwenden sollte, mit Hirngespinnsten leichtsertig vergeudet. Aber ich werde ihn zurück zu rufen wissen zum schuldigen Gehorsam, und wenn der Magister Heinrich zu schwach ist, ihm seine Pflicht zu lehren, so mag er sie in einer Mönchsklause lernen!

Elis. Unmöglich kann dies der Wille des gütigen Vaters sein, der so oft bewies, wie nahe seiner Kinder Wohl ihm an dem Herzen liegt.

Heinr. Hiervon will ich eben ietzt den neuesten Beweis geben. Knaben wissen nicht zu prüfen, was ihnen gut ist, an ihrer Stelle muß dies von ihren Vätern geschehen, und haben dann diese, nach reiflicher Prüfung, das Beste gefunden: so dürfen sie sich durch nichts hindern lassen, ihrem Entschlusse gemäß zu handeln.

Elis.

Elis. Wenn aber solche Entschlüsse den Neigungen der Kinder genau entgegen stehn; ist dann die Ausführung derselben auch noch gerecht?

Heinr. Kinder, sag ich Euch, müssen keinen eignen Willen haben, sondern dem Willen ihrer Eltern den ihrigen unterwerfen.

Elis. Auch dann, wenn sie hierdurch Zufriedenheit und zeitliches Glück aufopfern müssen?

Heinr. Welcher vernünftiger Vater verlangt dies?

Elis. Verzeiht, wenn ich Euch sage, daß Ihr es verlangt. Denkt Euch an Ottens Stelle; erwägt, ob Ihr hättet glücklich sein können, wenn Ihr von Eurem Vater zum geistlichen Stande genöthiget worden wäret; und bedenket dann, daß unser Sohn es eben so wenig sein kann. In seinen Adern glüht das kriegerische Feuer seines Vaters — und paßt dieses in die Zelle eines Klosters, oder in das Gemach eines geistlichen Stiftes?

Heinr. Er mäßige sein Feuer, wie ich gethan haben würde, hätte der Befehl meiner Eltern und Pflicht: das beste meines Vaterlandes zu befördern; mich hierzu aufgefordert.

Walr. So leicht es Euch, gnädiger Herr, auch wird, dies zu sagen, so schwer würde Euch die Ausübung geworden sein.

Heinr. Ha, Alter, ietzt verräthst Du deutlich, daß Du meinen Buben in seinem Ungehorsam bestärktest!

Walr. Mein Gewissen sagt mir das Gegentheil; zugleich ruft es mich aber auch auf, Euch um die Erfüllung der Bitte Eures Junkers zu flehen.

Elis. Und ich will mich mit Dir vereinigen, um der väterlichen Liebe den Sieg zu erleichtern.

Heinr. Ich handle dem Befehle der Klugheit und Gerechtigkeit gemäs, und nichts kann mich abhalten, ihn zu vollbringen. Oeffnet Otto ihrem Zurufe ebenfalls sein Ohr: so wird er erkennen, wie väter-

väterlich ich für ſein wahres Beſte ſorge; verſtopft er es ihm aber: ſo mag er hingehen in ſein Verderben, doch ſoll er es dann nie wieder wagen, mich Vater zu nennen.

Eliſ. Was würden aber die Folgen ſein, wenn Ihr nach dieſen Eingebungen unväterlicher Härte handeltet? Vergönnt, daß ich Euch an ſie erinnere. Otto würde Euch gehorchen, dahin wäre dann aber ſeine Zufriedenheit und ſelbſt ſein Leben in Gefahr, denn, raſtloſer Gram würde an ſeiner Geſundheit nagen, bis ſie zerſtört wäre.

Heinr. Dies iſt nur dann möglich, wenn er der Vernunft nicht Gehör giebt, und das Glück nicht erkennt, das ich ihm bereite, und dann iſt er unwürdig, mein Sohn zu heiſſen. Ich kenne meine Pflichten als Vater und die Befolgung derſelben wird mir immer heilig ſein, nie wird mich aber Uebermaaß der väterlichen Liebe verleiten, diejenigen Pflichten zu vergeſſen, die mir als Fürſt obliegen.

Elis. Was haben aber diese mit der Bestimmung unseres Sohnes zu schaffen?

Heinr. Zur Antwort auf diese Frage habe ich nur nöthig, Euch an die Ursache zu erinnern, warum wir unsern Otto auf die Bahn führten, die er Anfangs so freudig wandelte — und hätten wir dies nicht schon gethan, so sollte es ietzt geschehen; denn ich will meinen Erstgebohrnen nicht in solche Verlegenheit setzen, wie sie sich mir ietzt nähert, noch mir dereinst mein Hinscheiden, durch den Vorwurf erschweren: daß Hessen durch meine Schuld den Greuelu und Verwüstungen eines Bruderkrieges Preis gegeben werden wird.

Elis. Welcher Gedanke! Otto bittet Euch ia nicht um künftige Theilnahme an der Herrschaft, und denkt gewis zu gut, um sie, nach Eurem spätem Abschiede, widerrechtlich an sich zu reissen.

Heinr. Von einem Knaben, der es wagt, sich wider den Befehl seines Vaters aufzulehnen, ist für die Zukunft alles zu

fürch-

fürchten. Meine Brüder wagten dies nie, und werden dennoch ietzt Empörer gegen mich. Leſet hier dieſes Schreiben des Erzbiſchoffs zu Mainz; vernehmt, daß einige meiner Lehnsleute geſtern nicht weniger unbeſcheiden mit mir ſprachen, als dieſer ſtolze Geiſtliche, und erkennt hieraus, daß Pflicht mir gebeut, meinen Erſtgebohrnen und Heſſen vor gleichen Gefahren zu ſchützen.

Eliſ. Die nur falſcher Wahn Euch in einem trügeriſchen Bilde zeigt. Kann das frevelhafte Beginnen Eurer Brüder als Beweis gelten, daß ſich Otto gegen unſern Heinrich auf ähnliche Art betragen wird.

Heinr. Nein, aber er ſelbſt giebt Beweis. Mein Entſchluß bleibt unerſchüttert, denn er hat nicht nur das allgemeine Beſte, ſondern auch Ottens Wohl zur Abſicht. Verkennt er es und verſcherzt frevelnd ſein Glück, ſo iſt die Schuld nicht mein. Ich werde ihn beklagen, zugleich aber mich nicht abhalten laſſen, ihn ſo zu behan-

behandeln, wie Gerechtigkeit und Fürstenpflicht mir gebieten.

Walr. Fürwahr, gnädiger Herr, wenn Ihr so vollkommen überzeugt wäret als ich, daß Euer Junker, weit entfernt, iemals Theilnahme an der Herrschaft über Hessen zu wünschen, sich nur aus Neigung zu ritterlichen Thaten nach der Veränderung seiner Lage sehnt: so würdet Ihr ihm eine Bitte nicht verweigern, an deren Erfüllung so viel gelegen ist. Schon der bloße Gedanke: daß Ihr sie vielleicht unerfüllt lassen könntet, hat einen fürchterlichen Eindruck auf ihn gewirkt. Herzfressender Gram zehrt an der Blüthe seiner Jugend und er ist so entstellt und seine Wangen so bleich, daß ich zweifle, ob Ihr ihn kennen würdet, wenn Ihr ihn iezt sähet.

Heinr. Er wird wieder feist und rothwangig werden, wenn er eine einträgliche Pfründe erhält.

Elis. O Gott, kann ein zärtlicher Vater also sprechen!

Hein-

Heinr. Er kann und mus es, wenn seine Liebe nicht fehlerhafte Schwäche ist. Ihr habt meine Erklärung, und ich will mich nicht länger mit unnützen Reden beschäftigen, weil die Pflicht, dem verrätherischen Anschlage meiner unnatürlichen Brüder zuvor zu kommen, mich von Euch ruft. (zu Walram.) Raste bis morgen, dann sollst Du Otten den schriftlichen Befehl überbringen, meinem Willen, der sein Bestes bezielt, ohne Weigerung zu gehorchen.

Walr. (zu Heinrichs Füssen.) Noch nie kniete ich vor Euch; ietzt thue ich es, um für das Wohl Eures Sohnes zu flehen. Wollt Ihr dies nicht zerrütten — wollt Ihr nicht Eure künftige Ruhe durch Vorwürfe: daß Ihr es thatet; zerstören — o so bitte ich Euch, lasset den Vater dem Fürsten nicht ein Opfer bringen, das wahrlich keine Noth erfordert.

Elis. (an dem Busen ihres Gemahls.) Wollt Ihr nicht die Zukunft, für mich und Euren Sohn, zu einer Kette der bittersten Leiden machen, so hört die Stimme der väterlichen

terlichen Liebe, mehr als den Zuruf unnöthiger Staatsvorsicht.

Heinr. (sich heftig los reissend.) Weib, erhebe Dich nicht zum Urtheil über Dinge, die Dein Verstand nicht erreicht! (zu Walram.) Und Du, Alter, schweige und verbirg Dich vor mir, bis ich dich rufen lasse, damit ich über Deine Dreustigkeit nicht Deiner treuen Dienste vergesse, und mein gerechter Zorn gegen dich entflammt wird. (er eilt hinweg.)

Bei näherer Untersuchung fand der Landgraf, daß die Gefahr, womit er sich von seinen Brüdern bedroht glaubte, weniger gros war, als er gefürchtet hatte. Hierdurch wurde sein Zorn vermindert, sein Blut begann wieder ruhiger zu wallen, und wenn er die, aus Paris, erhaltene Schreiben ietzt erst gelesen hätte: so würden sie vielleicht eher denn Eindruck auf ihn gemacht haben, den Elisabeth und Walram sich davon schmeichelten.

Gelassen

Gelassen hörte er des andern Tages seiner Gemahlinn zu, als sie noch einmal alle Macht ihrer Beredsamkeit anwendete, seinen Entschlus über Otten umzuändern, allein er war schon so fest, daß alle Mühe vergebens war. Nicht glücklicher war Walram, der früher, als er gestern geglaubt hatte, zu dem Landgrafen gerufen wurde, und in die Erzählungen von Otten, zu welchen er ihn aufforderte, wiederholte Erneuerungen seiner Bitten mischte. Verminderung des Zornes, den der Landgraf den Tag zuvor gegen seinen Sohn äusserte, war die einzige Frucht von Elisabeths und Walrams vereinigten Bemühungen.

Der Landgraf begnügte sich, seinen Sohn, in dem Schreiben an ihn, durch freundliche Vorstellungen zur Ausdauer und zu erneuertem Fleisse zu ermahnen, ohne sich der Drohungen zu bedienen, durch die er ienen Anfangs grösseres Gewicht zu geben gedachte. Doch befahl er Walram, wenn seine Vorstellungen nicht den gewünschten Eindruck auf Otten machten,

diesen

diesen durch Erklärung seines unabänderlichen Willens, mit Drohungen seines heftigsten Zorns vermischt, hervor zu bringen.

Gestern hatte ihm Walram verdächtig und ein gefährlicher Gesellschafter Ottens geschienen; heut aber kehrte, bei kälterm Blute, neben der Erinnerung an die Treue dieses alten Dieners, Liebe für ihn zurück. Der Landgraf hoffte, daß er seinen Befehlen so genau nachkommen würde, wie er es immer von ihm gewesen war. Er übertrug ihm daher das Geschäft, seinen Sohn zurück zu führen zur Pflicht des Gehorsams; und nach dem Versprechen: mit allem Eifer hieran zu arbeiten; machte sich Walram wieder nach Paris auf den Weg.

Freudig und voller Erwartung stürzte ihm Otto entgegen, sobald er die Hufschläge seines Rosses vernahm; in unbeschreibliche Betrübtnis wurde aber seine Freude verwandelt, als er den unglücklichen Ausgang von Walrams Sendung erfuhr. Während Walrams Abwesenheit war Ottens Hoffnung: daß sein Vater seine Bitte erfüllen würde; mit iedem Tage stärker in ihm geworden,

denn

denn sie stimmte zu genau mit seinen Wünschen überein, um ihr nicht alle Nahrung zu geben, nothwendig muste nun sein Schmerz, da er sie mit einem male zerstört sahe, um so grösser sein.

Jezt fing Otto wirklich an, dem Bilde zu gleichen, das Walram seinem Vater von ihm gemacht, denn Gram wüthete so fürchterlich in ihm, daß man die Spuren seiner Gegenwart deutlich auf seinem Gesichte bemerkte. Auch wich er nicht den eifrigen Bemühungen seiner Freunde, die den Klagenden zu trösten und ihn zu beruhigen suchten.

Walram, seines Versprechens gegen den Landgrafen eingedenk, sprach nicht mehr von den Freuden des ritterlichen Standes, und selbst Humbert ehrte den Schmerz seines Freundes, und schwieg von seiner Blanka und von dem Feldzuge gegen die Engländer, so oft er auch in sich Aufforderung fühlte, von beiden zu sprechen. Dies Schweigen war allerdings gut, zu oft hatte aber schon Humbert von den Freuden der Liebe und von der nahen Gelegenheit,

sich kriegerischen Ruhm zu erwerben gesprochen, als daß ietzt sein Stillschweigen von grossem Erfolge hätte sein können. Die vorigen Gespräche mit ihm, hatten so tiefen Eindruck auf Otten gemacht, daß sich sein Gedächtnis den Inhalt derselben oft zurück rief — eine traurige Beschäftigung, die seinem Kummer immer neue Stärke gab.

Aufgemuntert von seinen Freunden wollte sich Otto nach einigen Wochen ermännen. Er machte sich den Vorsatz, sich seinem Schicksale geduldig zu ergeben und das Lästige der Lage, in die es ihn gebannt hatte, so viel nur immer möglich zu vermindern. Er suchte in den Büchern des Magisters die Unterhaltung, die er sonst in denselben gefunden hatte, ietzt aber vermogten sie ihm keine zu gewähren, und mitten in der Beschäftigung mit ihnen, dachte er an Liebe und kriegerischen Ruhm, deren Glück er würde geniessen können, wenn nicht sein Vater mit unerbittlicher Härte, seine Bitten verweigert hätte.

Traurig und unzufrieden hatte Otto einige Monden verlebt, als Herrmann, der älteste Sohn Ludwigs, nach Paris kem, wohin ihn sein Oheim, der Erzbischoff von Magdeburg sendete, seine Studien zu vollenden.

Herrmann hatte sich auf seiner Reise einige Tage bei seinen Eltern verweilt, die sich eben damals in Kassel an Heinrichs Hofe befanden. Beide Brüder hatten sich wieder versöhnt und Freude über diese Versöhnung fesselte ietzt Ludwigen an Heinrichs Hof. Liebe für den Bruder und für sein Vaterland sprach laut genug in Ludwigs Busen, um sich zur Erfüllung seiner gerechten Forderung der Gewalt nicht eher bedienen zu wollen, bis ihm keine Hoffnung mehr übrig bliebe, sie auf andere Art erfüllt zu sehen. Willig reichte er daher seine Hand zur Versöhnung, so bald ihm Heinrich die seinige bot, ob er gleich statt seiner Forderung nur das erneuerte Versprechen erhielt, daß sie in kurzer Zeit unausbleiblich erfüllt werden sollte.

Heinrich entschuldigte sich gegen Ludwig, der zugleich der Stellvertreter seines Bruders Herrmanns war, daß er bisher durch Hindernisse wäre abgehalten worden, die ihm schuldige Summe zu bezahlen, weil er auf die Wiederherstellung einiger beschädigten Vesten, an deren gutem Zustande Ludwigen, aus Sorgfalt für die Ruhe seines Vaterlandes, gewis nicht weniger gelegen sein würde als ihm selbst, beträchtliche Summen hätte verwenden müssen. Er versicherte, daß er diese Arbeit noch nicht vollendet hätte, versprach aber doch, den grösten Theil der rückständigen Summe auf eine nahe Frist auszuzahlen, und Ludwig, der gegen den Landgrafen wirklich besser dachte, als er argwohnte, war mit diesem Versprechen zufrieden und versicherte ihn aus vollem Herzen seiner brüderlichen Liebe und seiner Lehnstreue.

Heinrich sahe den Sohn seines Bruders, dessen nahe Abreise auf die Universität zu Paris ihm bekannt war, und glaubte in ihm einen Gesellschafter für seinen Sohn

zu

zu finden; der diesem und ihm selbst nützlich werden könnte.

Herrmann lebte ganz für die Wissenschaften; die Beschäftigung mit ihnen war nicht nur seine Arbeit, sondern auch seine Unterhaltung, die immer gleichen Reiz für ihn behielt. Zudem war er ein stiller, friedlicher Jüngling, der Andern gern nachgab und es sich zum eifrigsten Geschäfte machte, um die Liebe iedes Menschen zu werben, mit welchem er in nähere Verbindung kam. Landgraf Heinrich wünschte daher, daß er der Freund seines Sohnes werden mögte, weil er hoffte, daß es ihm eher als iedem andern gelingen würde, in Otten die Sehnsucht nach der Rückkehr zu dem weltlichen Stande zu ersticken, und sein Gefallen an dem geistlichen, so wie seinen Geschmack an den Wissenschaften und seinen Fleis zu erneuern. Er bat deshalb den Jüngling, Ottens Freund zu werden und erhielt von ihm die herzliche Versicherung, daß es ihm die lebhafteste Freude gewähren würde, wenn es ihm gelänge, den Banden des Blutes,

die ihn schon an Otten ketteten, durch das engste Freundschaftsbündnis neue Festigkeit zu geben.

Euer Vater, lieber Vetter — trat Herrmann gleich nach seiner Ankunft in Ottens Gemach — befahl mir, Eure Freundschaft zu verdienen zu suchen, und ich werde gewis nichts unterlassen, seinem Willen gemäs zu handeln.

Vettern — antwortete Otto, indem er Herrmann umarmte — sind gebohrne Freunde.

Aber Freundschaft, die ausser gleichem Blute, noch andere Grundpfeiler hat, verbindet sie näher — fuhr Herrmann fort.

Und wird auch uns vereinigen — entgegnete Otto — wenn der Unmuth, der mein Gesicht verdüstert, Euch nicht von mir stöst.

Bedürfte es noch eines Grundes, mich an Euch zu ziehen, so würde ich ihn eben dar-

darinnen finden, was Ihr zurückscheuchend fürchtet — erwiederte Herrmann — Leidenden wallt mein Herz entgegen, schneller bewegt von dem Wunsche: ihre Leiden vermindern zu können.

Der theilnehmende Blick und die warme Umarmung, mit welchen Herrmann diese Worte begleitete, bestätigten die Wahrheit derselben und verstärkten den Eindruck, den seine einnehmende Miene gleich Anfangs auf Otten gewirkt hatte. Heut schon wurden beide Jünglinge näher mit einander vertraut, und der Magister freuete sich, in den Bemühungen: Otten die vorige Neigung zum geistlichen Stande und seine verlorne Zufriedenheit wieder zu geben; in Herrmann einen Gehülfen zu erhalten.

Beinahe täglich brachte nun Herrmann seinem Vetter ein Opfer von etlichen Stunden seiner Zeit, das ihm bei wenigerer Herzensgüte und minderer Theilnahme an sei-

nem Schicksale viel gekostet haben würde, denn er geizte mit seiner Zeit, um seinen Aufenthalt in Paris so gut als möglich zu benutzen. Otto schlos ihm sein Herz auf, und Herrmann suchte Balsam des Trostes in dasselbe zu giessen.

Herrmanns freundschaftliche Bemühung blieb nicht ohne Wirkung, auch trug vielleicht die Zeit das ihrige bei, Ottens Gram zu vermindern. Aufgemuntert durch Herrmann und durch eignen Ehrgeiz gereizt, erwarb er sich letzt wieder durch seinen Fleis des Magisters vollkommenste Zufriedenheit, die ihm in nicht minderm Grade auch von seinen Eltern wurde. Kaum hatte er aber das Schreiben, in welchem sie ihm dieselbe versicherten, erhalten, als sich seine Abneigung gegen den geistlichen Stand erneuerte.

Es war im Jahr 1339, da die lebhaftere Fortsetzung des Krieges zwischen den Franzosen und Engländern, und Humberts Abgang zu dem Heere, den Wunsch: sich auch unter demselben Ruhm erwerben zu kön-

können; Otten in seiner ganzen Stärke zurück brachte. Seit Herrmanns Ankunft in Paris war Ottens Fleis nicht so wohl eine Folge eignes Antriebs, als ein Erzeugnis des Zwanges und der Furcht vor dem Zorne seines Vaters gewesen; sein Eifer erkaltete daher bald, und an seine Stelle trat die vorige Abneigung und der noch unbefriedigte Durst nach kriegerischen Thaten.

Als Freund glaubte sich Herrmann zu ernstlichen Ermahnungen zu thätigerem Fleisse gegen Otto berechtigt; dieser nahm sie aber nicht so freundschaftlich auf, als iener sie machte, und bezeigte sich ietzt überhaupt weniger warm gegen ihn als zuvor, weil er aus einem Schreiben seiner Mutter erfahren hatte, daß Ludwig die nächste Veranlassung zu seines Vaters Unerbittlichkeit gegeben hätte. Der Unwille gegen den Vater pflanzte sich ietzt auch auf den Sohn fort, und erhöhete das Misfällige seiner öftern Ermahnungen zum Fleisse, zur willigen Ergebung in sein Schick-

sal und zum Gehorsam gegen den Willen seines Vaters.

Herrmann, weniger feurig als Otto, konnte die entschiedene Abneigung des letztern gegen den geistlichen Stand, und seine unbezwingliche Begierde: sein Leben unter dem Geräusche der Waffen zuzubringen, nicht begreifen. Er glaubte, daß es nur von seinem Willen abhinge, in dem geistlichen Stande so viele Freuden zu finden, als er für ihn hatte und konnte eine leichte Aufwallung des Unwillens nicht verbergen, wenn Otto ihn versicherte, daß er, ohne völlige Aufopferung seiner Zufriedenheit, auf der ihm vorgezeichneten Bahn nicht fortwandeln könnte.

Vergebens wiederholte ihm Herrmann die Behauptung: daß es nur auf uns selbst ankäme, in ieder Lage glücklich zu sein. Otto fühlte sich von dem Gegentheile überzeugt, und Herrmann sahe von seinen Bemühungen: seinen Vetter von dem Irrwege zurück zu leiten, auf den ihn Begierde nach kriegerischem Ruhm geführt hatte, kei-

nen

nen andern Erfolg als Verminderung der Freundschaft desselben.

Von iedem Andern würden unserm Otto so oft wiederholte Ermahnungen: sich zu beruhigen und fleißiger zu werden; lästig gewesen sein; von Herrmann waren sie es ihm um so mehr, weil sein Unwille gegen den Vater desselben auch ihn traf. Mit iedem Tage wurde ihm seine Lage unerträglicher; er dachte ernstlich auf Mittel, sich derselben zu entwinden, und forschte bei Walram, ob ganz keine Hoffnung übrig bliebe, daß sein Vater, bei einem zweitem Sturme auf sein Herz, vielleicht bewilligen würde, was er bei dem ersten verweigert hatte.

Aus den mündlichen Aufträgen, die der Landgraf von Hessen Walram an seinen Sohn mitgegeben hatte, wissen wir, daß dieser nicht die geringste Hoffnung geben konnte. Otto sann daher auf andere Maasregeln, seine Absicht zu erreichen, und unsere Leser mögen selbst hören, wie er sie seinen Vertrauten mittheilte.

Otto.

Otto, Elgar, Walram.

Otto.

Nicht wahr, Ihr seid meine Freunde?

Walram. Euer treuer Diener, gestrenger Junker, und wenn Ihr wollt, auch Euer eifrigster Freund.

Elgar. Gemach, Walram! Vergesset nicht, daß ich mich von keinem an freundschaftlichem Eifer für unsern Junker werde übertreffen lassen! Aber sage, mein Otto, eine Frage, die Du Dir selbst so leicht beantworten konntest?

Otto. Sie sollte mir als Einleitung zur Forderung eines richtigen Beweises Euer Freundschaft dienen.

Elgar. Diese Einleitung war unnöthig. Fordere, was Dir gefällt und sei versichert, daß wir es leisten werden, so bald es unsere Kräfte nicht übersteigt.

Walram. Es freuet mich, daß Ihr auch von meinem Diensteifer mit so vieler Zuver-

Zuversicht sprecht. (Zu Otten.) Wohlan, Junker, was begehrt Ihr von uns?

Otto. Zuvor noch eine Frage! Kann es mit der Pflicht der Freundschaft bestehen, dem Freunde Hülfe zu verweigern, wenn er ihrer bedarf?

Elgar. Du vermuthetest mein lautes Nein doch wol voraus?

Walram. Ich will nicht antworten; fordert aber, was Ihr verlangt, damit meine Thaten sprechen können!

Otto. Ich verlange von Euch Verschwiegenheit und Rath zu einem Plane, der mich schon einige Tage lang ausschliessend beschäftigt und den Schlaf einiger Nächte mir geraubt hat. Ihr wisset beide, daß ich an einem Joche ziehe, das mir immer unerträglicher wird, und meine Lebenskraft verzehren würde, wenn ich es nicht bald von mir werfen könnte. Dies vermag ich nur durch Eure Hülfe; werdet Ihr mir ietzt bewilligen, was Ihr vorhin

bin im Allgemeinen Pflicht der Freundschaft nanntet?

Walram. Vergesset nicht, daß mich auch andere Pflichten binden, an denen ich nicht zum Verräther werden mag.

Otto. Ich vermuthete diesen Einwurf, doch es ist nicht schwer, ihn zu entkräften. Gleich mir erkennst Du gewis, daß es mir unmöglich ist, den Willen meines Vaters zu befolgen, ohne ihm das Glück meines Lebens, ia mein Leben selbst aufzuopfern, weil nagender Gram dies bald zerstören würde.

Walram. Ich fürchte es mit Euch, denn unbezwinglich finde ich eine Begierde nach dem, wohin Ihr, nach dem Willen unseres gnädigen Herrn, Eure Augen nicht erheben dürft.

Elgar. Sollte es aber meinem Freunde wirklich durchaus unmöglich sein, ein Verlangen zu bezügeln, daß ohne den grösten Nachtheil für ihn nicht befriedigt werden kann? Mit ernstem Vorsatze und mit eiser-

eiſerner Feſtigkeit in der Ausführung deſſelben vermag man viel!

Otto. Dieſer Vorwurf trifft mich ungerecht, denn gewis wird es Deiner theilnehmenden Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſein, wie lange ich mit mir ſelbſt gekämpft habe, und wie ich alle meine Kräfte aufbot, den Sieg über eine Neigung zu erhalten, die mein Vater im Aufkeimen hätte erſticken müſſen, oder ihr nun Befriedigung gewähren ſollte.

Dies zur Antwort für Dich — Jetzt Entfernung des Einwurfs, den Walram mir machte — Du gelobteſt meinem Vater Treue; kann aber dieſes Gelübde ſo unbedingt ſein, daß es Dich verpflichtete, auch an Unbilligkeiten deſſelben Theil zu nehmen? Und mit einem mildern Namen wirſt Du gewis nicht belegen können, was er von mir begehrt?

Walram. Es ziemt dem Diener nicht, die Handlung ſeines Herrn zu meiſtern.

Otto. Ich sehe ietzt nur meinen Freund und meinen Lehrer in Dir, der mir sein Urtheil gewis nicht verhehlen wird,

Walram. Wie es lautet, hat Euch die Bereitwilligkeit, mit welcher ich nach Kassel reiste, sattsam bewiesen; vernehmt ietzt nur das Geständnis: daß es noch nicht verändert worden ist.

Otto. Und die Bereitwilligkeit, mir zu helfen, die Du damals zeigtest, ist ebenfalls noch unverändert?

Walram. Und wird es bleiben, so lange meine Liebe zu Euch nicht erkaltet, welches nur mit meinem Blute möglich ist.

Otto. (zu Elgar.) Es wäre unnöthig, von Dir ähnliche Versicherungen zu fordern — Hört ietzt meinen Plan! Ich will meinen Vater bitten, Paris verlassen zu dürfen, wo mir der Aufenthalt durch Herrmann lästig gemacht würde, und meine Studien in Prag vollenden zu können. Der Markgraf Karl verbessert, wie Ihr wissen werdet, die Schule daselbst, und wird sie

ganz

ganz nach dem Muster der hiesigen Universität einrichten, wenn ihn der Tod seines Vaters uneingeschränkte Gewalt gibt, die grossen Entwürfe auszuführen, mit welchen er sich zum Besten seiner Länder beschäftigt.

Elgar. Wird aber auch Dein Vater Deine Bitte so leicht erfüllen?

Otto. Hieran zu zweifeln, müste ich seine Vorliebe für Deutschland nicht kennen, wo er mich gewis lieber wissen wird, als in Frankreich, das er seinem Vaterlande weit nachsetzt. Rechnet hierzu noch, daß es ihn erzürnen wird, wenn ich ihn versichere, daß sich Herrmann einer gewissen Ueberlegenheit über mich anmast, die von einem Jünglinge, dem er nie günstig war, ohne Zweifel seine Unzufriedenheit erregen mus.

Elgar. Und diese könnte Otto wirklich wider Herrmann reizen wollen, weil er zuweilen auf eine Art mit ihm spricht, die er sich, nicht mit Unrecht von Gewissen und Pflicht der Freundschaft vorgeschrieben glaubt.

Otto. Ich würde es nicht thun, wenn ich mir nicht Vortheil verschaffte, ohne ihm zu schaden.

Walram. Fahrt fort, uns Euren Plan mitzutheilen, und wenn Ihr dann geendigt habt, so erlaubt mir die Erinnerungen, die mir nöthig dünken mögten.

Otto. Die Reise nach Prag erfordert Geld, das mir mein Vater nicht verweigern wird; und dieses, durch die Summe vermehrt, die ich bis jetzt erspart habe, weil mich schon lange der Gedanke durchflog, der nun zur Ausführung gereift ist — dieses wird uns alle so lange vor Mangel schützen, bis Ihr wieder von meinem Vater erhaltet, was Ihr bedürft, und ich, am Ziele meiner Wünsche, mein Brod ehrlich gewinne. Ist diese Summe erstlich in meinem Seckel: so begleitet Ihr mich, wohin unser gemeinschaftlicher Rath für gut befunden wird, doch an einen Ort, wo man uns nicht kennt und wo sich mir Gelegenheit darbietet, die goldnen Sporen zu verdienen. Im Verborgnen verweilt

Ihr

Ihr dann bei mir, bis ein Eilbote, den ich an meinen Vater senden werde, ihm meine Flucht zu melden, mir seine Antwort zurückbringt. Wirkt die Furcht: seinen Sohn zu verlieren; mächtig genug auf seine väterliche Liebe, um endlich zu bewilligen, um was ich so lange vergebens bat, so bleibt Ihr bei mir, wo dann Elzar mein Gefährte im Ringen nach Ruhm und Ehre, Walram zum zweiten male mein Lehrer werden wird. Sollte aber ein Vorurtheil stärker auf meinen Vater wirken: so zieht Ihr heim gen Kassel; erzählt, daß ich Euch auf der Reise nach Prag entronnen wäre, und daß Ihr, bei den eifrigsten Bemühungen nicht die geringste Spur hättet entdekken können, wohin ich mich auf meiner Flucht gewendet hätte. Mein Vater wird die Wahrheit dieses Vorgebens nicht bezweifeln, weil es mit der Erzählung übereinstimmt, die ich ihm in meinem Schreiben machen würde, und Ihr habt daher nicht zu befürchten, daß Euch, gleich mir, sein Zorn träfe.

Walram. In Wahrheit, für uns habt Ihr trefflich gesorgt; aber in Absicht Eurer selbst ist Euer Plan ganz so, wie iugendliche Einbildungskraft ihn entwirft, die sich nur rosenfarbene Gebilde schafft und die Hindernisse übersieht, die sich ihr in den Weg stellen. Wenn nun Euer Herr Vater, wie allerdings zu vermuthen ist, Eurem Flehen sein Ohr so fest verschliest wie bisher, was gedenkt Ihr dann zu beginnen?

Otto. Eine Frage, die ich fürwahr von Dir nicht vermuthet hätte. Hast Du wohl iemals gefürchtet, daß Dein Arm und Dein Schwerd an dem, was Du bedürftest, Dir es würden mangeln lassen?

Walram. Nie befiel mich eine solche Furcht, aber gedenkt des Unterschiedes zwischen einem Fürstensohne und einem gemeinen Rittersknechte, wie ich bis in mein Alter war, wo mich endlich die Güte meines gnädigen Herrn zum Knappen erhob. Von Jugend auf an Dürftigkeit gewöhnt, hat dieser genug, wenn ienem vieles mangelt.

Otto. Niemand weis es ia wohl beſſer als Du, daß auch ich kein Weichling bin, der ſich gern auf Pflaumen wiegt, oder in beweglichen Wagen ſchaukelt, und Kleiderprunk und leckere Speiſen begehrt. Für reich werde ich mich halten, wenn mich ein Purpurmantel und goldne Spornen zieren, und vor mir her der Ruf geht: Otto iſt ein tapferer Ritter! Und dieſen Reichthum, meine Freunde, hoffe ich mir, mit der Hülfe Gottes und des heiligen Georgs, zu verdienen.

Elgar. Beſtürmt vom Durſte nach Thaten, dünkt es Dich ietzt ſo: aber im Beſitze der Kleinode, die Du Dir zum Ziele machſt, würdeſt Du Dich nach der Herrſchaft ſehnen, die Dir ohne Zweifel werden würde, wenn Du noch einige Zeit muthig auf der Bahn fortſchritteſt, auf welcher Du Dich ietzt nur von den Dornen verwundet fühlſt, von denen Du Anfangs allein die Roſen bemerkteſt.

Otto. So ſpricht Elgar, dem mein Herz offen liegt, und dem ſeit vielen Jah-

ren iede Falte desselben unverhüllt war? Hast Du vergessen, wie ich auf den Befehl meines Vaters erzogen wurde? Vergessen, daß mich nie die Bequemlichkeiten anderer Fürstenkinder reizten, und daß mir kein Wunsch übrig blieb, wenn ich an Deiner Seite die Wälder durchstreichen und in dem Gebrauche der Waffen mich üben konnte? Ob mein Gefolge so zahlreich, mein Ros so prächtig geschirrt war, als ich beides bei den Söhnen minder mächtiger Fürsten, als mein Vater ist, sahe — dies kümmerte mich nicht; und so wird es mir auch in Zukunft gleichgültig sein, ob meine Rüstung von rostigem Eisen oder mit Gold und köstlichem Schmelz ausgelegt ist, wenn nur meine Kampfgenossen den mannhaften Ritter in der rostigen Rüstung ehren, und an meiner Lanze die Farbe einer Dame wehet, die mich mit fester Treue liebt.

Walk. (lächelnd) Dachte ichs doch, daß Minne den Ruhm zur Seite getreten wäre, um Euch hinweg zu locken von Eurem ietzigen Pfade.

Otto.

Otto. Ehe der Mensch den leztern kannte, durchglühte ihn schon die Flamme der erstern mit wohlthätiger Empfindung; soll ich ersticken, was die Natur in den Busen iedes meiner Brüder legte.

Elgar. Wir schweifen ab; lasset uns wieder einlenken.

Otto. Willst Du dies thun, um mir zu sagen, daß Du meinem Plane beistimmest und zur Vollendung desselben willig Deine Hand reichst – wohl, so sprich und fühle in meiner feurigen Umarmung die Gluth unsterblichen Dankes; gedenkst Du aber meinen Entschlus zu erschüttern: so erspare die vergebliche Mühe und mir den Verdrus: in vielen Worten keinen andern Inhalt als den Beweis zu finden, daß ich mich täuschte, da ich Dich meinen wahren Freund glaubte.

Elg. Ruft mich aber nicht Freundespflicht auf, Dich an die Schwierigkeiten, den Verdrus und die schädlichen Folgen zu erinnern, die Dich auf der neuen Bahn,

die Du Dir schaffst, unvermeidlich begleiten würden, und an die Du ohne Zweifel, im Feuer Deines eifrigsten Wunsches, nicht dachtest?

Otto. Alles, was Du mir sagen könntest, erwog ich bereits, nach reifer Prüfung, die meinem Entschlusse voran ging. Auf ehernen Stützen trotzt er nun jeder Erschütterung, und selbst die augenblickliche Trennung von Dir und Walram, so nahe Ihr auch meinem Herzen liegt und so nöthig meiner vollkommenen Zufriedenheit Vereinigung mit Euch ist, vermögte mich in der Ausführung desselben nicht aufzuhalten. Wollt Ihr mich beide nach Prag begleiten: so krümme ich mich gern noch einige Wochen lang unter dem Joche, das auf mir lastet, denn Ruhe in Euren Armen giebt mir dann Ersatz für diese Leiden; beweist es sich aber, daß Ihr Scheinfreunde seid, zu feig, für mein Wohl etwas zu wagen: so werfe ich heut noch meine Bürde von mir und fliehe, frei und fröhlich, in irgend ein fernes Land, wo für mich Lorbeern grünen; und Wehe über Euch, wenn

wenn Ihr mich von meiner Flucht zurückhalten wolltet! Wahrlich, dann ſolltet Ihr ſehen, das mein Arm des Gebrauchs der Waffen nicht unkundig wurde, ob er gleich bisher dieſelben entbehrte und oft unwillig zuckte, wenn er auf den Pergamentrollen des Magiſters lag.

Elgar. (leiſe zu Walram.) Verſuchen, dieſes Feuer zu dämpfen, hieſſe einer Windesbraut gebieten wollen; laſſet uns nachgeben, damit wir ſeinen Ausbruch wenigſtens mäßigen können. (zu Otten, dem er ſeine Hand reicht.) Nimm hier mit meinem Handſchlage das Gelübde: nie von Dir zu weichen, Dein Schickſal ſei auch, welches es wolle.

Otto. (ihn umarmend.) Elgar, Freund, wie danke ich Dir! Doch nein, das Opfer, das Du mir darbieteſt, iſt zu gros, um es unbedingt annehmen zu können. Wird in meinem künftigen Schickſale nicht bald Licht: ſo ſei es fern von mir, Dich mit in ſeine Finſterniſſe zu ziehen.

Walr. Nun, Junker, hört mich! Auch ich will nicht von Euch weichen, doch

unter der Bedingung, daß Ihr nicht immer handelt, wie jugendliche Raschheit Euch auffordert, sondern fein auf den Rath eines alten Mannes hört, der mit dem Laufe der Welt besser bekannt ist denn Ihr.

Otto. Hören nicht nur, auch befolgen will ihn gern, wenn er nur in der Hauptsache des Planes keine Veränderung heischt.

Walr. So gebt jetzt den ersten Beweis, daß auch Eure Thaten mit dem Willen übereinstimmen werden! Euer Gedanke, nach Prag zu gehen, ist gut, nur muß er wirklich ausgeführt werden.

Otto. Was nützte mir dies? Kann ich mich meinem Zwecke nähern, wenn mein Vater den Ort meines Aufenthaltes weis?

Walr. Geduldet Euch mit einem entscheidenden Urtheile, bis ich mich näher erklärt habe. Euch wird nicht, wie weiland Sankt Görgen, eine dankbare Zauberin eine Rotte junger Krieger schaffen; und ohne diese könnt Ihr nur dann so viel ausrichten, als Euer Ehrgeiz wünscht, wenn

Ihr

Ihr Euch des Schutzes eines mächtigen Mannes getröſten könnt, deſſen Ihr auch um Eures Vaters willen bedürft. Vorhin ſagte ich Euch ſchon, daß ich Euch erſt ganz hören und dann die Erinnerungen machen wollte, die mir nöthig ſchienen, jetzt will ich meinem Worte nachkommen.

Otto. Du ſollſt an mir einen aufmerkſamen Zuhörer finden. Du kennſt meine Folgſamkeit gegen Deinen Rath, die ich auch jetzt beweiſen werde, ſobald er nicht will, daß ich dem Aufrufe meiner Neigung zuwider handle.

Walr. Das ſollt Ihr nicht, doch mit meinem Willen auch eben ſo wenig wider den Rath der Klugheit ihm folgen, und dieſes ſeid Ihr jetzt in Begriffe zu thun. Vernehmt daher, wie Euer Freund Walram Euch zu führen gedenkt, und wenn Ihr kalt prüfet, was er Euch ſagt, ſo werdet Ihr gewis geſtehen, daß er Euch den beſten Weg vorſchlägt.

Otto. O ich bitte Dich, zögere nicht mir ihm zu nennen!

Walr.

Walr. So hört mir zu und prüft bis morgen oder länger noch, denn heut verlange ich Euren Entschlus nicht. Mit dem Willen unsers gnädigen Herrn, gehen wir alle nach Prag, wo Ihr Eure Studien wenigstens dem Scheine nach fortsetzet.

Otto. Nein, abwerfen will ich mein Joch, ehe es mich zu Boden drückt!

Walr. Abermals ein Aufflug Eurer Raschheit! Ich hörte Euch zu, bis Ihr geendigt hattet, vergeltet mir dies durch ähnliche geduldige Aufmerksamkeit, und wenn Euer Feuer Euch mit sich fortreissen will, so bedenket, daß ich für Euer Bestes spreche.

Otto. Wohl! ich will schweigen. Fahre fort!

Walr. Still und im Verborgenen leben wie in Prag, bis es Euch gelungen ist, die Gewogenheit des Markgrafen Karls von Mähren, oder die Liebe seines Freundes und steten Gesellschafters, des Domherrn Benes von Weitmühl zu gewinnen. Besitzt Ihr diese: so könnt Ihr Euch dem Mark-

Markgrafen kühnlich entdecken und verſichert ſein, daß Euch ſein Schutz und ſeine Unterſtützung nicht entſtehen werden. Aehnlichkeit des Schickſals wird ihn zu Euch hinziehen, denn auch er muſte in ſeiner Jugend vieles von ſeinem Vater erdulden, und kann ſich ietzt noch nicht ſeiner vollen väterlichen Liebe freuen, ſo vollkommen er ihrer auch würdig iſt. Seid Ihr des Schuzzes dieſes treflichen und mächtigen Fürſten gewis: ſo möget Ihr Eurem Vater die Bitte noch einmal wiederholen, deren Erfüllung er bis ietzt verweigerte; und wenn ſich dann ſein Herz noch nicht erweicht: ſo ſuchet Ihr unter Karls Pannier den Ruhm, nach welchem Ihr dürſtet und findet in mir und Elgar treue Gefährten Eurer Siege. Karl, deſſen Ruhm Ihr an Philipps Hofe ſo oft habt preiſen hören, weis Verdienſte zu ſchätzen und zu belohnen, ſeiner Aufmerkſamkeit werden auch die Eurigen nicht entgehen. Würde aber auch Euren Thaten unter ſeinem Pannier kein anderer Lohn, als die Ritterwürde, ſo iſt dieſe genug, Euch, neben der Ehre, auch zeitlichen Gewinn zu bringen. Den

Ruf

Ruf wackerer Ritterthaten zum Herolde könntet Ihr nach Ungarn oder Polen gehen, wo ein Deutscher Ritter freudig aufgenommen wird, und oft aus den Händen der Könige dieser Länder die Belohnung erhält, die er in seinem Vaterlande nicht fand.

Otto. Ich sehne mich nicht nach dem Besitze ausgebreiteter Herrschaften und fester Burgen, denn meine mäßigen Wünsche schränken sich auf einen guten Geruch, ein stattliches Schwerd und ein muthiges Streitros ein.

Walr. Wie die Wünsche aller Menschen werden sie ungenügsamer werden, so bald sie diese ersten Gegenstände Ihres Verlangens erreicht haben, doch Euer Muth und günstiges Glück wird es ihnen auch dann nicht an Befriedigung mangeln lassen. Bisher handelte ich, wie treuer Diensteifer für Euern Vater mir vorschrieb; und konnte dies, ohne die Menschlichkeit zu beleidigen, so lange ich glaubte, daß es Euch vielleicht noch möglich sein würde, seinen Willen zu befolgen, nun aber, da ich mich von dem

Gegen-

Gegentheile überzeugt fühle, werde ich nicht länger anstehen, Euch allein zu dienen, wenn sich der Dienst Eures Vaters mit dem Eurigen nicht vereinigen läst.

Nicht sogleich zeigte sich Otto Walrams Rathe folgsam, denn seiner Ungeduld wurde es schwer, mit der Ausführung seines Vorhabens so lange zu warten, als dieser von ihm forderte; aber Walram wuste es ihm so oft vorzustellen, wie er ohne die Unterstützung eines mächtigen Fürsten nichts würde ausrichten können, daß er dem näheren Wege, den er selbst laufen wollte, den weitern aber sicherern vorzog, den Walram ihm zeigte.

Lange blieb Otto unentschlossen, ob er dem Magister sein Vorhaben entdecken wollte, weil er nicht wuste, ob er sich auf seine Verschwiegenheit vollkommen würde verlassen können. Er fragte seinen treuen Walram um Rath, und dieser übernahm es, den Magister auszuforschen und ihm, nach Befinden, ihr ganzes Geheimnis oder nur so viel davon

von zu entdecken, als er nothwendig wiſſen müſte, um ihnen nicht entgegen zu arbeiten. Er fand den Magiſter, der ein Feind iedes Zwanges war, mit ſich gleicher Meinung; erhielt von ihm das Verſprechen: daß er Ottens Bitte an ſeinen Vater ſelbſt unterſtützen wollte; und brachte ſeinem Junker dieſe freudige Nachricht.

Sender Verzug ſetzte nun dieſer ein Schreiben an ſeinen Vater auf, von welchem unſere Leſer den Inhalt ohne Mühe errathen werden. Dieſem fügte der Magiſter auch eins von ſeiner Hand bei, worinnen er ſich noch anderer Gründe bediente, den Landgrafen zur Erfüllung der Bitte ſeines Sohnes aufzufordern.

Er beſtätigte es, daß Herrmann zuweilen im Tone der Ueberlegenheit mit Otten geſprochen hätte, was für dieſen ehrgeizigen Jüngling freilich äuſſerſt kränkend ſein müſte, rieth aber dem Landgrafen vorzüglich deshalb in die Veränderung des Aufenthaltes ſeines Sohnes zu willigen, weil ſein ſehnlichſter Wunſch, der ihn in den Beſchäftigun-

tigungen mit den Wissenschaften störte, in Prag weniger Nahrung finden würde, als in Paris, das ietzt von Krieg und Kriegsgeschrei wiedertönte. Zuletzt versicherte er, daß er ietzt alle Ursache hätte mit Ottens Fleisse zufrieden zu sein, und versprach, ihn einem seiner Freunde in Prag zu empfehlen.

Wir sehen hieraus, daß sich der Magister erlaubte, zum Besten seines Zöglings, der Wahrheit zu nahe zu treten, unsere Leser werden ihm dies aber hoffentlich vergeben. Sein Urtheil von Otten stimmte dem bei, das der Erzbischoff von Magdeburg von ihm fällte. Er hielt es daher nicht nur für erlaubt, sondern sogar für verdienstlich, ihn aus einer Lage zu befreien, in welcher er sich selbst zur Last und ohne Nutzen für die Welt lebte, und ihn in eine andere zu bringen, wo er dieser gewis nützen und seines Lebens sich freuen würde.

Ohne Zaudern sendete Otto seinen Reitersbuben nach Kassel, dem Landgrafen beide Schreiben, die er als die Grundlagen seines künftigen Glücks ansahe, zu überbringen,

und befahl dem Boten nach allen Kräften zu eilen, um auf eine so entscheidende Antwort, als er erwartete, nicht lange ungeduldig harren zu müssen.

Die Geldliebe des Landgrafen von Hessen hatte es noch nicht über sich gewinnen können, seinen Brüdern die schuldige Summe auszuzahlen, obgleich die Frist, die er sich zuletzt gestellt hatte, schon seit einiger Zeit verflossen war. Er suchte nur Entschuldigungen, von welchen wir Euch, liebe Leser! näher unterrichten würden, wenn wir, statt der Geschichte seines Sohnes, das Leben Heinrichs des Eisernen schrieben.

Diese Entschuldigungen befriedigten den unwilligen Ludwig nicht, der sich gegen seinen Bruder um so mehr zum Zorne berechtigt glaubte, weil er argwohnete, daß er die beschädigten Vesten vielleicht nur deshalb so eifrig wieder herstellte, um ihn von dem Versuche: seine Forderung mit Gewalt zu machen; zurück zu schrecken. Er erneuerte deshalb seine Drohungen, und

setzte

ſetzte die Verſicherung hinzu: daß er nicht länger zögern würde, ſie wahr zu machen, wenn Heinrich ſein, ſchon ſo oft gebrochenes, Wort noch einmal bräche.

Dies war kurz zuvor geſchehen, ehe der Landgraf das Schreiben ſeines Sohnes erhielt, das er, nachdem er es geleſen hatte, mit dem Ausrufe zurücklegte: Ludwig und ſeine Sippſchaft ſcheint mir und den Meinigen zur Geiſſel geſchaffen zu ſein! Wollte nur der Himmel — fuhr er gegen einen ſeiner Vertrauten fort — daß ich mir ſelbſt ſo leicht helfen könnte, als ich meinem Sohn helfen will.

Der Diener ſchwieg, denn ingeheim gab er ſeinem Herrn Unrecht, ob er dies ſchon nicht öffentlich wagte.

Nun las der Landgraf auch das Schreiben des Magiſters und freuete ſich über die Sorgfalt deſſelben, Otten ſeinem Willen gemäs zu leben, denn klärlich leuchtete es ihm ein, daß ſein Sohn in Prag allerdings weniger Veranlaſſung zum Misvergnügen über den geiſtlichen Stand finden würde, als

in Paris, wo sein Ohr fortdaurend das Geräusch der Waffen und Erzählungen von den Begebenheiten des Krieges hörte. Er lies seine Gemahlin rufen, gab dieser die erhaltnen Schreiben und forderte sie zur Freude auf: daß endlich Otto, dem Berichte des Magisters zu folge, die Pflicht des kindlichen Gehorsams willig erfüllt.

Des andern Tages, lies der Landgraf seinen Geheimschreiber zu sich kommen, sagte ihm eine kurze Antwort an seinen Sohn in die Feder, und fügte dieser, freudig über seinen endlichen Gehorsam, eine grössere Summe Geldes bei, als Otto, nicht unbekannt mit der Liebe seines Vaters für dieses nöthig gewordene Bedürfnis der Menschen, vermuthet hatte. Er sendete statt des Reitersbuben einen Reisigen nach Paris, weil er fürchtete, daß sich iener das mitgenommene Geld von Räubern mögte abnehmen lassen, und befahl ihm, gleich wieder nach Kassel zurück zu kommen, weil ein Geistlicher nicht so vieler Diener bedürfe, als sein Sohn bisher um sich gehabt hätte.

Auch

Auch Walram soll wieder heimkehren — fuhr er gegen seine Gemahlin fort — so bald Otto eine Zeitlang in Prag gelebt hat. Er selbst, denke ich, wird des Herumlungerns müde sein, und in Kassel kann er mir auch mehr nützen als in Prag.

Otto fühlte über die Botschaft von seinem Vater noch lebhaftere Freude, als dieser über die von ihm erhaltene Nachricht empfunden hatte. Durch die Erscheinung des Reisigen, wurde sie zwar auf einige Augenblicke vermindert, stieg aber dafür um so höher, nachdem er den Befehl seines Herrn: sogleich wieder zurück zu kehren; bekannt gemacht hatte. Otto sah sich hierdurch von einem gefürchteten Lauscher befreit, und zugleich den Reitersknaben von sich entfernt, der von seinem Vorhaben noch nichts gewust hatte.

Ohne Zögern wurde die Ausführung desselben begonnen, und voll froher Hoffnung verlies Otto mit seinen Begleitern Paris. Auf dem Wege beratheten sie sich über ihre künftige Einrichtung, wobei es sich fand, daß sie noch nicht alle Schwierigkeiten

überwunden hatten. Nach Walrams Plane wollte er mit Elgar zu Prag im Verborgenen leben, indes Otto seine Studien fortsetzte, aber diese Verborgenheit, war nicht wohl möglich, so bald Otto als der Sohn des Landgrafen von Hessen auftrat, und hatte er sich einmal als dieser gezeigt: so waren über dies bei dem nähern Fortschreiten zum Ziele mancherlei Hindernisse zu fürchten, an die bisher, noch keiner unserer Reisenden gedacht hatte, die wir aber Dir, lieber Leser! wohl nicht aufzuzählen brauchen.

Otto war zwar ohne Zaudern mit dem Vorschlage bereit: in Prag unter verändertem Namen zu erscheinen, aber weder Walram noch Elgar stimmten ihm bei, doch war es ihnen auch unmöglich, einen bessern Rath zu geben. Alle erkannten die Nothwendigkeit eines festen Entschlusses, ehe sie Deutschlands Gränze beträten, aber doch sahen sie sich derselben schon nahe, noch fern hingegen von dem Entschlusse, zu welchem sie nun keine Zeit zu verlieren hatten.

Folgt mir — sprach Otto, in der letzten Herberge auf französischem Boden, zu ihnen — denn all Euer Nachsinnen wird keinen Ausweg ergrübeln. Findet Ihr vielleicht noch bessern Rath — wohl, so handeln wir diesem gemäs! Bis dahin aber, lieber Walram, widerstrebe nicht länger, dem meinigen zu folgen. Gib Deinen Zöglingen den Namen deiner Söhne, unter welchen wir, wenn Du den Deinigen veränderst, ohne Furcht vor Entdeckung in Prag leben können.

Bei meinem Schwerde, Junker — betheuerte Walram — dies geht nicht, denn wir verriethen uns gewis in den ersten Tagen. Ich könnte es nicht gewohnen, Euch anders zu nennen wie bisher, und würde auch nicht hören, wenn Ihr mich nicht Walram riefet.

Wir nennen Euch Vater — fuhr Otto fort — und dann hört Ihr gewis. Wenigstens rief ich Euch nicht vergebens, da ich Euch, noch als kleiner Bube, Vater Walram nannte. Auch mögt ihr den letzten Namen immer beibehalten, nur

Faust, den Namen Eures Geschlechtes, dürft Ihr eine Zeit lang nicht führen, so wie ich mich nicht von Hessen und Elgar nicht von der Meisseburg sich nennen darf.

Walram und Elgar gaben endlich Ottens Dringen nach, doch fand der erstere nöthig eine Veränderung in dem entworfenen Plane zu machen.

Lasset uns vorsichtig handeln — begann er — damit wir es nicht zu spät bereuen müssen. Solche Verschiedenheit in der Bildung, wie zwischen uns, gibt es nicht leicht unter Vater und Söhnen; und da wir ohnehin wahrscheinlich Verdacht erregen werden: so müssen wir wenigstens alles vermeiden, was ihn vermehren könnte. Elgar kann mein Sohn sein; Ihr, Junker, seid mein Pflegebefohlner, oder mein Neffe.

So will ich das letztere sein — entschied Otto — denn das erste könnte ebenfalls Verdacht und Nachspürungen veranlassen.

Walram und Elgar nannten sich Wolf, und Otto gab sich den Namen Schütz, worauf

rauf sie den Weg nach Prag eilend fortsetzten, doch hätten sie dieser Eil nicht bedurft, denn den Markgrafen Karl, in dessen Arme sie sich werfen wollten, fanden sie nicht in seinem väterlichen Reiche. Unterdessen sie aus Frankreich flüchteten, war Karl auf einem andern Wege dahin gezogen, samt seinem Vater, der ihm schon veranagegangen war, dem König Philipp wider die Engländer beizustehen.

Ottens Ungeduld war die Abwesenheit des Markgrafen im hohen Grade zuwider. Er beschlos, bei einem andern Fürsten zu suchen, was er von dem Markgrafen nicht sogleich erhalten konnte, und forderte seine Gefährten auf: ihn nach Polen oder Ungarn zu begleiten. Walram willigte nicht ein, sondern ermahnte ihn: die Zurückkunft des Markgrafen zu erwarten, der sich unfehlbar nicht lange von einem Lande entfernen würde, über welches ihm sein Vater die Regierung anvertrauet hatte.

Walram fand unter den Bürgern zu Prag einen alten Waffenbruder, zog mit seinen Gefährten in das Haus desselben,

und machte ihn zum Theil zu seinem Vertrauten, ohne ihm iedoch die Abkunft seiner Pflegesöhne zu entdecken. Durch seine Vermittelung erhielt auch Walram einen treuen Boten, den Otto nach Paris sendete, den Magister Heinrich von seiner getroffenen Einrichtung zu benachrichtigen, damit er sich nicht vielleicht bei dem Freunde, dem er ihn empfohlen hatte, und bei welchem Otto seine Studien fortsetzen sollte, nach ihm erkundigen mögte, wodurch dann sein Aufenthalt seinem Vater leicht hätte können verrathen werden. Auf eine andere Weise fürchtete er dies nicht, weil er nicht glaubte, daß sein Vater einen Boten nach Prag senden würde, um sich nach seinem Befinden und nach seinem Fleisse zu erkundigen, da dies, während seines langen Aufenthaltes in Paris, nicht einmal geschehen war.

Walrams Vermuthung, daß er mit seinen Pflegesöhnen Verdacht wider sich erregen mögte, wurde bald bestätigt. Wer Elgar und Otten sahe, staunte über ihre

seinen

seinen Sitten und über ihre nicht gemeinen Kenntnisse, und fühlte sich zu Zweifeln hingerissen, ob sie auch wirklich Zöglinge eines Mannes wären, an welchem keine Spur der Vorzüge zu bemerken war, durch welche iene sich auszeichneten. Diesem Verdachte zu begegnen, verbreitete der Wirth unserer Abenteurer, daß Walram Wolf sein Leben, seit seiner frühesten Jugend, unter den Waffen zugebracht und in seinen Kriegszügen viel Geld und Gut ehrlich gewonnen hätte, wovon er einen Theil auf die Bildung seines eignen Sohnes und des Sohnes seiner Schwester verwendete. Er wäre hierher gekommen, unter dem Panniere des Markgrafen Karls nach Frankreich zu ziehen, weil er vernommen hätte, daß der Krieg daselbst sich von der bis ietzt gewöhnlichen Art Krieg zu führen unterscheiden würde, indem sich beide Parteien eherner Donnerschlünde bedienen wollten *).

Viele

*) Der wahrscheinlichsten Meinung zufolge machten die Franzosen, bey Belagerungen, schon im Jahre 1338 Gebrauch von den Kanonen. Neun Jahr später

Viele hörten von Walrams Waffengenossen diesen Bericht, nur wenige aber glaubten ihn. Die mehrsten, welche Walram mit seinen Zöglingen gesehen hatten, hielten ihn für einen Edeln, der wahrscheinlich in seinem Vaterlande etwas verbrochen und sich geflüchtet hätte, um der Acht oder der heiligen Vehme zu entrinnen. Der letzte Verdacht verschwand aber bald wieder, weil man Walram in Prag oft öffentlich erscheinen sahe, welches er nicht hätte wagen dürfen, wenn er vervehmt gewesen wäre, da es der Freischöppen und heimlichen Richter bekanntlich in Böhmen nicht weniger gab, als in den andern Provinzen von Deutschland.

Ottens ungeduldige Sehnsucht nach der Rückkehr des Markgrafen von Mähren wuchs um so mehr, je länger diese selbst verzögert wurde. Karl war von Frankreich nach Avignon gegangen, den Kardinal Peter Robert zu sehen, der in Paris sein Leh-

rer

Hüter bedienten sich ihrer die Engländer, bei Crecy, zum ersten male in einer Feldschlacht, und entschieden durch dieselben den Sieg.

rer gewesen war, dann verweilete er eine Zeitlang in Baiern bei seiner Schwester, der verwitweten Herzogin Margarethe; und als er endlich nach Prag zurück kam, hielt er sich nur kurze Zeit daselbst auf, um zu seinem Bruder, dem Grafen von Tirol, der seiner Hülfe bedurfte, eilen zu können.

Dies alles machte, daß sich Otto schon seit einem ganzen Jahre in Prag befand, und noch immer vergebens eine Gelegenheit suchte, sich dem Markgrafen Karl oder dem vertrautesten seiner Diener, dem Domherrn Benes, bekannt zu machen. Bestürmt von seiner Ungeduld, war er eben im Begriffe nach Tirol zu dem Markgrafen zu gehen, als Walram freudig in sein Zimmer trat und ihm die Nachricht brachte, daß der Domherr den Markgrafen nicht begleitet hätte, sondern von einer leichten Krankheit befallen, in Prag zurück geblieben wäre.

Ich habe Bekanntschaft mit einem seiner Diener gemacht — setzte Walram hinzu — dessen Erzählungen die hohe Meinung, die ich, von dem Rufe geleitet, schon

zuvor

zuvor von dem würdigen Herrn hatte, bestätigt worden ist. Ich bin überzeugt, daß wir uns ihm dreust entdecken können, weil er uns gewis nicht verrathen wird, wenn er auch nicht geneigt sein sollte, zur Ausführung unsers Vorhabens die Hand zu reichen. Doch hoffe ich zuversichtlich, daß er auch dieses thun wird, wenn er wirklich der Menschenfreund ist, als welchen ihn der Ruf und sein Diener preisen. Morgen gehe ich zu ihm, ihn näher kennen zu lernen, und wenn ich ihn finde, wie unsere Wünsche es heischen, so begleitet Ihr mich, so bald es ihm gefällt.

Kaum konnte Otto den Anbruch des andern Tages erwarten; schlaflos wünschte er den Morgen herbei, und als er endlich der Nacht folgte, wurde die Zeit, die noch vergehen muste, um dem kranken Domherrn nicht beschwerlich zu werden und ihn nicht vielleicht in einem Schlummer zu stören, unsern Ungeduldigen nicht weniger lang, als die bereits verflossene. Endlich schien es Walram spät genug seinen Weg anzutreten,

treten, ohne wider die Regeln der Bescheidenheit zu fehlen.

Er begann seine Rede mit einer Entschuldigung über sein Erscheinen, suchte dann auf Umwegen die Meinung des Domherrn über das Verhältnis Ottens mit seinem Vater zu erforschen, und als er diese seinen Wünschen nicht entgegen gesetzt fand, vertraute er sich ihm ganz, und schloß mit der Bitte: was er ihm entdeckt hatte, dem Markgrafen Karl wieder zu sagen, und sich bei demselben für Ottens Bestes zu verwenden. Walram wünschte, daß Karl seinen Zögling unter die Zahl seiner Knappen aufnehmen, oder ihm wenigstens vergönnen mögte, seinem Panniere als Reisiger zu folgen; Benes zweifelte aber, ob Karl dies thun würde, wenn er Ottens wahre Abkunft erführe.

So gerechte Ursache mein gnädiger Herr auch hat, selbst über väterliche Härte zu klagen — setzte Benes hinzu — so streng sind dennoch seine Begriffe von der Pflicht des kindlichen Gehorsams, und mit

ihnen

ihnen wird sich der Schritt Eures Junkers wahrscheinlich nicht vertragen.

So gefalle es Euch, würdiger Herr — fuhr Walram fort — ihn der Gunst des Herrn Markgrafen unter einem erborgten Namen zu empfehlen.

Benes. Ein Mann, aus dessen Gesichte so viel Rechtschaffenheit leuchtet, will mich zu einem Betruge verleiten.

Walram. Mit Gunst — ich fürchte hierdurch nicht die Rechtschaffenheit zu beleidigen, die Ihr bei mir vermuthet. Auch ist Betrug ein zu harter Name für die That, um welche ich Euch bitte; mich dünkt sie nur erlaubte List, deren Gebrauch bei den guten Folgen, die sie haben wird, gewis vergönnt ist.

Benes. Und welche gute Folgen versprecht Ihr Euch davon?

Walram. Erwirbt sich der Junker von Hessen unter einem andern Namen, die Liebe Eures gnädigen Herrn: so wird dieser durch sie aufgefordert werden, sich seiner anzunehmen, und Ihr, würdiger Herr, wür-

würdet auf dieſe Weiſe der erſte Beförderer des Glückes eines Jünglings, der es gewis verdient, glücklich zu ſein.

Benes. Der Markgraf, mein Herr, iſt zu vorſichtig und ein zu groſſer Verehrer der väterlichen Rechte, um ſich in einem Falle, wo nur dieſen die Entſcheidung zukömmt, zum Richter zwiſchen Vater und Sohn aufwerfen zu wollen.

Walram. Mein Wunſch iſt erfüllt, ſo bald er nur Mittler wird, denn gewis würde die Verwendung eines ſo ruhmwürdigen Fürſten viel vermögen.

Benes. Ihrer könnt Ihr auch ohne die Anwendung des Mittels, deſſen Ihr Euch bedienen wollt, verſichert ſein, denn Karls Menſchenfreundlichkeit iſt immer bereit, ſich gegen ieden, der ſie aufruft, zu äuſſern.

Walram. Eben dieſes, was der Ruf mir verkündigte, machte meinen Junker und mich ſo kühn, voll hoher Zuverſicht nach Praz zu kommen; allein ich wünſchte zur Verwendung Eures gnädigen Herrn für den Junker von Heſſen andere Bewe-

gungsgründe, als allgemeine Menschenliebe, weil diese allein nicht thätig genug wirken mögte. Hört meinen Plan, würdiger Herr, und Ihr werdet mir hoffentlich beistimmen. Mein gnädiger Herr, der Landgraf von Hessen würde nicht so unerbittlich gegen seinen Sohn sein, wenn er nicht fürchtete, daß er einst seinem ältern Bruder die Herrschaft streitig machen könnte.

Benes. Gibt Otto Veranlassung zu diesem Verdachte, so wird ihn der Markgraf nicht zu entfernen mögen.

Walram. Er kann es; freilich mus er sich aber zuvor überzeugen, daß Otto von dem ganzen Erbe seiner Väter nicht mehr begehrt als eine kleine Herrschaft, die ihn dürftig nährt. Wenn mein gestrenger Junker in einer Urkunde versicherte, daß er wirklich nicht mehr verlangte, und der Herr Markgraf würde Bürge für ihn, so zweifle ich nicht, daß mein Herr, der Landgraf, die Bitte seines Sohnes endlich erfüllen würde.

Benes.

Benes. Alter, Eure Hoffnungen nehmen einen raſchern Flug, als ich noch iemals bei ſolchen Falten im Geſicht bemerkt habe.

Walram. Doch unterſcheiden ſie ſich von den hochfliegenden Hoffnungen iugendlicher Schwärmerei, weil ſie ſich auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit ſtüzen. Ich müſte den Landgrafen von Heſſen und ſeinen Sohn nicht kennen, wenn ich nicht mit Zuverſicht erwarten ſollte, was Euch vielleicht rieſenmäßige Hoffnung dünkt; und gewis würde Euch dieſer Wahn verlaſſen, wenn mein geſtrenger Junker an meiner Seiten ſtünde, und Ihr ſähet, wie leicht es ihm, bei den erhaltnen Gaben der Natur und bei ſeiner guten Bildung, werden mus, Gunſt und Liebe zu erwerben.

Dieſe vortheilhafte Schilderung von Otten machte den Domherrn nicht nur neugierig, ihn zu ſehen, ſondern brachte auch bei ihm ein günſtiges Urtheil für den Jüngling hervor, welchem der Wunſch: ihn glücklich machen zu können; unmittelbar folgte. Er fühlte ſich iezt ſchon eher geneigt als

Anfangs, zu der Ausführung der List, die Walram vorgeschlagen hatte, die Hände zu bieten, doch verlangte er, bevor er sich näher erklärte, Ueberzeugung, ob Walrams Schilderung von Otten der Wahrheit gemäs, oder vielleicht nur ein Erzeugnis mächtiger Vorliebe wäre. Er äusserte daher den Wunsch, Otten zu sehen, und Walram zögerte nicht, heim in seine Wohnung zu fliegen, und seinem Zöglinge fröhliche Botschaft zu bringen.

Hier scheint es uns der Ort, unsren Lesern einige Züge zu Ottens Bilde zu liefern, doch wollen wir es der Einbildungskraft eines ieden überlassen, es völlig auszumahlen.

Denkt Euch einen vollendeten Jüngling von siebzehn Jahren, der durch eine theilnehmende Miene nicht weniger Aufmerksamkeit auf sich zog, als durch das Feuer, das in seinem grossen Auge brannte. Die Bleichheit seiner Wangen und die Falten, welche Unzufriedenheit mit seinem Zustande

stande in Paris auf seine Stirn furchte, hatten sich wieder verloren, seitdem er die Hoffnung eines künftigen bessern in sich nährte. An die Stelle der erstern war aufs neue das blühende Roth der Jugend und Gesundheit getreten, und Ottens offener und heiterer Blick bewies seinen Geradsinn und seine Zufriedenheit gleich stark. Schöpferische Einbildungskraft, die ferner Hoffnung die Wirkung gegenwärtigen Glückes gibt, hatte ihm diese Zufriedenheit gewährt, und nur zuweilen, wenn vorüber eilende Furcht die Hoffnung verdrängte, umwölkte sich sein heiterer Blick.

So viel von seinem Aeussern; nun noch zwei Worte von dem, was dem Empfehlenden desselben neue Stützen gab!

Der Aufenthalt in Paris war Otten allerdings sehr nützlich gewesen, weil er sich daselbst mancherlei Kenntnisse erwarb, die man nur bei wenigen seines Standes fand. Unsere Leser werden sich der Lehrart noch erinnern, die der Magister Heinrich bei Otten anwendete, und durch die sich dieser

nun fähig fühlte, mit einem Manne von Kenntnissen sachkundig von Dingen zu sprechen, mit welchen man keine Bekanntschaft bei einem Jünglinge vermuthete, dessen rollendes Auge nur dann auf kurze Zeit unbeweglich stand, wenn es das Heft seines Schwerdes traf, oder an dem Halse eines tapfern Kriegers goldne Ketten und in seinem Gesicht Narben gewahrte.

Benes von Weitmühl verband mit hoher Achtung für Tapferkeit, geschmeidige Sitten, Staatsklugheit und viel umfassende Kenntnisse, und hatte sich eben hierdurch die Gunst des Markgrafen Karl gewonnen, der, wie unsere geschichtskundigen Leser wissen werden, der gelehrteste Fürst seiner Zeit war. Unserm Otto bot sich daher, indem er mit dem Domherrn sprach, Gelegenheit dar, auf mancherlei Art zu glänzen, wodurch er sich freilich seine Achtung mehr erwarb, als wenn er sich nur als ein Jüngling voll hohen Muthes gezeigt hätte.

Der Domherr fühlte sich hingezogen zu Otten, und sich von dem Wunsche durchglüht:

glüht: das Glück eines so achtungswerthen Jünglings befördern zu können, doch zauderte er einige Zeit, ehe er sich entschlos, dies auf solche Art zu wollen, wie Otto es wünschte. Er unterlies nicht, ihn an die Pflicht des Gehorsams zu erinnern; ihn auf die guten Aussichten aufmerksam zu machen, die er als Geistlicher hatte, und ihm die Schwierigkeiten zu zeigen, die er auf dem Wege, den er erwählt hatte, antreffen würde.

Alles dieses, würdiger Herr — antwortete Otto — sagten mir bereits meine Freunde, und ich selbst rief es öfters in mein Gedächtnis. Monden lang stritt ich den Kampf zwischen Pflicht und Neigung, bis der Sieg entschied, wie er in solchen Fällen gewöhnlich zu entscheiden pflegt. Vielleicht ist es Eigenheit und Fehler, daß mich ein innerer Drang zu ernstlosen Beschäftigungen mit ritterlichen Thaten hintreibt, aber die Befriedigung desselben ist zu dem Glücke meines Lebens nothwendig; und ich fühle, daß ich es als der reichste geistliche Fürst der Christenheit vergebens

ſuchen, als einer der ärmſten Ritter aber gewis finden würde.

Otto lies dieſer Verſicherung die wiederholte Bitte folgen, ſich für die Erfüllung ſeines Wunſches bei dem Markgrafen zu verwenden, und der Domherr verſprach dies, ſo bald als möglich, zu thun, ob es ihm ſchon unbegreiflich war, wie Otto eine ſo unbezwingliche Abneigung gegen einen Stand haben könnte, in welchem er ſelbſt ſich wohl befand.

So lange ſich der Markgraf noch in Tirol aufhielt, beſuchte Otto, mit ſeinem Freunde Elgar, öfters den Domherrn Benes. Dies verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich in der Gunſt deſſelben immer feſter zu ſetzen; und Benes gab das Verſprechen: väterlich für ihn zu ſorgen mit ſo vieler Herzlichkeit, als ſich Otto mit vollem Vertrauen darauf verlies.

Ich weis, gnädger Herr — ſprach Benes zu dem Markgrafen, als dieſer wieder nach Prag gekommen war — daß es Euch

Euch Freude macht, hoffnungsvollen Jünglingen, die nach Ruhm dürsten, Gelegenheit zu geben, ihm nachzustreben, und daß Eure Gerechtigkeit Fähigkeiten und Verdienst schätzt, aufmuntert und belohnt, wo sie dieselben findet; vergönnt mir daher, daß ich Euch ietzt eine Gelegenheit zeige, Euch eine solche Freude zu verschaffen.

Sprecht lieber Benes — antwortete Karl — Ihr wisset, daß ich solche Veranlassungen zur würdigsten Freude nie gern ungenützt entwischen lasse.

Seit einiger Zeit — fuhr der Domherr fort — halten sich in Eurer Stadt Prag zwei Jünglinge auf, die glühender Eifer: sich unter Eurem Panniere Ruhm zu erringen; hieher trieb. Nicht edel von Geburt, zeichnen sie sich durch Adel der Seele aus, und ich bin überzeugt, daß sich mein gnädger Herr durch den ersten Mangel nicht wird abhalten lassen, ihnen Plätze anzuweisen, wo sie ihre trefflichen Anlagen ausbilden und ihre schon erworbenen Kenntnisse vervollkommnen können. Er-

laubt, daß ich sie zu Euch führe, und wenn Ihr sie dann, wie ich mit Zuversicht hoffe, Eurer Huld nicht unwürdig findet, so nehmt sie unter die Zahl Eurer Reisigen auf.

Zeigen Eure Empfohlenen — erwiederte Karl — so vielen Muth, als ich von meinen immer bewaffneten Reisigen verlange: so sollt Ihr nicht vergebens für sie gebeten haben, wenn sie mit dem Gebrauche der Waffen bereits hinlänglich bekannt sind. Morgen erwarte ich Euch, in ihrer Gesellschaft.

Nahe glaubte sich schon Otto dem Ziele seiner Wünsche, als er von dem Domherrn hörte, daß er ihn des andern Tages dem Markgrafen vorstellen würde; und wirklich sahe er sich auch demselben um einen Schritt näher, als er von Karls Hofburg wieder hinweg ging. Auf seinen Befehl erhielt er, samt Elgar und Walram, wonach er so lange vergebens getrachtet hatte — volle Rüstung und Waffen, über welche sich aber Walram weniger freute, als über die Zufriedenheit, die Karl mit Otto und Elgar gezeigt hatte.

Auf-

Aufmerksam gemacht durch den Domherrn von Weitmühl, hatte sich der Markgraf besonders mit Otten lange unterhalten, und war nicht wenig erstaunt, bei dem vorgeblichen Sohne eines gemeinen Reiters Kenntnisse zu finden, welcher sich von Karls turnierfähigen iungen Edlen kaum einige rühmen konnten. Vorzüglich wurde seine Verwunderung rege gemacht, als der Domherr das Gespräch auf die Theologie leitete, sich mit seinen Worten gröstentheils an Otten wendete, und den Markgrafen auf diese Art bemerken lies, daß Otto auch in diesem Fache der Wissenschaften nicht fremd war.

Karl beschäftigte sich in seinen frühern Jahren ebenfalls mit der Theologie, schrieb sogar eine Auslegung über den Matheus, hatte aber bis ietzt noch keinen Menschen gefunden, der so kriegerisch als er und zugleich ein Freund der geistlichen Studien gewesen wäre. Otto gewann hierdurch noch mehr bei ihm, und er würde ihn wahrscheinlich sogleich eine höhere Stelle angewiesen haben, als die er ihm ietzt gab, wenn er nicht eben in der Geneigtheit, die er für ihn fühlte, einen

Bewe-

Bewegungsgrund gefunden hätte, ihn zuvor genau zu prüfen und ihn dann auf einen Posten zu erheben, welcher für ihn selbst und in Rücksicht auf Andere der nützlichste und beste sein würde.

Karl lobte Walram, daß er sich des Sohnes seiner Schwester so väterlich angenommen und für seine Bildung nicht weniger Mühe und Kosten verwendet hätte, als für seinen eignen Sohn; und Walram wurde schaamroth über dies Lob, von welchem er freilich nur einen geringen Theil verdiente.

Mir — lehnte er es von sich ab — haben meine Söhne nur wenig zu danken, viel aber einem meiner Freunde, einem würdigen Geistlichen in meinem Vaterlande, welcher sie alles lehrte, was sie ausser Waffen- und Kampfgebrauch vielleicht wissen mögen.

Euer Freund, lieber Alter, mus ein gelehrter Mann sein — entgegnete der Markgraf — und wenn ich meinen Plan zur Anlegung einer hohen Schule, nach dem Muster der pariser, ausführe, sollt Ihr mir ihn nennen. Vielleicht, daß ich in ihm eine Zierde

derse-

derſelben finde. Aber, noch habe ich nicht nach Eurem Vaterlande gefragt?

Ich wurde in Weſtphalen gebohren — fuhr Walram fort — wo auch meine Söhne den gröſten Theil ihres Lebens zugebracht haben. Ich ſelbſt aber verweilte ſelten lange in meinem Vaterlande, ſondern ſchweifte bald hier bald dort hin, wenn ich nur für mein Schwerd immer Beſchäftigung und Gewinn fand. Nun bedarf ich des letztern nicht mehr, weil Eure Huld, gnädiger Herr, die Sorgfalt für meine Söhne mir abgenommen hat.

Nehmt mein Wort, wackerer Greis, endigte Karl — daß ſie nicht weniger väterlich ſein ſoll, als die Eurige war.

Wenig Wochen nachher gab Karl nicht nur einen Beweis von der Wahrheit ſeiner Verſicherung, ſondern ſuchte auch Walram für die Bildung zweier Jünglinge zu belohnen, welche der Markgraf ſeiner Gunſt immer mehr würdig fand. Er machte Walram zum Befehlshaber über fünf und zwanzig ſeiner

ner reisigen Knechte, und nahm Otten und Elgar unter die Zahl seiner Leibknappen auf.

In dieser neuen Lage boten sich Otten mannichfache Gelegenheiten dar, die Liebe des Markgrafen noch mehr zu gewinnen, und er lies keine derselben unbenutzt. Auch gelang es ihm, den Zweck zu erreichen, nach welchem er strebte, nur sehnte er sich einige Wochen lang vergebens von seinem Muthe und seiner Geübtheit in den Waffen Beweise geben zu können. Besonders hierdurch wünschte er zu glänzen; und oft wurde die Besorgnis in ihm rege: daß seine Sehnsucht noch lange unbefriedigt bleiben würde, weil Karl und sein Vater, der König Johann, durch Freundschaftsbündnisse mit ihren Nachbarn, Böhmen den Frieden auf lange Zeit gesichert hatten.

Dennoch sah sich Karl wenig Monden, nachdem Otto sein Knappe geworden war, in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Schwerd zu entblössen — und welcher unter unsern Lesern wird es dem feurigen und kampfbegierigen Otto nicht verzeihen, daß ihn die erste

Nach-

Nachricht, von dem nahen Kriegszuge, mit nicht weniger Freude belebte, als der menschenfreundliche Weise empfindet, wenn er einen Krieg, der Jahre lang Menschen verzehrte und blühende Länder verheerte, durch den Frieden beendigt sieht!

Doch ehe wir unsern Otto in den Krieg begleiten, in welchem er zum ersten male Menschenblut vergos, und das seinige fliessen sahe, müssen wir unsere Leser mit der Veranlassung zu demselben bekannt machen.

Heinrich, Herzog von Kärnthen und Graf von Tirol, hatte eine einzige Tochter, die sich durch die Häslichkeit ihres Körpers und die Verstimmung ihrer Seele auszeichnete, und beinahe allen unsern Lesern bekannt sein wird, wenn wir ihnen den Namen Margarethe Maultasche*) nennen. In ihrem neunten Jahre verlobte der Herzog seine Tochter mit dem jüngern Sohne des Königs Johann von Böhmen, welcher damals erst zwei

*) Hinzu zu setzen, daß sie diesen Beinamen wegen ihres ungestalt großen Mundes erhielt, wäre wohl unnöthig.

zwei Jahr alt war; und unsere Leser werden aus dem Alter dieser Verlobten leicht ermessen können, daß der ganze Heirathsplan blos ein Werk der Staatsklugheit war.

Heinrich wollte seine Erbtöchter mit einem Prinzen eines mächtigen Hauses verbinden, damit sie die Verwanden desselben in dem Besitze ihres reichen Erbes erhalten könnten, und der König von Böhmen fand für seinen geliebten Johann, unter allen Prinzessinnen Europens nicht eine, die ihm eine so wichtige Morgengabe hätte mitbringen können als Margarethe.

Wohl hatte der Herzog von Kärnthen, bei dieser Verbindung, für den politischen Vortheil seiner Tochter gesorgt, dabei aber andere nöthige Rücksichten übersehen, und nach und nach zeigte es sich immer mehr, daß er hierinnen gefehlt hatte. Die Verschiedenheit im Alter der jungen Verlobten war eine dieser übersehenen Rücksichten. Sie war weniger groß, als die Verschiedenheit in ihren Gesinnungen, ob sich schon die schädlichen Folgen der erstern früher äusserten,

die

die aber freilich auch ohne iene nicht würden eingetreten sein.

Margarethe war hitzig, unbesonnen, ohne Grundsätze und Festigkeit des Charakters, und, so wohl aus Temperamentsfehler, als durch sorglose Erziehung, zu allen Arten der Wollust geneigt; Johann hingegen ein guter, sanfter Knabe, der die Mühe, die sich seine Lehrer mit seiner Bildung gaben, durch eifrige Folgsamkeit gegen ihre Leitung erwiederte. Schon in seiner frühen Jugend gewöhnte er sich, bei ieder seiner Handlungen die Vernunft oder, wenn diese keine Auskunft wuste, seine Lehrer zu Rathe zu ziehen, weit entfernt aber dieses zu thun, folgte Margarethe nur dem Aufrufe ihrer heftigen Leidenschaften.

Von dem Auflodern der mächtigsten derselben war Albrecht, den Margarethe im funfzehnten Jahre ihres Alters gebahr, eine Folge. Man suchte diesen Fehltritt der Prinzessin vor den Augen der Welt und besonders vor ihrem Bräutigam, dem Prinzen von Böhmen zu verbergen, und, durch wirkliche Vermählung mit diesem achtjähri-

gen Knaben, Wiederholungen vorzubeugen. Die Geschichte meldet nicht, ob dieser Zweck erreicht würde, doch blieb es einige Zeit verborgen, daß der kleine Albrecht, den Margarethe als den Sohn einer ihrer Dienerinnen erzog, ihr eigner Sohn war.

Herzog Heinrich starb, und Margarethe verlor die Hälfte der Länder, die er ihr hinterlassen hatte, indem die Kärnthner, unzufrieden mit Ihrer Regierung, sich in die Arme des Herzogs Albrecht von Oesterreich warfen, der Margarethen und ihren Gemahl durch die Gewalt der Waffen zwang, ihm Kärthen abzutreten. Den Verdrus über diesen Verlust lies Margarethe ihrem Gemahl heftig empfinden, dem sie den Vorwurf machte, daß ihn sein Vater nicht mit hinlänglicher Macht unterstützt hätte, ob gleich dieser alles gethan hatte, dem Glücke des Kriegs, das ihm nicht günstig war, eine andere Wendung zu geben.

Dieser Vorwurf war nicht die einzige Ursache zu Johanns Unzufriedenheit mit seiner Gemahlin; ihre Ausschweifungen und

ihr

ihr Ungestüm, welchem der sanfte und nachgebende Jüngling nicht gehörig zu begegnen wuste, gaben hierzu noch nähere, und machten seine Ehe zu einer der unglücklichsten. Noch widriger wurde seine Lage gemacht durch die rastlosen Vorwürfe, die er von Margarethen über die Schläfrigkeit in allen seinen Handlungen anhören muste, denn ihr, die ohne Prüfung iedem aufbrausendem Einfalle folgte, schien Johanns kühle Ueberlegung, bevor er handelte, diesen Namen zu verdienen.

Im Stillen wünschte sich oft Johann lieber der Gemahl des ärmsten Fräuleins im ganzen deutschen Reiche, als der geplagte Gatte der reichen Margarethe zu sein, und diese sehnte sich ebenfalls nach einem andern Gemahle, denn bei aller ihrer Häslichkeit machte sie Forderungen, die Johann freilich nicht erfüllte. Sie verlangte einen Gatten von hoher männlicher Schönheit, auf die Johann keine Ansprüche machen konnte, ob er schon gegen seine häsliche Ehehälfte gestellt, allerdings schön war.

Uebereinstimmend in ihren Wünschen würde dem unzufriednen Paare die Erfüllung derselben nicht schwer geworden sein, wenn ihr nicht der König Johann in den Weg getreten wäre. Er berechnete bei der Verbindung seines Sohnes mit Margarethe nur den Staatsvortheil, und war daher weit entfernt, sie zu trennen, so angelegentlich auch Johann dies wünschte. Dieser wagte es nicht mehr, seine Bitte zu wiederholen, nachdem er sie einige mal vergebens gethan hatte. Mit seltener Geduld ertrug er die Last einer unglücklichen Ehe, angelegentlich beschäftigte sich hingegen Margarethe mit dem Gedanken: ihre Verbindung zu zerreissen, so bald sie das ohne Gefahr für ihr Land und mit Vortheil für sich selbst, thun könnte. Einige Jahr vergingen, ohne daß sie Gelegenheit fand, sich ihrem Zwecke zu nähern, nun aber bot sich ihr ungesucht eine dar.

Kaiser Ludwig der Baier war eifrigst bemüht, die Macht seines Hauses zu vergrössern, und seinen Söhnen heimgefallene oder ver-

wirkte

wirkte Lehen zu geben, oder sie durch Verheirathungen zu mächtigen Fürsten zu machen. Wir wissen nicht, auf welche Weise es ihm zu Ohren gekommen war, daß die Gräfin von Tirol einen Gemahl suchte, der mit männlicher Schönheit hinreichende Macht verbände, Kärnthen der Herrschaft der Herzoge von Oesterreich wieder zu entreissen; aber aus der Geschichte geht hervor, daß es ihm kund worde war und daß er nicht zögerte, die gemachte Entdeckung zu benutzen.

Ludwigs ältester Sohn gleiches Namens, den er mit der Mark Brandenburg belehnt hatte, war Witwer und entsprach den Forderungen Margarethens vollkommen. Ihn gedachte der Kaiser mit der Gräfin von Tirol zu vermählen, theilte ihm seinen Gedanken mit; und der Markgraf von Brandenburg glaubte den Besitz von Tirol und Kärnthen durch die Verbindung mit einem der häßlichsten Weiber nicht zu theuer erkauft. Kärnthen muste er freilich zuvor wieder erobern, ehe er es mit Rechte sein nennen konnte, aber der Kaiser wuste ihm die Leichtigkeit die-

ses Unternehmens, zu dessen Ausführung er sich, sammt allen treuen Fürsten, mit ihm verbinden wollte, so anschaulich zu machen, daß er des Besizes von Kärnthen gewis zu sein glaubte, wenn er es als Margarethens Gemahl zurückforderen könnte.

Als die erste Handlung zur Ausführung des entworfenen Plans wurde Margarethen das Bild des Markgrafen von Brandenburg in die Hände gespielt. Der Wunsch: diesen schönen Mann gegen ihren Gemahl vertauschen zu können; war die erste Folge ihrer Blicke auf das Gemählde; die Frage nach dem Urbilde, die zweite. Die Vertraute, an welche sie diese machte, konnte sie nicht nur beantworten, sondern wuste auch so viel von der höhern Trefflichkeit des Urbildes zu sagen, daß der aufgeflammte Wunsch in Margarethen immer mächtiger wurde.

Es würde uns zu weit von unserm Helden abführen, wenn wir dem Gange der Heirathsgeschichte Margarethens nachfolgen wollten, daher nur so viel, daß sie wirklich mit dem Kaiser in Unterhandlungen trat, welche

welche bald zur Zufriedenheit beider Theile beendigt wurden.

So wohl Margarethe als der Kaiser und sein Sohn sahen voraus, daß sie ihre Absicht nur durch Gewalt würden erreichen können; sie beschlossen daher, so gleich damit zu beginnen. Margarethe sollte den ersten Schritt thun, indem sie diejenigen unter den Edeln ihres Landes, die ihr mehr ergeben wären, als ihrem Gemahle, zu einer Verschwörung wieder diesen reizte. Der Kaiser versprach, sie mit einem Heere zu unterstützen, so bald sie mit ihrer Partei die Fehde angefangen hätte, und den Prinzen von Böhmen zu verlagen, von welchem sie sich mit Fug scheiden lassen könnte, da sie mit ihm in einer kinderlosen Ehe lebte.

Die beschlossene Empörung wider den Grafen Johann war schon zur Ausführung gereift, ehe er noch einige Gefahr für sich ahndete. Margarethe bediente sich ihres Sohnes zum Werkzeuge derselben, der die Befehle seiner Mutter zu ihrer Zufriedenheit vollführte.

Johann befand sich indessen, mit seinem Bruder Karl, in Presburg bei dem Könige von Ungarn. Die Fesseln seiner Ehe sich leichter zu machen, lebte er weniger in Tirol als in Böhmen oder Mähren, und hatte die Verwaltung der Regierung seines Landes, auf Karls Rath dem Bischoff Niklas von Trient übergeben, der sich auch itzt des Vertrauens beider Brüder würdig bewies. Margarethens Partei in Tirol handelte so geheim, daß dem Bischoffe nichts von ihrem Plane kund wurde, doch entging es seiner Aufmerksamkeit nicht, daß Margarethe über irgend einem Plan brüten müsse, denn öfters flogen Eilboten von Tirol nach Baiern, oder von dem letzten Lande in das erste. Der Bischoff Niklas kannte die Länderbegierde des Kaisers; errieth, was die Eilboten beflügelte, und sendete den Flüchtigsten seiner Reiter nach Presburg, den entstandenen Verdacht dem Grafen Johann und seinem Bruder zu entdecken.

In Presburg war es also, wo sich unser Otto, der Karls steter Begleiter war,

der

der Nachricht von dem nahen Kriegszug freuete. Er ging mit dem Markgrafen zurück nach Prag, wo dieser schnell ein Heer sammelte und seinem voran geeilten Bruder nach Tirol folgte.

Vergönnt mir, gnädger Herr, an der Seite meiner Söhne zu fechten — trat Walram am Tage des Abzuges in Karls Zimmer — damit ich sie zurück halten kann, wenn rasches Jugendfeuer und die Begierde: sich auszuzeichnen; sie über die Gebühr mit sich fortreissen sollten.

Gern sorgsamer Vater — antwortete Karl — sei Euer Verlangen Euch gewährt, denn gewis habe ich nicht zu fürchten, daß Euch väterliche Liebe vielleicht mit Euren Söhnen zur Flucht verleiten könnte.

Karls schnelle Erscheinung in Tirol verbreitete Schrecken unter den Empörern. Einer von ihnen, dem für seine, nahe an der Gränze gelegene, Burg bange wurde, entdeckte ihm den ganzen Plan und nannte ihm den Oberhofmeister Margarethens, neben ihrem Sohne als den eifrigsten Beförderer der Verschwörung. Karl eilte vor die feste Burg des

erstern, die er eroberte und zerstörte, doch aber nicht so glücklich war, den Besitzer gefangen zu nehmen, der vor der Eroberung entflohen war.

Weniger glücklich war Albrecht, den seine Mutter zum Oberhofmeister gesendet hatte, sonder Ahndung, daß er von dem Markgrafen von Mähren in seiner Veste belagert wurde. Albrecht fiel Karls Reisigen in die Hände, und von ihm erfuhr der Markgraf Bestätigung und Erläuterung dessen, was er von Margarethens Plane bereits vernommen hatte.

Ihr die Ausführung desselben unmöglich zu machen, rückte er mit seinen Kriegern vor das Bergschlos Tirol, wohin sie sich geflüchtet hatte. Im Vertrauen auf die Festigkeit desselben, lebte sie hier ohne Furcht und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Kaiser bald ein Heer zu ihrer Hülfe herbei führen würde.

Die Stärke der Mauern ihrer Veste schützte Margarethen nicht vor dem Zorne des Markgrafen, dessen Blyden und Steinschläudern sie nicht zu widerstehen vermogten. Rastlos lies er sie bestürmen, und Otto und seine Gefährten waren unter den Sturmlaufenden immer die ersten. Durch beinahe ununter-

broche-

brochenen Kampf mit den Belagerern auf das äusserste gebracht, forderte die Besatzung ihre Gräfin auf, mit den Feinden in Unterhandlungen zu treten, zu welchen aber Johann und Karl nicht geneigt waren. Sie verlangten, daß sich Margarethe unbedingt ergeben sollte, doch versprachen sie ihr völlige Sicherheit und milde Behandlung, so lange sie ihre verwegenen Unternehmungen nicht erneuern würde.

Margarethe weigerte sich, auf diese Bedingung sich zu ergeben, wurde aber nach einigen Tagen von der Besatzung hierzu gezwungen, da die Zahl derselben immer kleiner wurde, unterdessen sich das Heer der Belagerer, durch zurückkehrende Abtrünnige, täglich vergrösserte. Tirol muste sich ergeben, und Karl lies nun Margarethen genau bewachen, doch vergönnte er ihr alle Bequemlichkeit, die sie in den Mauern ihres Schlosses haben konnte.

Ueberzeugt, daß Margarethe alles versuchen würde, ihre Wächter durch grosse Versprechungen oder andere Mittel zu bestechen, wählte Karl unter den treuesten seiner Krieger die-

dieienigen, auf die er sich ganz verlassen zu können glaubte. Er war Willens, so lange in der Grafschaft seines Bruders zu verweilen, bis er die Ruhe vollkommen wieder hergestellt hätte, und blieb in dem Bergschlosse, in welchem sich Margarethe befand, um selbst einigermassen über sie wachen zu können. Einem Versuche derselben, seine Krieger zur Vorräthsmi zu erkaufen, noch mehr vorzubeugen, verwechselte er täglich ihre Wächter, damit längere Zeit ihr keine Gelegenheit gäbe, näher mit ihnen bekannt zu werden.

Auch Walram und seine Zöglinge traf die Reihe, Margarethen in ihrem Zimmer zu bewachen, und Walram machte bald nach dem Eintreten in dasselbe die Bemerkung: daß Margarethe weniger ungestalt wäre, als er sie nach der Stimme des Gerüchtes vermuthet hätte. Elgar stimmte ihm sogleich bei, Otto aber mit dem Zusatze, daß sie ihr Gesicht vielleicht nur deshalb mit dem Schleier so sorgfältig verhüllt hätte, um die Misgestalt desselben zu verbergen.

Möglich auch — erwiederte Walram — daß diese verrufene Misgestalt gröstentheils

nur

nur ein Erzeugnis des Gerüchtes ist, das sich, gleich einem Schneeballen, im Fortlaufen vergrössert. Ueberhaupt dünkt mich, daß der Gräfin von Tirol zu viel geschieht, und unparteiische Wahrheit von ihrem bösen Leumund viel abzusondern finden mögte. Gewis würde sie sich an der Seite eines andern Gemahls weniger Fehler schuldig gemacht haben, aber Johann, mit seiner an Schwäche gränzenden Sanftheit, versteht es freilich nicht, ihr Feuer zu mäßigen.

An dem gröbsten ihrer Fehltritte — wendete Otto ein — könnt Ihr doch wohl dem Prinzen von Böhmen keine Schuld beimessen?

Nein — antwortete Walram — diese trifft den Vater der Gräfin.

So lange die Zeit der Wache bei Margarethen dauere, und so oft sie weit genug von ihren Wächtern entfernt war, um ihr Flüstern nicht vernehmen zu können, suchte sie Walram gegen Otten zu entschuldigen und nachdem sie das Schloß verlassen hatten, fand sie dieser selbst weniger tadelnswürdig, als sie ihm bisher geschienen hatte.

Sehet

Sehet hier den Beweis — sprach Walram des andern Tages zu Otten, indem er ihm ein Gemählde zeigte, welches sich in Johanns Zimmer befand — daß meine Vermuthung in Absicht des Gesichtes der Gräfin von Tirol nicht falsch war. An diesem Gemählde, dessen Aehnlichkeit mit dem Urbilde ein Kappelles Grafen mir versicherte, werdet Ihr, ausser den freilich etwas misgestalteten Mundes, nichts Häßliches finden.

Otto hatte eben einige Worte, durch die er Walrams Urtheil bestätigte, geendigt, als Elgar sich ihm näherte und ihm, nebst Walram den Befehl des Markgrafen brachte, bei Margarethen Wache zu halten. Beide gingen und Walrams Reden hatten den nämlichen Inhalt wie gestern. Die Zeit ihrer Wache war beinahe vorüber, als die Frauen der Gräfin sich entfernten und diese Otten einen Wink gab, näher zu ihr zu kommen.

Jüngling — begann sie — wenn die Natur nicht lügt, so wohnen in Deinem Busen Menschenliebe und Mitleid. Siehe in mir eine Unglückliche, die des letztern gewiß nicht unwürdig ist, und lasse es thätig gegen sie

wer-

werden. Durch Zwang an einen Gemahl gefesselt, den ich um so weniger lieben kann, da mich seine Trägheit um die Hälfte meines väterlichen Erbes brachte, kann es die Billigkeit gewis kein Verbrechen nennen, daß ich an seine Stelle einen andern Gatten wählen wollte, und dennoch straft mich Karls Ungerechtigkeit als eine Verbrecherin. Sei Du, guter Jüngling, gerechter als Dein Herr, und rette eine Unglückliche, die nur Mitleid, aber gewis keine Strafe verdient! Müste ich mich nicht unter die Fesseln des Vorurtheils beugen, oder wärst Du aus fürstlichem Blute entsprossen: ich setzte gern meine Hand und, mit ihr, meine Länder zum Preise der Freiheit, von Dir mir wiedergegeben, denn Dein flammendes Auge sagt es mir, daß Du Kärnthen wieder erobern und das Feuer meiner heissen Liebe, nicht wie Johann, mit erstarrender Kälte erwiedern würdest. Nimm, was ich Dir zu geben vermag: das Gelübde meiner Liebe und, neben ihr, das Versprechen: daß ich Dich, wenn Du mir meine Freiheit verschaffst, zum reichsten Ritter in ganz Tirol machen will!

Jetzt

Jetzt endigte Margarethe, und in diesem Augenblicke vernahm man auch im Vorsaale das Geräusch der Reisigen, durch die Dato und Walram abgelöst werden sollten. Otto konnte demnach der Gräfin nicht antworten, sondern schritt er einige Augenblicke neben Walram her, endlich sprach er zu ihm, welch ein Antrag!

Der — erwiederte Walram — der einem Jüngling, mit so wenig Aussichten, als Ihr, gestrenger Junker, habt, nur gemacht werden konnte. Ein junges Weib, nicht ohne Reiz, die rechtmäßige Besitzerin zweier blühender Länder, bietet Euch ihre Hand und ihre Besitzungen an. Wenn Ihr weise seid: so denkt auf Mittel, sie zu verdienen. Aber horcht! Die Kriegstrommete ertönt — sie bläst Lerm — wir sind überfallen! Auf, laßt uns eilen, den Feind zurück zu schlagen!

Ende des ersten Theils.

Otto der Schütz

Junker von Heſſen

Urenkel der heiligen Eliſabeth.

Geſchichte

aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1792.
bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf u. Comp.

Otto der Schüz,

Junker von Heſſen.

Zweiter Theil.

Es war der Oberhofmeiſter Margarethens, der die Beſatzung in dem Bergſchloſſe Tirol zu überfallen und ſeine Gräfin zu befreien gedachte, durch welchen Ottens beginnendes Geſpräch mit Walram, nach dem Hinweggehen aus Margarethens Zimmer, unterbrochen wurde.

Die Sprechenden zögerten nicht, ſich zu ihren Kriegsgenoſſen zu verſammeln, mit denen ſie nach der Mauer eilten, die der Oberhofmeiſter mit einer eilig geſammelten Schaar wüthend beſtürmte.

Er hatte gehofft, den Markgrafen von Mähren, ſamt den Seinigen, ſonder Ahndung eines Ueberfalles zu finden, ſahe ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht. Die

tapfern Böhmen schlugen die Angreifenden nicht nur zurück von den Mauern der Veste, sondern wagten muthvoll einen Ausfall und nöthigten ihre Gegner zur Flucht. Mit diesem Vortheile noch nicht zufrieden, stürmten sie den Fliehenden nach, und verbreiteten Tod unter ihren furchtsamen Haufen.

Sehet hier den Oberhofmeister — rief jetzt Walram seinen jungen Begleitern zu — wie er vergebens seine Worte verschwendet, den feigen Flüchtlingen Muth einzuflössen. Auf! last uns den Empörer greifen und zu unserm gnädigen Herrn führen!

Schon bei Walrams ersten Worten gab Otto seinem Rosse die Spornen, bis zu dem Oberhofmeister vorzudringen. Elgar und Walram folgten ihm nach und bahnten sich mit ihren Schwerdern einen Weg. Den Kampf mit dem Oberhofmeister überliessen sie Otten, sie selbst, mit mehrern, die ihnen nachgeeilt waren, hielten die Tiroler zurück, die zur Rettung ihres Anführers herbei sprengten.

Wie

Wie ein junger Löwe kämpfte Otto mit ſeinem Gegner, und die Streiche, die er von ihm empfing, reitzten ihn nur noch mehr. — Jetzt traf ein Schwertſchlag des Oberhofmeiſters ſeinen Arm, daß die Nieten an den Schienen zerſprangen und das Blut des tapfern Jünglings durch die Oeffnung hervorquoll. Schwer wurde es ihm, mit dem verwundeten Arme, ſein ſchäumendes Streitros in dem Zügel zu halten, doch war ſein letzter Streich deshalb nicht minder kraftvoll als die erſten. Er traf die Linke des Oberhofmeiſters, wo der Blechhandſchuh ſich endet und die Armſchiene beginnt. Der Zügel entſank Ottens Gegner; ſein Ros, ſich ſelbſt überlaſſen, bäumte ſich und warf ſeinen Ritter ab, der ſich nun Otten ergeben muſte.

Walram hatte ſich indeſſen eines Roſſes bemächtigt, das, ſeines Reuters entledigt, ihm vorüber rannte und führte es ietzt zu Otten, den gefallenen Oberhofmeiſter darauf zu feſſeln. Dies geſchah von einigen ſeiner Begleiter, unterdeſſen er ſelbſt

Ottens Wunde verband, so gut dies in einer hellen Mondnacht möglich war.

Ihres Anführers beraubt, flohen nun die Tiroler noch schneller, und die Böhmen liessen ab, sie zu verfolgen, weil sie nichts mehr von ihnen zu fürchten hatten, und nicht ohne Noth Blut vergiessen wollten. Der Oberhofmeister wurde vor Karln gebracht, der seinen muthigen Knappen für seine That mit Dank und Beifall belohnte, den gefangenen Oberhofmeister in einen Kerker führen lies, und Otten ermahnte, sich in sein Gemach zu begeben und sich verbinden zu lassen.

Seine Wunde war nicht gefährlich, und der Schmerz derselben lies bald nach, als Walram sie ausgewaschen und heilenden Balsam darein gegossen hatte. Otto dankte ihm und forderte ihn auf, sich zur Ruhe zu begeben, weil ihn der Kampf ermüdet haben würde aber Walram versicherte, daß er der Ruhe um so weniger bedürfe, da Elgar abwechselnd mit ihm gewacht hätte.

Last

Laſt uns ein wenig koſen, geſtrenger Junker — ſetzte er hinzu — wir wurden ja ohnehin geſtern Abends in einem wichtigen Geſpräche unterbrochen. Hier, wo wir unbelauſcht ſind, können wir es ohne Sorge fortſetzen.

Du lehrteſt mich einſt — erwiederte Otto — man müſſe auch in der Einſamkeit immer alſo denken, ſprechen und handeln, daß man nicht erröthen dürfte, wenn man belauſcht würde. Bisher ſuchte ich dieſer Lehre gemäs zu handeln, und es ſoll auch hinfort mein Beſtreben ſein.

Walr. Ein löblicher Vorſatz! Doch Ihr wiſſet, daß es zuweilen Fälle giebt, wo man ſonder Furcht, vor ſich ſelbſt erröthen zu müſſen, heimlich handeln muß.

Otto. Wenigſtens befinde ich mich jetzt in keinem ähnlichen.

Walr. Sollte der Schlaf von etlichen Stunden die Erinnerung des Vergangenen, ſo ganz von Euch genommen haben,

daß Ihr Margarethens reizendes Erbieten gegen Euch vergessen hättet?

Otto. O nein, ich erinnere mich seiner noch, so wie einiger Worte, die Du zu mir sagtest, ehe der Schlachtruf erscholl; Worte wie ich sie nie von dem biedern Walram zu hören geglaubt hätte. Wahrscheinlich wolltest Du nur vernehmen, wie ein Jüngling, der nach Ruhm und Hoheit strebt, sie beantworten würde; aber fürwahr, Walram, ich könnte schier mit Dir zürnen, wenn Du mich nur in der weitesten Entfernung strafwürdigen Undanks und der Verrätherei fähig geglaubt hättest.

Walr. Gewissenhaftigkeit zur unrechten Zeit ist wenigstens Schwäche, wenn sie auch kein so grosser Fehler ist, als Gewissenlosigkeit. Ihr steht auf dem Punkte durch die erste zu fehlen.

Otto. Du irrst; aber durch das Gegentheil würde ich freilich einer der gröſten Verbrecher.

Walr.

Walr. Ich will Euch Euren Vorwurf nicht zurück geben; ob ich ihn Euch schon mit gröſſerm Fuge machen könnte, denn Ihr mir.

Otto. Iſt es Walram, den ich höre?

Walr. Er iſt es ſelbſt und bittet Euch, ihn noch länger zu hören. Laſſet uns den Fall, in dem Ihr Euch befindet, ein wenig genauer erwägen, denn ungeprüft darf der kluge Mann nichts verwerfen.

Otto. O es gibt der Dinge genug, die keiner Prüfung bedürfen! Unter ihnen ſtehen Verrätherei und Undank nicht zuletzt.

Walr. Wohl recht, geſtrenger Junker, doch iſt nicht alles Verrätherei, was auf den erſten Anblick ſo erſcheint. Aber ich bitte Euch, hört mir zu!

Otto. Sprich! Vielleicht wiegen mich Deine unnüzen Worte, gleich einem Ammenmährlein, wieder in den Schlaf,

der meine, mit dem Blute, verlornen Kräfte ersetzen wird.

Walr. Unter der Bedingung, daß Ihr der Sohn eines Fürsten seid, bietet Euch eine mächtige Fürstinn, mit ihrer Hand, ihre Länder an. Zwar prangt sie nicht mit seltener Schöne, doch ist sie nicht sonder Reiz, iung und voll Feuer. Verleumdung hat zwar ihren guten Namen verunglimpft, doch wird es wenig Mühe kosten, in Zukunft durch Margarethens bessere Thaten, den Verläumdern die Zunge zu binden, und von ihrem Namen die Flecken zu waschen, die bisher an demselben hafteten.

Otto. Wozu ietzt diese Rechtfertigung der Gräfin von Tirol, da ihr Karakter die Handlung, zu welcher Du mich aufzufordern scheinst, weder mehr noch minder erlaubt machen kann?

Walr. Dies sollte sie auch nicht, sondern Euch nur erinnern, daß ein Leben an Margarethens Seite dem Fegefeuer

feuer nicht so ähnlich ist, als Johann wähnt.

Otto. Und wenn es für einen Andern ein Eden wäre: so würde es für mich zur Hölle werden, weil ich es durch Verbrechen erkaufen müste.

Walr. So scheint es Euch, weil falscher Wahn Euch irre führt. Welcher Unpartheiische kann die Gräfin von Tirol tadeln, daß sie sich von dem böhmischen Prinzen trennen und einen andern Gemahl wählen will? Der König von Böhmen, brach die getroffenen Verträge zuerst, und berechtigte Margarethen hierdurch, sie aufzuheben. Er hatte versprochen, sie in ihrem Erbe zu schützen; unerfüllt lies er aber sein Versprechen und nöthigte sie, Kärnthen an Oesterreich abzutreten.

Otto. Kannst Du den König von Böhmen zur Schuld anrechnen, was Unglück des Kriegs war? Und welches Recht hat Margarethe, die heiligen Bande zu zerreissen, mit welchen sie die Kirche an den Prinzen von Böhmen kettete?

Walr. Unter allen ähnlichen das gröſseste. Oder soll sie der Erfüllung des Wunsches: ihrem Lande einen Erben zu geben, auf immer vergebens entgegen sehen?

Otto. Angenommen, daß Margarethe wirklich so gerechte Sache hätte, als Du ihr zuerkennst; und ferner angenommen, daß ein Fürst sich ihr vermählen könnte, ohne den Vorwurf seines Gewissens: einem Andern sein Eigenthum entrissen zu haben; zu wagen: so machte doch ich der Verrätherei und des gröbsten Undanks mich schuldig, wenn ich ein Erbieten, das Angst und Sehnsucht nach der Freiheit aus diesem treulosen Weibe preste, benutzen wollte. Karl nahm mich so gütig auf — wie sollte ich, indem ich die Macht seines Hauses verminderte, an ihm zum Verräther werden können?

Walr. Daß Ihr doch bei aller höhern Weisheit, selten so tief schauet als ich! Sähet Ihr ein wenig in die Zukunft hinaus: so würdet Ihr erkennen, daß Ihr dem

dem Lurenburgiſchen durch das, was Ihr ihm nachtheilig glaubt, Vortheil ſchafftet.

Otto. Fürwahr, man bedarf eines höhern Grades der Weisheit, als Du mir zuerkennſt, um Deine unverſtändlichen Worte zu enträthſeln!

Walr. Und dennoch iſt es ſehr leicht. Erhält die Lage der Dinge in Tirol nicht durch Euch eine andere Wendung: ſo werden Margarethe und Ludwig von Brandenburg nicht eher raſten, bis ſie ihren Zweck erreicht haben, welches ihnen, wie mich dünkt, nicht ſchwer werden wird, weil das Baieriſche Haus mächtig genug iſt, dem Lurenburgiſchen ſich entgegen zu ſtellen, und der gröſte Theil der Edlen von Tirol ſich ſchon zum Vortheile des Markgrafen von Brandenburg erklärt hat. Da ſich Johann unmöglich in dem Beſitze ſeiner Grafſchaft erhalten kann, müſte es ſeinem Hauſe angenehm ſein, ſtatt des Markgrafen von Brandenburg, einen freundſchaftlich geſinnten Fürſten als den Beherrſcher derſelben zu ſehen. Durch den Beſitz von

Tirol

Tirol und Kärnthen würde der Kaiser und seine Partei das Uebergewicht, über den König von Böhmen und seine Freunde, erhalten; werdet Ihr aber der Beherrscher dieser Länder: so erhält Johanns Macht durch Euch, einen neuen Verbundenen, grösseres Ansehen.

Otto. (Mit spöttischem Lächeln.) In Wahrheit Du verstehst die Kunst vortrefflich: einer höchst bösen Sache einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben!

Walr. Um Eures Besten willen würde ich es beklagen, wenn ich wirklich zu tauben Ohren gesprochen hätte; doch soll mich eine solche Vermuthung nicht abhalten, mit dem, was ich Euch sagen wollte, bis an das Ende zu kommen. An dem Beifalle Eures Vaters und an seiner thätigsten Hülfe, wider den Grafen Johann und seine Verwanden, werdet Ihr hoffentlich nicht zweifeln; leicht könnte Euch hingegen der Zweifel befallen, ob auch die Gräfin von Tirol Euch sogleich glauben würde, wenn Ihr derselben Eure Abkunft aus fürst-

lichem

lichem Blute bekannt macht. Wisset daher, daß es mich nur ein Wort kostet; und viele von den Vornehmsten Tirols bezeugen der Gräfin die Wahrheit Eurer Aussage, mit so vieler Ueberzeugung, als wir beide es vermögen!

Otto. (wie vorhin.) Welche Entdeckungen ich heut nicht mache! In trügerische Argliſt sehe ich Walrams vorige Rechtschaffenheit verwandelt, und ihn selbst einen Allmächtigen, der mit einem einzigen Worte eine Aussage verbürgt, welcher, ohne die gültigsten Beweise, schwerlich Jemand glauben mögte!

Walram. Lasset Euch dieses Räthsel aufklären und vernehmt, was ich Euch vorhin sagte, und Euch auch ietzt nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraue. Ihr sollt wissen, daß ich ein Freischöppe bin und unter den vornehmsten Lehnsleuten der Gräfin einige Brüder gefunden habe *), die

*) Die Weisenden oder Freischöppen des heiligen Gerichts erkannten sich, wie in unsern Tagen die Mitglieder geheimer Gesellschaften, durch Zeichen, deren Deutung nur ihnen bekannt war.

die es ihrer Gräfin auf ihr Ritterwort versichern werden, daß Ihr wirklich der Junker von Heſſen ſeid, ſo bald ich dieſe Ausſage bei einer Hegung des Vehmgerichts vor dem Stuhlherrn eidlich erklärt habe. Ein ſolcher Eid wirkt ſchneller und gilt mehr, denn hundert Schwüre bei Schwerd und Ritterwürde. Die Edeln Tirols werden Euch für den Prinzen von Heſſen erkennen, ſobald ich ihn abgelegt habe; und wenn ihre Worte allein bei Margarethen nicht hinlängliches Gewicht haben ſollten: ſo wird ſie von den heimlichen Richtern ſelbſt Beſtätigung iener Verſicherung erhalten. Zum Schluſſe ſollt Ihr noch wiſſen, daß Ihr weder die Macht des Kaiſers noch des Königs von Böhmen zu fürchten habt, wenn Ihr unter dem mächtigen Schutze der heiligen Vehme ſteht.

Otto. (mit feierlichem Ernſt.) Ich habe Dich gehört, verninm nun auch mich! Wäre Margarethe die reizendſte unter allen Fürſtinnen Europens, ihr Land das mächtigſte der Chriſtenheit, und ihre Hand, ſamt ihrem Lande, ſo leicht zu gewinnen

und

und ſo ganz ſonder Gefahr zu behaupten, als Du mir vorzuſpiegeln ſtrebſt: ſo würde ich doch lieber mein ganzes Leben hindurch unſtät und arm die Welt durchſtreichen, als auf einem Throne ſchwelgeriſch prunken, zu welchem ich mir durch Verrätherei an einem edeln und würdigen Fürſten, der mein Wohlthäter iſt und dem ich Treue gelobte, den Weg bahnen müſte. Dies mein unabänderlicher Entſchluß; und nun kein Wort mehr von einem frevelhaften Beginnen, das mich auf ewig mit verdienter Schmach brandmarken würde.

Walram. Die letzten preſſen ſich unaufhaltſam aus meinem Herzen hervor; ſie müſſet Ihr noch hören! Ihr habt zwei Wege vor Euch, am Ende des nähern und gewiſſeſten winkt Euch ein ſchönes Weib zur Ruhe in ihren Schwanenarmen, zur Herrſchaft über ihr blühendes Land; — am Ziele des ferneren iſt ein Bergſchloß alles, was ich neben der Ritterwürde erblicke.

Otto. In ſeinen Mauern wohnt Friede der Seele; aus der Ruhe in Margarethens

thens Armen würden mich aber oft peinigende Vorwürfe aufschrecken.

Walram. Prüfet und wählt! Morgen werde ich nach Eurem Entschlusse fragen, doch um ihn zu leiten, kein Wort weiter verlieren. Auf Euch allein kömmt es an, ob ich Euch darin meiner thätigsten nicht unwichtigen Hülfe, oder meines Mitleids versichern soll.

Otto prüfte und sein Entschlus blieb der vorige, doch wagen wir nicht zu entscheiden, ob er blos die Folge der Grundsätze war, die Walram und seine übrigen Lehrer tief in sein Herz geprägt hatten, oder ob vielleicht die Furcht mitwirkte: daß Margarethe nicht ganz so sein mögte, wie Walram sie geschildert hatte.

Was er von ihrem Körper sahe, war allerdings nicht ohne Reiz, wer bürgte ihm aber dafür: ob nicht dieser Reiz durch die Häßlichkeit ihres Gesichtes, dem der Mahler seines Konterfei's leicht geschmeichelt haben

haben konnte, weit überwogen würde? Wer konnte ihm ferner bürgen: ob Margarethe unter der Leitung eines Gemahls von mehrerer Festigkeit als Johann, die Fehler ablegen würde, durch die sie sich bis ietzt in übeln Geruch gebracht hatte? Und wer vermogte hauptsächlich den Argwohn von ihm zu nehmen: daß ihrem künftigen Gatten der Besitz ihrer Länder durch jüngere Albrechte streitig gemacht werden könnte? Von einem Jünglinge mit so vielem Feuer und mit so starker Anlage, sich rosenfarbene Hoffnung zu schaffen, wie Otto, blieb der Entschluß desselben immer löblich; gesetzt auch, daß iene Nebendinge nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben wären.

(Den Tag nachher.)

(Ottens Gemach.)

Otto, Walram, Elgar.

Walram.

Nun, Junker, habt Ihr gewählt? und wessen soll ich Euch versichern? Meiner Hülfe oder meines Mitleids?

Otto. Nachdem, was Du mir gestern sagtest, wird mich das letztere treffen, denn mein Entschlus bleibt der erste. Lange Wahl ist nicht nöthig, wo sie gleich auf den ersten Anblick entschieden werden kann. Ob Du sie, tadelst oder ihr Beifall giebst, ist mir gleichgültig; auch lache ich Deines Mitleids; versichere aber dagegen Dich des lebhaftesten, daß Du von biederer Herzensreinigkeit, bis zu verrätherischer Argliſt herabgesunken bist; und ist es möglich: so soll es sich dadurch äussern, daß ich mich bestrebe, Dich wieder auf die ehrenvolle Staffel zu erheben, von welcher Du so plötzlich als unbegreiflich herab fielst.

Walram. (ihn umarmend.) Noch stehe ich, wo ich sonst stand, und Du, mein Pflegling und mir theurer als mein Sohn, fester und erhabner denn ie! Euch zu prüfen spann ich ein Gewebe von Trug und Liſt; Ihr habt wacker bestanden und werdet Euerm alten Freunde verzeihen, daß er zu Euerm Besten ein Beginnen unternahm, das freilich dem Diener nicht ziemte.

Otto.

Otto. Räthſelhaft war mir Dein Benehmen in den zuletzt verfloſſenen zwei Tagen, nicht minder aber iſt es mir dies iezt. —

Walram. Hört die Auflöſung; zuerſt aber den Grund, warum ich einen Plan anlegte, deſſen Ausführung mir freilich leicht Euer Misfallen zuziehen könnte, wenn ich nicht hoffte, daß Rückſicht auf den Bewegungsgrund zu demſelben, mich davon befreien würde. Soll der Herr Markgraf wirklich die wichtige Bürgſchaft für Euch leiſten, die wir von ihm wünſchen, ſo mus ihm das vollkommenſte Vertrauen zu Euch erfüllen. Jezt bot ſich mir ein ſeltenes Mittel dar, dieſes Vertrauen, ſo bald wir deſſelben benöthigt ſein würden, in ihm hervor zu bringen, und mir ſchien es Pflicht, es zu benutzen. Der Markgraf wird erkennen, daß Ihr, mit zu ſtrengen Begriffen von Billigkeit, um Euch, bei mächtigem Reize, auf Koſten der, wenigſtens einigermaſſen, zweifelhaften Rechte eines Andern zu bereichern,

Euch nie so weit vergessen werdet, Euern Bruder in seinem gerechten Eigenthum zu beeinträchtigen.

Otto. (mit Stolz.) Wer Gelegenheit hat, mich Jahrelang zu prüfen, mus auch ohne weitere Probe erkennen, daß mich frevelnder Ehrgeiz meine Pflichten nie wird vergessen lassen!

Walram. Ein grosses ist es, was Ihr von dem Markgrafen begehrt; billig daher der Beweis, daß es nicht zu viel ist. —

Otto. Du glaubst diesen erhalten zu haben; in Absicht des Markgrafen wird er aber immer zweideutig bleiben, denn hoffentlich war er nicht Zeuge desselben. (unwillig.) Oder solltest Du ihm, meinem Gebote zuwider, meine Abkunft ietzt schon entdeckt haben?

Walram. Fern sei es von mir, Euerm Willen entgegen zu handeln! Wisset aber, daß der Domherr Benes von Weitmühl Theilnehmer an meinem Plane und heut

und

und gestern geheimer Zeuge unsers Gesprächs und Eures Entschlusses war. Er allein befand sich in dem Nebenzimmer, das nur eine dünne Wand von dem Eurigen scheidet, und seine Versicherung wird dereinst bei dem Markgrafen nicht weniger vermögen, als ob er selbst zugegen gewesen wäre.

Otto. Ist der Domherr noch hier?

Walr. Nach der Bestätigung Eures Entschlusses von gestern, hat er sich entfernt, aber heut noch kommt er zu Euch.

Otto. So eile, bevor er kömmt, mir völligen Aufschlus zu geben, denn dunkel bleibt es mir noch, wie Ihr die Gräfin von Tirol mit in Euern Plan ziehen konntet.

Walr. Nichts war leichter als dies bei der Kenntnis ihres Gefallens an männlicher Schöne, und nach einigen zweideutigen Aeusserungen gegen ihre Vertraute: daß Ihr, um Minnesold und andere Belohnung, die Befreiung ihrer Gebieterin über Euch nehmen wolltet. Die Nach-

richt, die ich von unſern Kriegsgefährten erhielt: daß die Gräfin den Theil ihres Körpers, der jeden Mann von Gefühl für Schönheit von ihr ſcheuchen muß, ſorgfältig verſchleierte, mindere Vorſicht hingegen in Abſicht ihres Buſens bewieſe, und ihre übrigen wenigen Reize in helles Licht zu ſtellen wüſte; brachte den erſten Gedanken an den Plan in mir hervor, den ich wirklich auszuführen beſchloß, nachdem ich von dem Domherrn von Weitmühl Beiſtimmung und das Verſprechen der Mitwirkung erhalten hatte. Sein Werk war es, daß wir zweimal bei der Gräfin wachten, die ſich meinen Erwartungen vollkommen gemäs betrug.

Otto. Und das Bild, das Du mir zeigteſt?

Walt. War wirklich Margarethens Konterfei, oder ſollte es vielmehr ſein, denn der parteiiſche Mahler hat beinahe keine der Häslichkeiten des Urbildes übergetragen. Selbſt der groſſe Mund iſt vielleicht noch um die Hälfte zu klein. Um nichts

unbe-

unbenutzt zu laſſen, was Euch reizen könnte, gab ich vor, ein Freiſchöpp zu ſein, und verſprach Euch den Schutz der heiligen Vehme, bei der wohl freilich ieder rechtſchaffene Mann Schutz ſuchen darf, mit der ich aber ſo wenig vertraut bin als Ihr. Nun, da Ihr alles wiſſet, laſſet mich die Bitte um Verzeihung eines Betrugs, den ich Euerm Beſten ſo vortheilhaft erkannte, noch einmal wiederholen.

Elgar. Wird mein Otto auch mir verzeihen, daß ich Theil an Walrams Plane nahm.

Otto. (lächelnd.) Billig ſollte ich mit Euch zürnen, daß Ihr ſo wenig gutes Zutrauen zu mir hattet, aber Freunden verzeiht man ia leicht einen Irrthum, oder einen Fehler, aus guter Abſicht begangen. Hier meine Rechte und dieſen Kuß zum Siegel unſrer unerſchütterten Freundſchaft!

Bald nach Ottens Geneſung von ſeiner leichten Wunde, ging der Markgraf

wieder zurück nach Prag, wo sein Vater und der König Kasimir von Polen auf ihn warteten. Er hatte die Ruhe in der Grafschaft seines Bruders vollkommen wieder hergestellt, und hoffte, sie durch die Besatzung, die er, Margarethen zu bewachen, in das Bergschlos Tirol gelegt hatte, auch für die Zukunft gesichert zu haben. Johann blieb in Tirol, der Regierung selbst vorzustehen, worin ihn Karl vielleicht noch eine Zeitlang unterstützt haben würde, hätten ihn nicht andere Geschäfte nach Böhmens Hauptstadt gerufen.

Der König Johann und Karl wünschten dem Freundschaftsbündnisse, in dem sie bereits mit dem Könige von Polen standen, noch mehrere Festigkeit zu geben, und der Bundesfreundschaft Blutsverwandschaft beizugesellen. Der Witwenstand der Schwester Karls, der Herzogin Margarethe von Baiern, bot ihnen hierzu ein Mittel dar, und Kasimir, zu näherer Verbindung nicht weniger geneigt als sie, erleichterte ihre Absichten. Erschwert wurden sie hingegen durch

durch die Herzogin Margarethe, die ihre Abneigung gegen eine Verbindung mit dem Könige von Polen unter dem Wunsche: ihren Stand nicht zu verändern; verbarg. Kasimir stand zwar in dem Rufe eines grossen Königs, erwarb sich auch durch seine Thaten den Namen des Grossen allgemein, dagegen fehlte ihm aber der Geruch eines guten Ehegatten, an welchem Margarethen mehr gelegen war, als an dem ersten.

Lange hatte sie den Vorstellungen und Bitten ihres Bruders widerstanden, der sie kurz vor seinen Kriegsverrichtungen in Tirol heimgesucht hatte, endlich gab sie ihnen nach und versprach, sich dem Könige von Polen zu vermählen. Dieser war ietzt nach Prag gekommen, das getroffene Ehebündnis zu vollziehen, fand aber seine Braut noch abwesend, welche ungern einen Schritt that, zu welchem sie nur Sorgfalt für das Beste ihres Hauses hatte vermögen können.

Die Hoffnung: ihn ganz vermeiden zu können; hielt sie auf ihrem Witwensitze zurück, wo sie, schon seit dem Tode ih-

res Gemahls kränklich, des Todes naher Ankunft wartete. Kurz vor Kasimir's Ankunft lies sie ihr Vater auffordern, nach Prag zu kommen; allein Margarethe folgte diesem Rufe nicht, und antwortete dem Boten: der König Kasimir mögte sich eine andere Frau erkiesen, denn sie würde bald des Todes kalter Arm umfangen.

Der König Johann betrachtete diese Aeuserung nur als die Folge einer neuen Anwandlung von Abgeneigtheit gegen die Vermählung mit dem Könige Kasimir, und Karl stimmte ihm bei, da er in Prag anlangte. Kasimir, welcher leicht zu erzürnen war, begann schon über die Zögerung seiner Braut empfindlich zu werden, weshalb Karl ohne Verzug durch einen Eilboten ein Schreiben an sie sendete, in welchem er sie dringend bat, die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens nicht länger zu verzögern.

Margarethens Gesundheitsumstände hatten sich indessen verschlimmert, dennoch machte sie sich eilig nach Prag auf den Weg,

Weg, nicht ohne Hoffnung: den Tod früher zu umarmen als den rauhen Kasimir. Die Beschwerlichkeiten der Reise brachten sie der Erfüllung ihrer Hoffnung näher; gefährlich krank traf sie in Prag ein und starb, mitten unter den Vorbereitungen, die zur Feier ihrer Vermählung gemacht wurden.

Der König von Polen hatte sein Reich m.. dem Vorsatze verlassen: mit einer Gemahlin wieder heimzukehren; und er beschlos, ihn auszuführen, obgleich der Tod seine Erwählte ihm aus den Armen gerissen hatte. Nach erneuerten gegenseitigen Versicherungen ewiger Freundschaft, zwischen ihm und dem Könige von Böhmen und seinem Mitregenten, dem Markgrafen Karl, verlies er Prag, um die Höfe einiger der vornehmsten deutschen Fürsten zu besuchen, und sich ein Fräulein zur Gattin zu erwählen, das den Forderungen seines Herzens und seinem Staatsvortheile zusagte. Auf seinem Wege forschte er fleißig nach der Schönheit der Fürstentöchter,

ter, und nach der Macht ihrer Väter. Unter der Zahl der erstern, die man ihm nannte, befand sich auch Adelheid von Hessen, die Schwester unsers Otto, von welcher ihm, als er einst von ihr schied, um gen Paris zu ziehen, der Abschied so schwer wurde.

Je näher Kasimir auf seinem Wege dem Rheine kam, ie lauter trug ihm das Gerücht den Ruf von Adelheidens Schönheit entgegen. Durch ihn gezogen, eilte er nach Kassel, wo ihn der Landgraf freundig und seiner Würde gemäs empfing. Er sahe Adelheiden und fand noch mehr, als er nach dem Rufe erwartet hatte, ob ihm schon ein Zug von Schwermuth nicht gefiel, der zuweilen das Feuer in dem Auge des lieblichen Mädchens verdunkelte, und zögerte nun nicht, dem Landgrafen die wahre Absicht des Besuches bei ihm zu entdecken.

Einem Manne, dem so viel daran gelegen war, seine Macht zu vergrössern, und der in der Wahl der Mittel, zur Erreichung dieses Endzwecks, so wenig ängstlich war,

war, wie Heinrich der Eiserne, muste das Werben eines mächtigen Königs um die Hand seiner Tochter nothwendig angenehm sein. Sonder grosse Aufopferung konnte er auf diese Weise einen mächtigen Bundesgenossen erhalten, welches ihn dem Antrag des Königs von Polen so geneigt machte, daß er sich sogleich seinen Wünschen gemäs erklärte.

So bald Kasimir das Zimmer des Landgrafen von Hessen verlassen hatte, lies dieser seine Tochter zu sich rufen, ihr den Beschlus über sie kund zu machen. Die Erinnerung: daß sanfte Schwermuth Adelheidens Gesicht umdüsterte; wird unsere Leser schon vermuthen lassen, wie wenig das Herz des Fräuleins der Wahl ihres Vaters beistimmen konnte, wenn wir Ihnen sagen, daß Kasimir, ob er sich schon durch kriegerische Thaten den Namen des Grossen verdiente; den Beifall eines Fräuleins von guter Bildung nicht gewinnen konnte.

Obſchon auch die Deutſchen, in ienen Zeiten, auf ſeine Bildung wenig Anſpruch machen konnten: ſo ſtanden ihnen doch die Polen weit nach; und Kaſimir erhob ſich nicht über die groben Sitten ſeiner Nation. Seinem Geiſte fehlte es nicht weniger an Bildung als ſeinem Körper und, mit einem Worte, Tapferkeit und Staatsklugheit waren Kaſimir's einzige Verdienſte.

Einem Mädchen wie Adelheid, die ſo manche Gaben in ſich vereinigte, konnten dieſe freilich nicht genügen. Kaſimir hatte etwas unbezwinglich Zurückſtoſſendes für ſie, und längſt ſchon war es ihr heimlicher Wunſch geweſen: einſt einen Gatten zu beſitzen, denn ſie mit voller Seele lieben könnte. Mit ihm verſchmelzte ſich der Wunſch: ihre Liebe mit gleicher Stärke erwiedert zu ſehn; für beide konnte ſie ſich aber, durch die Verbindung mit dem Könige von Polen keine Erfüllung verſprechen.

Durch grinzendes Lächeln und Worte, so schön und lieblich er sie hervor zu bringen vermogte, bewies er zwar Adelheiden sein Wohlgefallen, allein Liebe auf solche Art auszudrücken, wie es die sein empfindende Adelheid von dem Manne verlangte, welcher der ihrige werden wollte, war freilich über die Begrisse und Fähigkeiten des halben Wilden.

Adelheid hörte ihrem Vater zu, lispelte dann: Ihr befehlt mein Herr und Vater und Eure Tochter gehorcht; unterdrückte die Seufzer, die sich aus ihrem Busen hervorpressten; drängte die Thränen zurück, die in ihre Augen quollen; und eilte sich so bald als möglich zu entfernen, um in ihr Gemach zu schlüpfen und ihren Schmerz an dem Busen ihrer Amme ausweinen zu können.

Den Trost ihrer Mutter konnte Adelheid nicht mehr geniessen, denn diese lebte jezt getrennt von ihr, und suchte in den Armen ihres Bruders, des Markgrafen von Meissen, Erholung von den Drangsalen

salen die sie bald nach der Zeit, wo Otto von Paris nach Prag reiste, von ihrem Gemahle hatte erdulden müssen. Die Leiden der geliebten Mutter waren es, die in Adelheiden den Trübsinn hervorbrachten, dessen Gegenwart selbst Kasimir bemerkte. Ihnen weihete sie oft theilnehmende Zähren, in Gesellschaft ihrer Amme, die ihr den Verlust ihrer Mutter nach allen Kräften zu ersetzen suchte. Freilich vermogte dies die gute Frau nicht ganz, aber die gegenseitige Liebe zwischen ihr und Adelheiden, seit der ersten Kindheit der letztern, war zärtlicher und thätiger, als man sie oft unter Mutter und Tochter findet.

Frau Gertrud war unzufrieden mit Adelheiden, daß sie nicht einmal einen Versuch gemacht hatte, eine Vermählung zu verhindern, welcher Gertrud, für das Wohl ihrer Pflegetochter besorgt, keinen Beifall geben konnte. Der Denkungsart ihrer Zeit gemäs, war sie zwar der Meinung: ein Fräulein müsse den Verfügungen ihres Vaters über ihre Hand, ohne

weitere

weitere Rücksprache mit ihren eigenen Wünschen, ihre Beistimmung geben; doch verlangte sie auch, daß solche Verfügungen nicht so ganz sonder Rücksicht auf Lebensglück und eheliche Freuden getroffen würden, wie es, nach ihrem Urtheile, von dem Landgrafen in Hessen geschehen war.

Was würde mein Widerstreben gefruchtet haben — wendete Adelheid ein — da mein Vater, wie Du wohl weist, unbedingten Gehorsam verlangt, wenn er auch mit der größten Aufopferung verbunden sein sollte? War es unmöglich, seinen Entschluß in Absicht meines armen Bruders umzuändern, mit dessen Bitten so viele sich vereinigten, wie dürfte ich mir mit einer solchen Hoffnung schmeicheln, da ich ausser Dir keine Fürsprecherin finden würde.

Ihr habt Recht, edles Fräulein — erwiederte Frau Gertrud — der Unwille Eures Vaters würde Eures Bestrebens einzige Frucht sein und zuletzt nöthigte Euch doch Zwang zu dem Opfer, welches, frei-

willig dargebracht, Euch wenigstens Euers Vaters Wohlgefallen erwirbt und Euch vor den Leiden schützt, welche die Folge seines Zornes sein würden.

Dieses erwog ich, bevor ich mich erklärte — fuhr Adelheid fort — denn gleich nach der Ankunft dieses rauhen Polen begann ich, aus seinem und meines Vaters Benehmen gegen mich, zu ahnden, was nun leider erfüllt worden ist. Werde nun Du, meine Gertrud, die Lehrerin des Mädchens, das Dein Rath schon so oft gut leitete, und hilf mir, wenn ich in's ferne Polen ziehe, durch Rath zu klugem Betragen gegen meinen Gemahl, die Last der Ketten erleichtern, die mich an ihn fesseln.

Ich denke — entgegnete Frau Gertrud — Ihr werdet meines Rathes nicht oft bedürfen, sondern ihn bei Eurem eigenen Verstande finden. Vielleicht wird auch Eure Lage minder traurig als Eure Besorgnis ietzt fürchtet, denn Liebe, sollt Ihr wissen, ist eine mächtige Zauberin, welche die Menschen umzuschaffen versteht.

ſteht. Sucht ſie in Kaſimir's Buſen zum höchſten Feuer zu entflammen, damit ſie ſich auch an ihm mächtig beweiſt.

Ob Adelheid Gertrudens Rathe folgte, und ob Kaſimir's Umſtaltung ſo glücklich von ſtatten ging, als beide wünſchten, keine aber zu hoffen wagte — dies, theure Leſer! wird ſich in der Folge ergeben. Jezt ſei uns die Nachricht genug, daß Adelheid Kaſimir's Gemahlin wurde, und daß ſie ihre unbezwingliche Abneigung gegen ihn ſorgfältig verbarg, um ihre Leiden durch die Vorwürfe und den Unwillen Kaſimir's und ihres Vaters nicht noch zu vermehren.

Landgraf Heinrich erfuhr von ſeinem Eidam, daß er in Prag geweſen wäre, und forſchte bei ihm nach Kunde von ſeinem Sohn. Vermuthlich muß es ihm wohl gehen — ſezte er hinzu — denn wenn es ihm an etwas gebräche, würde er mich nicht beinahe zwei Jahr auf Nach-

richt von ihm haben warten lassen. Seit er in Prag ist, habe ich nichts von ihm gehört.

Und werdet auch durch mich nichts von ihm hören — antwortete Kasimir — Um Pfaffen und was zu ihrer Zunft gehört, bekümmere ich mich wenig, ob ich schon vor ihnen auf meiner Hut bin, um sie nicht wider mich zu reizen, denn ein Bischoff mit seinem Bannstrahle, ist mir furchtbarer als ein Riese, der seine ungeheure Gliehne zum Kampfe mit mir anlegte. So ich gewust hätte, daß ein Sohn von Euch zu Prag das Pfaffenwesen lernte, würde ich ihn freilich ausgekundschaftet haben, mir war dies aber unwissend, und Niemand hat mir von ohngefähr seinen Namen genannt.

Mancherlei häusliche Geschäfte und Verrichtungen im Felde, so wie in seinem geheimen Staatsgemach hatten den Landgrafen bisher verhindert, sich seines Sohnes zu erinnern; iezt da ein Zufall den Gedanken an ihn herbei führte, schloss sich

sich an ihn die Begierde: noch mehr von ihm zu wissen; und ihr folgte der Vorsatz: einen Reitersknecht gen Prag zu senden, der sich bei dem Lehrer, wo er Otten glaubte, nach seinem Fleisse erkundigen, und wenn das Zeugnis desselben günstig wäre, ihn wieder heim nach Kassel führen sollte. Der Landgraf erinnerte sich, daß es nun für Otten Zeit wäre, eine Staffel höher zu rücken, gedachte des Versprechens seines Bruders, des Erzbischoffs zu Magdeburg, und wollte ihn zu der Erfüllung desselben auffordern.

Sobald daher der König von Polen seine junge Gattin heimgeführt hatte, liess der Landgraf von seinem Geheimschreiber das Schreiben des Magister Heinrichs hervorsuchen, in welchem sich der Name des Lehrers zu Prag befand, an den er Otten empfohlen hatte. Der erwählte Bote muste diesen Namen so oft wiederholen, bis er ihn seinem Gedächtnisse fest eingeprägt zu haben glaubte, und dann sich zur Abreise fertig machen. Mit einigen Zei-

len von dem Landgrafen an ſeinen Sohn, die den Befehl zur Heimkehr enthielten, und ihm übergeben werden ſollten, wenn das Zeugnis ſeines Lehrers zu ſeinem Vortheile ſpräche, machte ſich der Bote auf den Weg. Aus Vorſicht hatte ihn der Geheimſchreiber, auf einem Zeddel, mit dem Namen des vermeinten Lehrers ſeines Junkers verſehen, den er ſich, im Fall er ſeinem Gedächtniſſe entfiele, von einem Mönche ſollte leſen laſſen.

Sonder Gefährde und ohne der Hülfe eines Mönches zu bedürfen, erreichte Heinrichs Bote den Ort ſeiner Beſtimmung; den Zweck ſeiner Sendung muſte er aber freilich verfehlen. Der Geiſtliche, an welchen man ihn gewieſen hatte, wuſte von dem Junker von Heſſen, der bei ihm den geiſtlichen Studien obliegen ſollte, ſo wenig als alle ſeine Mitbrüder, bei denen er ſich, aus Beſorgnis eines Misverſtändniſſes, nach ihm erkundiget hatte.

Auch den, welcher allein Auskunft von ihm hätte geben können, den Dom-

herrn

herrn Benes von Weitmähl überging man nicht, aber Herr Benes hatte Geiſtesgegenwart genug, ſich nicht zu verrathen. Bedächtig forſchte er nach dem Begehren des Landgrafen von Heſſen an ſeinen Sohn, und als er dies ſeinem Wunſche ſo wenig gemäs fand, als Ottens Abſichten, verſicherte er, daß ihm ſelbſt der Name Otto von Heſſen fremd wäre.

Otto befand ſich indeſſen mit ſeinen Gefährten in Welſchland, unter dem Heere Karls, welcher daſelbſt einige Städte beſas; die ihm der Herr von Verona, Maſtin von Scala, zu entreiſſen ſuchte. In dieſem glücklichen Kriegszuge erweiterte der Markgraf ſeine Beſitzungen, und Otto erhielt nicht nur Gelegenheit neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit zu geben, ſondern er erwarb ſich auch, wonach ſich ſeine Wünſche ſchon längſt geſehnt hatten: die ritterliche Würde.

Zur Nachtzeit überrumpelte Karl die Stadt Belveſini. Glücklich hatte ein Theil des Heeres die Mauern erſtiegen und den

Zurückgelassenen, an deren Spitze sich Karl befand, das Thor geöffnet, als die Freude über den nahen Sieg beinahe in tiefe Trauer verwandelt worden wäre.

Karl scheuete im Kriege keine Gefahr; focht immer mit den Tapfersten seiner Begleiter gegen den dichtesten Haufen der Feinde, und vertraute zuweilen seiner eignen Tapferkeit und der Tapferkeit seiner Gefährten mehr, als nöthige Vorsicht Recht sprechen konnte. Dies war auch bei der Bestürmung der festen Stadt Belvesini der Fall.

Nur wenige des Heeres hatten sich neben Karln durch das geöffnete Thor gedrängt, als sie sich von der Besatzung eines Schlosses mitten in der Stadt, die ihnen an der Zahl weit überlegen war, angegriffen sahen. Zu feurig und muthvoll, sich zurück zu ziehen, bis sie sich mit dem übrigen Theile des Heeres vereinigen könnten, stellten sich Karl und seine wenigen Gefährten den Angreifenden kühn entgegen.

Diese

Diese erkannten den Markgrafen und, nicht unbekannt mit seinem Feuer, zogen sie sich eilend zurück, damit er, wenn er ihnen nachfolgte, um so eher ihre Beute werden mögte. Sie sahen ihre Erwartung erfüllt; Karl eilte ihnen nach; bald aber erneuerten die absichtlich Fliehenden ihren Angriff, umringten das kleine Häuflein ihrer Gegner, und stürmten besonders auf den Markgrafen los. Otto, Elgar und Walram fochten ihm zunächst und boten, nebst ihren übrigen Begleitern, alle Kräfte auf, ein Leben, das ihnen so theuer war, zu schützen und muthvoll zu vertheidigen. Jeder dieser wenigen Tapfern sahe sich von mehreren Gegnern angegriffen; und vor allen befand sich Karl in dieser Lage, wider welchen die Belvesiner unfehlbar deshalb ihre Waffen wendeten, weil sie durch seinen Fall den Sieg zu entscheiden hofften.

Elgar und Walram waren durch die Uebermacht hinweg gedrängt worden von Karls Seite, nur Otto focht ihm noch zur

Rechten, als sich ihm ein Bürger von Belvesini von hinten, auf der linken Seite näherte und seinen Streithammer wider ihn erhob. Otto, der immer umher spähete, ob neue Gefahr dem Markgrafen sich näherte, erblickte den aufgehobenen Streithammer; bog sich nach dem Markgrafen hin; streckte seinen Arm über das Ros desselben hinweg, und fing den Streich mit seinem Schilde auf. Das Schild wurde zertrümmert und der Schmerz, den er von dem Schlage an dem Arme fühlte, zeigte deutlich von der Größe der Gefahr, aus welcher er den Markgrafen gerettet hatte, doch wurde er von der Freude über den seelenvollen Blick, mit welchem dieser ihm dankte, übertroffen.

Jetzt kamen endlich die übrigen Böhmen zur Unterstützung ihrer vorangedrungenen Brüder, herbei und zerstreueten den Haufen, dessen Uebermacht Karl mit seinen wenigen Gefährten, bei längerer Verzögerung, würde haben unterliegen müssen. Mit Jauchzen wurde Karls Pannier

auf

auf das Schlos gepflanzt, deſſen Beſatzung den Sieg bis ietzt aufgehalten hatte. Karl ging mit einigen Begleitern in das Innere deſſelben, wo er Otten alſo anredete.

Vielen Dank bin ich Dir ſchuldig, daß Du, einen Streich auffingeſt, der wahrſcheinlich meinem Leben ein Ende gemacht haben würde; nimm ietzt, was ich Dir zu geben vermag, bis ſich einſt mein Dank lebhafter äuſſern kann. Mit dieſem Schwerde, vom Blute unſerer Feinde benetzt, ſchlage ich Dich, im Namen Gottes und des heiligen Georgs, zum Ritter! Jetzt, Herr Ritter, laſſet Euch entwaffnen, denn ein Schlag, der Euer Schild zu zertrümmern vermogte, kann auch leicht Eurem Arme eine Verletzung beigebracht haben, die Ihr im Feuer des Kampfes nicht bemerktet.

Des Markgrafen Befürchtung traf zu; zerſchellert fand man den Arm des neuen Ritters, nachdem ihn Walram der verbogenen Rüſtung ſorgfältig entlediget hatte. Wie die mehreſten Knappen, verſtand Walram die Heilkunſt, doch geſellte ihm Karl

noch

noch einen seiner Aerzte bei, den Retter seines Lebens sein bald und geschickt zu heilen.

Unmuthig war Otto, daß er einige Tage zu Belvesini auf dem Lager zubringen muste, unterdessen Karl zu neuen Siegen auszog: und sobald es ihm der Arzt vergönnte, folgte er ihm mit seinen Freunden nach.

Karl war bei Ottens Ankunft im Begrisse, dem Patriarchen von Aquileja zu Hülfe zu eilen, der ihn um seine Unterstützung wider den Herzog von Oesterreich und seine Verbundenen gebeten hatte. Otto fand in diesem Kriegszuge wenig Gelegenheit zu neuen Beweisen, daß er die goldnen Spornen zu tragen verdiente, denn die Feinde des Patriarchen flohen, sobald sich Karl mit ihm vereinigt hatte. Ein Theil derselben warf sich in eine Bergveste, bei deren Bestürmung Otto einen grossen Verlust erlitt. Walram fiel; und mit lebhaftem Schmerze feierten Otto und Elgar den

den Tod ihres gemeinschaftlichen Lehrers und Freundes.

Nach seiner Zurükunft nach Prag erfuhr Otto von dem Domherrn Benes, daß ihn sein Vater durch einen Boten hätte aufsuchen lassen. Diese Nachricht erfüllte Otten mit gerechten Besorgnissen für die Zukunft, die aber der Domherr bald zu verscheuchen wuste.

Zum Glück — sprach er — hat Euer Vater einen Boten gesendet, der wahrscheinlich noch nicht lange in seinen Diensten ist, denn er kannte weder Euch noch Eure Gefährten persönlich, und konnte daher auch keine Schilderung machen, die Euch gefährlich hätte werden können. Er wuste nicht einmal, ob Ihr allein oder mit Begleitern hier wäret, daher Ihr keine Gefahr von ihm zu fürchten habt.

Otto mein Vater wird einen andern Boten senden — wandete Otto ein — der mich kennen und mich ausspähen wird.

Nach

Nach Walrams Tode — fuhr Benes fort — habt Ihr dies weniger zu befürchten als iemals. Ihr und Elzar habt Euch ohne Zweifel, seit Eurer Abwesenheit aus Eurem Vaterlande, zu sehr verändert, um Euch so leicht wieder zu erkennen als Walram, bei welchem eine solche Veränderung nicht statt finden konnte.

Kann aber nicht der Herr Markgraf leicht die Wahrheit argwohnen — erwiederte Otto — wenn auch zu seinen Ohren kömmt, was ich ietzt von Euch höre.

Und welchen Nachtheil könnte dies für Euch haben — fragte Benes — da Ihr Euch ihm ohne Zweifel bald entdecken werdet? Wenigstens dünkt mich längeres Zögern unnöthig; denn der Herr Markgraf, Euch vorhin schon geneigt, wird nun alles anwenden, dem Retter seines Lebens nützlich zu werden. Sein Vertrauen zu Euch ist gränzenlos; und gesetzt, daß es auch noch einer Verstärkung bedürfte: so wird sie ihm die Erzälung Eures Abenteuers mit der Gräfin von Tirol geben.

Auch

Auch Elgar war der Meinung, daß sich Otto dem Markgrafen entdecken und seinem Vater Nachricht von sich geben sollte, der ohne Zweifel um ihn in grossen Sorgen sein würde. Otto war aber nicht geneigt, den Rath seiner Freunde sogleich zu befolgen, weil er in der Nachricht von der Verheirathung Adelheidens mit dem Könige von Polen einen neuen Beweis der Härte seines Vaters zu finden glaubte. Unmöglich konnte er glauben, daß ein Mädchen von so feinem Gefühl und so trefflicher Bildung als Adelheid, zu einer Verbindung mit einem so rauhen Manne, wie Kasimir, freiwillig sich entschlossen haben könnte. Er vermuthete, daß sie gleich ihm gezwungen worden wäre, ihren Neigungen zuwider zu handeln, wodurch wahrscheinliche Zweifel in ihm hervor gebracht wurden: ob auch sein Vater einem Sohne im Gefühl des ersten Zornes über seinen Ungehorsam verzeihen und ihm eine Bitte gewähren würde, die er so lange verweigert hatte.

Freude, Dich, den Verlorengeglaubten wieder gefunden zu haben — tröstete

ihn

ihn Elgar — wird Deinen Vater grä-ziger gegen Dich machen als er sich bisher bewies.

So lange sein Zorn über mich noch flammt — erwiederte Otto — wage ich dies kaum zu hoffen; hat ihn aber die Zeit gemildert, oder von neuem entglimmende väterliche Liebe verdrängt, dann ist mir Hoffnung erlaubt.

Zwei Monate vergingen und Otto fürchtete noch immer, daß der Zorn seines Vaters die Erfüllung seiner Wünsche verhindern würde. Er schwieg daher noch gegen den Markgrafen, so oft auch Benes und Elgar die Aufforderungen: endlich zu sprechen; wiederholten.

Im Laufe dieser Zeit war es der Gräfin von Tirol gelungen, von der Besatzung, die Karl zu ihrer Bewachung in ihre Bergveste gelegt hatte, einige Geldbegierige zu bestechen und, durch ihre Vermittelung, der Haft zu entrinnen. Verbunden mit den

den tiroliſchen Edeln, die ihre Partei hielten, und ſich ſchon vorher zur Ausführung des Plans der Gräfin vorbereitet hatten, bemächtigte ſie ſich ihres Gemahls und lies ihn in einem Kerker ihre Rache empfinden. Er war zwar ſo glücklich, aus ſeinem Gefängniſſe nach Prag zu entkommen, indeſſen aber erreichte Margarethe den Zweck, nach welchem ſie eine Zeitlang vergebens geſtrebt hatte. Sie lies ſich von Johann ſcheiden und vollzog kurz darauf ihre Vermählung, mit dem Markgrafen von Brandenburg, in dem Bergſchloſſe Tirol.

Heftig ergrimmte der König von Böhmen über den Schimpf, der ſeinem Sohne wiederfahren war, doch ſahe er ſich itzt auſſer Stande, ihn empfindlich zu rächen, denn Böhmen hatte durch die vorhergehenden Kriege zu viel gelitten, um itzt zu einem neuen, mit dem mächtigen Baieriſchen Hauſe Kräfte genug zu haben. Er ſuchte daher auswärtige Hülfe, ging zuerſt zu den Herzogen von Oeſterreich, die der Kaiſer ebenfalls wider ſich gereizt

hatte*), dann zu dem König Philipp von Frankreich und zu dem heiligen Vater nach Avignon, von denen er Unterstützung gegen den Kaiser verlangte. Weitläuftige Erzählung: daß er sie fand, aber dennoch seine Absicht nicht erreichen konnte; gehört nicht in die Geschichte unsers Otto; um aber unsere Leser wegen des Schicksals einer Person, welcher wir einmal erwähnen mussten, nicht ungewis zu lassen, müssen wir, ehe wir zu unserm Helden zurückkehren, noch die Nachricht hinzusetzen, daß Margarethe in dem Besitze von Tirol blieb, bis sie es, nach dem Tode ihres Gemahles und eines von ihm erhaltenen Sohnes, Oesterreich übergab, in dessen Hauptstadt sie auch ihr Leben beschlos.

Der Domherr Benes von Weitmühl glaubte es Ottens Besten zuträglicher, wenn er sich seinem Vater entdeckte, ehe er

*) Weil er seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, neben Tirol auch mit Kärnthen belehnte, das Margarethe an Oesterreich abgetreten hatte.

er von ihm ſelbſt ausgekundſchaftet würde. Er wiederholte daher ſeine Aufmunterung hierzu; immer aber begegnete ihm Otto mit dem Einwurfe: daß der Zorn ſeines Vaters ietzt noch zu heftig ſein möchte, um ſeiner Bitte geneigtes Gehör zu geben.

Flammt er ietzt noch — erwiederte der Dommherr — ſo fürchte ich, daß er nie verlöſchen wird, gewis aber trifft Euren Vater Euer Argwohn ungerecht, und Ihr würdet ihn gelinder beurtheilen, wenn Ihr die Macht der väterlichen Liebe in ihrer ganzen Stärke kenntet. Um Gewisheit zu erlangen, wo Euch falſche Vermuthungen noch lange täuſchen könnten, laſſet uns die Geſinnungen Eures Vaters gegen Euch erforſchen.

Wie iſt dies möglich — fragte Otto — ohne einen Schritt zu thun, der nicht übereilt geſchehen darf, wenn wir nicht die nachtheiligſten Folgen für mich wagen wollen?

Ohne ein ſolches Wagſtück — verſicherte der Domherr — iſt die Ausführung

meines Vorschlages leicht. Wenn Ihr, Herr Ritter, sie mir erlauben wollt: so bitte ich einen Bruder des Franziskanerordens, der in Geschäften desselben in die Gegenden des Rheins geht, Kassel oder den Ort, wo sich Euer Vater sonst eben befinden mögte, zu besuchen und bei dem Beichtiger oder Andern, die ihm Auskunft geben können, klüglich auszuspähen, wessen Ihr Euch von Eurem Vater zu versehen habt. Ich bin von der Verschwiegenheit meines Freundes so vollkommen überzeugt, als von der Klugheit, mit welcher er sich seines Auftrages entledigen wird, um aber iede Besorgnis von Euch zu nehmen, nenne ich ihm eine bloße Folge der Neugierde, was Gemäshandlung des Aufrufs meiner Freundschaft gegen Euch ist. Wenn Ihr wollt: so erzähle ich ihm nur, daß der Landgraf seinen Sohn bei mir hätte suchen lassen, und bitte ihn dann: sich zu erkundigen, ob sich der Jüngling wieder gefunden hat, oder ob sein Vater noch um die Abwesenheit desselben trauert.

Ich danke Euch — würdiger Herr — entgegnete Otto — für den neuen Beweis, den Ihr mir von Eurer Freundschaft zu geben gedenkt; verzeiht aber, daß ich mich nicht so gleich entschlieſſen kann, ihn anzunehmen, weil ich einen neuen Vertrauten meines Geheimnisses fürchte, und Euer Freund es wahrscheinlich errathen würde, wenn Ihr es ihm auch verhehltet.

In sechs oder acht Tagen ergreift der Franziskaner seinen Wanderstab — endigte der Domherr — Bis dahin werdet Ihr hoffentlich einen Entschlus fassen, dessen Ausführung Eurem Wohl gewis vortheilhaft wäre.

Ermuntert von seinem Freunde Elgar, war Otto am vierten Tage diesem Entschlusse nahe, am fünften schien er fest zu stehen und wäre wahrscheinlich auch ausgeführt worden, wenn Otto den Domherrn in seiner Wohnung gefunden hätte, wohin ihn Elgar führte, aus Furcht: durch längere Verzögerung einen Vorsatz

auf's neue erschüttert zu sehen, der ihm so nöthig und nützlich schien als dem Domherrn Venes.

Elgar sahe seine Furcht durch den Erfolg bestätigt. Von dem Domherrn; waren unsere Jünglinge in die Hofburg zurück gegangen, wo Karl dem Geburtstag seiner Gemahlin Blanka ein Fest feierte. Unter den Frauen und edeln Fräulein, die an demselben Theil nahmen, leuchteten besonders die Reize der schönen Oda hervor. Diese Tochter des schlesischen Herzogs, Niklas von Münsterberg, verschönerte seit einiger Zeit den Hof der Gemahlin ihres Lehnsherrn, und sahe sich, zum Verdrusse anderer Damen, immer von den mehresten Rittern umgeben, die untereinander wetteiferten, ihrer Schönheit zu huldigen.

Unter der Zahl derselben hatte sich heut auch Otto befunden, mit welchem Elgar, nach ihrer Rückkehr in ihr Gemach, von dem Vorsatze sprach, dessen Vollführung die Abwesenheit des Domherrn Venes aus seiner Wohnung verhindert hatte.

Der

Der Franziskaner soll nicht nach meines Vaters Gesinnungen gegen mich forschen — gab ihm Otto zur Antwort — denn seinen Nachspähungen mögte Entdekkung folgen, und ich wünschte noch eine Zeitlang verborgen in Prag zu leben.

Und die Ursache zu diesem Wunsche? — fragte Elgar.

Nach dieser forsche mein Elgar heute noch nicht — erwiederte Otto — bald aber soll er erfahren, daß sie wichtig genug ist.

Wenigstens gewis minder wichtig — fuhr Elgar fort — als der erste Schritt zur endlichen Entscheidung Deines Schicksals.

Ich bitte dich — antwortete Otto — strafe meinen Wankelsinn nicht durch solche finstere Blicke, und harre, bis Du nach kurzer Zeit überzeugt wirst, daß ich nichts weniger als unüberlegt handelte.

Elgars Urtheil entschied für das Gegentheil, und nicht ohne geheimen Unwil-

len konnte er Ottens Zurückhaltung ertragen, der durch keine Bitten, noch freundschaftliche milde Vorwürfe zu bewegen war, iezt schon zu gestehen, was er seinem Freunde erst in einigen Tagen zu entdecken versprach. Die freundschaftlichen Bitten des Domherrn Benes, der durch Elgar bewogen wurde, des andern Tages zu Otten zu gehen, wirkten auf diesen nicht mehr, als Elgar durch die seinigen vermogt hatte. Benes muste sich mit der nämlichen Erklärung begnügen; und mit Elgar beschloß er nun: durch genaue Aufmerksamkeit aus Ottens Handlungen zu erforschen, was er ihnen nicht gestehen wollte.

Das Fest zur Ehre der Markgräfin Blanka dauerte drei Tage. Am zweiten errieth schon Elgar die Ursache des veränderten Entschlusses seines Freundes, und am dritten wurde er ihrer bis zur völligen Ueberzeugung gewis.

Es wird unsern Lesern unvergessen sein, daß Vorgefühl der Freuden der Liebe

ein

ein mitwirkender Grund zu Ottens Abneigung gegen den geiſtlichen Stand war.

Bis hierher war er mit der Liebe noch nicht nahe bekannt worden; vielleicht, weil Durſt nach Ruhm ihn ausſchlieſſend beſchäftigte; vielleicht auch nur deshalb, weil ſeine Augen noch nicht den Blicken eines Mädchens begegnet waren, die in ſeinem Buſen Liebe zu entzünden vermogten. Sein Durſt nach Ruhm war zwar ietzt noch nicht geſtillt, doch fehlte es ihm an Nahrung, denn der Friede, in welchem Karl, nach ſeiner Rückkehr aus der Lombardei, mit allen ſeinen Nachbarn lebte, raubte Otten die Gelegenheit, durch neue ritterliche Thaten den bereits erworbenen Ruhm zu vermehren.

In dem Raume dieſer Zeit, ſo leer an Beſchäftigung für ihn, ſahe er die liebliche Oda, und empfand bei dem erſten Blitze, der ihn von ihren ſchwarzen Augen traf, in ſeinem Buſen ein noch nie gefühltes wohlthätiges Beben, das er, bei näherer Prüfung mit der Empfindung übereinſtimmend

fand, die ihm vor Zeiten der Graf von Eu, bei seinen feurigen Schilderungen von den Seligkeiten der Liebe, als den Vorboten dieser beglückenden Leidenschaft nannte. Neben dem Fräulein von Münsterberg oder ihr gegen über, hatte freilich Otto zu dieser Selbstprüfung nicht Kälte genug; als sich aber Ritter Peter von Rosenberg mit der schönen Oda zum Reihentanze anstellte, schlos sie sich bei Otten an die Empfindungen heimlichen Neides: daß er nicht an Rosenbergs Stelle stand.

Schnellen und tiefen Eindruck hatten die Reize der holden Oda auf Otten gemacht; noch tiefer wurde er aber, als er von jenen näher zu ihr hingezogen wurde, und er nun das schlesische Fräulein durch ihre reizvolle Unterhaltung, die von einem ausgebildeten Verstande zeugte, über die mehresten Frauen an Blankens Hofe nicht weniger erhaben fand, als durch ihre Schönheit.

Schon an dem Tage, wo Otto durch die Umänderung seines Entschusses Elgars Unwillen

Unwillen wider sich erregte, hatte er sich beinahe ausschliessend mit Oda beschäftigt, und seinem Freunde würde sich die Vermuthung: daß sie die Ursache von Ottens Umänderung wäre; sogleich dargeboten haben, wenn er Otten nicht schon zuweilen beinahe einen Taglang den steten Gefährten eines Fräuleins gesehen hätte, mit welcher er sich zu einer andern Zeit nicht mehr beschäftigte, als Wohlanständigkeit und die, einem Ritter geziemende, Gefälligkeit gegen die Damen erheischten.

Es war nicht Flatterſinn, sondern Plan, daß Otto an Karls Hofe von einer Schönheit zur andern wandelte. Er wollte unter ihnen ein Gegenstück zu dem Bilde suchen, daß seine Einbildungskraft durch den Grafen von Eu in Flammen gesetzt, sich von der künftigen Dame seines Herzens geschaffen hatte. Bis ietzt war er aber noch nicht so glücklich gewesen, es zu finden. Bald bemerkte er einen ungebildeten Geist in einer schönen Hülle, denn das schöne Beispiel, welches Karl und seine Gemah-

Gemahlin von besserer Bildung gaben, hatte noch wenig auf die Ritter und Damen ihres Hofs gewirkt; und es wird Euch, theure Leser, nicht unbekannt sein, daß die Böhmen in ienen Zeiten dem grösten Theile der übrigen Deutschen, noch mehr aber den Franzosen an Kultur nachstehen musten. Bald glaubte auch Otto Mangel an Herzensgüte oder an Vaterlandsliebe zu finden, und beide waren in dem Gemählde seiner Einbildungskraft Hauptzüge.

Die erste hielt er für nothwendig erforderlich zum Glücke der Liebe; die zweite hatte ihm Humbert, dessen Schilderungen seinem Gemählde zum Theil die Züge liehen, als das Verwahrungsmittel vor Weichlichkeit und Erschlaffung des Muthes genannt, die Otto schon zuweilen als die Folgen der Liebe gesehen hatte, der seinigen aber nicht zu Gefährten geben wollte.

Statt der Mängel, die Otten schon von einigen Schönheiten an Karls Hofe zurück gescheucht hatten, fand er bei der schönen

Ida

Oda Vollkommenheiten; Doch begehren wir nicht zu entscheiden, ob sie ihm nicht vielleicht, wie iedem, dessen Auge Liebe im Glas vorhält, in zu günstigem Lichte erschienen. Unsere Urschriften berichten nur, daß Oda zu viel Anziehendes für ihn hatte, um nicht die folgenden festlichen Tage noch eifriger nach dem Platze an ihrer Seite zu streben als den ersten.

Der Aufmerksamkeit Elgars entging dies nicht, so wie er den Ausdruck des Entzückens nicht übersah, der sich in Ottens Mienen äusserte, wenn er, die reizende Oda am Arme, unter den Tanzenden leicht dahin schwebte. Hätte aber auch Elgar dies alles nicht bemerkt: so würde es sich ihm doch deutlich veroffenbaret haben, was in Ottens Busen vorging, als er am dritten Tage des Festes, der mit einem Turnier begann, mit ihm in die Schranken des Turnierhofes eilte.

Er sahe an Ottens Lanze ein Fähnlein von himmelblauer Seide, statt des gelben, welches bisher daran befestigt gewesen war; und

und seine Vermuthung: daß Oda die Ursache zu dieser Veränderung der Farbe wäre; wurde bald zur Ueberzeugung erhoben. Er folgte mit seinen Augen dem Blicke Ottens nach, der gleich bei dem Einreiten nach dem Gerüste der Damen hineilte, wo Oda, in die nämliche Farbe gekleidet, die man an Ottens Lanze sahe, neben der Markgräfin Blanka stand.

(Den Morgen nachher.)

(Ottens Gemach.)

Otto, und Elgar.

Elgar.

Liebe treibt Dich also an, noch länger Otto Schütz zu bleiben. Sie fesselt Dich an Karls Hof, von welchem Du ohne Zweifel fürchtest hinweg gerufen zu werden, wenn Du Deinem Vater die lang entbehrte Nachricht von Dir gibst. Aber warum, mein Freund! warst Du so zurückhaltend gegen Deinen Elgar, daß Du ihm verhehltest, was ihm doch bald kund werden muste.

Otto.

Otto. Du haſt mich höchſtens nur zur Hälfte errathen. Nicht die Furcht: von meinem Vater weg aerufen zu werden von Prag, wo es mir freilich noch nie ſo wohl gefiel wie ietzt; hält mich zurück, mich ihm zu entdecken, ſondern ein Grund von gröſſerer Wichtigkeit.

Elgar. Der für mich vielleicht ein Geheimnis bleiben ſoll?

Otto. Nein; erfahre ihn und zugleich die Urſache, warum ich mich Dir nicht ſchon vor drei Tagen vertrauete. Sonder alle Nebenrückſicht, blos um mein ſelbſt willen, wünſche ich geliebt zu werden; und überzeugt, daß dieſes Glück, wenn es mir überhaupt beſchieden iſt, dem Ritter Otto noch gewiſſer zu Theil werden kann, als dem Junker von Heſſen, — wünſchte ich den Namen des erſten noch eine Zeitlang zu behalten.

Elgar. Wohl, aber die Urſache Deiner Zurückhaltung gegen mich?

Otto. Hätteſt Du Ungeduldiger ſchon erfahren, wenn Du mich nicht unterbrochen

chen hätteſt. Wollte ich nicht wagen, von Dir vielleicht verlacht zu werden: ſo muſte mir wenigſtens ein kleiner Strahl von Hoffnung glänzen, den Zweck zu erreichen, nach welchem ich als Ritter Otto ſtrebe, ehe ich Dir ſagen konnte, warum ich dieſen Namen noch länger zu führen gedächte. (Lächelnd.) Und dann wollte ich auch ſehen, ob Liebe ſich ſo leicht verriethe, wie man ſpricht.

Elgar. Wenigſtens mus ſie verſteckter handeln als die Deinige, wenn ſie nicht ieglichem Beobachter kund werden ſoll.

Otto. Freilich iſt es ſchwer, Empfindungen zu verbergen, die uns ausſchlieſſend beſchäftigen, wozu aber auch ſolche Verheimlichung? Doch ſchweigen wir hiervon und geſtehe Du mir lieber, daß ich meinen Entſchlus aus einem vollgültigem Grunde veränderte.

Elgar. Ich müſte wider meine Ueberzeugung ſprechen, wenn ich Dir beiſtimmen wollte.

Otto. Schweig, Fühlloſer, damit Du Dich nicht an dem ſeligſten Gefühle des Menſchen verſündigſt!

Elgar. Gemach, Herr Ritter! laſſe mich wenigſtens ausreden, wenn Du mich nicht verſtehſt! Daß Du geſtern noch nicht zur Entdeckung gegen Deinen Vater entſchloſſen warſt, tadle ich nicht, treffen müſte Dich aber mein gerechter Tadel, wenn Du, wie Deine Aeuſſerung zu verrathen ſcheint, ietzt noch gleicher Meinung wäreſt.

Otto. Sie iſt noch dieſelbe; und nichts kann ſie verändern, ſelbſt Dein Spott oder Dein Tadel nicht, ſo werth mir auch übrigens Dein Beifall iſt!

Elgar. Dein Feuer entflammt ſich unnöthig. Unſere Meinungen werden zuſammen treffen, wenn ich mich Dir erſt verſtändigt habe.

Otto. Nimmermehr, oder Du müſteſt vorhin ganz undeutlich geſprochen haben!

Elgar. Wenn Deine Ungeduld mir nicht fort zu fahren vergönnt: ſo werden wir freilich immer verſchieden bleiben.

Otto. Ich will Dich hören; sprich!

Elgar. Mich dünkt, der Junker von Hessen hat in der Liebe nicht vielmehr Nebenrücksichten zu fürchten als Ritter Otto Schütz.

Otto. Auch als Junker von Hessen bin ich freilich der Mann nicht, mit welchem eine Verbindung dem Ehrgeize eines Mädchens schmeicheln könnte; aber als Ritter Otto bin ich es noch minder, denn dieser besitzt nichts als ein Schwerd, iener hat wenigstens die gewisse Hoffnung: Besitzer einer Herrschaft; und die ungewisse: Landgraf von Hessen zu werden, weil er der Brüder nicht mehrere, sondern nur einen zählt. Daß ich mir selbst mit der letztern nicht schmeichele, nein meinem Bruder langes Leben und eine gesegnete Nachkommenschaft wünsche, ist mein Freund sonder Zweifel so gewis überzeugt, als er zugeben wird, daß iene Hoffnung dem Ehrgeize nichts weniger als unmöglich ist.

Elgar. Können ihn solche trügliche Hoffnungen nähren; so ist es ihm noch weit

weit leichter, in dem Ritter Otto, den Besitzer reicher Lehen und den Nächsten bei dem Throne zu sehen; denn sollte sich ein Jüngling, dem es gelang, in wenig Monden Karls Liebling zu werden, nicht zu dieser Höhe empor schwingen können, da Karl gegen die, welche er liebt, nichts weniger als karg ist?

Otto. Still, Freund, von Aussichten, die in noch grösserer Ferne, und von Hoffnungen, die noch mehr riesenmäßig sind, als die von mir genannten. Doch angenommen, daß sie möglich wären; könnte Ritter Otto in der Lage, in der sie ihn träumten, dem Ehrgeize mehr Nahrung geben, als der Junker von Hessen schon ietzt? Nein auf diese Weise vermagst Du nicht meinen Entschluß umzuändern!

Elgar. Das wirksamste Mittel hierzu, versparte ich bis zuletzt.

Otto. Und mich dünkt, Du thätest wohl, wenn Du es ganz zurück behieltest, weil es von nicht grösserer Wirksamkeit sein wird, wie das erste.

Elgar. Lasse es uns versuchen! Du willst nur deshalb bleiben, was Du jetzt bist, um in dieser Gestalt Liebe zu gewinnen; — wozu aber länger nach einem Ziele streben, das Du schon erreicht hast? Oda liebt den Ritter sonder Lehn und Ahnen; und wenn Du dies nicht schon jetzt bewiesen glaubst: so wird sie Dir die unwiderleglichsten Beweise geben, ehe noch der Franziskaner Kassel erreichen kann.

Otto. Du irrst Freund, wenn Du mir die Erfüllung einer Hoffnung, mit welcher sich mein Herz zwar von der Zukunft schmeichelt, jetzt schon vorzuzaubern glaubst.

Elgar. Nicht verzaubern, nein beweisen will ich Dir ihre Gegenwart! Liebende sehen gewöhnlich weniger hell, als der stille Beobachter ihrer Handlungen, und Du befindest Dich mit vielen Deiner Brüder in gleichem Falle.

Otto. Nun so lasse sie doch hören Deine Beweise! Daß Oda mir vergönnte, mich

mich mit ihrer Farbe zu ſchmücken, iſt ohne Zweifel der einzige; geſtehe aber ſelbſt, daß er ungültig iſt.

Elgar. Seiner erwähne ich nicht, da ich ſehr wohl weis, daß nur Gefälligkeit gegen einen Liebling des Markgrafen der Gewährung Deiner Bitte zum Grunde liegen konnte. Aber höre mich weiter, und ſauge aus meinen Worten für Deine Liebe ſüſſe Nahrung.

Otto. Fürwahr, Du kündigſt ſie mit vielem Selbſtvertrauen an!

Elgar. Mit dem gerechteſten. Ich war immer Dein und des Fräuleins aufmerkſamſter Beobachter, was Du, von Liebe und der Begierde: Dich auszuzeichnen; durchglüht, freilich nicht bemerken konnteſt; und unbeſchäftigt mit eignen Angelegenheiten, las ich in den Mienen des Fräuleins wie in den Deinigen. Meinem ſpähenden Blicke entging das höhere Roth nicht, das ihr reizendes Geſicht überflog, als Du vor das Gerüſt hinritteſt und ſie

begrüſtest; und ſchon hieraus ſchöpfte ich ſchmeichelhafte Hoffnungen für Dich, die in der Folge immer verſtärkt wurden.

Otto. Ich fürchte nur, das freundſchaftliche Theilnahme an meinem Glück und der Wunſch: es aufblühen zu ſehen: Hoffnungen in Dir hervorbrachte, zu welchen Du nicht die kleinſte Veranlaſſung fandeſt. Ich ſahe wenigſtens das höhere Roth nicht, zu welchem Du die Wangen des Fräuleins von Münſterberg gefärbt wähnteſt.

Elgar. Beſtätigung meiner Behauptung: daß Liebende ſelten hell ſehen. Nimm ietzt einen Beweis von der Richtigkeit meines Blickes, und verbanne dann die Zweifel; wenn ich Deine Hoffnung zur Ueberzeugung erheben will. Eiferſucht blitzte aus Deinen Augen, als Du Dein Viſir niederlieſſeſt und gegen den Ritter Peter von Roſenberg die Glehne anlegteſt; und ihre Gegenwart in Deinem Buſen, um dieſe Zeit, wird Dir gewis noch unvergeſſen ſein. Dein geſchloſſenes Vi-

ſir

ſir hinderte mich; Dich während des Kampfes zu beobachten, unabläſſig wurde aber nun Oda von mir belauſcht. Ich ſahe, wie ſich Furcht auf ihrem Geſichte mahlte, als Deine Lanze an Roſenbergs Schilde zerſplitterte und Du, in dem nämlichen Augenblicke, von einem Stoſſe der ſeinigen bügellos wurdeſt; hinweg geſchwunden war aber der Ausdruck der Furcht, und Freude ſtrahlte aus den Augen des Fräuleins, da Dein Knappe Dir eine neue Lanze gereicht hatte, und Du nun den Kampf mit ungeſchwächter Kraft fortſetzteſt, bis Roſenberg vor Dir im Staube lag.

Otto. (feurig.) Elgar, wie überglücklich wäre ich, wenn Du richtig geſehen hätteſt! Auch ich glaubte zwar, da ich nach vollendetem Kampfe das Viſir aufſchlug, um freier athmen zu können, in Oda's Blicken kein Misfallen zu bemerken, aber Ausdruck der Freude gewahrte ich nicht.

Elgar. Oder Du deuteteſt vielmehr Oda's Blicke nicht richtig; bei meiner Freundſchaft verſichere ich Dich aber, daß

ich auch diesen bemerkte. Lasse uns weiter gehen; und die treffende Schilderung Deiner eignen Empfindungen bürge Dir für die Wahrheit meiner Behauptungen von den Gefühlen, welche Oda kund gab. Aus Achtung gegen die Tochter einer seiner ersten Lehnsmänner, vielleicht auch um Oda's Verdienste zu ehren, hatte der Markgraf das holde Fräulein zur Ausspenderin des zweiten Dankes erkohren. Wäre es Dein Wille gewesen: so würdest Du gewis auch den ersten errungen haben, absichtlich aber kämpftest Du nur um den zweiten, denn jenen gab die Markgräfin, und Du wolltest, neben dem Dank im Turniere, auch geheimen Sold der Minne gewinnen *). Willig bot Dir Oda ihren Mund und die sittige Schaamröthe, die ihre Wangen überzog, und ihr Blick, der von Dir auf den Boden herab glitt, bewiesen deutlich, daß andere Gefühle sie durchbebten, als die, welche ein Kus bei der Austheilung des Dankes mit sich führt.

Otto.

*) Dem Empfänger eines Dankes war es vergönnt, die Geberin zu kussen.

Otto. Noch einmal, Freund, daß Du richtig geſehen hätteſt! Glücklich über allen Ausdruck wäre ich dann, wenn mir auch neben Oda, nie ein anderer Reichthum beſchieden ſein ſollte, als dieſes Schwerd.

Elgar. Kannſt Du die Richtigkeit meiner Beobachtungen noch bezweifeln? Oder kannſt Du Dir nun von längerer Verborgenheit irgend einen Vortheil denken?

Otto. Sie erwähle ich, bis mich eigne Erfahrung von dem überzeugt hat, was ich Dir freilich gern glauben mögte. Mag doch immer der Franziskaner gen Kaſſel reiſen, ohne von dem Domherrn Venes in meinen Angelegenheiten einen Auftrag erhalten zu haben! Seine Nachforſchungen können mir ohnehin nichts frommen, denn die Geſinnungen meines Vaters mögen auch ſein, welche ſie wollen: ſo entdecke ich mich ihm doch, ſo bald das beglückende Geſtändnis: — ich liebe Dich! — Oda's Lippen entflohen iſt. Iſt in dem Buſen des Landgrafen von Heſſen väterliche

Liebe nicht ganz erſtorben: ſo wird er einen Sohn, der ſeiner gewis nicht unwürdig iſt, wieder aufnehmen in ſeine Arme, und ihm eine Bitte gewähren, um die er ſchon lange vergebens flehte. Uebertäubt aber in ihm die Stimme eines Vorurtheils und der Vorliebe für ſeinen Erſtgebohrnen, den Aufruf der Liebe und der Gerechtigkeit: ſo bleibe ich Ritter Otto, bis an das Ende meines Lebens, und fühle mich in Oda's Armen zu glücklich, um Reichere denn ich beneiden zu können.

Otto machte glückliche Fortſchritte in Oda's Gunſt und wurde von ihr vor Allen, die mit ihm nach gleichem Zwecke ſtrebten, ausgezeichnet; ehe er aber noch von ihr das Geſtändnis erhalten hatte, das ſein Glück vollkommen machen ſollte, wurde Oda von ihrem Vater heim gerufen. Otto hatte nicht einmal die Beruhigung, ihr Lebewohl zu ſagen, weil er ſich eben abweſend befand, als Oda Prag verlies, um den Willen ihres Vaters zu befolgen.

Keine

Keine Schilderung von Ottens Empfindungen, als er nun wieder nach Prag zurückkehrte und ſeine Geliebte nicht mehr fand, noch von ſeinen Klagen über ihren Verluſt, oder von ſeiner Reue: daß er nicht das Geſtändnis hervor zu locken geſucht hätte, das er zur Gründung ſeines Glückes wünſchte. Wir vermuthen, daß dies unſere Leſer wenig unterhalten würde und ſetzen daher blos noch hinzu: daß ſich Elgar lange vergebens bemühete, durch die Verſicherung: Oda hätte ſich durch Blicke und Handlungen ſo deutlich zu ſeinem Vortheile erklärt, als es durch Worte nur geſchehen könnte; ſeinen Freund zu tröſten und zu beruhigen. Nach und nach fanden zwar ſeine Troſtgründe Eingang, wahrſcheinlich öffnete ihnen aber nur eine Nachricht den Weg, die eine von Blankens Frauen unſerm Otto gab, und die ihn nicht wenig aufheiterte, ob ſchon die Art, wie er ſie erhielt, ihm zum Verdruſſe Veranlaſſung hätte geben können.

Otto wurde von ſeinem Unmuth aus ſeinem Gemache an den Hof Karls und ſeiner

ner Gemahlin begleitet, und der Scherz, den man sich darüber oft gegen ihn erlaubte, war nicht hinreichend, ihn Verhehlung der Gefühle zu lehren, die er, der Verstellung unkundig, nicht zu verheimlichen verstand. Er zwang sich zwar so viel er vermogte, doch bemerkte ieder Beobachter, wie tief er um Oda trauerte. Besonders machte sich Kunigunde von Landstein oft lustig über seine finstere Laune und über die Abwesenheiten des Geistes, die man öfters an ihm bemerkte.

Es war dies eine kleine Rache von Kunigunden, die gern Eroberungen machte, und Otten noch nie unter ihre Ueberwundenen gezählt hatte. Sie war es auch, die ihm iene Nachricht ertheilte, indem sie, mit spöttischem Lächeln, zu ihm sagte: bald, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wird Heiterkeit wieder an die Stelle des Mismuths treten, der ietzt Euern Blick verdüstert, denn es sei Euch die fröhliche Mähr kund gethan: daß Fräulein Oda von Münsterberg von unserer gnädigen Frau wieder

an

an ihren Hof entboten worden ist. Bald wird sie kommen und Ihr, Herr Ritter, thut wohl, wenn Ihr Euch bis dahin zuweilen in Euerm Brustharnisch spiegelt und in der Kunst: freundliche Mienen zu machen; Euch übt; denn obgleich die Rückkehr des schönen schlesischen Fräuleins von Eurer Stirn die Falten scheuchen wird: so mögte doch der Verdrus: daß Ihr Euch derselben nicht allein freuet; leicht neue darauf ziehen können; und Ihr müstet das Misfallen der schönen Oda befürchten, wenn Ihr Euch derselben mit diesem finstern, zurückscheuchenden Blicke zeigtet.

Otto hätte vielleicht diese Neuigkeit nicht geglaubt, sondern nur für Scherz von Kunigunden gehalten, wenn er nicht in der neidischen Miene, mit welcher manches Fräulein ihre Reden über Oda und ihre Rückkehr begleitete, gewisse Bestätigung derselben gefunden hätte. Auch hörte er noch an dem nämlichen Tage von mehreren, was ihm Kunigunde von Landstein gesagt hatte.

Neben

Neben Ottens Liebe hatte Oda auch den Beifall der Markgräfin gewonnen, die ihren Gemahl bat: das liebe Mädcher, deſſen Geſellſchaft ihr ſo wohl gefallen hatte, wieder an den Hof zu berufen. Karl erlies deshalb ein Schreiben an den Herzog von Münſterberg, welchem Blanka auch einige ſchmeichelhafte Zeilen an Oda beifügte, die nach einer Abweſenheit von drei Monden wieder in Prag eintraf.

Otto ſahe ſeine Freude über ihre Rückkehr durch Aeuſſerungen ähnlicher Empfindung vergolten, und bald war er ſeines Glücks gewis. Liebe, dieſes ſüſſe Wort, war Oda's bebenden Lippen entſchlüpft und die Zärtlichkeit, mit welcher ſie gleich nachher die glühenden Küſſe erwiederte, die der freudetrunkene Otto auf ihre Lippen preſte, bezeugte unwiederleglich, daß ihr Geſtändnis ſie nicht gereuete.

Selige Tage verlebte nun Otto mit Oda; und neue Nahrung erhielt ſeine Glückſeligkeit, wenn ihm das holde Mädchen, in traulichen Geſprächen, das Peinigende

nigende der Besorgnis: ob seine Liebe auch ohne Wandel bleiben würde; die sie während ihrer Abwesenheit von Prag oft beunruhigt hätte, mit Wärme schilderte; oder wenn er sie mit banger Sorge fragte: ob auch ihr Vater zu einer Verbindung mit einem Manne sonder Reichthum und hoher Abkunft seine Einwilligung geben, und ob es ihr nicht vielleicht einst selbst lästig werden würde, mit ihm Dürftigkeit zu theilen; und Oda dem ersten Zweifel mit der Versicherung begegnete: ihr Vater schätze wahres Verdienst höher als Reichthum und Ahnen; und statt der Beantwortung des zweiten an Ottens Busen sank und in heisser Umarmung stammelte: Du bist mir alles!

Nach einigen Wochen gewann Otto der ausschliessenden Beschäftigung mit der Liebe und ihren Freunden so viele Zeit ab, als er zu dem Entschlusse: sich dem Markgrafen zu entdecken, bedurfte. Er begann seine Erzählung mit einer Entschuldigung

digung, daß er sich erlaubt hätte, ihn zu hintergehen und fuhr dann fort, ihm die Ursache, sowohl hierzu, als zur Flucht von Paris und zum Ungehorsam gegen seinen Vater zu entdecken. Wir aber, theure Leser! haben wohl nicht nöthig, Ottens Worte Euch zu wiederholen, da Ihr mit dem, was sie enthalten könnten, schon hinlänglich bekannt seid.

Daß Ihr mich hinterginget, Herr Ritter — sprach Karl, nachdem Otto geendigt hatte — sei Euch gern verziehn; daß Ihr aber Eurem Vater ungehorsam wart, kann ich nicht billigen, doch verzeihe ich es Euch ebenfalls. Es war unrecht von Eurem Vater, daß er Euch zu einem Stande zwingen wollte, der Euren Neigungen so wenig gemäs war, als Euer Vater hoffen konnte, in demselben Freude an Euch zu erleben, da Ihr ihn im Gegentheile als Laie, allerdings zu dieser Hoffnung berechtigtet. Mit Freuden will ich alles anwenden, von Eurem Vater Euch Vergunst zu verschaffen: auf der Bahn, die

die Ihr so rühmlich betratet, fortschreiten zu dürfen; werden aber auch meine Vorstellungen etwas frommen?

Gewis — antwortete Otto — wenn Ihr die hinreissende Beredsamkeit, die Euch, gnädger Herr, eigen ist, zu meinem Besten gebraucht, und meinem Vater mit der Fülle derselben versichert, daß er von mir keine Erschütterung der Ruhe des Landes und Nachtheil für sich und seinen Erstgebohrnen zu fürchten hat. Ich schmeichle mir, daß Ihr diese Versicherung mit voller Ueberzeugung werdet geben können; und um sie bitte ich Eure Menschenliebe und Eure Huld, von welcher ich der vollgültigsten Beweise schon so viele erhalten habe.

Auf den Rath des Domherrn Benes hatte Otto von Karls Gefälligkeit nicht noch mehr verlangt. Dies versprach Benes an seiner Stelle zu begehren; den Markgrafen sein Abenteuer mit Margarethen von Tirol zu erzählen, und zugleich sich bei ihm zu entschuldigen, daß er zu einer List, die

man sich gegen ihn erlaubte, die Hände geboten hätte.

Benes, besas Karls Gunst zu vollkommen, um nicht seine Verzeihung zu erhalten, als er noch an dem nämlichen Tage seine Entschuldigung vorbrachte; auch wurde es ihm nicht schwer, die Gewährung seiner Bitte zu bewirken.

Karl schrieb an den Landgrafen von Hessen, suchte im Eingange seines Schreibens seine väterliche Liebe, durch eine getreue Schilderung der wackern und rühmlichen Thaten seines Sohnes, zu beleben; forderte ihn dann dringend auf: Otten nicht gewaltsam von einem Pfade hinweg zu ziehen, den er so Thatenreich betreten hätte, und die Welt nicht eines künftigen Helden und sich selbst und sein Land eines tapfern Vertheidigers zu berauben. Er schlos mit dem Erbieten: für Ottens Liebe und Lehnstreue gegen seinen Vater, so wie künftig gegen seinen Bruder, sich zu verbürgen, und dem Landgrafen beizustehen, wenn Otto seines Versprechens iemals vergessen sollte.

Ein

Ein Eilbote wurde nach Kassel mit Karls Schreiben gesendet, von welchem sich Otto und Benes um so mehr den glücklichsten Erfolg versprachen, da man ietzt schon in Deutschland beinahe allgemein vermuthete: den Markgrafen von Mähren, nach dem Tode Ludwigs des Baiern, zum Kaiser, vielleicht noch während des Lebens desselben beinahe einstimmig zum Gegner dieses Fürsten erwählt zu sehen, der das Misfallen des Pabstes und der mehresten Fürsten des Reichs auf sich geladen hatte. Karl hingegen besas neben der Achtung des grösten Theils der Fürsten die Gunst des Pabstes *); und dieser sowohl als iene waren wider den Kaiser Ludwig aufgebracht, dessen Absetzung schon viele Fürsten beschlossen hatten, da er durch die Vermählung seines Sohnes mit Margarethen von Tirol und der Belehnung desselben mit Kärnthen,

*) Peter Roger, Karls gewesener Lehrer, sas ietzt, unter dem Namen Klemens der Sechste, auf dem Stuhle Petri und zeigte viel guten Willen, Karln die Krone zu verschaffen, die er ihm einige Jahr zuvor, da er den Markgrafen als Kardinal zu Avignon sahe, weissagenden Geistes voll verheissen hatte.

then, mit dem Hasse des Luxemburgischen Hauses und der Herzoge von Oesterreich, das Misfallen vieler andern Fürsten wider sich erregte.

Gäbe auch Euer Vater — sprach Benes zu Otten — Euch die Vergunst: weltlich zu bleiben; nicht ganz aus frohem Herzen: so wird er sie Euch doch nicht verweigern, weil er sich auf diese Weise einem Fürsten, der vielleicht bald sein Lehnsherr werden wird, gefällig machen kann; denn Karl versichert in seinem Schreiben an ihn, daß er die Gewährung Eurer Bitte und zugleich seiner eignen also ansehen wollte, als ob der Herr Landgraf ihm selbst den wichtigsten Freundschaftsdienst erwiesen hätte.

Elgar bediente sich eines andern Mittels, Ottens Hoffnung auf die Bewilligung seines Vaters zu stärken. Väterliche Liebe durch die herzeindringenden Worte, in welchem Otto's Schreiben verfaßt war, dünkte ihm der Grund derselben.

Oft schon, wenn sich Ottens Herz in traulichen Gesprächen, seiner Geliebten öffne-

öffnete, hatte das Geheimnis seiner Abkunft schwer auf demselben gelegen und sich nach den Lippen hingedrängt; nun, da er sich dem Markgrafen entdeckt hatte, schien ihm längere Verheimlichung gegen Oda sträfliches Mistrauen und Beleidigung für sie.

Noch des nämlichen Tages flog er zu Oda, um sich durch eine getreue Erzählung der Ursache auch bei ihr zu entschuldigen, daß er sie bisher mit einem fremden Namen getäuscht hatte. Er erhielt leicht Verzeihung, denn Oda liebte in ihm den Mann zu innig, um mit ihm wegen eines kleinen Betrugs in Absicht seines Namens, welcher durch Verhältnisse so vollkommen entschuldigt wurde, zu zürnen.

Angenehm war es ihr übrigens, in dem Manne ihrer Wahl den Junker von Hessen zu sehen, weil sie nun einige Zweifel, die sich bisher dem Glauben an die Vollkommenheit ihres Glückes entgegen stellten, gehoben glaubte.

Ueberzeugt von der zärtlichen Liebe ihres Vaters, von welcher sie so viele Beweise erhalten hatte, zweifelte sie Anfangs nicht, daß er ihr auch den wichtigsten unter allen: Einwilligung zu einer Verbindung, die sie als die Grundlage ihres künftigen Glückes betrachtete; geben würde; nach und nach wurden aber solche Zweifel in ihr rege, weil eine ihrer Dienerinnen, die Vertraute ihrer Liebe, sie erinnerte, wie oft die gütigsten Väter diesen Namen ablegten, wenn es darauf ankäme, eine Verbindung zu bestätigen, die nur von der Liebe allein geschlossen worden wäre.

Ich glaube — setzte sie hinzu — daß Euer Herr und Vater Euch freie Wahl lassen wird, doch wahrscheinlich mit der Einschränkung: nur unter solchen Männern zu wählen, die Euch ebenbürtig sind.

Wahre Liebe fürchtet Hindernisse, so lange noch nicht alle überstiegen sind, und daher fand der Argwohn, den ihre Dienerin in ihr aufregte, in dem Herzen des Fräuleins von Münsterberg Raum. Nun aber

aber nach Ottens Entdeckung, verschwand er wieder; und freudig blickte Oda in die Zukunft, weil sie nicht mehr fürchtete, von Besorgnissen in dem Genusse der Freuden der Liebe gestört zu werden.

Den Tag nachher, als der Eilbote mit dem Schreiben Karls und Ottens an den Landgrafen von Hessen nach Kassel abgegangen war, kehrte der König Johann wieder zurück nach Prag. Er hatte, wie wir wissen, zum Vortheile seines gekränkten Sohnes Johann eine Reise gemacht und, nach Vollendung derselben, eine Zeitlang in seiner Grafschaft Luxenburg gelebt, in welcher ihm der Aufenthalt überhaupt angenehmer war als in Böhmen, dessen rauhere Bewohner seinen Beifall so wenig gewinnen konnten als er ihre Liebe. Vielleicht wäre seine Abwesenheit noch von längerer Dauer gewesen, wenn er nicht einen Aufruf erhalten hätte; mit seiner Kriegsmacht Bedrängten zu Hülfe zu kommen.

In Lurenburg hatten ihn einige deutsche Ritter besucht, unter welchen sich auch Winrich von Knippenrode befand, der nachher Hochmeister wurde und ietzt schon bei dem Orden in grossem Ansehen stand. Er hatte in den Geschäften desselben eine Reise gemacht und kam bei dieser Gelegenheit nach Lurenburg zu dem Könige Johann, der ihn persönlich schätzte und dem ganzen Orden sehr geneigt war. Während seines Aufenthaltes in Lurenburg erhielt Ritter Winrich Befehl zur schnellen Rückkehr nach Preussen, den der Hochmeister an alle abwesende Ritter gesendet hatte, um dem Herzoge Boguslaw von Litthauen, welcher Preussen verheerte, die ganze Macht des Ordens entgegen stellen zu können.

Herzog Boguslaw war mit einer so grossen Menge Volkes in die Besitzungen des Ordens gefallen, daß der Heermeister in seinem Schreiben an den Ritter von Knippenrode Zweifel äusserte: ob der Orden allein mächtig genug sein würde, dem

andringenden Feinde zu widerstehen, da man sich vorzüglich auf den König von Polen nicht verlassen könnte, sondern von ihm Vereinigung mit dem Herzoge von Litthauen zu befürchten wäre *).

Seinem Orden einen wichtigen Dienst zu erzeigen, forderte Ritter Winrich den König von Böhmen auf: seine bedrängten Brüder zu unterstützen und es wurde ihm nicht schwer, seine Absicht zu erreichen. Das Schwerd des Königs Johann hatte lange geruht; sein kriegerischer Geist, sehnte sich wieder nach Beschäftigung für dasselbe, vielleicht wollte er sich auch in seinen letzten Jahren noch Verdienst um die Kirche erwerben — genug, er bewilligte dem Ritter von Knippenrode seine Bitte, ehe noch dieser die Worte, in die er sie schloß, geendigt hatte.

Sein Versprechen zu erfüllen, war er eilend nach Prag abgereist, wo er seinem

*) Polen machte Anspruch auf Pommerellen, welches im Besitz des deutschen Ordens war.

Sohne die Urſache ſeiner frühern Zurückkunft kund machte und ihm Auftrag gab, zur Unterſtützung der geiſtlichen Ritter in Preuſſen ohne Verzug ein Heer zuſammen zu ziehen. Karl war unzufrieden über das Vorhaben ſeines Vaters, weil er wuſte, daß König Kaſimir die deutſchen Ritter als ſeine Feinde betrachtete und daher das Misfallen dieſes mit ihm und ſeinem Vater ſo innig verbundenen Monarchen *) fürchtete. Aber Johann hatte einmal ſein Wort gegeben, und Karl würde ihn nicht zum Bruche deſſelben zu verleiten geſucht haben, wenn er auch nicht überzeugt geweſen wäre, daß jeder Verſuch vergebens ſein würde. Er vollzog nicht nur den Auftrag ſeines Vaters ohne Säumen, ſondern rüſtete ſich auch ſelbſt, ihn zu begleiten, welches um ſo nöthiger war, da Johann, ſeines Geſichts beraubet, eines Leiters bedurfte.

Gefreuet hatte ſich bisher Otto, ſo oft Karl zum Kriege auszog, diesmal aber blieb

*) Bei ſeiner Anweſenheit in Prag, hatte Kaſimir den König Johann an Vaters Statt, den Markgrafen Karl an Sohnes Statt angenommen.

blieb er einige Augenblicke zweifelhaft, ob er ihn begleiten sollte; und die Billigkeit unserer Leser wird ihm dies gewis verzeihen, da er von Liebe und von der Sehnsucht nach der Entscheidung seines Schicksals zurück gehalten wurde. Wider sein Vermuthen wartete er noch auf die Zurücklunft des, nach Kassel gesendeten, Eilboteus, als das böhmische Heer schon zum Aufbruche bereit stand. Hierdurch wurde seine Ungeduld vermehrt, die freilich, wenn er in Prag blieb, eher Befriedigung hoffen konnte, als wenn er mit gen Litthauen zog; aber Ehrbegierde flüsterte ihm zu: deine Kampfgenossen, denen der wichtigste Grund zum Zurückbleiben unbekannt ist, würden dieses als einen Beweis gelten lassen, daß Liebe Deinen Muth erschlafft hätte; und unerschütterlich fest stand nun der Entschlus: sich aus ihren Armen loszureissen und, im Kampfe für das Beste des deutschen Ordens, neuen Ruhm zu suchen.

Karl selbst zweifelte, daß Otto diesen Entschlus gefaßt hätte. Diesmal, Herr

Ritter

Ritter — sprach er zu ihm — werde ich einen tapfern Kämpfer an meiner Seite weniger zählen, da Ihr sonder Zweifel die Antwort Eures Vaters in Prag erwarten werdet. Ich habe deshalb dem Domherrn Benes schon befohlen, sein Schreiben an mich zu entsiegeln, damit Ihr auch den Inhalt von diesem erfahrt.

Erlaubt mir gnädiger Herr — antwortete Otto — Euch zu begleiten, wenn der Bote nicht heut noch zurück kömmt und mir von meinem Vater den Befehl zu ungesäumter Rückkehr bringt.

Der Markgraf lobte den Eifer des jungen Ritters, der nun zu seiner Oda eilte, um ihr zu melden, daß ihn die Kriegstrommete von ihrer Seite rief. Der Gedanke an Trennung verdüsterte freilich den Blick des holden Mädchens, doch geizte sie selbst zu sehr nach dem Ruhme ihres Geliebten, um ihn einer Gelegenheit zur Vergrösserung desselben berauben zu wollen. Sie letzte sich noch ein Stündlein mit ihm, drückte dann den Scheidekus sonder Thränen

nen auf seine Lippen und rief, in heisser Umarmung: ziehe hin, doch gedenke Deiner Oda, die für Dein Wohl beten und einst, nach Deiner Rückkehr, des errungenen Ruhms mit Dir sich freuen wird!

Der Gedanke an Dich — versicherte Otto — wird mich in das Schlachtfeld begleiten und mich zu wackern Ritterthaten stärken, wenn meine Kräfte ermatten.

In Breslau rastete das böhmische Heer einige Tage, die Ankunft des Königs von Ungarn und des Grafen von Holland, welche den deutschen Rittern ebenfalls zu Hülfe kommen wollten, zu erwarten; und hier war es, wo Karl und Otto die Antwort des Landgrafen von Hessen erhielten. Sie war ihren Wünschen genau entgegen, denn der Landgraf verlangte von seinem Sohne ungesäumte Rückkehr zum geistlichen Stande, und von den Markgrafen, Mitwirkung zur Befolgung seines Willens.

„Wisse!

„Wiſſe! — lautete das Schreiben an Otten — daß ich Dich nur dann für meinen Sohn erkenne, wenn Du Dich durch „Ungehorſam dieſes Namens nicht unwürdig machſt. Folge dem Rufe der Pflicht „und der Klugheit und werde, wozu Du „beſtimmt biſt, oder bleibe auch, wenn es „Dich beſſer dünkt, ein flüchtiger Abenteurer, nur wage es nie, mich den Vater „dieſes Abenteurers zu nennen, wenn Du „nicht, auſſer meinem Fluche, auch Züchtigungen wagen willſt, wie ſie Dein Ungehorſam verdient.“

In nicht mildern Ausdrücken hatte Heinrich der Eiſerne dem Markgrafen geſchrieben. Er machte ihm Vorwürfe, daß er ſich unziemlich in ſeine häuslichen Angelegenheiten gemiſcht, und daß er nicht ſeinen Sohn, gleich nach der Entdeckung deſſelben gegen ihn, zum pflichtmäßigen Gehorſam ermahnt, oder ihn denſelben nöthigen Falls durch ſtrengere Mittel gelehrt hätte. „Es würde Euer Liebden wohl „angeſtanden haben — ſagte er unter andern

dern — den jungen Abenteurer, wenn „freundschaftliche Vorstellungen nichts über „ihn vermogt hatten, zu verhaften und mir „ihn, von einigen Eurer Reisigen begleitet, „zurück zu senden. So dies jetzt noch ge„schähe, würde ich es Euer Liebden als „einen Beweis ächter Freundschaft anrech„nen, wenn es Euch aber gefallen sollte, „durch Vorschub den Ungehorsam meines „Sohnes zu bestärken: so soll der Ungera„thene des wenigstens kein Genies haben, „denn mein väterlicher Zorn wird ihn zu „finden wissen, er mag sich nun bei Euch „verbergen oder fliehen, wohin er will, „denn ich will nicht, daß der Abenteurer in „der Welt herum ziehe und mir Schande „mache, ob ich ihn gleich jetzt diese Wil„lensmeinung noch nicht erklärt habe. Ihr „aber mögt ihm sagen, daß ich ihn in „einem Kloster von der strengsten Regel „für seinen Ungehorsam werde büssen „lassen, wenn er noch länger in demsel„ben beharrt."

Karls Bote hatte in Kassel den Erzbischoff von Magdeburg gefunden, durch wel-

welchen seine Rückkehr verzögert worden war, denn Herr Otto hies ihn im Verborgenen noch in Kassel harren, da er die Schreiben des Landgrafen bereits erhalten hatte, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Gesinnungen seines Bruders umzustimmen. Bis zur endlichen Abreise des Boten waren zwar seine Bemühungen vergebens gewesen, doch gab er deshalb noch nicht alle Hoffnung auf, seine menschenfreundliche Absicht zu erreichen. Er ermahnte vielmehr seinen Neffen, seine Bitte zu wiederholen, auch den Markgrafen zu bitten, daß er seine Verwendung für ihn verneuete, weil vielleicht Heinrich ein zweites Schreiben gütiger beantworten würde, als das erste, das ihn, zu Ottens Unglück, eben bei übler Laune getroffen hätte. Der Erzbischoff versprach, daß er nichts unversucht lassen würde, seines Bruders harten Sinn zu erweichen, und schloß mit der Ermahnung: das Beste zu hoffen.

Auch der Markgraf forderte Otten hierzu auf, und erbot sich freiwillig zu der wieder-

wiederholten Verwendung, um die er ihn, nach dem Rathe des Erzbischoffs, bitten sollte. Sein Trost erheiterte den mismuthigen Otto, welcher, neben dem Gedanken an den Zorn und die Ungerechtigkeit seines Vaters, auch quälende Besorgnisse für seine Liebe peinigten. Es bemächtigte sich seiner die Furcht: daß der Herzog von Münsterberg, ihm, einem Manne sonder Eigenthum und Ahnen, die Hand seiner Tochter versagen mögte; und Otto trank ietzt aus dem Kelche der Liebe, aus welchem ihm bisher nur Nektar geflossen war, den Trank bitteren Wermuths.

Der Erzbischoff in Magdeburg hatte Otten in seinem Schreiben gerathen: den Angriff auf seinen Vater nicht so gleich zu erneuern, damit er zuvor Zeit hätte, durch Bitten und Vorstellungen auf ihn zu wirken; und der Markgraf von Mähren stimmte diesem Rathe bei, so ungeduldig auch Ottens Sehnsucht nach der Entscheidung seines Schicksals die Absendung eines zweiten Boten gleich ietzt wünschte.

Mächtigern Aufruf zur Heiterkeit und guten Hoffnungen, als Otto von dem Markgrafen und von seinem Freunde Elgar erhielt, fand er in Münsterberg, wohin Karl durch Geschäfte mit dem Vater der schönen Oda gerufen wurde. Otto begleitete ihn, wurde von ihm selbst als einer der verdientesten unter seinen tapfern Rittern, dem Herzog Niklas vorgestellt, wodurch seine Bemühungen, die Gunst des Herzogs zu erwerben, freilich sehr erleichtert werden musten. Karl verweilte nicht lange in Münsterberg, doch war es unserm Otto gelungen, sich während seines Aufenthaltes daselbst bei dem Vater seiner Geliebten, beliebt zu machen. Er fand Oda's Schilderung von ihm bestätigt, erhielt von seiner Gewogenheit und Achtung mannichfache Beweise, und verlies Münsterberg heiterer und mit mehrerer Hoffnung, als er es betreten hatte.

Bei seiner Zurückkunft nach Breslau, fand Karl seinen Vater ungeduldig, über das lange Verweilen des Königs von Ungarn

garn und des Grafen von Holland und voll des festen Entschlusses: nach Litthauen vorzudringen, ohne länger auf die Vereinigung mit diesen zögernden Bundesverwandten zu harren. Karls kriegerisches Feuer verlangte ebenfalls Nahrung, weshalb er seinem Vater sogleich beistimmte und dem Heere Befehl zum Aufbruche gab. Einen Theil der Zeit, ehe er sich zur Seite seines blinden Vaters an die Spitze desselben stellen konnte, wendete er zu einem Schreiben an den Landgrafen von Hessen an, das den Tag nachher mit einem andern von Ottens Hand abgesendet wurde.

Der Winter war angebrochen, als das böhmische Heer den Zug gegen Litthauen antrat, aber Hindernisse, die Karl und Johann durch den Winter gehoben geglaubt hatten, machten die Fortsetzung desselben unmöglich und den ganzen Kriegszug dem deutschen Orden unnütz. Die Witterung war so gelind, daß die Flüsse und Moräste nicht zufroren, über welche der Weg nach

Litthauen führte, und die Hoffnung auf kälteres Wetter war so vergebens, wie ieder Versuch, über die angeschwollenen Flüsse zu setzen, oder die grundlosen Moräste zu durchwaden. Hierdurch sahen sich unsere Krieger in Verlegenheit, bald aber wurden sie und besonders ihre Anführer in noch dringendere versetzt.

Der Argwohn, welcher den Markgrafen befiel, sobald ihm sein Vater den beschlossenen Kriegszug nach Litthauen bekannt machte, wurde ietzt durch die Bewegungen des Königs von Polen bestätigt. Alle ausgesandte Kundschafter von dem böhmischen Heere brachten die Nachricht zurück: daß König Kasimir sich mächtig rüstete; und die Stellung, die er mit seinem aufgebotenen Heere nahm, bewies deutlich genug, daß er es nicht gegen Litthauen führen, sondern den Böhmen damit den Rückweg abschneiden wollte.

Die Ceremonie, durch welche Kasimir Johanns und Karls Verwandter geworden war, gab ihm nicht die Gesinnungen ge-

gen

gen sie, die ihm die angenommenen Namen hätten einflössen sollen. Seine Ansprüche auf Pommerellen waren nicht die gerechtesten, dennoch wurde er gegen seine Verwandten durch Ceremonie in hohem Grad aufgebracht, daß sie die Hoffnung: seine Ansprüche durch die Waffen bald gültig machen zu können; zu vereiteln droheten.

Erwünscht war dem König Kasimir die Fehde des Herzogs von Litthauen mit dem deutschen Orden gekommen, weil er sich schmeichelte, daß sie ihm den Weg zur Erreichung seiner Absichten bahnen würde. Er hoffte, daß die Macht der Ritter durch den Herzog von Litthauen heftig erschüttert werden würde, und hatte beschlossen, sie anzugreifen, so bald sie, gebracht durch den Herzog Bogußlaw, ihm den Besitz von Pommerellen nicht länger würden streitig machen können.

Durch die Unterstützung, die der Orden von dem Könige in Böhmen erhielt, bekam Kasimirs Plan einen gewaltigen Stos, denn nun war eher dem Orden als dem Her-

zoge von Litthauen ein glücklicher Ausgang der Fehde zu verheissen. Kasimir dachte also auf Mittel, dem erstern die Vortheile zu entwinden, die er sich von der Unterstützung des Königs von Böhmen versprechen konnte. Kasimir kannte den Heldenmuth, welcher Johann und Karln, so wie jeden der geringsten ihrer Krieger beseelte, und seine List suchte ihn dem Orden unnütz, ohne sich selbst nachtheilig zu machen.

Wenn Kasimir sich und seinem Lande Vortheil schaffen konnte, war er in der Wahl der Mittel nicht gewissenhaft. Wenn auch Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit sie tadelten, so erwählte sie seine Staatsklugheit dennoch, wenn sie nur seinen Absichten leichte und gefahrlose Ausführung versprachen. Auch ietzt ging er hinterlistig zu Werke, obgleich diejenigen, gegen welche er es sich erlaubte, durch Bande der Freundschaft eng mit ihm verbunden waren. So genau, als ihre Tapferkeit und ihre kriegerischen Verdienste, kannte er Karls und seines Vaters Unverbrüchlichkeit

keit gegen gegebene Verſprechen; und hierauf bauete er ſeinen Plan.

Auf ihrem Rückzuge gedachte er die Regenten von Böhmen zu verhaften, oder ſie mit ihrem Heere, das durch Krankheiten, von übler Witterung herbei geführt, und durch die Beſchwerlichkeiten des Weges ſehr verringert worden war, zwiſchen den Moräſten, bei denen ſie vorbei gehen muſten, mit ſeinem, weit überlegenen und noch nicht entkräfteten, Heere einzuſchlieſſen und ihnen, in dieſer Verlegenheit das Verſprechen abzudringen: weder hinfort dem deutſchen Orden wider ſeine Feinde beizuſtehen, noch den Verrath zu rächen, deſſen ſich Kaſimir gegen ſie ſchuldig gemacht hätte.

Karl und ſein Vater waren hellſehend genug, den ganzen Plan des Königs von Pohlen zu durchſchauen und eilten deshalb, ihn durch einen ſchnellen Rückzug zu vereiteln.

Glücklich hatten ſie Kaliſch erreicht, und waren ſchon im Begriffe nach Bres-

lan weiter vorzurücken, als die Erscheinung Kasimirs, an der Spitze eines mächtigen Heeres, die Ausführung ihres Vorhabens verhinderte. Johann entwischte dem Könige von Polen, indem er durch Brandenburg nach Luxenburg eilte, Karl bediente sich aber eines andern Mittels, in Sicherheit zu kommen. Er stellte sich, als ob er Kasimirs Absicht nicht errieth, und äusserte gegen sein Heer und die Bewohner von Kalisch den Vorsatz: noch einige Tage in der Stadt zu verweilen, um von den erduldeten Beschwerden auszuruhen.

Indessen machte er in geheim Anstalten zur Flucht, auf welcher ihn Otto, begleitet haben würde, wenn nicht eben ietzt Antwort von seinem Vater eingetroffen wäre, die ihn für Otten, wenn er mit ihm zöge, Gefahr befürchten liess. Der Erzbischoff von Magdeburg hatte seine Beredsamkeit vergebens angewendet. Die Antworten des Landgrafen, stimmten mit dem Inhalte der erstern überein, nur daß sie in noch heftigern Ausdrücken verfaßt waren,

waren, und die Drohung: Otten zu finden und zur verdienten Strafe zu ziehen, er mögte flüchten, so weit er wolle; verstärkt enthielten.

Vielleicht, gnädger Herr — sprach Otto zu dem Markgrafen — hat mein Vater eine kleine Schaar verwegner Krieger Eurem Eilboten auf dem Fusse nachfolgen lassen, welche die hiesige Gegend umschwärmen und mich zu fahen trachten. Spürten sie mich bei Eurer Flucht auf: so würden sie Euch sonder Zweifel verweilen, welches aber die Frevler nicht wagen werden, wenn sich unter Euern Begleitern keiner befindet, der ihnen verdächtig werden könnte.

Der Markgraf fand Ottens Besorgnis nicht unnöthig, und um sich der Gefahr nicht auszusetzen, die sie für ihn fürchtete, wählte er zu seinen Begleitern, nur einen betagten Ritter und zwei alte Knappen, die man freilich, sobald sie das Visir aufschlugen, nicht für den Jüngling Otto halten konnte. Ehe Karl seine Flucht unter-

unternahm, die er von einer Gegend der Stadt antrat, von welcher ihn geheime Wege bald nach Breslau führten, gab er den Zurückbleibenden Befehl: sich dem Könige von Polen nach dem ersten Aufrufe zu ergeben und nicht, durch nutzlose Widersetzung gegen ein vielleicht zehnfach überlegnes Heer, ohne Rettung den Untergang ihres kleinen Häufleins zu wagen.

Ihr allein — setzte er hinzu — seid zu wenig, Kasimirs Verrath zu strafen; behaltet Euch also der Rache auf, die Ihr, mit mir und Tausenden Eurer Brüder verbunden, an ihm nehmen sollt.

Eben noch zur rechten Zeit war Karl Kasimirs Nachstellungen entronnen, denn den Tag nach seiner Entfernung wurde Kalisch von dem polnischen Heere umschlossen und der Befehlshaber der Besatzung aufgefordert, dem Könige von Polen das Thor zu öffnen. Da dies ohne Weigerung geschahe, wurden alle Feindseligkeiten vermieden. An der Spitze einer Schaar seiner

ner muthigsten Krieger rückte Kasimir in die Veste, wo er mit verstellter Freundlichkeit nach seinem theuern Sohne Karl fragte, schwer wurde es ihm aber, zu verhüten, daß die verstellte freundliche Miene nicht durch den Ausbruch der wildesten Wuth, die in seinem Innern strömte, verdrängt wurde, als er Karls Abwesenheit erfuhr.

Es gelang ihm freilich nicht ganz, die erste Miene zu behalten, doch fand keiner der gegenwärtigen Ritter für gut, seine Veränderung laut zu bemerken. Nur Otto konnte seinen Zorn über Kasimirs Verstellung und hinterlistige Verrätherei nicht ganz verbergen; ein strafender Blick voll tiefer Verachtung, auf den Mann geworfen, der eine Verrätherei, welcher sich selbst ein grosmüthiger Feind geschämt haben würde, unter der Larve der Freundschaft verhang, drückte die Empfindungen aus, die seinen Busen durchschütterten.

Noch deutlicher verrieth sich Otto, als Kasimir seine Verwunderung äusserte, daß

sich

sich der Markgraf so schnell und unvermerkt entfernt hätte, ohne sein Gefolg mit sich zu nehmen, und Otto hierauf antwortete: der Markgraf, unser gnädiger Herr, würde sich noch mehr verwundern, sich von Eurer königlichen Würde auf solche Art heimgesucht zu sehen.

Ich wette meinen köstlichsten Hengst – erwiederte Kasimir — daß mein verehrter Bundesfreund nicht die geringste Verwunderung äussern würde, so bald ich ihm die Ursache meiner vielleicht auffallenden Erscheinung entdeckte; und auch Euch edle und veste Herren wird alle Verwunderung verlassen, wenn ich Euch diese Ursache kund mache. Dies soll geschehen, bevor wir uns trennen, ietzt aber erlaubt mir noch zu schweigen, doch soll uns dies nicht hindern, bis dahin fröhlich und brüderlich, wie es Freunden und bundesverwandten Völkern geziemt, mit einander zu leben. Heut sind wir Eure Gäste, morgen Ihr die unsrigen!

Der Ritter, welchen Karl zum Befehlshaber seines Heeres ernannt hatte, liess

nun

nun ein Mahl zurichten, den König von Polen und seine Begleiter zu bewirthen, wirklich aber war ihm an dieser Ehre so wenig gelegen, als er, sammt allen Andern, die den König von Polen kannten, Gefallen an der Artigkeit und Achtung fand, mit welchen er iedem unter ihnen begegnete. Man war dies von Kasimirs Stolz und von seinem rauhen Charakter nicht gewohnt, woher in den Böhmen die Vermuthung entstand, daß Kasimir seine Gefälligkeit zur Decke neuer Argliſt gebrauchte.

Einer theilte dem Andern diese Vermuthung mit; nur Otto: gewohnt von iedem das Beſte zu denken; vielleicht auch aus iugendlicher Unerfahrenheit und aus geheimer Selbſtliebe, ſtimmte ihnen im Herzen nicht bei, ob er es ſchon zum Theil mit dem Munde that. Kaſimir war, wie wir wiſſen, der Gemahl Adelheidens von Heſſen, und unſerm Otto dünkte es ſehr wahrſcheinlich, daß es ſeiner geliebten Schweſter gelungen wäre, ihren Gatten zu verfeinern.

Vor-

Vorzüglich gegen ihn selbst gab Kasimir Beweise höherer Kultur, als er in Prag an ihm bemerkt hatte. Mit keinem seiner Gefährten sprach der König so viel, wie mit ihm, und immer mischte er in seine Gespräche lautes Lob: daß Otto sich der Würde, die er besas, im Jünglingsalter schon so vollkommen würdig gemacht hätte. Einem Ehrgeizigen ist Lob schmeichelhaft, und in dem Munde eines grossen Mannes, wie Kasimir, blos als Krieger betrachtet, allerdings war, hat es doppelten Werth — kein Wunder daher, daß Kasimir unsern Otto bestach, besser von ihm zu denken, als er wirklich verdiente.

Elgar theilte mit seinem Freunde Kasimir's Beifall und Lob, aber kälter als jener, machte dies auf ihn weniger Eindruck, ob sich gleich Kasimir um ihn noch mehr verdient zu machen suchte, als um den Ritter Otto.

Ihr wart gewis nicht sogleich gegenwärtig — sprach er unter andern zu ihm — als mein Freund, der Herr Markgraf,

graf, den Retter seines Lebens mit dem Schwerde, an welchem noch des Feindes Blut rauchte, zum Ritter schlug, sonst würdet Ihr hoffentlich mit ihm die Ehre getheilt haben, so wie Ihr im Kampfe für Euern gnädigen Herrn die Gefahr mit ihm theiltet. An allem was meinen geliebten Sohn Karl betrifft, nehme ich aufs lebhafteste Theil, daher ist mir auch jener Vorfall so wohl bekannt, der auf Euch und Euern Freund gerechten Ruhm brachte. Der Dienst, den Ihr dem Markgrafen leistetet, war freilich minder gros, als den er von dem Ritter Otto erhielt, doch ohne Eure Schuld, und daher der goldnen Spornen nicht weniger werth.

Zu viel Lob, gnädigster Herr — antwortet Elgar — Verdientere denn ich, ringen noch nach dem Kleinode, das Ihr an mir vermisset.

Fürwahr — fuhr Kasimir fort — der Ritterstand würde ietzt noch so ehrwürdig sein wie vor Alters, wenn der Purpurmantel ieden mit so vielem Rechte zierte,

als er von Euch getragen würde. Lasset mich das Unrecht vergüten, das Euch aus Uebereilung von meinem Freunde widerfuhr!

Mit aller Pracht wurde nun Elgar vom Könige in Polen zum Ritter geschlagen; nie hat aber wohl ein Jüngling sich dieser erhaltenen Würde weniger gefreuet, als der neue Ritter Faust, so oft sich auch seine Wünsche im Stillen nach ihr gesehnt hatten. Da es ihm unwahrscheinlich schien, daß er diese Gunst wirklich der Ursache zu danken haben sollte, welche Kasimir angab, dachte er über eine mehr wahrscheinliche nach und, sowohl von seinen Kriegsgefährten, als von der übergrossen Huld des Königs von Polen, zum Mistrauen gegen denselben gestimmt, glaubte er sie, ohne Unrecht zu thun; trügliche und geheim verborgene Argliſt nennen zu können.

Besonders vermehrte die Frage, die Kasimir schon zuvor an Otto und Elgar nach ihren Namen gethan hatte, Elgars Mistrauen, weil der Beantwortung derselben

ben die zweite Frage folgte: ob sie die fremden Jünglinge wären, die der Sonnenschein von Karls Huld zu Zierden der Ritterschaft gereift hätte? Elgar wurde von dem Gedanken durchflogen: ob nicht vielleicht der König von Polen, von Heinrich dem Eisernen Auftrag erhalten haben könnte, die gegen seinen Sohn geäusserten Drohungen zu verwirklichen.

Er säumte nicht, seinen Argwohn Otten mitzutheilen; aber lächelnd antwortete ihm dieser: warum schaffst Du Dir ein Hirngespinnst, das so leicht gewebt als die Veranlassung zu demselben menschenfeindlich ist? Gesetzt auch, daß Kasimir solcher Hinterlist fähig wäre, wie Du ihn bezüchtigst; gesetzt, daß sie seiner Gefälligkeit gegen uns zum Grunde lägo, was könnte ihn vermögen, Dich, den er bald empfindlich zu beschimpfen gedächte — denn würdest Du nicht mein Schicksal mit mir theilen müssen — ietzt so hoch zu ehren?

Das Bestreben, uns ganz sicher zu machen — antwortete Elgar — um uns desto gewisser in die Falle zu locken.

Zuletzt, Argwöhnischer — lächelte Otto — findest Du den Grund zu Kasimirs Verrätherei gegen den Markgrafen in seinem wider uns angelegtem Plane?

Anfangs — erwiederte Elgar — wird dieser freilich wohl nur Nebenabsicht gewesen sein; nun aber, da er seinen Hauptzweck verfehlt sieht, gefällt es seiner Laune vielleicht, ienen hierzu zu erheben, um den Beifall seines Schwähers sicherer zu erhalten, oder aus andern Ursachen, die seiner Hinterlist nur allein bekannt sind. Ich beschwöre Dich: verachte meinen Rath nicht leichtsinnig, sondern sei auf Deiner Hut, denn einem Manne, der an einem so treuen und mächtigen Freunde, wie der Markgraf von Mähren ist, zum Verräther wird, ist gewis auf keine Weise zu trauen.

So viel Gewicht auch sonst Elgars Worte bei Otten hatten: so wenig vermog-

ten

ten sie ietzt über den Argloſen, wozu ein vorüber eilender Gedanke, der, in Hoffnung verwandelt, bei ihm ſich feſt geſetzt hatte, wahrſcheinlich das mehreſte beitrug. Otto war ſchon zu ſehr gewohnt, Gewogenheit und Achtung ſich entgegen kommen zu ſehen, als daß er zu den Aeuſſerungen derſelben bei dem Könige von Polen einen andern Grund hätte aufſuchen ſollen, als ſein Verdienſt, deſſen er ſich bewuſt war, ohne ſich iedoch damit zu blähen. Beſcheidenheit iſt die Gefährtin ächten Verdienſtes, und ſie war es auch bei unſerm Otto, welcher ſich der erhaltenen Achtung des Königs von Polen freuete, weil ſie in ihm die Hoffnung hervor rief: an Kaſimir einen zweiten Vermittler bei ſeinem Vater zu finden, der vielleicht mehr über denſelben vermögen würde, als der Markgraf von Mähren.

Kaſimir blieb bis den andern Morgen in Kaliſch; und die Böhmen hielten die Abſicht: ſich von Karls wirklicher Abweſenheit zu überzeugen; für die Urſache ſeines Verweilens. Seine Krieger, die in alle

Häuſer vertheilt waren, ſpürten ſo eifrig nach, daß Karl nicht unentdekt würde geblieben ſein, wenn er ſich noch in Kaliſch aufgehalten hätte. Jezt lies der König von Polen die Einladung: in ſeinem Lager ein Mahl einzunehmen; dem böhmiſchen Heere wiederholen. Sie wurde angenommen, ſo gern ſie auch die mehreſten unter den Böhmen abgelehnt hätten. Nicht ohne Beſorgnis folgten ſie ihren ungebetnen Gäſten in das Lager.

Kaſimir war ganz der nämliche wie geſtern, er miſchte ſich bald unter dieſen bald unter jenen Zirkel der böhmiſchen Ritter und Edeln, und bemühte ſich, durch Freundlichkeit und Scherz, die finſtere Laune zu verſcheuchen, die an den mehreſten derſelben zu bemerken und eine natürliche Folge ihrer geheimen Beſorgniſſe war. Auch in der Auszeichnung gegen Otto und Elgar blieb er ſich gleich, ſo wie dieſe beiden noch der nämlichen Geſinnungen gegen ihn voll waren wie geſtern.

Durch Winke und halb laute Worte erneuerte Elgar die Warnung, die er seinem Freund bereits gegeben hatte, am Abend aber, als die Böhmen sich schon bereit machten, wieder zurück nach Kalisch zu gehen, zeigte es sich deutlich, wie Elgar seine Bemühungen ganz ohne Erfolg angewendet hatte.

Ich bin Euch die Ursache meines Besuches bei Euch noch schuldig — wendete sich ietzt Kasimir zu Otten und Elgar — Euch, Ihr Herren, will ich sie entdecken!

Warum, gnädigster Herr, wählt Ihr hierzu nicht unsern Anführer? — fragte Elgar, indem er Otten mit einem bittend warnenden Blicke ermahnte, dem Könige nicht zu folgen.

Diese Frage — erwiederte Kasimir — werdet Ihr zu völliger Zufriedenheit Euch selbst beantworten können, so bald Ihr mich gehört habt. Jetzt gefalle es Euch, mich zu begleiten, damit mein Vertrauen zu Euch nicht länger unbefriedigt bleibt.

Hierauf ergriff er Ottens Hand und zog ihn mit sich fort; heftiger aber fühlte sich Elgar von Otten fortgezogen, dem er unwillig folgte, weil er ihn nicht zurück zu halten vermogte. Unruhig blieben die übrigen Böhmen zurück und wurden es noch mehr, als Kasimir nach kurzer Zeit zurück kam. Ihm folgte die ganze Schaar seiner Hofdiener, vergebens sahen aber die Böhmen nach Otten und Elgar. Sie fragten nach ihnen und Kasimir antwortete also:

Ihr sollt wissen, edle und veste Herren, daß diese Jünglinge, an die der Markgraf, Euer Herr, seine Gunst verschwendete, wie Ihr Eure Freundschaft, landflüchtige Abenteurer sind, die der Fluch ihrer Väter verfolgt. Sie betrogen Euch unter erborgten Namen, denn ihre wirklichen: Otto, Junker von Hessen und Elgar von Meiseburg, durften sie nicht nennen. Diese Jünglinge, von denen sich viele unter Euch entsinnen werden, daß sie schon beinahe vor drei Jahren in Prag aufgesucht wurden, verwandelten durch Ungehorsam

und

und lose Händel die Liebe ihrer Väter in gerechten Zorn, und achteten der lockenden Stimme nicht, die sie zur Rückkehr ermahnte, sondern schritten sträflich fort auf dem gewählten Irrwege, bis endlich der Zorn meines Schwähers, des Landgrafen von Hessen entbrannte, und er mir den Auftrag gab: seinen ungerathenen Sohn zur künftigen Besserung in seine Hände zu liefern, damit er nicht länger in der Welt umherstreichen und ihm Schande machen könnte. Ich habe gethan, was mein Schwäher und Billigkeit von mir verlangten, glaubte dies eben auf die Art thun zu müssen, wie ich es wirklich vollendete, und hoffe, daß keiner von Euch mich deshalb tadeln wird, so wie ich der Billigung meines theuren Bruders, des Markgrafen von Mähren gewis bin, wenn Ihr ihm den ganzen Vorgang erzählt, so bald er wieder nach Kalisch zurückkömmt, oder Ihr ihm nach dem Orte folget, wohin er gegangen ist.

Später hin beklagte sich Karl bei dem Könige von Polen über sein Verfahren, aber

dieser entschuldigte sich und nannte Ottens Verhaftung die einzige Ursache zu demselben; ein Vorwand, den Karl um so weniger gelten lies, da sich Kasimir kurz nachher grössere Feindseligkeiten gegen ihn erlaubte, indem er, verbunden mit dem Herzoge von Schweidnitz, in Schlesien einfiel. So viel über die Folgen von Kasimir's Besuche in Kalisch, und nun zurück zu unserm Otto.

Der König von Polen hatte Otten und Elgar von ihren Kriegsgefährten so weit hinweg geführt, bis er überzeugt sein konnte, daß ihr mögliches Geschrei nach Hülfe von diesen nicht gehört werden würde. Jetzt verwandelte sich seine freundliche Miene mit einem male; er schleuderte Ottens Hand von sich; stampfte mit dem Fusse; eine Schaar Gewaffneter trat hervor; Kasimir rief aus: Hinweg mit dem Buben, der sich frevelnd wider den Willen seines gütigen Vaters auflehnt; und in diesem Augenblicke sahen sich unsere Freunde von den Gewaffneten umringt.

Wider-

Widerstand würde Eure böse Sache nur noch mehr verschlimmern — rief Kasimir, indem er sich entfernte, worauf die Gewaffneten über die zum Opfer bestimmten Jünglinge herfielen, ihre Waffen ihnen von der Seite rissen und sie mit sich fort führten. Betäubt durch dieses unerwartete Ereignis stellte sich Otto nicht zur Gegenwehr, wozu sein Feuer ihn vielleicht verleitet haben könnte, ohne der überlegenen Menge zu achten. Der kältere Elgar unterlies aus Klugheit, woran sich Otto aus Bewußtlosigkeit nicht erinnern konnte. Er begnügte sich von den Polen mit Entschlossenheit, doch ohne Hitze eine Behandlung zu verlangen, wie sie sich gegen Ritter geziemte und hatte die Zufriedenheit zu sehen, daß seine Ermahnung nicht vergebens war.

Eilend wurden die Verhafteten aus dem polnischen Lager geführt, an dessen Ende zwei Rosse bereit standen, die man sie besteigen hies. Ihre Begleiter umgaben sie von allen Seiten und nahmen einen Weg

mit ihnen, von welchem Otto bald bemerkte, daß er nach Polen führte. Schweigend setzten ihn beide Freunde fort, bis sie mit Krakau das Ziel derselben erreichten. Am Thore der Stadt hies man sie das Visir nieder lassen, worauf sie durch einen Theil der Stadt zur Verwahrung in ein Schloß gebracht wurden, wo sie Kasimir, nach dem Willen des Landgrafen von Hessen, so lange zu behalten gedachte, bis dieser einige Abgeordnete nach Polen senden würde, die Verhafteten abzuholen.

Betäubung über den ihn unerwartet getroffenen Schlag, hatte Otten bis ietzt stumm gemacht, nun nahm ihm Schmerz die Sprache, zu welchem ihn Liebe und Freundschaft aufforderte. Der Gedanke: von seiner Oda getrennt zu sein; nicht ohne Furcht, sie vielleicht nie wieder zu sehen, lag schwer auf ihm, nicht viel weniger die Erinnerung: seinen treuen Freund unverschuldet zum Gefährten in seinem traurigen Schicksale gemacht zu haben. Zu diesen Empfindungen gesellte sich Verdrus über

die

die ſchmerzvolle Täuſchung in der lachenden Hoffnung, die er ſich von dem Könige von Polen gemacht hatte, und Reue über die Unfolgſamkeit gegen die Warnungen ſeines Freundes Elgar.

Elgar war heiterer als er, und gab ſich alle Mühe, ſeinen leidenden Freund mit ſich zu gleichen Empfindungen zu ſtimmen, indem er ihn bat, ſich durch Beſorgniſſe um ihn keine Unruhe zu machen und in das Dunkel der Zukunft nicht ſo ganz ſonder Hoffnung zu blicken.

Wie mancher — ſprach er unter andern — iſt ſchon glücklich aus dem Kerker entronnen, und ich hätte nicht geglaubt hier den Felſen zu finden, an welchem Ottens Muth ſcheitern würde. Las uns die Zeit nicht mit unnützen Klagen verſchwenden, ſondern dafür auf Mittel denken, den Kerker zu öffnen, in welchen wir ſo ungerecht geſtoſſen wurden.

Zwei Tage vergingen, ohne daß Otto fähig geweſen wäre, ſich mit ſeinem Freun-

Freunde über die Mittel zur Befreiung zu berathen — seine Gedanken wurden von der Furcht: Odo zu verlieren; so ausschliessend beschäftigt, daß sie für nichts anders Raum hatten. Der Verlust seiner Geliebten war ietzt, das Einzige was er fürchtete; des Zornes und der Strenge seines Vaters gedachte er noch so wenig als des Zwanges: vielleicht zu einem Stande wieder zurückkehren zu müssen, gegen welchen seine Abneigung nothwendig noch nie so gros hatte sein können als eben ietzt.

Für ihn dachte und handelte Elgar, der in der freundlichen Behandlung des Kerkermeisters, und in den mitleidsvollen Blicken, mit welchen dieser alte Mann seine Gefangenen öfters betrachtete, schmeichelhafte Hoffnung fand, durch die Vermittelung desselben sich und seinem Freunde die Freiheit zu verschaffen. Gleich den ersten Tag nach ihrer Verhaftung hatte Elgar seinen Freund erinnert, daß die Königin von Polen seine Schwester wäre, die ihre Fesseln vielleicht würde lösen können; aber die Antwort, die er

von

von demſelben erhielt, raubte ihm gleich alle Hoffnung, den Plan, den er auf die Hülfe der Königin Adelheid gebauet hatte, mit Ottens Vorwiſſen, ausführen zu können.

Nein — rief Otto aus — ich will meine geliebte Schweſter nicht mit in mein trauriges Schickſal verwickeln, denn der Zorn ihres rohen Gemahls würde ſie ſonder Zweifel nicht weniger drücken, als mich die Tirannei meines Vaters! Weiſt Du ein anderes Mittel zu unſerer Befreiung auszuſinnen: ſo werde ich es Dir danken und Deiner Leitung folgen; eher aber würde ich im Kerker vermodern, als mir denſelben durch das Unglück meiner theuren Schweſter öffnen.

Dieſes Unglück ſahe Elgar nicht ſo unvermeidlich als Otto, weil er wuſte, wie viel durch weibliche Liſt ſchon ausgeführt wurde, vielleicht überſahe er auch bei der gewiſſen Gefahr, in der er ſich mit ſeinem Freunde befand, die minder gewiſſe der Königin von Polen, wenn ſie zur Ausführung ſeines Vorhabens die Hände bieten

würs-

würde. Durch Kenntnis ihrer zärtlichen Liebe für ihren theuren Bruder Otto von ihrer Bereitwilligkeit, ihn zu retten, vollkommen überzeugt, dachte er nur auf Mittel, sie von der Gefahr desselben zu benachrichtigen, und wünschte sich hierzu die Hülfe des menschenfreundlichen Kerkermeisters.

Am dritten Tage ihrer Gefangenschaft wagte es Elgar, den Kerkermeister nach der Königin zu fragen: und die Art, wie er seine Frage beantwortete, stärkte ihn noch mehr in der Hoffnung auf die Hülfe desselben. Mit Wärme rühmte der Kerkermeister den trefflichen Charakter der Königin, der sich besonders durch Duldsamkeit gegen ihren Gemahl und durch Güte und Wohlthätigkeit gegen ihre Diener und Unterthanen äusserte.

Ihr gefühlvolles Herz — versicherte er — schliesst sich iedem Nothleidenden auf, immer ist sie zu helfen bereit, und wenn sie dies nicht vermag: so ist es wenigstens ihr angelegentlichster Wunsch, es

zu können. Ihr Mitleid äuſſert ſich gegen ieden Bedrängten, und auch Ihr, geſtrenger Ritter, wart ein Gegenſtand deſſelben.

Als Ihr hierher gebracht wurdet, führte Euch der Weg dem Schloſſe unſerer gnädigen Königin vorbei. Sie ſahe Euch und Euern Gefährten, und forſchte nach Euern Namen, die man ihr aber nicht ſagen konnte, weil ſie Eure Begleiter nicht wuſten, ſo wie ſie auch mir noch unbekannt ſind.

„Der edle Anſtand dieſer Ritter — „ſprach unſere gütige Frau Königin — „ſtimmt mit der Lage, in welcher ſie ſich „befinden, wenig überein. Ruhig und „ſtolz blickt ihr Auge unter dem Viſir her„vor, und kündigt ſie als verhärtete Böſ„wichter, oder als Unſchuldige an".

Der mitleidsvolle Blick, mit welchem ſie dieſe Worte begleitete, bewies deutlich, daß ſie mehr geneigt war, Euch für das letzte zu halten.

Das Mitleid Eurer würdigen Frau Königin — erwiederte Elgar — würde noch lebhafter gewesen sein, hätte sie gewust, daß diese Gefangenen, Freunde des Geliebtesten ihrer Brüder wären. Wir gedachten nach Preussen zu ziehen, den deutschen Rittern unser Schwerd anzubieten, und ich erhielt von dem Prinzen von Hessen ein Schreiben an seine erlauchte Schwester, das ich ihr auf dem Heimwege überliefern sollte.

Gefällts Euch, mir es anzuvertrauen — antwortete der Kerkermeister Miecislaus — so kommt es unbemerkt und sicher in die Hände der Frau Königin, denn meine Tochter befindet sich unter ihren Frauen, und kann es ihrer erhabenen Gebieterin überliefern. Doch ich mus ietzt von Euch scheiden, damit mein längerer Aufenthalt bei Euch nicht Verdacht erregt. Habt Ihr Vertrauen zu mir: so erwarte ich heut Abends, wenn ich wieder zu Euch komme, das Schreiben an die Königin.

Otto hatte während dieſes Geſprächs geſchlafen, weil Ermattung des Körpers den Schlaf endlich herbei rief, welchen der Kummer über den wahrſcheinlichen Verluſt ſeiner Oda, ſeit ſeiner Entfernung aus Kaliſch, von ihm geſcheucht hatte. Elgar freuete ſich dieſes Schlafes zu ſo gelegener Zeit, noch mehr aber eines Einfalls, der ihn bewogen hatte, ſich in Kaliſch mit Schreibegeräthe zu verſehen. Mistrauen gegen den König Kaſimir und geheime Ahndung hatten ihm geſagt, daß er deſſelben vielleicht bedürftig ſein könnte, und iezt trat der Fall ein, wo es ihm nüzlich wurde.

Er verſprach ſich von Ottens Schlafe noch einige Dauer, weil er durch das Raſſeln der eiſernen Thür des Kerkers und das Klirren ihrer Riegel und Schlöſſer, als Miecislaus ſie hinter ſich zuſchlos, nicht unterbrochen worden war und ſuchte nun ohne Verzug ſein Schreibezeug hervor, zur Befreiung aus dem Kerker den erſten Schritt zu thun.

„Ihr ſchenktet, gnädigſte Frau — ſchrieb er — „den Gefangenen, die vor drei „Tagen Eure Blicke auf ſich zogen, theil„nehmendes Mitleid, deſſen ſie ſich in noch „höherm Grade hätten ſchmeicheln dürfen, „wenn Ihr gewuſt hättet, daß ſie deſſel„ben nicht unwürdig wären, und daß die „Rüſtungen, die Euer Auge nicht zu durch„ſchauen vermogte, Euern geliebten Bru„der Otto und ſeinen Freund Elgar ver„bargen. Auf Befehl des Landgrafen von „Heſſen wurden ſie, durch Verrath, die „Gefangenen des Königs von Polen, und „ſehen nun zu Euch nach Hülfe auf. Ihr „kennt unſer Verbrechen, und mögt ſelbſt „entſcheiden, ob es ſolche Strafe verdient. „Iſt Eure Entſcheidung günſtig: ſo flehe „ich Euch, rettet unſchuldig Verhaftete!“

„Doch es bedarf hierzu wohl keines „andern Aufrufs als den Euer Herz ſchon „von zärtlicher Geſchwiſterliebe erhalten „wird, nur die Erinnerung erlaubt mir: „die Anſtalten zu der Rettung Euers Bru„ders, ohne deſſelben Vorwiſſen zu ma„chen.

„chen. Für Euer Wohl zärtlich beſorgt,
„will er lieber ewig in dem Kerker bleiben,
„als mit der Beſorgnis: eine verehrte
„Schweſter in Verlegenheit zu bringen, ihn
„verlaſſen. Ohne dieſe fürchten zu müſ-
„ſen, iſt Euch aber vielleicht Rettung mög-
„lich, und ich hielt es für meine Pflicht,
„das einzige Mittel zu derſelben, auch wi-
„der den Willen meines Freundes, in Be-
„wegung zu ſetzen, und Euch, gnädige
„Frau, der Gelegenheit nicht zu beraub-
„ben, Euern Bruder der dringendſten Ver-
„legenheit zu entreiſſen.

„Miecislaus, durch deſſen Verwen-
„dung dieſes Schreiben in Eure Hände
„kommt, wäre vielleicht dahin zu bewe-
„gen, ſeine Gefangenen entfliehen zu laſſen,
„nur fehlt es uns freilich an Mittel, ihn
„vor den nachtheiligen Folgen zu ſichern,
„welche dieſer Dienſt leicht für ihn haben
„könnte; Euch aber, gnädigſte Frau, fle-
„hen ſie ohne Zweifel zu Gebote.

„An der Aechtheit dieſes Schreibens
„werdet Ihr hoffentlich nicht zweifeln, denn

„ich schmeichle mir, daß Euch das Wap-
„pen derer von Meiseburg, dessen ich mich
„seit langer Zeit wieder zum ersten male
„als Siegel bediene, nicht unbekannt
„sein wird."

Dies ein Auszug von dem Inhalte des langen Schreibens, das Elgar an die Königin von Polen verfaste, und ihr darinnen den letzten Entschlus des Landgrafen von Hessen über Otten und andere Dinge erzählte, welche wir nicht erwähnen, weil sie unsern Lesern schon bekannt sind. Unterdessen Elgar schrieb, blickte er oft nach seinem Freunde, welcher so ununterbrochen fortschlief, daß Elgar nicht nur sein Schreiben beendigen, sondern es auch dem Kerkermeister einhändigen konnte, ohne Otten zum Zeugen zu haben. Mieczislaus versprach, sich noch heut seines Auftrags zu entledigen und die Antwort der Königin, wenn eine erfolgen sollte, heimlich zu überbringen.

Gewagt war es allerdings, daß Elgar den Worten Mieczislaus so leicht trauete; aber

aber in dringender Gefahr wagt man viel, und das Gesicht des Alten war so ehrlich und verrieth so ganz keine Hinterlist, daß Elgar glaubte, sich ihm sonder Gefahr anvertrauen zu können. Besonders gab ihm die Wärme und Ehrfurcht, welche aus Miecislaus Reden von der Königin hervorging, und die sie sich besonders durch die Huld gegen seine Tochter erworben hatte, viel Hoffnung zu der Erreichung seiner Absicht, und machte ihn so freudig, daß er Mühe hatte, seine fröhliche Laune vor Otten zu verbergen, dem sie nicht ohne Gefahr, die Ursache derselben zu errathen, kund werden durfte.

Zwei Tage waren vergangen, und Elgar hatte von Miecislaus noch keine Antwort erhalten. Mehrmals flüsterte er ihm die Frage zu: ob die Königin seiner Tochter nichts aufgetragen hätte: erhielt aber immer, Nein, zur Antwort, mit dem Beisatze, daß es vielleicht noch geschehen würde. Schon begann Elgar den Kerkermei-

ster für einen Verräther zu halten, und machte sich Vorwürfe, daß er ihn, bevor er sich ihm entdeckte, nicht sorgfältiger geprüft hätte, doch verbarg er seinen Unwillen, so gut er vermogte, um Otten mit demselben nicht zugleich seine Ursache zu verrathen.

Im Namen ihrer gnädigsten Frau Königin — trat Miecislaus, gegen den Abend des dritten Tages, in das Zimmer unserer Gefangenen — bittet meine Tochter vor Euch gelassen zu werden.

Elgar sah ihn unwillig an, doch Miecislaus achtete nicht darauf und, ohne eine Antwort zu erwarten, öffnete er der Angemeldeten die Thür, entfernte sich dann wieder, und lies Elgar und Otten erstaunt und voller Erwartung zurück.

O mein Bruder! mein Otto — sank jetzt Miecislaus vorgebliche Tochter in Ottens Arme, die sich ihr bei dem Ausruf, Bruder, unwillkührlich entgegen breiteten — muste ich Dich also wieder finden! Doch sei getrost, Du bist gerettet!

Lange

Lange hielt Otto seine Schwester feurig umschlossen, ehe er, durch Gefühle, die eine Mischung von Freude, Schmerz und Besorgnis waren, der Sprache beraubt, ihre Anrede mit etwas mehr als dem Ausrufe: — meine Adelheid! — beantworten konnte.

Elgar stand neben dem fest verschlungenen Paare, weidete sich an ihrem Entzücken, und bat in seinem Herzen den Kerkermeister um Verzeihung des Argwohns, den er gegen ihn genährt hatte.

Dank Euch, Herr Ritter — wendete sich jetzt die Königin von ihrem Bruder zu Elgar — heissen ewigen Dank, daß Ihr mich die Seligkeit genieſſen liesset: meinen geliebten Bruder aus unverdienter Haft zu retten. Wäre ich jetzt einer andern Empfindung als der Freude fähig — kehrte sie sich darauf wieder zu ihrem Bruder — so mögte ich schier mit Dir zürnen, daß Du Dich Deiner Schwester nicht sogleich anvertrauetest, und den wackern Elgar unthätigtest, ohne Dein Wissen zu handeln.

Otto. O Schwester! was hast Du gewagt! Wie übel wird Dich Kasimir belohnen, daß Deine schwesterliche Liebe mir dieses Opfer brachte!

Adelheid. Sei unbesorgt, Lieber, mit gehöriger Vorsicht wagt man nichts! Sie und der schlaue Miecislaus waren meine Führer; lasse sie nun die Deinige werden!

Otto. Theurer ist mir meine Freiheit, aber der Preis, um den ich sie erkaufen soll, ist zu hoch, um der Sehnsucht nach ihr Raum geben zu dürfen.

Adelheid. Ich verstehe Dich nicht.

Otto. O sage lieber, daß Deine Liebe mich nicht verstehen will! Oder lies Dir der Eifer, mich zu retten, keine Zeit übrig, zu einem Blicke auf die Gefahren, welchen Du Dich hierdurch Preis geben wirst?

Adelheid. Soll ich es Dir wiederholen, daß meine Vorsicht sie entfernte. Höre jetzt den ganzen Plan, und dann eile denselben auszuführen. Durch ein Schreiben

ben machte mir Ritter Elgar Eure Verhaftung bekannt; Miecislaus gab es seiner Tochter zu weiterer Beförderung; und ich befahl nun dieser, ihren Vater zu mir zu führen. Er kam; und sonder Gefahr glaubte ich mich ihm entdecken zu dürfen, denn mit der Liebe der Tochter hatte ich mir auch die Liebe des Vaters erworben. Von seiner Ergebenheit überzeugt fragte ich ihn: ob er Muth genug hätte, den Bruder seiner Königin zu retten; erzählte ihm hierauf die Ursache Deiner Verhaftung; erwärmte ihn zum thätigsten Mitleid, und erhielt die Versicherung von ihm: nicht nur meine Aufträge pünktlich zu befolgen, sondern seine ganze Erfindungskraft anzuspannen, um Dich zu befreien, ohne auf mich Verdacht der Theilnahme kommen zu lassen. Er rieth mir deshalb, die nöthigen Verabredungen durch Vermittelung seiner Tochter zu treffen, damit sein öfteres Erscheinen im Schlosse nicht verdächtig würde, und handelte so ganz uneigennützig, daß er eine Summe, die ich ihm anbot, um den Verlust zu ersetzen, den

er durch die Flucht von Krakau leiden würde, nicht von mir annehmen wollte. — „Für die noch übrigen wenigen Tage meines Lebens — sprach der wackere Alte — „habe ich genug und finde bei meinem Bruder in Danzig, wo ich sie vollends hinzubringen gedenke, freundliche Aufnahme und die Pflege, welcher mein Alter „vielleicht bald bedürfen mögte." —. Kaum vergönnte er seiner Tochter, die Summe, die er ausschlug, als ein Geschenk von mir zu nehmen, doch ich lies mich an dieser billigen letzten Sorgfalt für das gute Mädchen durch nichts hindern. Sie begleitet ihren Vater und Euch, denn beide darf freilich Kasimir nicht mehr in Krakau finden, wenn er Euch entflohen sieht. So schnell, wie es bei der Verborgenheit, mit welcher es geschehen muste, möglich war, hat Miecislaus die Anstalten zur Flucht getroffen und vollendet. Nahe an einer Hinterthür dieses Schlosses liegt auf der Weichsel ein Schiff bereit, Euch aufzunehmen und nach Danzig zu führen, von wannen Ihr dann Euern Weg nach Deutschland,

land sonder Gefahr fortsetzen könnt. Machet Euch nun fertig, die Reise zu beginnen, so bald die Nacht herein bricht.

Otto. O wie gern möchte ich Dir feurig danken, aber der Gedanke an die Gefahr, welcher Du Dich hierdurch aussetzest, erstickt meinen Dank, und läst mir keine andere Empfindung übrig: als Furcht und nagenden Schmerz. Hat auch Miecislaus so geheim gehandelt, daß man Deine Theilnahme an seinem Plane kaum argwohnen könnte: so bietet sich doch nun, da Deine Liebe Dich so weit hingerissen hat, mich in meinem Kerker heimzusuchen, iener Verdacht von selbst dar.

Adelheid, (lächelnd.) Wohin Dich nicht unnöthige Furcht verleitet! Daß ich im Verborgenen hier bin, muß Dir ia wohl dieser Anzug sagen, der keine Königin verräth? Ich lehnte ihn von Miecislaus Tochter, deren Gestalt der meinigen gleicht, und kam auf diese Art dicht verschleiert hierher, ohne Verdacht erregen zu können.

Otto.

Otto. Aber wird man Deine Abwesenheit aus der Burg nicht bemerken und nachspüren, wohin Du gingst?

Adelheid. O nein! man ist es schon gewohnt, mich öfters, fern von allem Prunke einer Königin, ausgehen zu sehen, und in einem solchen einfachen Anzuge, wie ich zu meinen prunklosen Ausflügen wähle, verlies ich auch heut die Burg, und ging mit Mieciślaus Tochter in ein Häuschen, das der gute Alte nicht fern von hier besitzt und seit der Zeit, wo Marie in meine Dienste kam, unbewohnt steht. Hier zog ich Mariens Kleider an, kam unter ihrem Namen hierher, um Dich, mein geliebtester Bruder, zu sehen. Wie konnte ich Dich mit mir in den Mauern einer Stadt wissen, ohne Dich wieder einmal an mein Herz zu drücken, das so lange nicht an dem Deinigen schlug!

Elgar. Nehmt mit meinem feurigsten Danke, gnädigste Frau, auch den Dank Eures Bruders. Er selbst vermag ihn

Euch

Euch ietzt noch nicht zu bringen; aus der Ferne aber wird er Euch entgegen fliegen.

Adelh. O ich bedarf dieſes Soldes nicht, da mich das ſüſſe Gefühl: einen geliebten Bruder und Euch, ſeinen wackern Freund, gerettet zu haben; wohlthätig belohnt. Aber unſere Zeit iſt kurz, laſſet uns mit derſelben geizen! Erzähle ietzt, mein Bruder, wie es Dir, ſeit Deiner Entfernung aus Paris, erging?

Otto erzählte, bat darauf ſeine Schweſter das nämliche zu thun, wurde aber von ihr an Marien verwieſen, die ihn auf der Reiſe nach Danzig mit ihren Begegniſſen unterhalten könnte. Sie gab vor, von den wenigen Augenblicken, die ſie noch übrig hätte, ſich mit ihrem Bruder zu letzen, keinen verlieren zu wollen, und Verluſt nannte ſie es, ietzt mit ihm von Dingen zu ſprechen, die er bei beſſerer Weile von Marien weitläuftiger erfahren könnte; aber die wahre Urſache, warum die zärtliche Schweſter von ihren eigenen Angelegenheiten ſchwieg, war die Beſorgnis: ihren Bru-

der

der traurig zu machen, da sie ihm von ihren Begegnissen freilich wenig Angenehmes sagen konnte.

Die Höffnung der Amme Adelheidens: daß es ihr gelingen würde, ihren rohen Gemahl zu verfeinern; wurde nicht erfüllt, und hierdurch allein muste schon einem Weibe von feinem Gefühl das Leben an Kasimir's Seite lästig werden. Adelheid fand aber bald noch mehr Ursachen zur Unzufriedenheit mit ihm, unter welchen Gleichgültigkeit und unwürdige Behandlung gegen sie und zahlose Ausschweifungen in der Liebe die vornehmsten waren. So bald der Reiz der Neuheit bei Adelheiden verschwunden war, eilte Kasimir von den Umarmungen einer Buhldirne in die Armen der andern, und vergebens wendete seine Gemahlinn alles an, was Klugheit ihr eingab, ihn zu sich zurück zu führen.

Durch Wohlthätigkeit und Beförderung des Glücks verdienter Menschen, suchte sie Trost wider die Leiden, die Kasimir über sie brachte. Nothleidende oder Hülfsbedürf-

dürftige waren es gewöhnlich, die sie im einfachen Gewande besuchte, und wohlthätig und schonend ihre Leiden zu lindern strebte. Damit sich ihr die Herzen derselben leichter aufschliessen mögten, verbarg sie ihnen ihren Stand. Gewöhnlich erfuhren es die Beglückten erst lange nachher, daß ihnen die Königinn selbst, unter dem Namen einer ihrer Dienerinnen, zu Hülfe geeilt war.

Adelheid entdeckte ihrem Bruder nichts von ihrer Lage; nur im Allgemeinen und mit mühsamer Verstellung versicherte sie ihn ihrer Zufriedenheit mit derselben; beantwortete die Fragen die er deshalb an sie that nur kurz, und lies ihnen schnell andere folgen, die über irgend etwas, das Otto in der Erzählung seines Schicksals nur flüchtig berührt hatte, Erläuterung oder ausführlichere Erzählung verlangten.

In traulichen Gesprächen begriffen, bemerkte Adelheid und Otto die Heranäherung des Abends nicht. Auch Elgar achtete nicht darauf, ob er gleich gröstentheils blos Zuhörer war und gewöhnlich nur

dann,

dann, wenn, im Gespräche von sich selbst, Bescheidenheit Otten den Mund verschlos, den seinigen zum Lobe seines Freundes öffnete.

Miecislaus hatte indessen nicht fern von der Thür des Kerkers geharret, um durch seine Gegenwart zu verhüten, daß die Königin und seine Gefangenen, deren Freude, wie er vermuthet hatte, zuweilen für ihre Lage allzulaut wurde, nicht vielleicht belauscht werden mögten. Nun, da die zur Flucht bestimmte Zeit nicht mehr fern war, öffnete er die Thür und erinnerte die Königin, daß das Schiff die Weichsel bald herab kommen würde.

Ich danke Euch, lieber Alter — antwortete sie — daß Ihr mich an den Abschied erinnert; denn so sehr ich auch wünschte noch länger bei meinem geliebten Bruder zu verweilen: so nöthig ist es, mich jetzt von ihm zu trennen, damit wir nicht durch längere Zögerung die glückliche Ausführung unsers Planes verhindern. Lebe wohl, mein Bruder — sank sie jetzt an

Ottens

Ottens Busen — sei glücklich, und gib Deiner Schwester Nachricht von Dir, so oft es ohne Gefahr für Dich geschehen kann!

Schon zuvor hatte sie sich mit Standhaftigkeit gewaffnet; die sie nun stark genug machte, sich den Armen des geliebten Bruders schnell wieder zu entwinden, um durch die Verlängerung des Abschiedes die Trennung nicht zu erschweren, und die fliehende Zeit nicht zu versäumen.

Otto und Elgar riefen der Königin noch Dank und Segnungen nach, als sie mit Mieciślaus schon aus dem Zimmer geeilt war, und Otto iammerte, daß die eiserne Thüre ihn hinderte, seine Schwester noch einmal an sein klopfendes Herz zu pressen. Betäubt durch die Ereignisse der zuletzt verflossenen zwei Stunden warf er sich auf einen Sessel, aber Elgar, der Thätigkeit eher fähig denn er, rief sein Bewusstsein zurück; trug seine Rüstung herbei; half sie ihm anlegen, indem er zugleich sich selbst harnischte; und brachte es durch seine

Eil so weit, daß Miecislaus, bei seiner Zurückkunft, seine Gefangenen bereit fand, ihm zu folgen.

Durch rasselnde Thüren und mehrere Kerker, die theils nur von Ungeziefer, theils auch von Gefangenen bewohnt wurden, denen unsere Errretteten mitleidig vorüber gingen, und ihnen mit sich gleiches Schicksal wünschten, wenn sie vielleicht auch schuldlos nach ihrer Freiheit seufzten, führte Miecislaus seine Begleiter zu einer verborgenen Treppe, oder zog sie zuweilen mit sich fort, wenn sie stehen blieben und ihre Blicke traurig und mitleidsvoll auf einen Unglücklichen hefteten, der seine Ketten verzweifelnd zusammen schlug.

Die Treppe und die Thür, an welcher sie sich endigte, hatte bisher gedient, Personen, die man ingeheim in den Kerker oder zum Tode führen wollte, hinauf oder hinab zu leiten, ohne von den freien Bewohnern des Schlosses bemerkt zu werden. Sie waren nur dem Aufseher über die Gefangenen bekannt, und führten durch einen

unter-

unterirrdischen Gang, zu einem Hause, am Ufer der Weichsel, welches mit dem Schlosse keine Verbindung zu haben schien. Hier fanden unsere Flüchtlinge, Marien in männlicher Kleidung, und eilten nun nach dem Schiffe, welches sie nicht fern von diesem Hause erwartete.

Freier athmeten Otto und Elgar, so bald sie das Schiff erreicht hatten, doch waren sie nicht ohne Furcht, von Nachsetzenden eingeholt zu werden, so oft ihnen auch Miecislaus versicherte, daß man ihre Flucht nicht eher bemerken würde, bis ieder Versuch, sie zu ereilen, vergebens wäre.

Erst am andern Morgen bemerkte man im Schlosse zu Krakau Miecislaus Abwesenheit. Man suchte ihn so lange, bis es sich entdeckte, daß er mit den beiden unbekannten Gefangenen, deren Kerker man leer fand, entflohen wäre, und um eben diese Zeit wurde auch, auf der Hofburg, der Königin, Mariens Entfernung kund.

Man brachte der Königin die letztere Nachricht zugleich mit der erstern; und das Erstaunen, das sie über die Flucht ihrer lieben Marie so geschickt zu äussern verstand, würde selbst bei dem Könige Kasimir dem Verdachte: daß ihr schon längst bekannt wäre, was ihr ietzt entdeckt wurde; vorgebeugt haben, ob er schon bei ihm leichter hätte hervor gehen können, als bei den Hofleuten, welche nicht wusten, wie nahe ihre Königin einem der entronnenen Gefangenen verwand war.

Niemand betrieb es schneller als die Königin, den Geflüchteten zu Wasser und zu Lande nachzusetzen. Sie war dies ihrer Sicherheit schuldig, und konnte die Befehle ohne Besorgnis für ihre lieben Flüchtlinge geben, da sie überzeugt war, daß diese auf dem Rücken der Weichsel, das Gebiet des Deutschen Ordens schon erreicht haben würden, wohin ihnen keine Verfolger nacheilen konnten.

Otto und seine Gefährten erblickten schon in der Ferne die Thürme von Danzig,

da ſich ihre Verfolger kaum von Krakau entfernt hatten, und erreichten das Ziel ihrer Reiſe glücklich und ohne irgend eine Begebenheit, die wir Euch, theure Leſer! glaubten erzählen zu müſſen.

Auf dem Wege hatte Otto Marien aufgefordert, ihm von ſeiner Schweſter zu erzählen, ſie bat ihn aber um Geduld, bis ſie nach Danzig kommen würden, um nicht von dem Schiffer oder ſeinem Knechte belauſcht zu werden. In der Herberge zu Danzig begann ſie endlich eine längere Erzählung deſſen, was wir von dem Schickſale Adelheidens nur kurz berührt haben.

Nach dem Willen der Königin milderte ſie das Traurige ihres Berichts ſo viel nur möglich, lies aber ihrer Zunge freien Lauf, wenn ſie von Zügen der Menſchenliebe und Wohlthätigkeit ihrer verehrten Königin ſprach, und gab hierdurch Ottens Liebe für ſeine Schweſter treffliche Nahrung, ohne ihn, deſſen Frohſinn noch nicht zurück gekehrt war, durch beunruhigende Nachrichten von Adelheiden noch trauri-

ger zu machen. Bei ihrer Mutter, an welche sie ihm ein Schreiben mitgegeben hatte, sollte er erst alles Bedauernswürdige ihrer Lage erfahren; Aus Mariens Nachrichten ergab sich nur so viel, daß zwar Adelheid mit ihrem Gemahle nicht in der glücklichsten Ehe, doch auch nicht unzufrieden lebte.

Als Ritter Schütz und Ritter Wolf brachten Otto und Elgar mit ihrem Retter und seiner Tochter, einige frohe Tage in Danzig zu, beinahe wären sie aber in Unfrieden von ihm geschieden. Adelheid hatte dafür gesorgt, daß beide Ritter in dem Schiffe, das sie nach Danzig brachte, alles fanden, was sie bedurften. Statt der Waffen, welcher man sie bei ihrer Verhaftung beraubt hatte, erhielten sie andere, die iene am Werthe übertrafen, fanden auch einen Beutel mit Gold und einen künstlich verfertigten Waffenrock, den Adelheid, da sie ihn stickte, für ihren Gemahl bestimmte, nun aber, mit freudigern Herzen, ihrem Bruder gegeben hatte.

Der

Der Beutel enthielt eine Summe, die für iene Zeiten, wo weniger Bedürfnisse waren als ietzt, beträchtlich war. Otto, der keinen Geldgeiz kannte, wollte sie mit seinem Retter theilen, und bat diesen auf die schonendste Weise, von ihm einigen Ersatz der Güter anzunehmen, die er um seinetwillen in Krakau verlassen hätte; empfindlich schlug aber Miecislaus das Anerbieten aus; versicherte, daß er den gnädigen Herrn nicht um Sold, sondern aus Menschenpflicht und Ergebenheit gegen seine Königin gedient hätte, deren Freigebigkeit seiner Tochter das kleine Häuschen, das sie in Krakau verlöre, zehnfältig ersetzt hätte.

Ausser diesem Erbe meiner Väter — fuhr er fort — besas ich einige Goldstücken, die ich ohne Mühe mit mir nehmen konnte. Sie werden mir für meine wenigen Tage Brod verschaffen, und der Gedanke: das Glück einiger Personen, die mir immer theuer sein werden, befördert zu haben; wird meine einfache Speisen würzen.

Otto wollte Marien aufdringen, was ihr genügsamer Vater nicht selbst nahm. Marie zeigte sich aber nicht williger als Miecislaus, der nur dann erst wieder der vorige freundschaftliche Alte wurde, als Otto endlich nicht länger in ihn drang. Beim Abschiede wünschte er mit einer Thräne im Auge, daß sein Sohn noch leben mögte, um Ottens Diener werden zu können. Eine zweite Zähre weihete er dem Wunsche für das Glück der Scheidenden, die ihn abwechselnd in ihre Arme schlossen, und den heissen Dank zu erkennen gaben, den er sich bei ihnen verdient hatte. Seine Tochter am Arme begleitete er die Ritter bis vor das Thor, und blickte ihnen unverwand nach, bis sie endlich auf ihren eilenden Rossen seinen Augen entschwanden.

Seit Frau Elisabeth von Hessen, durch widrige Begegnisse, von ihrem Gemahle war hinweg gedrängt worden, lebte sie zu Eisenach auf einem Hofe, den ihr Bruder, Markgraf Friedrich der Strenge, ihr eingege-

gegeben hatte. Die milde Wärme der Mittagssonne lockte sie an einem Wintertage auf den Seller, wo sich ihr thränendes Auge nach der Gegend von Hessen hinwendete. Sie dachte an ihr trauriges Geschick, an ihre Kinder und, unter diesen, vorzüglich an ihren geliebten, ietzt verlornen, Sohn Otto.

Traurige und Uebellaunige finden in allem, was ihrem Blicke begegnet, Nahrung für ihren Unmuth; so auch Frau Elisabeth. In einiger Entfernung von Eisenach sahe sie zwei Ritter daher sprengen, die ihrem Gedächtnisse das Bild der Vergangenheit zurück riefen, wenn ihr lieber Otto mit Elgar des Abends aus dem Forste heimkehrte, sich sammt seinen Geschwistern, mit ihr zum Imbis setzte, und dann Mutterfreuden ihren Geist noch mehr erquickten, als die Speisen den Körper.

Sieh, liebe Luitgard — sprach sie zu einer Dienerin, die sie begleitet hatte — dort bringen zwei Ritter in eine von Eisenachs Wohnungen Freuden des Wiederse-

hens! O, daß diese auch, ehe ich von hinnen scheide, noch einmal in die meinige einkehren mögten! Ach, sie ist der Freude verschlossen! Nur von meinen gerechten Seufzern tönen ihre Mauern wieder!

Werdet nicht muthlos, gnädige Frau — suchte Luitgard ihre Gebieterin zu trösten — Wer weis, wie nahe Euch frohe Tage sind, die Eure Klagen, in laute Freude verwandeln werden!

Diese ist fern von mir — fuhr Elisabeth fort — so lange ich über die Trennung von meinem Gemahle, über meinen Otto und über meine Adelheid iammernmus; und welche Hoffnung habe ich, daß die Quelle meiner Thränen iemals verstopft werden wird, da schon Jahre vergingen, ohne diese Hoffnung, die ich Anfangs nährte, zu erfüllen.

Aus Kassel könnt Ihr freilich wenig Trost erwarten — erwiederte Luitgard — viel aber aus Krakau und aus dem nahen oder fernen Lande, in welchem sich Junker

Otto

Otto vielleicht im Verborgenen aufhält, einen Namen, den er annahm, durch groſſe Thaten berühmt macht, und von wannen er vielleicht einmal, mit ſeinem Elgar, gen Eiſenach kommen wird, ſeine verehrte Mutter heimlich zu beſuchen. Denkt Euch, gnädige Frau! die Freude, wenn Ihr vielleicht von dieſem Seller herab zwei Ritter erblicktet, die ſich Euerm Hofe näherten, und von denen endlich einer Euch in ſeine Arme ſchlöſſe und Mutter, dieſen ſüſſen Namen, den Ihr ſo lange nicht hörtet, freudentrunken Euch zurief! Denkt Euch dieſes Entzücken, das die Erinnerung aller Leiden der Vergangenheit von Euch ſcheuchen würde, und findet ietzt ſchon Troſt im Vorſchmacke deſſelben.

Still, gute Luitgard — ſeufzte Eliſabeth — Verzehrendes Gift, nicht Balſam des Troſtes iſt es, was Du mir ietzt darreichſt. Der Gedanke an mögliche Freuden kann nicht tröſten, wenn ihre Möglichkeit ſo unwahrſcheinlich iſt. Kaſimir wird nie aufhören, der ſanften Dulderin Adelheid

heid Veranlassung zu neuem Gram zu geben; und mein Otto wandelt vielleicht schon iezt in dem Reiche der Schatten. Sonder Zweifel ist er in den Krieg gezogen; und ach, mit welchen Gefahren ist nicht dieser für einen Jüngling von seinem Feuer und in seiner Lage verbunden! Verzweiflung über diese hat vielleicht ienes vermehrt, und ihn fortgerissen unter die Schwerder überlegener Feinde, um sich, dem Namenlosen durch die Ungerechtigkeit eines harten Vaters, Namen und Ruhm zu erwerben.

Macht Eure Schwermuth, durch schreklende Hirngespinnste, nicht noch düsterer -- ermahnte Luitgard ihre Gebieterin — erhellt vielmehr Euern finstern Blick und trocknet Eure Thränen, denn ich denke, Ihr werdet bald Gäste bekommen. Die Ritter, welche traurige Empfindungen in Euch hervor riefen, und von Euch über diese vergessen wurden, fragten iezt wahrscheinlich nach Eurer Wohnung, denn auf sie zeigte ein Bürger, mit welchem sie spra-

chen.

chen. Ja, ja, sie nähern sich Eurem Hause, und werden vielleicht den Schmerz, den sie Euch unverschuldet verursachten, durch Freude über die gute Botschaft, die sie Euch bringen, vergelten.

Ach mir begegnet so wenig Freudiges, daß ich nur traurige Botschaft befürchte — entgegnete Frau Elisabeth, indem sie von dem Seller herabstieg, in ihrem Gemach der Ankommenden zu warten. Ihre Furcht wurde verstärkt, doch keimte zugleich auch Hoffnung in ihrem Busen auf, als ietzt ein Knappe vor sie trat und ihr meldete: daß zwei polnische Ritter Einlas begehrten. Der Knappe erhielt Befehl, die Ritter herein zu führen; und der Landgräfin näherten sich Otto und Elgar, wie unsere Leser wahrscheinlich schon werden vermuthet haben.

In beiden waren freilich die Knaben nicht wieder zu erkennen, die vor beinahe acht Jahren in Magdeburg von Frau Elisabeth schieden, und der mütterliche Instinkt war, laut unsern Urschriften, nicht

so

so lebhaft in ihr, daß ihr Herz sogleich, voll ahndender Gefühle zu dem unbekannten jungen Manne hingezogen worden wäre. Zwar fand sie in seinen Zügen etwas Anziehendes, aber dies hatte Ottens glückliche Bildung für jeden, der ihn sahe.

Viele Mühe kostete es Otten, dem Aufrufe seines Herzens zu widerstehen, und seiner Mutter nicht sogleich als Sohn mit offenen Armen zuzueilen, aber aus Schonung gegen sie bekämpfte er seinen innern Drang und suchte sie erst vorzubereiten, damit unerwartete Freude ihr nicht schädlich werden mögte. Er brachte ihr einen Gruß von der Königin von Polen; erzählte manches Rühmliche von ihr, das er durch Marien erfahren hatte, und fuhr lange Zeit fort, ehe Freude über das Erzählte und Theilnahme an demselben, der Landgräfin Zeit zu der Erinnerung liessen, daß sich ihre Gäste nach Speise und Trank vielleicht nicht minder sehnen mögten, als nach der Entledigung ihrer schweren Rüstungen.

Von dem Bedürfnisse der erstern fühlte Otto nichts; von der letztern wünschte er sich aber um seiner Mutter willen frei, damit der Ausbruch ihrer Zärtlichkeit durch die Rüstung nicht gehindert werden mögte. Er folgte daher dem Knappen, den Frau Elisabeth rufen lies, ihre Gäste zu bedienen, mit Elgar in ein anderes Zimmer, wo er sich entwaffnen lies, und dann zurück eilte zu seiner Mutter, um nun bald unter seinem wirklichen Namen vor ihr aufzutreten.

Ich wünschte, gnädige Frau — begann Otto, nachdem er in Elisabeths Zimmer zurück gekehrt war, und den Weinkrug, den ihm Elgar zubrachte, unberührt hinweg gesetzt hatte — einige Augenblikke ohne Zeugen mit Euch sprechen zu können.

Durch einen Wink entfernte Frau Elisabeth ihre Frauen und den aufwartenden Knappen, worauf Otto fortfuhr:

Freudige Nachrichten habe ich Euch schon gebracht, eine andere aber, die Euch viel-

vielleicht noch mehr Freude machen wird, weil sie Euch unerwartet kömmt, behielt ich noch zurück.

O sprecht, Herr Ritter! — rief Elisabeth, und das sichtbar stärkere Schlagen ihres Herzens bewies, daß sie voll hoher Erwartung war — Der freudigen Nachrichten sind ohnehin seit langer Zeit wenige vor meine Ohren gekommen.

In Krakau — erwiederte Otto — sah ich den Jüngern Eurer Söhne.

O Ritter täuscht mich nicht — fiel Elisabeth dem Sprechenden hastig in die Rede — lebt mein geliebter Otto wirklich noch?

Er lebt — rief Otto, der sich nicht länger zu verstellen vermogte, sondern seine Mutter ietzt in die Armen schlos — und bittet seine theure Mutter um Verzeihung und um ihren Seegen!

Denket Euch, Leser von lebhaftem Gefühl und feuriger Einbildungskraft! das Entzücken der Wiedervereinigten, dann die Schil-

Schilderung deſſelben iſt für die Feder eine zu ſchwere Aufgabe.

Es war eine traurige Zeit, mein geliebter Sohn — fing Frau Eliſabeth die Erzählung ihrer Begebenheiten an, nachdem ihr Sohn von den ſeinigen nichts mehr zu erzählen wuſte, und ſie nun um die Mittheilung der ihrigen bat — die ich, ſeit Deiner Abreiſe nach Paris verlebte. Neben der Sorge um Dich fühlte ich mich auch von mancherlei Verdrieslichkeiten beſtürmt, die ich Dir und, mit ihnen, die Urſache meiner Entfernung von Kaſſel, nur in der Kürze erzählen will, um durch längeres Verweilen bei denſelben meinen Schmerz nicht allzu lebhaft zu erneuern und Dich durch ſchmerzliches Misgefühl, anzugreifen.

Den Zwiſt Deines Vaters mit ſeinen Brüdern und den endlichen Ausbruch deſſelben zu thätlichen Feindſeligkeiten, will ich übergehen, und nur von den Leiden ſprechen, die Ludwig über mich brachte.

Ob die Schuld derſelben zum gröſten oder zum kleinſten Theile ſein gehört, ob Rache: daß er nicht, durch meine Hand, Heſſens Beherrſcher wurde, oder ob Zorn, durch den Argwohn entbrannt, den böſe Leute in ſeinem Buſen wider mich aufregten, ſeine Handlungen leiteten — dies mag der entſcheiden, dem das Innere der Menſchen aufgeſchloſſen iſt. Gern ſpräch ich ihn von einem groſſen Theile der Schuld frei, weil er ſich meine Achtung durch die Nachgiebigkeit gewann, die er gegen ſeinen Bruder bewies, und durch den Eifer für das Beſte ſeines Vaterlandes, dem er nur dann erſt ſchadete, als die Härte Heinrichs des Eiſernen ihm keine andere Wahl übrig lies, als entweder dies oder ſein eigenes Wohl aufzuopfern; wirklich aber zeigte er gegen mich hämiſche Argliſt und die fürchterlichſte Rache, wegen einer freundſchaftlichen Ermahnung, die ich mir gewis nicht ohne Fug gegen ihn erlaubte. Doch ich will mich nicht länger bei der Einleitung zu der Geſchichte meiner traurigen Begegniſſe verweilen.

Glück=

Glücklich waren die erſten Jahre meiner Ehe, denn meine Zufriedenheit wurde während denſelben nur zuweilen durch die Heftigkeit Deines Vaters geſtört, deren Ausbrüche ich aber, wie Du mir ſelbſt bezeugen wirſt, mit Ergebung und Geduld ertrug, ietzt aber litt meine Ruhe heftigere Erſchütterung. Ich bemerkte, daß die Liebe meines Gemahls erkaltete, und wurde bald überzeugt, daß ich ſein Herz nicht mehr ungetheilt beſas. Dies verwundete mich tief, doch murrete ich nicht laut, um ihn nicht noch mehr von mir zu ſcheuchen. Im Gegentheile ſuchte ich ihn durch erhöhte Gefälligkeit zurück zu leiten und bot alles auf, was mir einſt ſein Herz gewonnen hatte. Viel koſtete mich freilich dieſer Zwang, doch glaubte ich mich durch die guten Folgen deſſelben reichlich belohnt, denn Heinrich kehrte zurück von ſeinem Irrwege, aufs neue der liebevolle Gemahl zu werden, welcher er zuvor geweſen war. Dieſe Verirrung blieb zwar nicht die einzige, doch trennte keine meinen Gemahl lange von mir; und in mir ſtieg der wahrſcheinliche Verdacht

hervor, daß es mir gelingen würde, ihn ganz feſt zu halten, wenn nicht Ludwig mir entgegen arbeitete.

Du wirſt Dich, aus Deinen jüngern Jahren, entſinnen, daß Heinrichs und Ludwigs Hitze ſchon oft kleine Zwiſtigkeiten unter dieſen beiden Brüdern veranlaßt hatte, ehe ſie ſich noch bis zu völliger Feindſchaft vergaſſen. Während der Dauer dieſer Zwiſte gelang es mir leicht, die erkaltete Liebe meines Gemahls wieder zu erwerben, gewöhnlich eilte aber ſein Herz wieder von mir hinweg, ſobald die Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Bruder erneuert wurde. Ich ſpürte der Urſache dieſes Ereigniſſes nach, und es wurde mir nicht ſchwer, ſie aufzufinden.

Ludwig wuſte meinem Gemahl bald dieſe, bald iene Schönheit vorzuführen, bis es einer von ihnen gelang, mir ſein Herz zu entfremden, und ob gleich iene Darſtellungen unter dem Scheine des Zufalls geſchahen, ſo ergab es ſich doch, nach näherer Achtſamkeit darauf, gar leicht,

daß

daß hier etwas mehr als Zufall im Spiele war. Ich lies es Ludwigen merken, daß es mir nicht unbekannt wäre, wie mein Gemahl durch einen Verführer irre geleitet würde; vielleicht sagten ihm auch meine Blicke, daß ich selbst den Namen desselben wüste, doch lies ich ihn meinen Zorn deshalb weder öffentlich noch im geheim fühlen, sondern begnügte mich nur mit der allgemeinen Klage, daß es ungerecht wäre, einer Frau, die sich alles Ernstes hütete, irgend Jemand zu beleidigen, und sich nach allen Kräften bestrebte, den Beifall jedes Gutdenkenden zu erwerben, mit der Liebe ihres Gemahls das gröste Glück ihres Lebens rauben zu wollen. Mit allem Eifer rang ich seit dieser Zeit nach Ludwigs Freundschaft; ich suchte mich ihm mit dem Anfange seines Zwistes mit meinem Gemahl gefällig zu machen, indem ich zu seinem Vortheile sprach, eine Partei, die ich um so leichter nehmen konnte, da Ludwig die Gerechtigkeit allerdings mehr auf seiner Seite hatte als mein Gemahl.

Mein Benehmen blieb Ludwigen nicht verborgen, brachte aber die Wirkung nicht hervor, die ich mir davon verſprochen hatte, und bald erkannte ich, daß Ludwigs Unternehmungen auf meinen Gemahl und wider meine Ruhe andere Bewegungsgründe hatten, als ich bisher vermuthete. Ich glaubte nämlich, daß er ſeinen ältern Bruder nur deßhalb zu Ausſchweifungen verführte, um über ſeine eignen keine Vorwürfe von ihm hören zu müſſen. Dieſer, ſeinen Handlungen von mir untergeſchobene, Grund fiel aber nun weg, da er ſich um den Tadel oder den Beifall eines Mannes, dem er eine öffentliche Fehde anzukündigen im Begriffe ſtand, wenig bekümmerte, und dennoch — was mir hernach erſt kund wurde — durch ſeine Vertrauten in Kaſſel auf geheimen Wegen fortſetzen ließ, was er ſelbſt ietzt nicht mehr ausrichten konnte.

Du weiſt, daß Ludwig nach einer neuen Ausſöhnung mit ſeinem Bruder, die aber von kurzer Dauer war, eine Zeitlang an dem Hof deſſelben lebte. Auſſer ſeinem

Sohn,

Sohn, den Du nachher zum Vorwande Deiner Entfernung von Paris brauchtest, begleitete ihn auch seine Gemahlin, ein gutes stilles Weib, deren häusliche Zufriedenheit, durch ihre Unwissenheit der Fehltritte ihres Gemahls länger erhalten wurde, als die meinige. Jetzt in Kassel wurde es ihr endlich kund, was ihr Ludwig so lange verborgen hatte, und fürchterlich war die Wirkung, welche diese Entdeckung auf sie machten. Ihre natürliche Stille wurde in Schwermuth verwandelt, die sie jeden Beobachter zu einem Gegenstande des Mitleids machte.

Ihr Mund machte zwar dem ungetreuen Gemahl keine Vorwürfe, empfindlich erinnerten ihn aber ihr immer thränendes Auge, die Seufzer, welche sich oft aus der beklemmten Brust hervor stahlen und ihre Blicke, die ihn theils straften, theils um Mitleid flehten, an seine Schuld, und scheuchten ihn von seiner Gattin, die nun der finstersten Schwermuth zur Beute wurde.

Das arme Weib wendete sich mit dem Geständnisse ihrer Leiden an mich, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß ich von ähnlichen niedergebeugt wurde, und forderte mich auf; ihren Gemahl zurück zu führen. — „An wen sonst, als an Euch, „kann ich, Verlassene, mich wenden“ — jammerte sie an meinem Busen und dicke Thränen flossen aus ihren Augen auf meine Wangen — „Seid mitleidig — gebt mir „meinen Gemahl — o gebt mir meine „Ruhe wieder“!

Ihr Jammer rührte mich so tief, daß ich beschlos, zu ihrem Besten einen Versuch zu machen, ob ich gleich voraus sahe, daß er fruchtlos — vielleicht für mich so gar gefährlich sein würde. Meine Vermuthung traf zu. Ludwigs Grimm entbrannte gegen mich, sobald ich mich des Auftrags, von seiner Gemahlin erhalten, entledigte. Vergebens stellte ich ihm vor, daß er ein blühendes Weib in eine leichenähnliche Gestalt, ein Bild des Jammers, verwandelt hätte; er setzte meinen Worten

zornig

zornig und bitter, nur die Ermahnung entgegen: mich nicht in seine häuslichen Angelegenheiten zu mischen, und die Grillen einer Schwärmerin zu verstärken.

Es vergas sich endlich so weit, daß er dies als Pflicht und Wiedervergeltung von mir verlangte, weil er selbst sich nie um die Verhältnisse zwischen mir und meinem Gemahle bekümmerte. Diese Dreustigkeit brachte mich auf; ich bewies ihm, wie schwer die Schuld auf ihm lastete, von welcher er sich frei rühmte, und konnte mich nicht enthalten, ihm verdiente Vorwürfe zu machen. Er schwieg, und hohe Röthe färbte sein Gesicht. Dies hielt ich für einen Beweis der Schaam, wollte diese, mit der Reue, die ihr gewöhnlich zu folgen pflegt, eine Zeitlang allein auf ihn wirken lassen, und entfernte mich mit dem Vorsatze: wenn sie mir den Weg gebahnt haben würden, den Versuch zum Besten meiner Schwägerin zu erneuern, und bei dem reuigem Verführer zugleich für mich selbst zu arbeiten. Wie schrecklich hatte ich mich ge-

täuscht! Wuth war es, was ich für Reue hielt. Sie lähmte seine Zunge, glühte auf seinem Gesicht und kochte in seinem Busen giftige Rache wider mich, die mir bald fühlbar wurde.

Ludwig verlies Kassel bald nach diesem Versuche, und führte nun den Plan aus, den Zorn und Rache, vielleicht auf zwiefache Art in Bewegung gesezt, ihn wider mich eingegeben hatten.

Du wirst Dich meines Leibknappen, Kuno von Dalwig, ohne Zweifel noch entsinnen?

O ia — unterbrach Otto seine Mutter — so wie des Backenstreiches, den ich ihm einst gab, weil er es wagte, meinen lieben Elgar bei Euch zu verleumden, zu der Zeit, wo Euch noch beide als Edelknappen bedienten. Auch ist es mir unvergessen, daß ihn diese Züchtigung, die er so wohl verdient hatte, zu meinem Feinde machte, und daß es sein rastloses Bemühen war, mir die Liebe meines Vaters und meines

nes Bruders zu entziehen. Warum, liebe Mutter, entlieſſet Ihr aber dieſen Buben nicht ſeiner Dienſte, da Ihr ihm, wie mich dünkt, ſelbſt abgeneigt wart?

Weil ſein Vater ein Liebling meines Gemahls war — fuhr Eliſabeth fort — wodurch ich verhindert wurde, nach meinem eignen Willen zu handeln. Schon den Backenſtreich, den Kuno von Dir bekam, lies mich mein Gemahl mit mancher trüben Stunde büſſen; wie konnte ich es wagen, ihn aus der Zahl meiner Edelknaben zu löſchen, da ihn mein Gemahl durchaus unter denſelben wiſſen wollte? Doch ich kehre zu meiner Geſchichte zurück, in welcher nun Kuno eine wichtige Rolle ſpielte.

Noch nie waren meines Gemahls Entfernungen von mir von langer Dauer geweſen, ietzt aber ſchien es, als ob ein Fräulein, deren Reizen er huldigte, mir ſeine Liebe auf längere Zeit entwendet hätte. Ich wurde eben um dieſe Zeit von einer langwierigen Krankheit befallen, die mich zwar

zwar nicht auf das Lager warf, aber in hohem Grade übellaunig machte. Durch den Gedanken an meinen Gemahl und an Ludwig, von welchem ich üble Absichten wider mich zu ahnden begann, weil ich hörte, daß er mich gegen seine Freunde, als die Friedensstörerin zwischen ihm und seinem Bruder verschriee, vermehrte das Uebel, welches durch meine Krankheit herbei geführt wurde.

Bei aller Mühe, die ich mir gab, meine üble Laune zu verbergen, blieb sie dennoch von meinem Gemahle nicht unbemerkt, welcher hierdurch eine Lockung mehr erhielt, zu seiner Geliebten zu eilen, deren Heiterkeit und frohe Scherze ihn seines trübsinnigen Weibes leicht vergessen liessen. Bei ihr lächelte ihm Freude, in meinem matten Auge las er vielleicht zuweilen einen geheimen Vorwurf, der sich unwillkührlich aus demselben hervor stahl. Ein Gesunder ist ia nicht immer seiner mächtig, wie viel weniger ein Kranker!

Dessent-

Oeffentlich beobachtete indeſſen mein Gemahl noch immer die Regeln des Wohlſtandes gegen mich, aber auch dieſen geringen Troſt misgönnte mir Ludwig. Seinen feindſeligen Geſinnungen gegen mich genügten geheime Leiden nicht; zu öffentlicher Schmach hatte mich ſeine Rache beſtimmt, und dieſe Abſicht zu erreichen, wollte er mich bei meinem Gemahle der Untreue verdächtig machen. Dalwig wurde das Werkzeug zur Ausführung ſeines Plans — was ich aber freilich damals nicht ahndete, ſo wie mir überhaupt der geheime Gang des ganzen Unternehmens, erſt ſeit meiner Entfernung von Kaſſel, durch einige zurückgelaſſene Freunde bekannt wurde.

Oft ſchon hatte ſich Dalwig um mein Vertrauen beworben, unmöglich war es mir aber, es ihm zu ſchenken, und nicht weniger unmöglich, ihm die Verachtung zu verbergen, zu welcher ich mich gegen ihn gedrungen fühlte. Noch nie war er in ſeinen Bewerbungen ſo eifrig geweſen wie

ietzt,

ietzt, und aus doppelten Gründen waren sie ietzt von besserm Erfolge als zuvor. Ich wuste, in welcher hohen Gunst Dalwig durch seinen Vater bei meinem Gemahle stand, und vermied daher sorgfältig, durch aufgeregte Empfindlichkeit desselben den Unwillen meines Gemahls noch mehr wider mich zu reizen, als er mich ohnehin schon traf. Auch brachte der Gedanke an meinen scheinbar nahen Tod den Vorsatz in mir hervor: so viel nur möglich, mit aller Welt in Frieden zu leben.

Aus diesen Gründen ging die gütigere Behandlung hervor, welche Kuno als beginnendes Vertrauen gelten lies. Er suchte es zu erheben, und glaubte sich wahrscheinlich schon in dem gewissen Besitze desselben, als er anfing sich Winke und versteckte Aeusserungen zu erlauben, die das Verhältnis zwischen mir und meinem Gemahl betrafen, und ihn schuldig, mich aber des Mitleids werth erkannten.

Absichtlich stellte ich mich, seine Reden nicht zu verstehen und, damit er nicht deutlicher

licher ſprechen mögte, lenkte ich gewöhnlich das Geſpräch auf andere Gegenſtände, ſo bald ich vermuthete, daß ihm Kuno eine mir widrige Wendung geben wollte. Weil ich ihn nicht zu ſchweigen befahl, wurde er nach und nach dreuſter. Doch ich will ihm nicht Schritt vor Schritt folgen, ſondern Dir nur in der Kürze ſagen, daß er endlich ſo verwegen wurde: mir an meinem Gemahl Rache, durch Wiedervergeltung zu rathen.

Durch Schwäche, eine wahrſcheinliche Folge meines körperlichen Uebels, bereitete ich mir nun die Leiden, die mich trafen, ſelbſt zu, indem unzeitige Güte und falſche Furcht mich irre leiteten. Ich bat meinen Gemahl um Dalwigs Entfernung aus meinen Dienſten, doch ohne ihm zu ſagen, warum ich ſie wünſchte.

Ich war ſo verblendet, daß ich für jugendliche Unbeſonnenheit hielt, was boshaft angelegter Plan war, und wollte, durch die Entdeckung der Unbeſonnenheit Dalwigs, den Zorn meines Gemahls den

ich

ich als so verzehrend kannte, nicht wider ihn entflammen. Zuweilen ahndete ich wohl die wahre Absicht von Dalwigs Gesprächen mit mir, dann aber wagte ich es nicht den Inhalt derselben meinem Gemahle zu offenbaren, weil ich die Ränke Dalwigs und seines Vaters fürchtete.

Mein Gemahl schlug mir meine Bitte ab, dringender wiederholte ich sie, konnte aber nicht erhalten, was er mir einmal verweigert hatte. Endlich entschlos ich mich zu der Entdeckung, die ich bisher nicht gewagt hatte, und war eben im Begrifſe, aus dieſer Absicht zu meinem Gemahle zu gehen, als ich von ihm den schriftlichen Befehl erhielt, mich vom Hofe und aus seinen Augen zu entfernen.

„Die Ursachen — stand in diesem erschütternden Schreiben —; „warum Ihr „den wackern Kuno von Dalwig aus Euern „Diensten entfernt wissen wolltet, sind mir „nun bekannt geworden. Ihr wolltet zu „Euern Buhlschaften keine Zeugen haben „als Eure vertrauten Helfer, und Kuno „war

„war von ungefähr ein Zeuge Eurer Un„treue geworden. Darum ſollte er hinweg „von unſerm Hofe; aber nein, er ſoll blei„ben. Wider Euch ſpricht Gerechtigkeit „das Urtheil der Verbannung aus".

Ich verſuche es nicht, mein Sohn, Dir die Empfindungen zu ſchildern, die mich durchſchütterten, nachdem ich dieſes fürchterliche Schreiben geleſen hatte. Betäubt lag ich eine Zeitlang in den Armen meiner Luitgard, ein Strom von Thränen machte dann dem beklommenen Herzen Luft, und ſo bald ich zuſammenhängender Gedanken und eines Entſchluſſes fähig wurde, ſendete ich zu meinem Gemahle und lies um Gehör bei ihm bitten. Er verweigerte es mir, und voll Begierde, mich zu rechtfertigen, eilte ich nach ſeinem Zimmer, wurde aber vor der Thür durch einen Diener ſchimpflich abgewieſen.

Halb ohnmächtig wankte ich in mein Gemach zurück, und zwei Tage vergingen, ehe ich ſtark genug war, ſchriftlich zu verſuchen, was mir mündlich nicht hatte ge-

lingen wollen. Ich beſchwor meinen Gemahl, mich zu hören, um mich von dem ſchimpflichen Verdachte, dem er wider mich Raum gab, rechtfertigen zu können, aber meine wiederholten Bitten waren vergebens.

„Rechtfertigung iſt unmöglich“ — antwortete mir der Landgraf von Heſſen — „ſo bald die Schuld völlig erwieſen iſt. „Dies Euer Fall; denn ich ſelbſt wurde „Zeuge Eures Vergehens, und ſahe, wie „Euer Buhle von Euch ſchied“.

Er wiederholte zugleich den Befehl, mich vom Hofe zu entfernen; und meine Bemühungen, dieſem Schimpf zu entgehen, waren ſo fruchtlos als die Verſuche, den erbitterten Landgrafen zu ſprechen. Ich wich endlich dem Drange der Umſtände und verlies Kaſſel, aber Verachtung und Schmach, denen ich hatte entgehen wollen, folgten mir auf meinen einſamen Sitz.

Um Dein Gefühl nicht zu empören, und um mir ſelbſt ſchmerzliche Erinnerungen

gen

gen zu erſparen, mache ich Dir keine Schilderung meiner Leiden. O mein Sohn! ich duldete viel! Alle, die mich umgaben, ſchienen zu wetteifern, mich zu kränken und zu ſchmähen. Ich verlangte Hülfe von meinem Bruder; ſie entſtand mir auch nicht; aber Friedrichs Ermahnungen vermogten nichts über den Grimm des Landgrafen von Heſſen, deſſen Flamme meine Haſſer immer mehr anzufachen ſtrebten. Mein Bruder forderte mich auf, zu ihm heim zu kehren; und gekränkt und verachtet, wurde es mir nicht ſchwer, ihm zu folgen.

Hier in Eiſenach wurde mir erſt nach und nach der Plan meiner Widerſacher kund. Meine Antwort auf Dalwigs verfänglichen Rath muſte ihnen zum Grunde wahrſcheinlicher Verleumdung dienen, ſie mogte ſein, welche ſie wollte. Zeigte ich Geneigtheit, ihm zu befolgen: ſo hatten ſie ihre Abſicht ſchon erreicht; ſie konnten ſie aber auch ohne groſſe Mühe erlangen, wenn Dalwig mit ſeinem Rathe von mir abgewieſen wurde.

Bekannt mit meinem Charakter vermutheten sie wahrscheinlich, daß ich den Weg gehen würde, den ich wirklich einschlug, oder verliessen sich, im entgegengesetzten Falle, auf ihre List und auf das gröſſere Vertrauen, in welchem sie, vor mir, bei meinem Gemahle standen.

Dalwigs Vater war der erste unter den Vertrauten des Landgrafen von Hessen; ihm verbarg dieser nichts von allem, was ihn betraf. Auch mein Gesuch: seinen Sohn aus meinen Diensten zu entfernen, entdeckte er ihm, und forderte ihn dann auf, gemeinschaftlich mit ihm über die Ursachen desselben nachzusinnen. Ritter Dalwig gestand sein Unvermögen diese zu errathen, nahm aber hierbei iene Miene an, durch welche man zu verstehen gibt, daß man das, was man zu wissen leugnet, wohl wisse, aber nicht zu sagen für gut finde.

Der Landgraf von Hessen verstand Dalwigs Gebehrdensprache. Er drang in ihn, sonder Zurückhaltung zu sprechen; lange

lange aber weigerte ſich der Ritter, um die Neugierde des Landgrafen noch brennender zu machen. Endlich trat er mit der ſchändlichen Verläumdung hervor: daß mein Unwille ſeinen Sohn deßhalb träfe, weil er ſo unglücklich geweſen wäre, einen Ritter, dem ich zur Nachtzeit geheime Beſuche vergönnte, einſt beim Heimgehen zu belauſchen und, getrieben von dem Eifer für den guten Namen ſeines Herrn, der gemachten Entdeckung ſo lange nachgeſpürt hätte, bis ihm das ganze Geheimnis, den Namen des Thäters ausgenommen, bekannt worden wäre.

Dir, mein Sohn, iſt die Hitze Deines Vaters ſattſam bekannt, um den Zorn meſſen zu können, den dieſe Nachricht in ihm entzündete. Dalwig wuſte ſehr wohl, daß Heinrichs Zorn, wenn er einmal entbrannt iſt, noch mächtiger auflodert, wenn man ihn zu mäßigen ſucht. Er ſchien dies zu wollen, und erreichte den Zweck, den er beabſichtete, vollkommen. Je mehr der Heuchler zu meiner Entſchul-

digung sprach, iemehr fand mich der Landgraf schuldig, der den Ritter so lange bestürmte, bis er versprach ihm zur völligen Ueberzeugung von meiner Untreue Gelegenheit zu verschaffen. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Verläumder, was er so gern entdeckte, nur deshalb sich abdringen lies, um seiner Erfindung grössern Werth zu geben.

Um die Zeit, wo der Morgen anbricht, führte Ritter Dalwig, einige Tage nachher, den Landgrafen in einen Winkel, wo man unbemerkt den Gang beobachten kann, welcher zu meinem Zimmer führte; und nicht lange hatten sie sich dort verborgen, als sie in der Gegend meiner Gemächer leise Fustritte hörten. Glühend vor Wuth wollte der Landgraf aus seinem Versteck hervor springen, den Frevler zu bestrafen, der es wagte, seine Ehre so empfindlich zu beleidigen. Die Rechte an das Heft seines Schwerdes gelegt, hatte er den Fus schon aufgehoben, aber mit Gewalt hielt ihn der Ritter zurück, indem er ihn zugleich erin-

erinnerte, daß ſeine Schmach durch dieſen übereilten Schritt nur noch allgemeiner bekannt werden würde.

Jetzt ſahen ſie auch die Geſtalt, die ſie vorher nur hörten; einen Mann, ſorgfältig in ſeinen Mantel gehüllt, und Ritter Dalwig hatte allerdings hohe Urſache gehabt, das Hervorſtürzen des Landgrafen zu verhindern, denn ſein Sohn war der boshafte Bube, der ſonder Gewiſſen den Ruf einer Unſchuldigen beſchmitzte.

Seit drei Jahren verklage ich nun ſchon mein Leben auf dieſem einſamen Hofe, und Sehnſucht nach meinen Töchtern, die der mütterlichen Aufſicht zum Theil noch ſo nöthig bedürfen, hat ſchon oft den Wunſch in mir belebt: nach Heſſen zurück zu kehren. Der Wille des Landgrafen Heinrichs würde auch der Erfüllung deſſelben nicht entgegen ſtehen, denn er ſelbſt wünſcht meine Rückkehr, wahrſcheinlich aber weniger aus Erkenntnis des Unrechtes, das ich von ihm erdulden muſte, und aus der Abſicht, mir es zu vergüten, als aus Urſachen, die

Staatsklugheit ihm angibt, aber mein Bruder fordert mich auf, niemals ein Land wieder zu betreten, aus welchem die empfindlichste Schmach mich trieb, und mir wird es um so weniger schwer seinem Verlangen gemäs zu handeln, da ich die unreine Quelle kenne, aus welcher die Wünsche des Landgrafen fliessen, denn die Nachrichten, welche ich zuweilen aus Hessen erhalte, bezeugen, daß er noch keinen Schritt gethan hat, mein Andenken von dem Flecken zu reinigen, der ihm angedichtet wurde. Meine Freunde in Hessen melden mir, daß Ludwig die Ursache der, von seinem Bruder erlittenen, ungerechten Behandlung mir zuschreibt. Vermuthlich ist dies aber nur ein Vorwand, sein Verfahren gegen mich zu entschuldigen, denn unmöglich kann er vergessen haben, daß ich bei seinem Streite mit meinem Gemahle immer seine Partei nahm.

Den Tag nach seiner Ankunft in Eisenach, sendete Otto einen Diener seiner Mutter nach Prag, an den Domherrn Benes,

nes, den er um die Beförderung eines Schreibens an den Markgrafen Karl und eines andern an Oda von Münſterberg bat, und zugleich Rath von ihm verlangte, was er nun thun ſollte. Dieſen wollte er erſt hören; ehe er einen Entſchlus faſte, der aber freilich nicht über die Frage: ob er dem Willen ſeines Vaters gemäs handeln wollte; entſcheiden ſollte, ſondern nur den Ort ſeines künftigen Aufenthaltes betraf.

Viel gewagt ſchien es ihm, nach Böhmen zurück zu kehren, weil er leicht vermuthen konnte, daß ihn ſein Vater daſelbſt leicht finden und ſeine Drohung vielleicht wahrmachen würde. In einem andern Lande hatte er ähnliche Nachforſchungen weniger zu fürchten — aber in keinem lebte Oda — und zu dieſer fühlte er ſich zu mächtig hingezogen, um an das Leben in einem andern Lande als Böhmen ohne Schmerz denken zu können.

Durch langes Verweilen bei ſeiner Mutter hätte Otto leicht verrathen werden können, denn bei ihr, wo man nicht

gewohnt war, Fremde zu sehen, wäre der Aufenthalt zweier unbekannten Ritter unfehlbar aufgefallen. Dies zu verhüten, ging Otto nach der Wartburg zu seinem Oheim, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen, der ihn als Ritter Otto Schütz gastfreundlich aufnahm, und als seinen Neffen freundlich umarmte.

Ihren Sohn zu geniessen, tauschte Frau Elisabeth, auf einige Zeit, den Aufenthalt an dem Hoflager ihres Bruders, für die Stille in ihrem Hause zu Eisenach. Unter seinem angenommenen Namen, lebte Otto in Eisenach und legte ihn nur ab, wenn er sich mit seiner Mutter, seinem Oheim und der Gemahlin desselben allein befand.

Der abgesendete Bote, kam von Prag zurück, mit einer fürchterlichen Nachricht, die unsern Otto um so mehr erschütterte, je weniger er sie erwartet hatte. Oda, die er in voller Blüthe der Gesundheit verlies, als er dem Markgrafen zum Kriegszuge wider die Litthauer folgte, Oda lag

auf

auf dem Sterbebette, da ihr Benes Ottens Schreiben brachte.

Die Nachricht von Ottens Gefangennehmung durch den König von Polen, hatte sie so heftig angegriffen, daß sie krank wurde; die Ungeschicklichkeit des Arztes, dem sie in die Hände fiel, machte die Krankheit tödlich. Als Benes zu ihr kam, war Oda dem Tode schon so nahe, daß sie kaum noch Zeit hatte, ihm einige Worte, zum Abschiede von ihrem Geliebten, zu sagen. Freude ihren Otto gerettet zu sehen, gab ihrem Blicke die Heiterkeit wieder, die bisher vor dem Kummer fliehen muste.

„Nun sterbe ich gern" — rief Oda und entschlief mit dem Lächeln eines Engels.

Den Gram, der sie zum Tode reifte, lies sie ihrem Geliebten zum Erbtheile zurück. Zwar wirkte er auf den Körper desselben minder heftig, doch blieb Oda's letzte Bitte: sich um sie nicht allzu sehr zu betrüben; unerfüllt, obgleich der Domherr Benes in seinem Schreiben alles versucht hatte,

hatte, ihr bei Otten Eingang zu verschaffen. In dumpfem Schmerze brachte Otto einige Tage zu, hörte nicht auf den tröstlichen Zuspruch seiner Lieben, und dankte ihnen für die Thränen, die sie seinem gerechten Schmerz weiheten, nur stumm, durch einen feurigen Druck der Hand.

Ausschliessend mit dem Bilde seiner entrissenen Geliebten beschäftigt, konnte Otto ietzt freilich nicht an sich selbst denken, was aber für ihn von seinen Freunden geschah. Mit Elgar überlegten Markgraf Friedrich und Frau Elisabeth, was Klugheit für Ottens Wohl als das Beste erkannte; und einstimmig glaubten sie es in der Befolgung des Willens seines Vaters zu finden, wenn es nur einigermassen möglich wäre, ihn von seiner Abneigung wider den geistlichen Stand zu heilen.

Mich dünkt – sprach Markgraf Friedrich — da sich der Erfüllung unserer Wünsche für Ottens Wohl Weiberliebe nicht mehr als das gröste Hindernis entgegen stellt, und Otto, statt daß er bisher

nur

nur ſäete, als Geiſtlicher bald ernten kann, wird es uns nicht ſchwer werden, dieſe Abneigung zu beſiegen. So bald er will, wird es ihm nicht an reichen Pfründen gebrechen, die ihm den Weg zur Herrſchaft zu einem geiſtlichen Fürſtenthume bahnen werden. Wir wollen ihn bereden, nach Cölln zu meinem Freunde, dem Erzbiſchoff Walram zu gehen. Seine Beredſamkeit wird vollenden, was unſere Vorſtellung begann. Iſt dies geſchehen: ſo mag Otto ſeinem Vater ſeinen Entſchlus kund machen und ihn um Vergebung ſeines vorigen Ungehorſams bitten. Oder beſſer noch, er thut dies ſchon ieſzt, damit langes Zögern den Landgrafen von Heſſen nicht noch mehr wider ihn aufbringt, und ihn dann vielleicht zurück hält, für die Beförderung ſeines Sohnes zu hohen geiſtlichen Würden ſo thätig zu ſorgen, als es gewis würde geſchehen ſein, wenn er ſeinem Befehle gleich Anfangs gehorſam geweſen wäre.

Eliſabeth und Elgar ſtimmten dem Markgrafen bei, doch nicht in der leztеn Hälfte ſeines Rathes.

Iſt

Ist Euch — wendete Elgar ein — die Ruhe meines Freundes theuer: so übereilt ihn nicht mit einem Schritte, den er vielleicht Zeit seines Lebens bereuen mögte. Seines Lebens müde und voll des innigen Wunsches: dem Andenken seiner Oda nur allein leben zu können, und durch nichts in der Beschäftigung mit demselben gestört zu werden; wird er ietzt vielleicht den geistlichen Stand willig wählen, weil ihm die Einsamkeit desselben zu den Schwärmereien seiner Liebe, die schönste Muse verspricht, wahrscheinlich wird aber seine alte Abneigung den vorigen Grad erreichen, sobald die Zeit seinen Schmerz gemäßigt hat, und sein Durst nach Thaten und kriegerischem Ruhme wieder aus dem Schlummer erwacht. Gelingt es dem Erzbischoffe von Cölln und mir, seinen Drang so lange zurück zu halten, bis ihn Otto als Geistlicher befriedigen kann, oder haben wir vielmehr nur Hoffnung, daß wir dies vermögen werden, dann mag sich Otto seinem Vater entdecken, ihn um Verzeihung und um seine väterliche Unterstützung bitten. Die letztere

tere wird ihm, nach meiner Vermuthung, um so weniger entstehen, da Herrn Heinrichs Staatsklugheit gewis wünscht, durch Ottens Erhebung zu einem geistlichen Fürsten, die Macht seines Hauses zu verstärken.

Elisabeths Meinung traf mit Elgars Rathe vollkommen zusammen. Zu zärtlich liebte sie ihren Sohn, um nicht alles zu vermeiden, was ihn in neue Verlegenheit hätte bringen können; und diese war allerdings zu befürchten, wenn er seinem Vater einen Entschlus bekannt machte, zu welchem er vielleicht nur durch seine gegenwärtige Stimmung bewogen worden wäre. Ueberdies schmeichelte sie sich, ihrem Sohne auszuwürken, um was er, unter der Vermittelung des Markgrafen von Mähren, vergebens gebeten hatte; Erlaubnis seines Vaters, weltlich bleiben zu dürfen; und wirklich vermuthete sie dies nicht ohne Grund.

Der Landgraf von Hessen wünschte, wie wir wissen, ihre Rückkehr, und Elisabeth

ſabeth hoffte, daß er ſie, oder vielmehr die Freundſchaft des Markgrafen von Meiſſen, die mit derſelben verbunden war, auch erkaufen würde, wenn er ſie auf keine andere Weiſe erhalten könnte. Sie gedachte Gewährung der Bitte ihres geliebten Sohnes zum Preiſe derſelben zu machen, wenn die Abneigung deſſelben gegen den geiſtlichen Stand auch ietzt noch ihre vorige Stärke behalten würde. Von dem Gedanken: das Glück ihres Lieblings gegründet zu haben; war ſie des Troſtes gewis, den ihr die Wiedervereinigung mit ihren Töchtern vielleicht nicht reichlich genug hätte geben können — des Troſtes über die Kälte, die ſie von ihrem Gemahl befürchten muſte, wenn ihn auch Staatsurſachen abhielten, ihr nach ihrer Rückkehr in ſein Land mit Geringſchätzung zu begegnen.

Allgemein wurde es alſo von Ottens Freunden beſchloſſen, ihn zu einem Verſuche zu bereden: unter der Leitung des Erzbiſchoffs von Cölln an dem geiſtlichen Stande Geſchmack zu gewinnen. Es bedurfte

durfte wenig Ueberredung, den Trauernden nach den Wünschen seiner Freunde zu leiten, aber die Antwort, die er ihnen ertheilte, gab deutlich zu erkennen, warum er ihnen folgte, und bestätigte Elisabeths und Elgars Vermuthung.

Ja — rief Otto — in der Stille eines Klosters oder eines geistlichen Stiftes will ich dem Andenken meiner Oda leben! die Feier desselben sei meine einzige Beschäftigung, bis der Tod, der uns trennte, auch dereinst uns wieder vereinigt!

Bei dieser Ursache zur Flucht aus der Welt, konnte Otten iedes vorgeschlagene geistliche Asyl gleichgültig sein. Er nahm daher den Vorschlag seines Oheims: nach Cölln zu seinem Freunde Walram zu gehn; sogleich an, und die Sehnsucht: dem Andenken seiner Oda in der Stille leben zu können; wurde so heftig in ihm, daß er von der Wartburg, aus den Armen seiner Freunde bald hinweg eilte, um sie befriedigen zu können.

Otto war an die Unzertrennlichkeit von seinem Elgar schon so gewöhnt, daß er bei seiner Abreise von Eisenach des Opfers nicht sogleich gedachte, das ihm Elgar durch seine Begleitung brachte. Da sie Cölln schon nahe waren, fiel es ihm erst ein, daß Elgar nicht wie er ein Liebchen in der Einsamkeit zu betrauern hätte, auch überdies nicht gleich ihm zur Verborgenheit gedrungen wäre, sondern unter seinem wirklichen Namen Vermehrung des Ruhmes suchen könnte, den er bis ietzt unter einem erborgten gefunden hatte.

Was wir hier kurz zusammen gezogen haben, trug er ihm weitläuftiger vor und schlos dann mit der Bitte: der Freundschaft für ihn nicht allzuviel aufzuopfern, und durch innige Verbindung mit einem Unglücklichen, sich nicht selbst des Glükkes, des ihm winkte, zu berauben. Aber Elgar wankte nicht in dem Vorsatze: seinen Freund nicht zu verlassen; er erinnerte ihn an sein Gelübde: nicht von ihm zu weichen; und versicherte, daß nur der Tod ihn von ihm trennen sollte.

Glück-

Glücklich trafen unſere Reiſenden in Cölln ein, fanden in dem Erzbiſchoffe Walram, einem gebornen Grafen von Cleve, einen achtungswerthen Mann und in ſeinem Neffen Adolph, der ſich unter ſeiner Leitung den geiſtlichen Studien widmete, einen einnehmenden hoffnungsvollen Jüngling. Von beiden wurden ſie freundſchaftlich aufgenommen, doch erfuhr nur der Erzbiſchoff ihre wahren Namen. Unter denen, welcher ſie ſich bisher bedient hatten, wurden ſie von dieſem ſeinem Neffen als zwei Rittersmänner bekannt gemacht, die der Welt abſcheiden und hinfort Diener der heiligen Kirche werden wollten.

Der Markgraf von Meiſſen, welcher die Feder weniger behend zu gebrauchen verſtand, als das Schwerd, hatte es ſeiner Schweſter überlaſſen, dem Erzbiſchoff Walram die Geſchichte ihres Sohnes zu erzählen. Er ſelbſt fügte nur einige Zeilen bei, in welchen er Walram bat, ſich ſeines Neffen mit aller Fülle der Freund-

ſchaft anzunehmen, von welcher er ſelbſt ſo mannichfache Beweiſe erhalten hätte.

Deutlicher erklärte ſich die Landgrä-fin Eliſabeth über die Erwartung, die ſie ſich, ſammt ihrem Bruder, von der Freund-ſchaft des Erzbiſchoffs machte. Sie hatte in der Geſchichte ihres Sohnes ſeine neue-ſten Begebenheiten nicht übergangen, ſagte zugleich dem Erzbiſchoffe, daß ohne Zwei-fel nur dieſe bei ihrem Sohne eine Neigung zu dem geiſtlichen Stande hervor gebracht hätten, die ſobald verfliegen würde als ſie entſtanden wäre, und beſchwor ihn dann, mit aller Beredſamkeit einer beſorgten Mut-ter, ihren Sohn zurück zu halten von einem übereilten Schritte, zu welchem ihn Schwermuth und Liebe zur Einſamkeit vielleicht in der ietzigen Gemüthsverfaſ-ſung, verführen könnten.

Der Erzbiſchoff von Cölln war hellſe-hend genug, die Urſache, die den Jun-ker von Heſſen zu ihm getrieben hatte, mit ſo leichter Mühe aufzufinden, als Frau Eliſabeth; und wenn er es auch nicht ge-

weſen

weſen wäre, ſo würde ihm doch Elgar bald genug die nöthigen Aufhellungen gegeben haben. Es kam alſo nur darauf an, ob Walram der Mann war, wie ihn Eliſabeth und Elgar, Otten zum Führer wünſchten, und zum Glück verband er die hierzu nöthigen Eigenſchaften mit dem beſten Willen. Mit Elgar berathete er ſich über die Behandlungsart ihres Freundes — ein Name, den auch Walram Otten, aus der Fülle ſeines Herzens gab — und wir haben nicht nöthig, unſern Leſern von ihrem Rathſchluſſe weiter etwas zu ſagen, als daß er genau mit dem übereintraf, was Elgar auf der Wartburg gegen die Landgräfin Eliſabeth äuſſerte.

Auf Menſchen von heftigen Leidenſchaften wirken Freude und Schmerz bekanntlich ſtärker, als auf andere von weniger Feuer, doch iſt ihr Eindruck auch auf iene von minder langer Dauer. Daß Otto unter die erſtern gehörte, iſt unſern Leſern bekannt, und der Erzbiſchoff Walram erkannte dies bald aus Ottens Handlungen,

lungen, so wie er es aus Elgars Munde erfuhr. Dieser Erkenntnis gemäs richtete er sein Betragen ein, unterstützt von Elgar, der mit ihm völlig einverstanden war.

Beide machten jetzt noch keinen Versuch, Ottens Schmerz zu mildern, weil sie die Zeit sich wollten vorarbeiten lassen. Ungestört konnte Otto in seinem Gemache sich selbst und dem Andenken seiner Oda leben, und da er nur Einsamkeit überhaupt suchte, und diese in dem Schlosse des Erzbischoffs Walram fand, fiel ihm kein Gedanke bei, es mit einem Kloster zu vertauschen. Seine Freunde waren weit entfernt, diesen Gedanken hervor zu rufen; und auf diese Art lebte Otto acht Tage in Cöllu, ohne gegen den Erzbischoff des Entschlusses zu erwähnen, mit welchem er dahin gekommen war.

Jetzt begannen Walram und Elgar ihre Versuche: von Ottens Stirn die Falten zu verscheuchen, die der Tod seiner Geliebten darauf gefurcht hatte, tiefer aber, als sie vermutheten, fanden sie seinen

Schmerz

Schmerz eingewurzelt. Ihre gemeinſchaftlichen Bemühungen erheiterten ihn zwar zuweilen, oft aber fand ihn noch Elgar in ſeinem Gemache auf einen Seſſel geworfen, die Feldbinde in der Hand, die ihm Oda, am Tage des Aufbruches des Böhmiſchen Heeres nach Litthauen, gegeben hatte.

Dieſes Andenkens der entſchlummerten Geliebten bediente er ſich, ihr Bild, von welchem noch kein Zug aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſcht war, ſich noch lebhafter zu verſinnlichen. Dann gedachte er der Freuden, die er an Oda's Seite genoſſen, der innigen Küſſe, die er neben der Feldbinde, zu noch theurern Geſchenken, als ſie, erhalten hatte; und lies dicke Zähren darauf fallen, herausgepreſt von dem Schmerze: daß er nicht in Oda's Armen zurück eilen und ihr ſagen konnte: höherer Schutz, von Dir herab geflehet, wachte über mich unter den Gefahren des Krieges, daß ich unverletzt erhalten konnte, was Du mir gabſt.

Noch misfälliger als dieſe Schwärmereien, war Elgar, Ottens Abneigung wider iede Art von Beſchäftigung. Sein Feuer, das ſonſt raſtloſe Sehnſucht nach Thaten und nach Gelegenheit: ſich Ruhm zu erwerben; in ihm hervorbrachte, ſchien bis auf den letzten Funken verlöſcht, doch zweifelte Elgar nicht, daß dieſer wieder emporflammen würde, weil Otto überhaupt alles flohe, was ihn von der ausſchlieſſenden Beſchäftigung mit dem Andenken ſeiner Geliebten abzog. Gefreut würde er ſich haben, wenn Otto zu ſeinen ſtillen Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften und ihren Quellen, die ehedem ſo viel Anziehendes für ihn hatten, zurück gekehrt wäre, denn ihm, wie dem Erzbiſchoffe von Cölln, war es angelegentlicher Wunſch: daß Ottens Neigung mit dem Willen ſeines Vaters endlich einmal zuſammen treffen mögte.

Beide machten ſich wenig Hoffnung, ihn erfüllt zu ſehen, doch war es ihr Wille wenigſtens zu verſuchen, ob die Stille, zu wel-

welcher Otto, durch Oda's Tod, war herabgeſtimmt worden, durch ihre Vermittelung vielleicht eine länger dauernde Wirkung erhalten könnte.

Jetzt, wo ſie von der Liebe kein Hindernis befürchteten, hielten ſie unbezähmte Begierde nach Ritterthaten für das Einzige, welches Otten abhalten könnte, den Befehl ſeines Vaters und ihre Wünſche zu erfüllen; und mit ſeinem Feuer muſte ſich auch dieſe mäßigen.

Nach ihrem Plane, ſollte ſich Otto ietzt nur überhaupt an Beſchäftigung gewöhnen, dann wollten ſie ihn in der Wahl derſelben mit ihrem Rathe unterſtützen, dem ſie beſonders durch Aufregung ſeines Ehrgeizes Eingang bei ihm zu verſchaffen hofften. Unvergeſſen wird es unſern Leſern ſein, daß dieſer Otto ſeinem Vater ungehorſam machte, ehe noch das Vorgefühl der Liebe in ihm entzündet wurde. Jetzt war das letztere nicht mehr unbefriedigt, und auch ieuer hatte beinahe alle Befriedi-

gung erhalten, die ihm Otto durch seinen Muth und sein Schwerd zu geben hoffen konnte. Anfangs hatten sich Ottens Wünsche auf die Ritterwürde und den Ruf der Tapferkeit beschränkt, nun da sie dies Ziel erreicht hatten, erwartete Elgar einen höhern Flug von ihnen, welcher die Ausführung seines Planes allerdings erleichtern muste. Als Ritter Otto Schüz hatte unser Held wenig Hoffnung, noch eine höhere Staffel zu erstreben, da sie ihm hingegen zulächelte, wenn er, als Junker von Hessen sich den Absichten seines Vaters nicht länger widersezte.

Schon einige mal hatte er Otten zugerufen, sich zu ermannen, noch hatten aber seine Bitten so wenig gefruchtet, als die freundschaftlichen Erinnerungen: sich nicht durch unbezügelten Schmerz zu der Erfüllung der Pflichten, die ihm als Weltbürger oblägen, unfähig zu machen. Halb empfindlich antwortete Otto: Jahre lang lebte ich der Welt, und mich dünkt nicht ganz ohne Nuzen für sie; lasse mich iezt

mir

mir allein und dem Andenken meiner unvergeslichen Oda leben.

Elgar war unzufrieden über seinen Freund, der aber doch bald nachher seinem Wunsche gemäs handelte.

Von einem schönen Frühlingsmorgen und durch Elgars Ueberredung wurde Otto vor die Thore der Stadt gelockt. Nicht lange waren unsere Freunde fort gewandelt, als ihnen ein junger Mann begegnete und sie um ein Almosen ansprach. Die Gestalt des Bettlers kündigte einen Mann im vollen Besitze seiner Jugendkraft an; sein Gesicht war voll und roth und würde blühend gewesen sein, wenn es nicht Falten des Unmuthes verunstaltet hätten.

Elgar reichte dem Bettler eine Gabe, nach welcher dieser seine Hand ausstreckte und dann zu dem Ritter sprach: es wird mir schwer, edler Herr, Euch zu danken, denn ich glaube in Euerm Blicke auf mich einen Vorwurf zu lesen, welcher vermuthen läst, daß Ihr nicht ohne Unwillen

mein

mein Wohlthäter wurdet. Böses Geschick, sollt Ihr wissen, beugte mich so tief, daß ich iezt der Wohlthaten anderer bedarf. Ich war Reiterknecht bei dem Besitzer einer nahe gelegenen Burg, diente ihm treu und redlich, und hatte Hoffnung sein Knappe zu werden.

Und trugst nun vielleicht in einer Fehde eine Wunde davon — unterbrach ihn Elgar — die Dich zu fernerem Dienste untauglich macht, ob man sie nicht so gleich an Dir bemerkt, und Dein Herr war so ungerecht, einen treuen Diener zu verstossen, weil er ihm nun weniger nützen konnte als zuvor?

Nein, gestrenger Herr — erwiederte der Bettler — ich bin ganz so gesund als ich scheine, zwar nicht ohne Wunden, aber sie sind vernarbt und hindern mich nicht in dem Gebrauche meiner Glieder.

So wurdest Du vielleicht bei Deinem Herrn verleumdet — fuhr Elgar fort — und er entlies Dich aus seinen Diensten, ohne

ohne die Schuld zu unterſuchen, die man Dir aufbürdete? Doch dies mache Dich nicht verzagt! Gehe und ſuche andere Dienſte, die Du auch finden wirſt, wenn Du wacker biſt und Deinem vorigen Herrn treulich dienteſt.

Gewis diente ich ihm treulich — entgegnete der Bettler — Er ſelbſt würde es bezeugen, denn ungern lies er mich von ſich, als ich meinen Abſchied begehrte.

Du ſelbſt verlangteſt ihn — fragte Otto unwillig — um im Müßiggange Dein Brod zu erbetteln? Nein nun behalte ich die Gabe zurück, die ich für Dich beſtimmt hatte, denn es wäre ein Raub an wirklich Nothleidenden, die des Mitleids würdiger ſind, als ein Müßiggänger, deſſen Faulheit widerrechtlich darum fleht.

Mit Gunſt, geſtrenger Herr — begann der Bettler ſich zu rechtfertigen — Ihr verdammt mich, ehe Ihr mich gehört habt.

Ich will Dich auch nicht hören — fuhr Otto fort — denn durch nichts kann es entschuldigt werden: im Müßiggange sich zu mästen und Armen das Brod zu rauben, so lange noch die Kräfte hinreichen, es ehrlich zu gewinnen.

Wisset Ihr aber auch — wendete der Bettler ein — ob ich die Kräfte wirklich besitze? Wohl ist mein Körper stark, aber schwach mein Geist; ihm raubten Schmerz und Trauer Thätigkeit und Kraft.

Was ist es aber, das Du so schmerzlich bedaurest? — fragte Otto.

Ich traure über den Tod einer geliebten Dirne, die mich so heis und einzig liebte, wie ich sie, und hätte von Euch mehr Mitleid gehofft, als ich nun finde — antwortete der Bettler und entfernte sich schnell.

Schweigend ging Otto eine Zeitlang neben Elgar her; seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Bettler und den Reden desselben, und bei dieser Gelegenheit beschäftig-

tizte er die allgemeine Erfahrung, das die Urtheile der Menschen über Andere strenger sind als über sich selbst. Er tadelte den müßiggehenden Reitersknecht, ohne zu bedenken, daß ihn selbst beinahe gleiche Schuld traf als ienen. Nur nach und nach begann er dies zu ahnden, als Elgar eine Aufmunterung zur Heiterkeit und zur Zerstreuung mit dem Rathe beschlos: die leztere besonders in ernsten Beschäftigungen zu suchen. Otto erkannte, daß er in seinen Worten über den Bettler sich selbst das Urtheil gesprochen hatte, gestand es erröthend seinem Freunde, und kehrte mit dem Vorsatze: des Müßigganges, den er an einem Andern tadelte, sich nicht selbst schuldig zu machen; nach Cölln zurück.

Im Gespräche mit dem Erzbischoffe und Elgar gesellte sich zu ienem Vorsatze der Entschlus: den Willen seines Vaters zu befolgen. Ehrgeiz war vielleicht bei der Entstehung desselben nicht unthätig, zunächst brachte ihn aber ein Gedanke hervor, den Otto mit den mehresten feurig Liebenden, die

die ſich mit ihm in gleicher Lage befinden, gemein hatte. Er zweifelte, daß ihm iemals ein Mädchen den Verluſt, den er durch Oda's Tod gelitten hatte, würde zu erſetzen vermögen; und zugleich glaubte ſich ſeine Liebe zu ewiger Trauer um Oda verpflichtet. Damit dieſe durch keinen Eindruck der Sinnlichkeit geſtört werden, und das Zauberſpiel derſelben ihn nicht vielleicht einmal zu dem Wahne verleiten mögte: durch die Liebe eines andern Mädchens für ſeinen Verluſt Erſatz finden zu können; wollte er hinfort die Weiber fliehen. Als Ritter konnte er dies nicht ohne Zwang, als Geiſtlicher aber wurde es ihm leicht, und daher wählte er noch einmal einen Stand, von welchem er ſchon längſt entſchieden hatte, daß er nicht in demſelben leben könnte, ohne ſeine Ruhe aufzuopfern. Wo er ſie zuvor verloren hatte, glaubte er ſie ietzt ſo gewis wieder zu finden, daß er ſeinen Elgar bat, nach Kaſſel zu ſeinem Vater zu eilen, ihm ſeinen Entſchlus bekannt zu machen, und durch mündliche Bitten ſein ſchriftliches

ches Flehen um Verzeihung zu unterstützen.

Unwillig wurde er über seine Freunde, daß sie ihm beide diese Eil widerriethen, und an der Festigkeit seines Entschlusses, den sie übrigens rühmten, so viele Zweifel äusserten. Er versicherte, daß er niemals wieder würde erschüttert werden, und wiederholte seine Forderung an Elgar, doch gab er endlich den Vorstellungen seiner Freunde nach und versprach, die Nachricht an seinen Vater so lange zu verschieben, bis ihn lange und kalte Prüfung von der Unerschütterlichkeit seines Vorsatzes vollkommen überzeugt haben würde.

Der Erzbischoff Walram empfahl Otten seinen Neffen zum Gesellschafter, um sich mit ihm in den theologischen Wissenschaften zu üben und die, in Paris, erlangten Kenntnisse zu wiederholen. Otto folgte diesem Rathe und die günstige Meinung, die er gleich Anfangs von dem jun-

gen Grafen von Cleve gefaſt hatte, wurde durch jeden Tag, der ihn näher mit demſelben bekannt machte, erhöhet. Graf Adolph fand in dem Ritter Otto ebenfalls einen achtungswerthen Mann, wodurch ihre Bekanntſchaft bald zu gegenſeitiger Freundſchaft reifte. Freundſchaft wirkt Vertrauen; ſie brachte auch bei unſerm Otto dieſe Wirkung hervor. Der junge Graf von Cleve wuſte bald ſeine ganze Geſchichte; und die Bekanntſchaft mit derſelben gab ſeiner Freundſchaft noch mehr Wärme. Er wuſte nun, daß Otto unglücklich war; und Freundſchaft wird inniger, wenn ſich Mitleid mit ihr verſchmelzt.

Den gröſten Theil ihrer Zeit brachten Otto und Adolph auf die Art zu, wie der Erzbiſchoff es wünſchte, oft ſprachen ſie aber auch von andern Dingen. Otto erzählte dem Grafen von Cleve von Frankreich, Böhmen, Polen und andern Ländern und ihren Beherrſchern, oder von Schlachten und Turnieren, und Adolph, welcher freilich

lich nicht so mancherlei zu erzählen wuste, machte seinen Freund mit seinen Eltern und Geschwister bekannt. Am längsten hielt er sich gewöhnlich bei seiner Schwester Elisabeth auf. Wirklich war Elisabeth ein Fräulein, von welcher sich, auch ohne brüderliche Parteilichkeit, viel Rühmliches sagen lies. Mit gleicher Wärme, wie von Elisabeth, sprach Adolph von seinem Vater, selten aber erwähnte er seiner Brüder, und von seiner Mutter schwieg er beinahe ganz.

Einst war Otto mit Elgar ausgegangen, Adolph hatte sie aber nicht begleitet, weil ein Bote von Cleve in sein Gemach trat, da er eben im Begriffe war, es zu verlassen, um seinen Freunden Gesellschaft zu leisten. Begierde, sich mit seinem Freunde zu freuen und von dem Grafen von Cleve und seiner Tochter, die ihn durch Adolphs Erzählungen schätzbar geworden waren, Neuigkeiten zu hören, rief Otten bald wieder in das Schlos des Erzbischoffs.

Er eilte in das Zimmer seines Freundes, dessen Seele an ein Gemählde, das er betrachtete, so ganz gefesselt war, daß er Ottens Eintritt in das Zimmer nicht bemerkte. Dieser schlich sich iezt näher zu Adolphen, sahe über seinen Schultern das Gemählde, das seine Aufmerksamkeit so ganz fesselte — und fühlte sein Auge von den Reizen desselben fest gehalten. Jetzt wurde Adolph seiner gewahr und erschrack über seine unvermuthete Gegenwart.

Seht doch — rief Otto lächelnd — wie ich Euch überrascht habe! Ich vermuthete Euch mit den erhaltenen Schreiben von Cleve beschäftigt zu sehen, und finde den geistlichen Herrn dagegen im Anschauen eines reizenden Bildes versunken!

Was wenigstens seiner Geistlichkeit keinen Eintrag thut — antwortete Adolph — Meine Schwester sas zu diesem Gemählde und sendete es mir heut, samt diesem Schreiben. Leset hier selbst — fuhr er fort, indem er ihm Elisabeths Brief überreichte — und überzeugt Euch, daß ich

von

von meiner Schweſter nicht zu viel Schönes ſagte. Ihr Verſtand und ihre Herzensgüte leuchten, wie mich dünkt, aus dieſem Schreiben nicht weniger hervor, als ihre Worte und Handlungen ſie kund geben.

Otto las und fand Adolphs Meinung vollkommen beſtätigt. Er bewunderte die Wärme, die in Eliſabeths Briefe nicht zu verkennen war, nicht weniger als die Stärke des Ausdrucks, die ihn über alles erhob, was Otto iemals von weiblicher Hand geſehen hatte. Das leztre galt ihm als Beweis von dem Verſtande der Verfaſſerin, das erſte als Bürgſchaft für ihren trefflichen Charakter. Warme Liebe ſezt gleiche Stimmung voraus; Adolph war gut und bieder; ſeine Schweſter konnte es folglich nicht weniger ſein, da ſie ihn ſo innig liebte und ſeine volle Zärtlichkeit beſas.

Indeſſen Otto las, war Adolph dem Auge deſſelben mit dem ſeinigen im Briefe gefolgt, und oft unterbrach er ihn, wenn er auf eine Stelle traf, in welcher er

einen besonders starken Beweis für die Treflichkeit seiner Schwester zu finden glaubte. Jetzt kehrte seine Aufmerksamkeit wieder zu ihrem Bilde zurück, das er ein Meisterstück der Kunst des Mahlers nannte.

Ja — rief er aus — es ist meine gute Elisabeth ganz! Wohlwollen ist in diesem Gemählde nicht weniger deutlich zu erkennen, als in den Zügen des Urbildes, und aus diesem Auge leuchtet Offenheit und Herzensreinigkeit, wie aus dem Auge meiner geliebten Schwester.

Ihr seid glücklich, Freund — antwortete Otto — eine solche Schwester zu besitzen. Aus Erfahrung weis ich, wie wohlthuend es ist, wenn man sich zu seinen Geschwistern, durch das Verdienst derselben, zu ächter Liebe hingezogen fühlt; doch ich weis auch das Schmerzliche des Mangels eines solchen Zuges.

Einige Wochen waren vergangen, seit sich Otto vorgesetzt hatte, den ritterlichen Schmuck

Schmuck abzulegen, und hinfort den Stab und Ring eines Bischoffs das Ziel seines Strebens werden zu lassen. Anfangs hatte er beinahe täglich davon gesprochen, seinem Vater einen Entschlus bekannt zu machen, der mit den Wünschen desselben so genau zusammen traf, aber auf den Rath seiner Freunde unterlies er es, und nun hatte er schon seit etlichen Tagen nicht mehr davon gesprochen.

Dem Ritter Elgar, der seinen Freund ganz genau kannte, fiel dieses Stillschweigen auf, weil er fürchtete, daß die Erschütterung seines Vorsatzes der Grund desselben wäre. Eine Veränderung, die er mit ienem Stillschweigen zugleich an Otten bemerkte, vermehrte seinen Argwohn.

Otto zeigte ietzt einen Tiefsinn, welcher bewies, daß in seinem Innern irgend etwas vorgehen müsse, und oft gesellte sich zu diesem Traurigkeit und finstere Laune. Anfangs hielt dies Elgar für einen Rückfall in seine Traurigkeit über Oda's Tod, bald aber kam er zurück von seinem Wahne,

weil Otto gewis mehr von Oda gesprochen haben würde, als er ietzt that, obgleich Elgar das Gespräch oft auf sie lenkte, wenn sie die mit ihm vorgegangene Veränderung veranlaßt hätte. Eine andere Ursache hatte sie hervor gebracht, aber Otto scheuete sich, sie Elgar zu entdecken, weil er, selbst mit sich unzufrieden, den Tadel desselben fürchtete, und sich ietzt auch noch mit der Hoffnung schmeichelte, den Kampf in seinem Innern, dem Verlangen der Vernunft gemäs, beendigen zu können.

Oft drang Elgar in ihn, sich zu entdecken, aber Otto schwieg und öffnete auch seinem jüngern Freunde sein Herz nicht. Nicht weniger als Elgar hatte ihn Adolph mit der Bitte, sich mitzutheilen, bestürmt, und mehr wie gegen Elgar fühlte sich Otto gegen ihn hierzu geneigt, doch wollte er nicht eher sprechen, bis ihm ganz keine Hoffnung zu dem Siege übrig bliebe, dessen er sich in den ersten Tagen tröstete.

Einst wiederholte Adolph seine schon so oft geäusserte Bitte, und bat so warm

und

und dringend, daß Otto nicht länger zu widerſtehen vermogte.

Beklagt mich, Freund — begann er ſein Geſtändnis — hier, wo ich meine Ruhe wieder zu finden hoffte, iſt ſie aufs neue ſo heftig erſchüttert worden, daß all' mein Beſtreben, ſie wieder herzuſtellen, vergebens iſt.

Vielleicht — tröſtete Adolph den Klagenden — nur erſchüttert, damit ſie auf ewig befeſtigt werde. Die Grundlage zu Euerm künftigen Glücke, war vielleicht ohne dieſe Erſchütterung nicht möglich.

Otto. O Freund, Ihr ahndet nicht, was mir begegnet iſt, und wohl handelte ich weislich, wenn ich es Euch nicht entdeckte, um nicht, neben dem Verluſte meiner Ruhe, auch den Verluſt Eurer Freundſchaft beklagen zu müſſen.

Adolph. Freund! ſtünde Eure Ruhe auf ſo unerſchütterlich feſten Stützen wie dieſe: ſo würdet Ihr der Glücklichſte unter den Menſchen ſein! Aber macht durch

lange Zurückhaltung, meine freundschaftliche Neugierde nicht noch brennender, sondern sprecht mit der Hoffnung: Rath von mir zu erhalten.

Otto. Wohl, ich will mich Euch entdecken! Aber sagt mir zuvor, ob Euch die Zeit der Entstehung meines Trübsinnes noch nie zu einer Ahndung von der Ursache desselben geführt hat?

Adolph. Oft suchte ich diese zu ergründen, nie aber bot sich mir eine wahrscheinliche Vermuthung dar.

Otto. Ein Beweis, daß Ihr mich des Leichtsinnes, dessen ich mich schuldig machte, und eines so raschen Aufloderns der Leidenschaft, wie ich ietzt beklagen mus, nicht fähig glaubtet! Wisset, daß das Bild Eurer Schwester — doch mehr das, welches Ihr selbst von Ihr entwarft, als jenes, das unter den schaffenden Händen des Künstlers hervorging, in meinem Busen glühende Liebe für den Gegenstand desselben entzündete.

Adolph.

Adolph. (ihn feurig umarmend.) Willkommen an meinem Buſen, Freund und Bruder! Dieſes Ereignis wird Euer und Eliſabeths Glück gründen und das meinige befeſtigen. Nun wird mein Wunſch erfüllt: meine geliebte Schweſter die Gattin eines Mannes zu ſehen, der ſie vollkommen glücklich machen würde. Glücklich wird gewis das Weib, das Otto das ſeinige nennt, glücklich wird aber auch der Mann werden, dem meine geliebte Eliſabeth ihr unverdorbenes Herz gibt!

Otto. Du vergiſſeſt, mein Adolph, daß dieſer Otto nur im vertrauten Geſpräche mit Dir Junker von Heſſen — übrigens aber ein Verſtoſſener iſt, dem ſein Vater nicht vergönnt, ſeinen Namen zu führen!

Adolph. Ihn wird er Dir nicht rauben können, wenn Dir auch wirklich ſeine Ungerechtigkeit entziehen ſollte, was Du, ſamt dieſem Namen, mit Recht fordern kannſt.

Otto. O ich bitte Dich, Freund, nähre nicht die unglückliche Leidenſchaft, die mei-

meinen Busen erfüllt! Freundschaft für mich bringt in dem Deinigen Hoffnungen hervor, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben; aber fürwahr es wäre nicht freundschaftlich von Dir, wenn Du sie mir mittheilen wolltest! Hilf mir lieber eine Leidenschaft bekämpfen, die mich unglücklich machen würde, wenn ich im Streite mit ihr nicht endlich den Sieg erhielte!

Adolph. Nein, nähren will ich sie, damit Du ihrem Aufrufe folgst und durch sie glücklich wirst!

Otto. Neigung und gute Meinung führen Euch irre, aber vereitelt die Absicht nicht, aus welcher ich mich Euch entdeckte. Ich bedurfte eines Vertrauten, die Bürde mir von dem Herzen zu wälzen, die auf demselben lastete, und von ihm Rath, vielleicht auch Beistand zu dem Kampfe zu erhalten, den Pflicht und Klugheit mir gebieten. Euch vertrauete ich mich mit mehrerem Muthe, als ich gegen Elgar fähig gewesen wäre, denn er würde es mir weniger verziehen haben als Ihr, daß

daß ich meine Oda ſobald vergas, und daß, auf eine Art, die ſeiner Kälte unbegreiflich ſein würde, neue Liebe in mir entzündet wurde. Er ſahe weder das Bild der holden Eliſabeth, noch las er ihr treffliches Schreiben; läſe er aber auch itzt dieſes und ſähe jenes: ſo würde mich doch vermuthlich ſein Tadel treffen, weil er mit Eurer liebenswürdigen Schweſter weniger bekannt iſt, als ich durch Eure Schilderung.

Adolph. Hohen Werth hat Euer Vertrauen für mich, doch wird er durch die Rückſicht auf die Folgen deſſelben noch mehr erhöht. Elgar ſpräche vielleicht wie Ihr wollt, daß ich reden ſoll, und dann mögten die frohen Hoffnungen vernichtet werden, die ich mir, mit ſo vielem Rechte, für Euch, wie für meine Schweſter und mich mache, wenn Ihr dem Rufe Eures Herzens und meinem Rathe folgt. Der Gemal meiner Schweſter zu werden, bedarf es keines Fürſtenthums; Seelenadel und ächtes Verdienſt genügen ihr und mei-

meinem Vater. Gehet nach Cleve, werbt um ihre Liebe und um ihre Hand und Ihr werdet beide erhalten!

Otto. (mit Feuer.) Adolph! wenn Du wahr sprächest, wie glücklich wäre dann Dein Freund, dem schon beinahe alle Hoffnung entschwand, es iemals zu werden!

Adolph. Wirklichkeit wird an ihre Stelle treten, wenn Elisabeth Dein Glück gründen kann; und ia, dies wird sie können, denn gewis gehört sie unter die besten der Mädchen, und mein Freund Otto ist kein Leichtsinniger, der von einer Schönheit zur andern flattert.

Doch wir wollen ein Gespräch, das vielleicht einige Bogen füllen könnte, nicht ganz versetzen! Es sei uns genug, den Inhalt und die Folgen desselben nur in der Kürze mitzutheilen.

Was Adolph Otten sagte, muste freilich den Wünschen seiner Leidenschaft vollkommen zusagen, aber sein Verstand warf mancherlei Zweifel auf, die Adolph erst hinweg-

hinwegräumen muste und lange Ueberlegung wurde erfordert, ehe Otto einen Entschlus faste, mit welchem seine Leidenschaft so wohl zufrieden war, wie Adolph.

Angenommen, daß der Graf von Cleve bei der Wahl eines Gatten für seine Tochter, sowohl wie diese selbst, sonder Rücksicht auf Reichthum und Rang nur auf den moralischen Werth desselben sehen würde: so konnte es doch Otto nicht wagen, sich ihm als ein Werber um Elisabeths Hand darzustellen, weil er nicht wuste, in welcher Gestalt er es thun sollte. Es war gefährlich als Junker von Hessen in Cleve zu erscheinen, weil es seinem Vaterlande zu nahe lag, um nicht fürchten zu müssen, daß sein Vater seine Drohungen wahr machen würde, auch wuste er nicht, ob Elisabeth und ihr Vater zur Verbindung mit einem Manne, den der Zorn, ja vielleicht der Fluch seines Vaters verfolgte, geneigt sein würden, und Adolph selbst getraute sich nicht, diesen Zweifel aufzulösen. Sein angenommener Name war

war unserm Helden, zur Erreichung seines Wunsches nicht günstiger, als sein wirklicher. Da er dem Könige von Polen war bekannt worden, sicherte er so wenig wie dieser vor Entdeckung, daher Otto sich entschlos, sein Abenteuer unter einem dritten und in einer Gestalt zu bestehen, in welcher er vor Entdeckung ganz sicher zu sein glaubte.

Adolph hatte ihm gesagt, daß sein Vater, geübten Armbrustschützen gewogen wäre, und unsere Leser werden sich, aus den Jugendjahren unsers Helden, noch erinnern, daß er unter allen Waffen vorzüglich im Gebrauch der Armbrust geschickt war. Als Ritter hatte er sich zwar dieses Gewehres nur auf der Jagd bedienen können, aber er war in seiner Kunst schon zu fest, um sie zu verlernen, oder es bedurfte aufs höchste einiger Uebung, die vorige Gewandtheit wieder zu erhalten, und diese konnte er auf seinem Wege nach Cleve anstellen.

Adolph war mit dem Einfalle ſeines Freundes nicht ganz zufrieden. Er wuſte zwar, daß es einem geübten Schützen leichter wurde als iedem Andern, die Gunſt ſeines Vaters zu erhalten, aber er fürchtete, daß Otten ſeine Erniedrigung, von der höchſten kriegeriſchen Würde bis zu einer der niedrigſten Stufen in den erſten Tagen, die er in ſeinem neuen Stande verlebte, unerträglich werden mögte. Durch die Verſicherung: daß dies ein geringer Preis für das Gut wäre, das er hierdurch zu erhalten hoffte; die ihm Otto mit allem Feuer eines Liebenden gab, vielleicht auch durch Wohlgefallen an dem Abenteuerlichen, die den mehreſten Jünglingen eigen iſt, wurde zwar dieſer Zweifel entfernt, an ſeine Stelle trat aber nun ein anderer.

Als Schütze — ſprach er zu Otten — habt Ihr wenig Gelegenheit um meine Schweſter zu ſein; auch ſeid Ihr dann der Mann nicht, der öffentlich um ſie werben könnte, und daher wird es Euch ſchwerer werden, Liebe zu gewinnen und einzuflöſ-

sen, als zu erwarten wäre, wenn Ihr im ritterlichen Purpur in Cleve erschienet.

Im Gegentheile — wendete Otto ein — wird meine Mummerei befördern, was sie nach Eurer Vermuthung verhindern könnte. Erinnert Euch, daß ich nur um mein selbst willen geliebt zu werden wünsche, und gesteht, daß sich dem Armbrustschützen Otto die glücklichste Gelegenheit darbietet, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wenn ihm des Schicksals Wille zum zweiten mal Erfüllung bestimmt hat. Einem Diener mangelt es nie ganz an Gelegenheit, die Tochter seines Herrn zu sehen, auch ist es dem niedrigsten erlaubt, um die Gunst derselben sich zu bemühen; und wenn Ihr mir, durch Eure Empfehlung, eine Stelle verschafft, Eurem Vater näher zu sein, als sie mir ohne sie gleich Anfangs werden würde, so wird die Ausführung meines Planes erleichtert werden. Der Armbrustschütze darf freilich seine Augen so wenig zu der Tochter seines Herrn aufheben, als sie die ihrigen zu ihm darf herab sinken lassen; aber Liebe läßt sich

nicht

nicht von Gesetzen fesseln, die Meinungen und Gewohnheiten ihr vorschreiben. Findet Elisabeth von Cleve den Schützen ihres Vaters ihrer Liebe werth: so wird sie ihm, verhüllt in Wohlwollen und Güte, entgegen lächeln, wenn gleich die holde Elisabeth selbst nicht weis, daß sie in ihrem Busen wohnt. Ich werde dann die selige Freude geniessen, ihre Liebe sich nach und nach entwickeln zu sehn, und wenn ich dann derselben und der Gunst Euers Vaters gewis bin: so trete ich hervor und sage zu ihm: ich bin der unglückliche Otto von Hessen, der Euch diente, um einst Eure liebenswürdige Tochter als Sold zu gewinnen, wenn Ihr ihn einer solchen reichen Belohnung nicht unwürdig fändet.

Vortreflich, Freund! — rief Adolph — Euer Plan ist so schön ausgedacht, daß ich Euch gewis bald Bruder nennen kann; und die Sänger der Minne werden einst das Abenteuer Otto des Schützen und Elisabeths von Cleve zum Gegenstande ihrer süssen Lieder wählen.

Otto hatte kaum die Erfindung seines Planes vollendet, als er sich auch schon nach der Ausführung desselben sehnte. Liebe und frohe Hoffnungen trieben ihn nach Cleve, doch wollte er Cölln nicht verlassen, ohne von seinem treuen Elgar Abschied zu nehmen, und ihm sein Vorhaben zu entdecken. Jezt fürchtete er den Tadel desselben nicht mehr, denn er fühlte sich von dem glücklichen Ausgange seines Vorhabens zu vollkommen überzeugt, um zu vermuthen, daß ein Anderer daran zweifeln könnte. Freilich war diese Ueberzeugung nur Hoffnung, die aber bekanntlich oft die Gestalt der erstern annimmt und die Wirkung derselben hervor bringt.

Wir müssen uns auf einige Zeit trennen — sprach er zu Elgar, da er sich am nächsten Abend mit ihm in seinem Gemache allein sah.

Und dies kann mir mein Otto in diesem gleichgültigen Tone sagen? — fragte Elgar mit einem Blicke, der Otten, nicht mit Unrecht Mangel der Freundschaft vor-

vorwarf — Doch, warum wundere ich mich darüber! Seine Zurückhaltung, sein kränkendes Stillschweigen, wenn ich ihn bestürmte, mir sein Herz zu öffnen und mir zu entdecken, worüber sein Tiefsinn brütete, bewiesen ia die Erkaltung seiner Freundschaft. O mein Otto, zeigte sich Elgar iemals Deines Vertrauens unwürdig, oder weigerte er sich, Deinen Einfällen gemäs zu handeln, wenn schon Freundschaft zuweilen ihn aufrief, der Ausführung derselben entgegen zu arbeiten?

Aus der Fülle meines Herzens — umarmte ihn Otto — gebe ich Dir das Zeugnis der wärmsten thätigsten Freundschaft, nimm aber dafür auch den Vorwurf zurück, den Du mir machtest und höre, neben dem Geständnisse dessen, was ich Dir bisher verbarg, zugleich die Ursache, warum es nicht früher geschahe.

Otto erzählte ietzt, was wir unsern Lesern nicht zu wiederholen brauchen, und aufmerksam hörte ihm Elgar zu, bis er geendet hatte, dann antwortete er mit mil-

dem Lächeln: fürwahr, wenn ich nicht wüste, mit welchen Büchern Du Dich seit Deinem Aufenthalte in Cölln beschäfftigt hast: so würde ich glauben, daß Du alle Gedichte der Minnesänger, Troubadours, Minstrels und Provenzalen gelesen hättest, denn Dein Plan scheint wirklich die Frucht einer Einbildungskraft, die lange mit solchen Hirngespinnsten genährt wurde.

Und ich — erwiederte Otto mit empfindlichem Tone — würde an Deiner Freundschaft zweifeln, so viele Beweise ich auch von derselben erhielt und so theuer Du mich vor wenig Augenblicken der unverminderten Fortdauer derselben versichertest, wüste ich nicht aus alter Erfahrung, daß der freundschaftliche, wackere Elgar den grossen Fehler hat, oft zu ganz unrechter Zeit über Dinge zu spotten, die des Ernstes und wahnfreier Ueberlegung so würdig sind.

Wollte der Himmel — fuhr Elgar fort — daß Du diesem Ausspruche selbst gemäs handeltest!

Daß

Daß ich es that — erwiederte Otto — wirst Du sogleich hören, und dann wird der Erfolg zeigen, ob es von Dir ebenfalls geschieht.

Otto brachte ietzt für die Zulässigkeit seines Plans alle Gründe vor, durch die er selbst, sammt dem jungen Grafen von Cleve, sich davon überzeugt hatte, doch äusserten sie bei Elgar nicht gleiche Wirkung. Fern blieb Ueberzeugung von ihm, ob er gleich Otten nicht mehr zu widerlegen suchte, weil er bemerkte, daß alle Mühe, dies zu bewirken, ietzt vergebens war. Er wollte daher Otten Zeit lassen, zu der nöthigen Kälte zurück zu kehren, ehe er seine Bemühungen fortsetzte, ihn von einem Abenteuer abzuhalten, das mit seiner Denkungsart so ganz nicht übereinstimmte.

Ungeduld trieb Otten, schon des nächsten Tages abreisen zu wollen, und Elgar vermogte kaum so viel über ihn, daß er ihn überredete, noch einen Tag länger in Cölln zu bleiben. Mache mich — sprach er zu ihm — gemeinschaftlich mit dem Grafen

Adolph, noch näher mit Euerm Plane vertraut. Vielleicht überzeugt Ihr mich, daß die Ausführung desselben wirklich so leicht und sicher ist, als sie Euch scheint; und dann begleit ich Dich nach Cleve, welches Dir hoffentlich nicht unangenehm sein wird, wenn Elisabeth und Adolph Deinem alten Freunde noch einen Theil Deines Herzens übrig gelassen haben. In mir findest Du einen Vertrauten, den ieder Liebende so nöthig bedarf, um von seiner Liebe und den Fortschritten in derselben sprechen zu können und hierdurch ihre Freuden, durch lebhaftere Erinnerung und Nachgefühl, zu verdoppeln.

Du verkenntest mich, unübertreflicher Freund — antwortete Otto, mit ungeheuchelter Wärme — wenn Du wirklich glauben könntest, daß nur die von Dir genannte Ursache mir Deine Gegenwart werth machen würde. Nein, sonder alle Rücksicht ist sie mir hohes Bedürfnis geworden! Dennoch aber sei es fern von mir, von Deiner Freundschaft einen neuen Beweis

weis anzunehmen, den ihre Stärke sonder gleichen vielleicht willig gäbe, ohne die Aufopferungen zu achten, die sie mir machte. Ein wackerer Ritter, der vielleicht bald, wenn er seinen Arm einem mächtigen Fürsten anbietet, sich zu einem der ersten Heerführer empor schwingen kann, darf nicht bis zum Armbrustschützen herab steigen.

Mit grössern Ansprüchen — entgegnete Elgar — darf dies Ritter Schütz noch weniger; entschuldigt ihn aber Liebe über einen solchen Schritt, so erlaubt mir Freundschaft einen ähnlichen. Doch lasse uns jetzt nicht streiten, sondern die Entscheidung auf morgen versparen. Jetzt wollen wir schlafen, damit wir die Reise nach Cleve fein rüstig antreten können.

Wie aber — glaubte Elgar des andern Tages Otten und dem jungen Grafen von Cleve keinen unwichtigen Einwurf zu machen — wenn der Herr Erzbischoff,

durch seinen Bruder oder einen Reisenden erfährt, daß ihm von Euch zwei Armbrustschützen, mit Namen Otto und Elgar, empfohlen wurden, und sich ihm dann die sehr wahrscheinliche Vermuthung darbietet, daß dieser Otto und dieser Elgar die nämlichen sind, die seine Gastfreundlichkeit so lange beherbergte?

Ich werde eine solche Entdeckung zu verhindern suchen — erwiederte Adolph — gesetzt aber, daß sie ihm dennoch geschähe: so bin ich nicht nur seines Beifalls, sondern auch seiner Mithülfe gewis, wenn wir dieser sollten benöthigt sein; und Ihr selbst werdet gestehen müssen, daß ich mich keiner unwahrscheinlichen Hoffnung schmeichle, wenn Ihr auf die gütige Denkungsart meines Oheims einige Rücksicht nehmt.

Elgar fand Adolphs Antwort nicht genug thuend, und seine Meinung von dem ganzen Vorhaben blieb noch die nämliche, die er gestern geäussert hatte. Er stellte sich zwar, den Erfindern des Plans vollkommen beizustimmen, that es aber nur, damit

damit ſich Otto, ſeinem Vorſatze, ihn zu begleiten, nicht noch mehr widerſetzen mögte, als es ſchon von ihm aus freundſchaftlicher Sorgfalt geſchah. Er hoffte Otten vielleicht noch auf dem Wege zurückführen, oder ihn wenigſtens in Cleve ſelbſt vor Uebereilungen, von denen nachtheilige Folgen zu fürchten wären, ſchützen zu können. Er lies ſich daher nicht zurück halten, dem Aufrufe ächter Freundſchaft zu folgen, ſo oft und dringend ihn auch Otto bat, ſich nicht um ſeinet willen im Fortſchreiten auf der Bahn zu gröſſerm Ruhm und Glücke aufzuhalten.

Schnell wurden nun die nöthigen Anſtalten zur Reiſe getroffen. Auf Adolphs Rath machte Otto dem Erzbiſchoffe bekannt, daß ihn ſeine Mutter ohne Verzug nach Eiſenach gerufen hätte, und daß er Willens wäre, die Reiſe mit dem Anbruche des nächſten Tages anzutreten. Walram wunderte ſich zwar, daß man den Eilboten nicht zu ihm geführt hätte, der nach Ottens Vorgeben von der Landgräfin Eliſabeth

ſabeth Botſchaft gebracht hatte und, ohne ſich zu verweilen wieder abgereiſt war, doch war er weit entfernt, das Ganze für eine Erfindung zu halten, und begnügte ſich mit Ottens Verſicherung: von der Urſache, weshalb ihn ſeine Mutter zu ſich rief, nichts zu wiſſen; ohne ihn durch weiteres Forſchen in Verlegenheit zu ſetzen. Er ermahnte ſeinen Gaſt, feſt in dem Entſchluſſe zu bleiben, den er vor einigen Wochen genommen hatte, und bat ihn, wenn ihm der Aufenthalt in Cölln gefallen hätte, bald zurück zu kommen, um von ihm die erſten Weihen anzunehmen.

Unſere Abenteurer dankten dem Erzbiſchoff für ſeine Gaſtfreundſchaft und verlieſſen dann Cölln; Otto voll freudiger Hoffnung; Elgar nicht ohne Beſorgniſſe für ſeinen Freund.

Auf dem Wege bot Elgar ſeine ganze Ueberredungskraft auf, Otten das Abenteuerliche und Gefährliche ſeines Planes zu beweiſen, und ihn von der Ausführung

deſ-

deſſelben zurück zu halten. Beſonders erinnerte er ihn, daß der Zorn ſeines Vaters den höchſten Grad erreichen würde, wenn er erführe, daß ſein Sohn ſeiner edeln Abkunft ſo ganz vergeſſen hätte, um dem Grafen von Cleve als Armbruſtſchütze zu dienen; verſchwendet waren aber ſeine Worte und fruchtlos ſeine dringenden Bitten und freundſchaftlichen Ermahnungen, denn Otto verſprach ſich von der Reiſe nach Cleve zu vieles Glück für die Zukunft, und für ſeine Dienſte bei dem Grafen einen zu ſüſſen Lohn, um ſeinem Freunde Gehör zu geben. Nicht ohne Unwillen bat er ihn oft zu ſchweigen und ihn allein ziehen zu laſſen, wenn er ihn blos aus der Abſicht begleitet hätte, ihm von einem Vorhaben abzurathen, von deſſen Ausführung er ſich durch nichts würde abhalten laſſen.

Elgar gab Ottens Ungeſtüm nach; es kränkte ihn zwar, daß er ihn nicht hörte, ſeine gute Abſicht verkannte und ihn unwillig von ſich wies, doch verzieh er ihm eine Kränkung, zu welcher ihn die Macht der

Liebe

Liebe fortris; und voll ächter Freundschaft beschlos er, sich seinem Einfalle zu fügen und ihn, in einer Lage, wo er seiner Hülfe vielleicht bald bedürfen mögte, nicht zu verlassen.

In der nächsten Stadt, durch welche sie ihr Weg führte, kauften sie Waffen, wie sie in Cleve bedurften, verwechselten die goldenen Spornen mit eisernen; legten alles von sich, was ihren Stand verrieth; und verbargen in ein Bündlein, was kurz zuvor ihr Stolz gewesen war.

Leidenschaft trieb Otten zur schnellen Fortsetzung des Weges, doch vergas er seinen Vorsatz nicht: sich vor seiner Ankunft in Cleve im Schiessen zu üben, um dort als ein Meister in seiner Kunst auftreten zu können. Einen ganzen Tag brachte er mit Elgar in einem Walde zu, wo sie nach einem Ziele schossen und sich bald in einer Kunst, in welcher sie schon vorher geschickt gewesen waren, wieder so fest machten, daß sie hofften, mit dem fertigsten

ſten Schützen des Grafen von Cleve um den Preis wetteifern zu können.

„Der Zufall“ — ſagte der junge Graf von Cleve in dem Schreiben, das er Otten an ſeinen Vater mit gegeben hatte — „machte mich mit den beiden Männern, die Euch dieſe Zeilen überbringen, „bekannt. Sie ſuchten Dienſte und waren über mein Erbieten: ſie Euch zu empfehlen, ſo freudig, als es meinem verehrten Vater, wie mich dünkt, angenehm „ſein wird, daß ich ihm zwei Schützen zuſende, die mit dem Geübteſten unter ſeiner „Schaar wettſtreiten können. Durch ihre „Geſchicklichkeit werden ſie ſich bald höhere „Stellen unter Euern Schützen erwerben, „vorzüglich hoffe ich dies von Otten, den „ich Euch beſonders empfehle, doch könnt „Ihr Euch auf die Treue und Redlichkeit „ſeines Gefährten nicht weniger verlaſſen. „Ich kenne zwar beide nur ſeit wenig Tagen, aber ein Freund von mir, mit welchem ſie nach Cölln kamen, bürgte mir „für

„für ihre Treue und Rechtschaffenheit, die „er, nach Jahre langer Prüfung, bewährt „erfunden hatte".

Diese Empfehlung von einem geliebten Sohne, muste unsern abenteuernden Rittern, bei dem Grafen von Cleve, allerdings eine günstige Aufnahme verschaffen. Lange und leutselig sprach er mit den Fremdlingen, fragte nach ihrem Vaterlande und nach dem Fürsten, dem sie bisher gedient hatten; Fragen, deren Beantwortung Otten schwer würde geworden sein, wenn nicht Elgar sein Begleiter gewesen wäre.

Ausschliessend mit Elisabeths Bilde beschäftigt, vergas Otto, sich darauf vorzubereiten, aber Elgar hatte ihn an die Nothwendigkeit einer solchen Vorbereitung erinnert, und eine so zusammenhängende Geschichte von ihrem Vaterlande und ihren Begebenheiten erfunden, daß sie den Grafen von Cleve auf alle seine Fragen befriedigende Antwort geben konnten. Tirol, dessen Bewohner schon damals als treffliche

Schü-

Schützen bekannt waren, nannten sie ihr Vaterland, und wusten von der berüchtigten Margarethe Maultasche zu viele Umständlichkeiten zu erzählen, um an der Wahrheit ihres Vorgebens Zweifel zu veranlassen.

Morgen — sprach der Graf von Cleve, nachdem er lange mit den vorgeblichen Tirolern geredet hatte — morgen könnt Ihr Probe schiessen. Ich habe ein groses Jagen angestellt, bei welchem Ihr zunächst um mich sein sollt, damit ich selbst Zeuge Eurer Geschicklichkeit bin.

Vollkommen zufrieden war Otto über den freundlichen und milden Empfang von dem Grafen von Cleve, doch waren die Wünsche, mit welchen er auf die Burg desselben gekommen war, nur nach ihrem kleinsten Theile erfüllt. Er hatte Elisabeth nicht gesehen; und welcher unserer Leser wird zweifeln, daß er sich nach einer Vergleichung ihres Gemähldes mit dem Urbilde eifrig sehnte; daß ihm an dieser mehr gelegen war, als an dem freundli-

chen Empfange des Grafen, obgleich dieser wegen der Folgen höheren Werth hatte? Feurige Liebe schätzt gewöhnlich das am höchsten, was ihr augenblickliche Befriedigung gibt.

Ottens Ungeduld tröstete sich indessen mit der Hoffnung: morgen bei der Jagd, das holde Fräulein zu sehen; auf den höchsten Grad wurde sie aber getrieben, da Otto seine Erwartung unerfüllt sahe. Frau Edelwine, die Mutter des Fräuleins war nicht wohl, und Elisabeth freuete sich, daß sie unter dem Vorwande: ihrer zu pflegen; von der Jagd zurück bleiben konnte, die sie wenig liebte und nur zuweilen, um ihrem Vater gefällig zu sein, Theil an derselben nahm.

Otto sahe den Grafen von Cleve mit seiner Fertigkeit im Schiessen vollkommen zufrieden. Nebst Elgar wurde er von ihm unter die Zahl seiner Leibschützen aufgenommen, doch war es leicht zu bemerken, daß er sich den Beifall desselben in höherm Grade erworben hatte als Elgar. Auch dieser

war

war ein geschickter Bogenschütze, absichtlich aber hatte er seine Kunst verborgen, um nicht ein Nebenbuhler seines Freundes zu werden.

Endlich kehrten die Jagenden aus dem Forste in das Schloß des Grafen zurück. Mismuthig ritt Otto hinter dem Grafen Adolph her, und fühlte zum erstenmale das Lästige der Dienstbarkeit. Er wünschte seinen Verdruß, über die vereitelte Hoffnung, das Fräulein von Cleve zu sehen, in Elgars Busen auszuschütten, aber er muste schweigen, weil er nicht allein mit ihm sein konnte. Der Heimweg war weit, und nach der Vollendung desselben wurden die neu angenommenen Schützen von ihren Gefährten umgeben, und Otto hierdurch an der Mittheilung gegen Elgar verhindert. Erst spät am Abend konnte er ihm, in ihrem Schlafgemache, seinen Unmuth klagen.

Im Gegentheil sollteſt Du Dich freuen — erwiederte Elgar — daß Elisabeth nicht an der Jagd Theil nahm, denn Dein Auge würde dann wahrscheinlich an sie gefesselt

fesselt gewesen sein, und auf diese Art, abgezogen von der Aufmerksamkeit auf das Wild und Dein Gewehr, würdest Du den Beifall des Grafen schwerlich gewonnen haben. Dieser muß Dir wichtiger sein, als die Augenweide an den Reizen der holden Elisabeth.

Was Otten Gram verursachte, gab Elgar Veranlassung zur Freude, weil er hoffte, daß ihn vielleicht Ungeduld auf die Bahn zurück führen würde, zu welcher ihn Elgars freundschaftlicher Rath nicht zu leiten vermogte. In geheim wünschte er, daß Ottens Sehnsucht: das Fräulein von Cleve zu sehen; noch lange unerfüllt bleiben mögte, um ihn durch Erkenntnis der Schwierigkeiten seines Planes von der Ausführung desselben zurück zu schrecken. Er bedachte nicht, daß Hindernisse der Liebe nur zu mehrerer Entflammung dienen.

Am vierten Tage seines Aufenthaltes in Cleve sahe endlich Otto die reizende Elisabeth, und gestand, mit freudetrunkenem Blicke,

Blicke, daß ſie die Reize ihres Konterfais weit übertrafe.

Fürwahr, Freund — ſprach er zu Elgar — ein ſolches Mädchen iſt werth, daß man ihren Beſitz mühſam und theuer erkauft. Geduldig werde ich am Hofe ihres Vaters harren, wenn auch Monden verflieſſen ſollten, ehe ich mich meinem Zwecke um einen Schritt nähere.

Graf Adolph von Cleve liebte die Jagd ſo leidenſchaftlich, daß er mehr im Forſte als daheim in ſeiner Burg lebte, wenn ihn nicht eine Fehde von beiden hinweg rief. Selten lies er einen Tag vergehen, ohne zu jagen, und weil ſich Otto, gleich bei der erſten Probe durch ſeine Fertigkeit im Schieſſen in ſeiner Gunſt ſo feſt geſetzt hatte, daß er ſeitdem nicht ohne ihn ausritt, mangelte es dieſem nicht an Gelegenheit, ſich ſeine Gewogenheit immer mehr zu gewinnen. Graf Adolph erkannte bald, daß Fertigkeit im Schieſſen nicht Ottens einzi-

ges Verdienst war, und sein Leibschüze wurde ihm besonders durch die Vorzüge werth, die ihn vor seinen Genossen auszeichneten.

Nur Elgar konnte mit ihm in Rücksicht: auf feinere Bildung und der Bekanntschaft mit mancherlei Dingen und Kenntnissen, die den übrigen gewaltigen Jägern fremd waren, um den Vorzug buhlen; und wir wissen, daß Elgar zu freundschaftlich dachte, einen solchen Wettstreit anzufangen. Billigte er gleich das Unternehmen seines Freundes nicht: so verbot ihm doch sein gutes Herz, der Ausführung desselben absichtlich Hindernisse in den Weg zu legen. Eitelkeit war nicht Elgars Fehler, und nur diese hätte ihn vermögen können, über seine Genossen hervor glänzen zu wollen.

Nachdem Frau Edelwine genesen war, genos Otto öfters das Glück, ihre liebenswürdige Tochter zu sehen. Sie war der Liebling ihrer Eltern, und ihr Vater sahe sie gern um sich, wenn er daheim in seinem

Zim-

Zimmer ſas und, bei dem Schalle der Hiefhörner, die ihm unter allen Inſtrumenten am lieblichſten tönten, die ſchäumenden Weinbecher leerte. Unter der Zahl der Anweſenden befand ſich auch oft unſer Otto, der, vor dem Ausreiten zur Jagd, oder nach der Rückkehr von derſelben, dem Grafen von Cleve von Frankreich und Italien und von dem Weidwerke der Fürſten erzählen muſte, an deren Höfen er ſich aufgehalten hatte.

Dem Fräulein Eliſabeth gefielen Ottens Erzählungen nicht weniger als ihrem Vater. Sie fand, daß ſie unterhaltender, geſchmackvoller und belehrender waren, als die Erzählungen der mehreſten Jagd- und Kriegliebenden Herren und Ritter, denen ſie in der Geſellſchaft ihres Vaters zuweilen zugehört hatte, und widmete ihnen daher gröſſere Aufmerkſamkeit. Damit ihr kein Wort des Erzählers entwiſchen mögte, heftete ſie gewöhnlich, ſo lange er ſprach, ihr Auge auf ihn; und Otto, entzückt über den Beifall des Fräuleins, hatte öfters

viele Anstrengung nöthig, in seiner Erzählung nicht verwirrt zu werden, wenn Elisabeths Blick, den seinigen begegnete. Er zwang sich dann, sein Auge nur auf den Grafen zu richten, oder senkte es starr auf den Boden, um sich nicht zu verrathen, fühlte aber immer in seinem Innern einen Aufruf, wieder aufzuschauen zu der holden Elisabeth und in ihren Blicken Beifall und Nahrung für seine Liebe zu finden.

Reizender als iemals schien ihm Elisabeth, als sie einst den Aufforderungen ihres Vaters Gehör gab und ihn auf die Jagd begleitete. Die festanschliessende Jagdkleidung erhöhte die Reize ihres schlanken Baues, und ihr Haar, in reichen Locken über die Schultern und auf den Busen nachläßig herab wallend, schien ihre Schönheit noch mehr zu erheben. Mit Geschicklichkeit lenkte sie ihren Zelter, der mit seiner schönen Bürde stolz daher trabte, und sie bediente sich des Jagdspießes mit so vieler Leichtigkeit wie der Nadel, mit welcher sie daheim in ihrem Gemache künst-

künſtliche Stickereien hervorbrachte, die mit Gemählden kühnlich wetteifern konnten.

Da Eliſabeth ihrem Vater zur Seite ritt, und Otto immer der Nächſte um denſelben war, hatte dieſer nicht nur Gelegenheit, die Reize der ſchönen Jägerinn zu bewundern, ſondern ſie auch mit Geſprächen und Erzählungen zu unterhalten, denen ähnlich, durch die er ſich bereits in dem Gemache ihres Vaters ihren Beifall erworben hatte. Mit heiſſerer Liebe kehrte er von der Jagd wieder heim, nicht ohne Hoffnung, in Eliſabeths Buſen nach und nach gleiche Empfindungen zu wecken, denn es dünkte ihm, als ob ſie ihn heut gütiger als iemals behandelt hätte.

In den erſten Wochen des Aufenthaltes in Cleve gab Elgar die Hoffnung: ſeinen Freund von ſeiner abenteuerlichen Liebe zu heilen; noch ſo wenig auf, als er die Verſuche unterlies, die Erfüllung derſelben herbei zu führen; verringert wurde ſie aber

durch das Mislingen aller dieſer Verſuche, und mit dem Ende des vierten Monats, den unſere Freunde an dem Hofe des Grafen von Cleve verlebten, verlies ſie ihn ganz.

Im Laufe dieſer Zeit hatte ſich Otto die Gewogenheit des Grafen Adolphs und ſeiner ſchönen Tochter vollkommen erworben. Auch Engelbrecht, der älteſte unter Elisabeths Brüdern, war ihm hold, nur die Gunſt der Gräfin Edelwine konnte er, bei allen Bemühungen, nicht erhalten.

Frau Edelwine, ſollt Ihr wiſſen, war eine ſtolze Dame, die ihrem Gemahle oft unfreundliche Geſichter ſehen lies, wenn er ſeine Diener leutſeliger behandelte, als Frau Edelwinens Stolz gegen dieſe niedere Menſchengattung gewohnt war. Graf Adolph zeichnete ſich überhaupt durch Güte aus, und ſeine Diener ſchienen mehr Freunde oder Kinder, je nachdem ihr Alter dieſem oder jenem Namen gemäs war, nach dem Urtheile ſeiner Gemahlin hatte er aber noch

gegen

gegen keinen seiner Würde so ganz vergessen, wie gegen den Schützen Otto, welchen Frau Edelwine aus doppelten Gründen dieses Vorzugs unter allen Andern am unwürdigsten erklärte.

Sie war gewohnt, den Werth der Menschen nach ihrer Abkunft und der Zahl ihrer Ahnen zu messen; ein Maasstab, der Otten freilich nicht günstig war; und Otto, von dem sie nicht einmal mit Ueberzeugung wuste, ob er der Sohn eines schöppenbar-freien Mannes wäre, zog sich den Unwillen der Gräfin besonders dadurch zu, daß er nicht wie andere Diener, mit denen er scheinbar gleichen Standes war, vor ihr im Staube kroch. Otto betrug sich zwar im Allgemeinen der Rolle, die er spielte, gemäs, doch würdigte er sich nicht zu solcher erniedrigenden Unterthänigkeit herab, wie die Gräfin von Cleve von allen ihren Dienern, die nicht von alter edler Abkunft waren, verlangte. Sie war nicht so ungerecht, Ottens Vorzügen vor seinen Genossen die Augen zu verschliessen,

sen, aber doch konnten diese iene Mängel nicht aufwiegen.

Als Ritter würde Otto ihren Beifall gefunden haben, als Diener aber traf ihn ihr Tadel. Ihr war es zuwider, daß er daheim, im Felde und im Walde der stete Begleiter ihres Gemahles war, weil sie hierdurch genöthiget wurde, oft näher um ihn zu sein, als es ihrem Stolze gefiel, doch vermogte sie dies nicht abzuändern, denn Graf Adolph befand sich in der Gesellschaft seines treuen und unterhaltenden Dieners zu wohl, um sie einer Grille seiner Gemahlin aufzuopfern. Diese muste sich daher begnügen, Otten ihr Misfallen an seiner Gegenwart bemerken zu lassen, er fand aber in der Ueberzeugung: daß sie dem Grafen und seinem Fräulein nicht misfällig war; reichlichen Trost dafür.

Otto hatte indessen nicht nur auf der Jagd, sondern auch im Felde Beweise seines Muthes und seiner Geübtheit in den Waffen gegeben, indem er sich in einer Fehde mit dem Bischoffe von Lüttich so tapfer

fer hielt, daß ihn Graf Adolph zur Belohnung an die Stelle des Hauptmanns seiner Schützen setzte, der in dieser Fehde seinen Tod gefunden hatte. Hierdurch hoffte der Graf die Gesellschaft seines Lieblings seiner Gemahlin weniger zuwider zu machen, erreichte aber seine Absicht nicht, weil er Otten neben der höhern Würde, nicht zugleich edle Abkunft geben konnte.

Auch hatte Otto seit dieser Zeit das Fräulein von Cleve öfters auf die Jagd begleitet, und unsere Leser werden sich das Entzücken leicht denken können, das er empfand, als ihm der Graf die Obhut über die Sicherheit seiner geliebten Tochter auftrug. Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, drängte sich Graf Adolph oft durch die dichtesten Gebüsche seiner Waldungen, ein fliehendes Wild zu verfolgen, und glaubte seine liebe Elisabeth, die ihm dahin nicht nachfolgen konnte, indessen nirgends so wohl aufgehoben, als unter dem Schutze des treuen Otto.

Auf dieſe Weiſe gewann Otto noch mehr Gelegenheit, ſich bei dem Fräulein beliebt zu machen, und er ſahe ſeine Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg belohnt. Immer werther wurde dem Fräulein ihr ſorgfältiger Gefährte, der raſtlos für ihre Sicherheit wachte, und ſich ihr durch tauſend kleine Gefälligkeiten empfohl, von denen wir Euch theure Leſer! keine nähere Rechenſchaft geben können, weil wir ſonſt zu weitläuftig werden würden, und überhaupt ſolche kleine Gefälligkeiten in einer Schilderung wenig Werth haben, viel aber allerdings bei dem, welchem ſie zu ſchicklicher Zeit und auf eine gute Art geleiſtet worden. Nachricht müſſen wir Euch aber geben von einem wichtigen Verdienſt, das ſich Otto um Eliſabeth erwarb.

Mit dem Anbruche des Tages war einſt Graf Adolph ſammt ſeiner Tochter auf die Jagd gegangen, deren Freude aber durch ein heftiges Gewitter geſtört wurde, von welchem die Jagenden um die Zeit des

Mit-

Mittags überfallen wurden. Zum Glücke befanden ſie ſich nahe bei einem Waldhauſe, in welchem ſie Schutz fanden wider den Sturm und die Regengüſſe, die in dieſem Unwetter den Wolken entſtürzten. Einige Stunden muſten ſie hier verweilen, ehe das Ungewitter vorüber ging, doch rollte auch dann der Donner noch zuweilen in der Ferne, deſſen Verſtummen unſere Jäger aber nicht abwarten konnten, wenn ſie nicht die Nacht im Walde wollten hereinbrechen ſehen. Sie entſchloſſen ſich daher zur Heimkehr, und waren nicht mehr weit von dem Schloſſe entfernt, als ſie den Fus der Anhöhe erreichten, mit welcher der Forſt begann.

Hier flos ein Bach, den man gewöhnlich ohne Mühe durchwaden konnte, der aber auch oft, nach heftigen Regengüſſen, zu einem reiſſenden Waldſtrome anſchwoll. Dies war er ietzt durch die Waſſerfluthen geworden, die ſich aus dem Walde hinein geſtürzt hatten, doch fürchtete Graf Adolph, ſammt ſeinen Begleitern,

tern, keine Gefahr, weil eine Brücke, die er über den unsichern Bach hatte wölben lassen, gefahrlos über seinen Rücken trug, wenn er auch den gröſten Umfang erhalten hatte.

Graf Adolph ritt voran, und eben wollte sein Ros die Brücke betreten, als ein Blitz, mit fürchterlichem Getöse, nicht fern von Elisabeths Zelter niederfiel. Das erschrockene Fräulein vermogte ihr scheu gewordenes Ros nicht im Zügel zu halten; mit einem raschen Satze flog es mit ihr in die Fluthen des Waldstromes, von denen Elisabeth, herabgestürzt von ihrem Rosse, fortgerissen wurde. Zum Glücke für das Fräulein befand sich Otto beinahe zu gleicher Zeit mit ihr in den fluthenden Wellen. Er war von seinem Rosse herabgesprungen, Elisabeths scheuen Zelter zu bezähmen, ehe er ihn aber noch in den Zügel fallen konnte, war der unglückliche Sprung schon geschehen.

Beim ersten Blicke auf die Gefahr seiner Geliebten, stürzte sich Otto ihr nach,

und

und da er ein fertiger Schwimmer war, gelang es ihm bald, sie der Lebensgefahr zu entreissen. Ohnmächtig lag die liebe Bürde in seinen Armen, und er eilte nun mit ihr, ohne auf das Rufen des Grafen zu achten, welcher bald ihm dankte, bald laut iammerte, weil er seine Tochter tod fürchtete, nach dem Schlosse, wo Elisabeth nach wenig Augenblicken wieder in das Leben zurück gerufen wurde.

Wie viel Otto durch diesen Vorfall bei dem Grafen von Cleve und seiner Tochter gewonnen, werdet Ihr, theure Leser! leicht ermessen können. Auch Frau Edelwine lächelte ihn nun zuweilen freundlich an, denn er hatte ihre geliebte Tochter gerettet, von welcher sich ihr Stolz für die Zukunft reichliche Nahrung versprach. Frau Edelwine schmeichelte sich, ihre Tochter mit einem der ersten Fürsten zu vermählen und hierdurch sich und ihrem Hause neuen Glanz zu geben. Otto wurde iezt mit weniger Stolz von ihr behandelt, dennoch

noch aber konnte er für seine Liebe aus ihrem Betragen wenig Hoffnung schöpfen. Viel gaben ihm hingegen Elisabeth selbst und Graf Adolph, die ihn beide durch ihren feurigen Dank oft schamroth machten.

Graf Adolph nannte ihn den Retter seiner Tochter, oft Sohn und Freund, sprach von der Unmöglichkeit, seinen Dienst nach Würden belohnen zu können, und Elisabeth dankte ihm durch Worte und Blicke, oft auch, wenn sie von ihrer Mutter nicht bemerkt wurde, durch einen warmen Druck der Hand. Durch beides schien sie mehr auszudrücken als Dank, selbst Otto glaubte Liebe darinnen zu lesen, doch wünschte er sich noch mehr davon zu überzeugen, ehe er sich ihr und ihrem Vater entdeckte.

Der Hof des Grafen von Cleve wurde selten leer von fremden Fürsten, Grafen und reich begüterten Rittern, die dahin kamen, um die reizende Elisabeth zu werben. Unter allen, wurde aber keiner von ihr ausgezeichnet, keiner von ihnen konnte sich

nur

nur eines ſo Seelenvollen Blickes rühmen, wie der Hauptmann über die Schützen ihres Vaters öfters von ihr empfing. Innige Freude machte Otten dieſes Betragen ſeines geliebten Fräuleins gegen ihre Werber, nur der Gedanke: daß ſie vielleicht gegen ihn blos aus Mitleid handelte; hielt ihn noch zurück, ſich öffentlich unter die Zahl derſelben zu ſtellen, ſo oft ihn auch Elgar erinnerte, daß er dies ſonder Gefahr thun könnte.

Unzufrieden war hingegen die Gräfin über ihre Tochter, daß ſie mit der Wahl, die man ihr unter ſo vielen angeſehenen Männern frei geſtellt hatte, ſo lange zögerte. Sie ſelbſt ſtellte ihr zwar vorzüglich nur den mächtigſten unter Allen als einen würdigen Gegenſtand derſelben vor, dieſen aber hielt Eliſabeth im Gegentheile für den Unwürdigſten, weil ſie einen andern Maasſtab des Verdienſtes hatte, als ihre Mutter, die ſich nun entſchlieſſen muſte, ihrem Gemahle beizuſtimmen und Eliſabeth völlig freie Wahl zu laſſen. Dieſe konnte

Edelwinens Zureden so wenig beschleuni-gen, als die Aufmunterungen des Grafen Adolphs, der wegen seines herannahenden Alters seine geliebte Tochter bald zu ver-mählen wünschte.

Frau Waldrade, Elisabeths Amme, wunderte sich über ihr Fräulein nicht we-niger wie ihre Eltern. Anfangs glaubte sie, daß ihr die Wahl unter der Menge schwer werde, nach und nach ahndete sie aber einen andern Grund von Elisabeths Kälte, und ermangelte nicht, ihr denselben im Vertrauen mitzutheilen.

Mich dünkt, mein Fräulein – sprach sie einst zu ihr, da sie die Frage, warum sie den Wünschen ihrer Eltern nicht gemäs handelte, mit der Versicherung beantwortet hatte: daß sie sich überhaupt nicht geneigt fühlte, sich ietzt schon zu vermählen — mich dünkt, der Schützenhauptmann Otto würde nicht vergebens um Eure Hand wer-ben, wenn er Euch ebenbürtig wäre. Ich habe Euer Herz beschlichen, und mehr in dem-

demſelben geleſen, als Ihr vielleicht ſchon ſelbſt gefunden habt.

Ihr irrt, gute Waldrade — antwortete das Fräulein — wenn Ihr in meinem Buſen für den wackern Otto etwas mehr als Dankbarkeit verborgen glaubt, zu welcher ich gegen ihn gewis im höchſten Grade verpflichtet bin.

Wollte nur der Himmel — erwiederte Waldrade — daß Ihr Euch in Euch ſelbſt nicht mehr täuſchtet, als ich mich in Euch! Ehe noch Otto der Retter Eures Lebens wurde, bemerkte ich ſchon, daß er Euerm Herzen theurer war, als ein Armbruſtſchütze dem Fräulein von Cleve ſein darf. Erinnert Euch, liebes Kind, daß Ihr vielleicht zuvor in Euerm ganzen Leben, die Jagd nicht ſo oft beſucht habt, als ſeit den wenigen Monden, welche ſich dieſer Otto in den Dienſten Euers Vaters befindet; und fraget dann Euer Herz: ob nicht er es war, der Euch dahin zog?

Eliſabeth. Ein Geſtändnis, das ich Euch und iedem ſonder Schaamröthe oder

Vorwurf machen kann. Leidenschaft für die Jagd, reißt meinen Vater wie Ihr wisset, im Forste bald von meiner Seite weg, die Ritter und Jagdknappen, deren Sorgfalt er mich dann vordem empfahl, waren zum Theil rohe, unbändige Leute, oder widmeten dem Wilde mehrere Aufmerksamkeit als mir, die öfters von ihnen verlassen, vor fürchterlicher Angst bebte, wenn ein gehezter Eber wüthend mir nahe vorbei schnob. Seit Otto mein Begleiter wurde, war dies nicht mehr so, denn er wachte mit unverwander Sorgfalt für meine Sicherheit, und scheuchte durch angenehme Unterhaltung die lange Weile von mir, und nun konnte ich leicht meinen Vater auf die Jagd begleiten, um ihm gefällig zu werden.

Waldrade. Wie trefflich sich doch Euer Herz bei Euch selbst zu entschuldigen versteht! Gefälligkeit für Euern Vater nennt es, was Zug zu dem lieben Schützen Otto war. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß Euer Herr und Vater zuweilen zur Jagd ausritt, ohne Eure Begleit-

gleitung zu verlangen, und daß Ihr dann indeſſen misvergnügt daheim in Euerm Gemache ſaſſet, und der Faden ſich grob und ungleich von Euerm Rocken auf die Spindel wand, oder daß Ihr des andern Tages in Euerm Nähtahmen wieder auftrenntet, was Euch geſtern bei Eurer übeln Laune verunglückt war. Aus allen dieſen kleinen Merkmalen geht deutlich hervor, daß Ihr den jungfräulichen Kranz wohl gern gegen den weiblichen Schleier vertauſchen mögtet, wenn es an Ottens Seite geſchehen könnte.

Eliſabeth. (errötbend.) Waldtade, wes beſchuldiget Ihr mich! Ja vielleicht wird meine Wahl durch den wackern Otto verhindert, aber gewis nicht aus dem von Euch angegebenen Grunde. Wäre unter allen den edeln Herren, die ſeit einiger Zeit meinen Vater beſuchen, ein Mann wie Otto der Schütz, ſo könnte er vielleicht meine Liebe gewinnen, aber Ihr ſelbſt werdet geſtehen, daß nicht einer dieſen ſich gleich ſtellen darf; und nie will ich mich

einem Manne vermählen, den ich nicht vor allen Andern hochschätzen kann.

Waldrade. O Kind, es steht mit Euerm Herzen schon schlimmer, als ich selbst fürchtete. Wahr! Hauptmann Otto ist ein Mann, dem kein Unpartheiischer volle Achtung verweigern kann; aber Fräulein was wollte aus Eurer Ruhe, oder aus Eurer Ehre werden, wenn Ihr nicht, Eurer Pflicht gemäs, in Euerm Busen die Empfindungen niederkämpftet, die Euch für den Schützen Otto erfüllen? Kann sich Elisabeth von Cleve einem Manne von unedler Abkunft vermählen, oder kann sie einem andern Manne ihre Hand reichen, wenn sie dem Schützen Otto vor allen andern den Vorzug zuerkennt?

Elis. (unruhig.) Aber, liebe Waldrade, kann ich wider meine eigene Ueberzeugung handeln? Kann ich mir selbst leugnen, was ieder Unpartheiische mit mir gestehen mus?

Waldr. Dies sollt ihr auch nicht, mein Fräulein, aber nur dabei die Pflich-

ten

ten nicht vergessen, die Euer Stand Euch auflegt. Daß Hauptmann Otto ein achtungswerther Mann ist, der wenige seines gleichen findet, dies möget Ihr immer erkennen, nur mus es Euch stets gegenwärtig bleiben, daß Eure Abkunft verbietet, ihm mehr als Achtung und Dankbarkeit zu zollen. Um seinetwillen dürft Ihr nicht Andere, zum Theil gewis auch ehrenwerthe Männer gering schätzen, wenn Ihr nicht an Eurer Pflicht zur Verbrecherin werden wollt, denn aus diesen Andern müsset Ihr den künftigen Gefährten Eurer Tage wählen, und Ihr wisset, wie nöthig die Beschleunigung dieser Wahl zum Glücke Eurer liebevollen Eltern ist, so wie es Euch wird unvergessen sein, daß Ihr die Ruhe Euers Lebens verscherzen würdet, wenn Ihr sie tröstetet, bevor es Euch gelungen ist, den Gedanken: an Ottens Seite grösseres Glück zu finden; zu entfernen.

Durch Waldradens Vermittelung hatte Elisabeth einen Blick in Ihr Herz gethan, der sie zittern machte. Zum ersten male, dachte sie iezt über Ihre Empfindungen genau nach, erkannte den Widerspruch derselben mit ihren Pflichten, und machte es sich zum festen Vorsatze, ihre Gefühle in die gehörigen Schranken zurück zu zwingen. Schwer wurde Ihr zwar dieser Entschlus, doch hatte sie Kraft genug, ihn zu fassen; und das Betragen, daß sie nun gegen Otto annahm, bewies deutlich, daß sie auch zu der Ausführung desselben Muth und Eifer besas, ob es ihr schon wenig Hoffnung zum Siege in ihrem schweren Kampfe gab.

Sie wünschte Otten eine Zeitlang ganz meiden zu können, aber ohne sich allzusehr zu verrathen, war dies unmöglich, weil Otto, seit er sie aus den Fluthen des Waldstrohms gerettet hatte, mehr als iemals ihres Vaters unzertrennlicher Gefährte war. Sie bemühte sich daher nur, ihre Aufmerksamkeit von ihm abzuwenden,

da

da sie ihm ihre Gegenwart nicht ganz zu entziehen vermogte. Wenn er ihren Vater unterhielt, zwang sie sich indessen zu einem Gespräche mit einem Andern unter den Gegenwärtigen, und wenn sie dem Dringen ihres Vaters: ihn auf die Jagd zu begleiten; nicht zuwiderstehen vermogte, sprach sie wenig mit Otten, viel aber mit einem der anwesenden Ritter.

Sonst hatte sie am liebsten gejagt, wenn der Hof ihres Vaters einmal von Werbern um sie leer geworden war, jetzt wählte sie gewöhnlich solche Tage, wo ganze Schaaren von Werbern um sie herum schwärmten, konnte aber überhaupt nur durch wiederholte dringende Bitten ihres Vaters bewogen werden, ihn in den Forst zu begleiten, weil sie daselbst Otten näher um sich sehen mußte, als ihr Zweck erlaubte. Sie bediente sich des Unfalles, durch welchen Otto der Retter ihres Lebens geworden war, zum Vorwande ihrer Abneigung wider die Jagd; und ihr Vater war so gütig, ihn gelten zu lassen, ob sie gleich unmit-

mittelbar nach jenem furchtbaren Tage öfter geiagt hatte, als ietzt, einige Wochen nach demſelben.

Schmerzlich war Otten dieſe Veränderung Eliſabeths. Oft klagte er gegen Elgar über das ſchnelle Dahinſchwinden ſeiner Hoffnung, und Elgar veränderte nun den Ton, in welchem er bisher mit ihm geſprochen hatte, indem er ietzt Hoffnungen in ihm zu beleben ſuchte, denen er zuvor ſo ernſtlich entgegen gearbeitet hatte. Er erkannte, das Ottens Ruhe an Eliſabeths Beſitze hing, und hatte ſich durch genaue Aufmerkſamkeit auf den Grafen und ſein Fräulein hinlänglich überzeugt, daß Otto ſeine Abſicht, gewis erreichen würde, wenn er ſeine Abkunft entdeckte.

Wahre Liebe — ſprach er zu ſeinem klagenden Freunde — quält ſich oft mit unnöthigen Zweifeln; dies auch dein Fall. Deine Hoffnung war gros, da Du noch wenig Urſache zu derſelben hatteſt, und nun,

nun, da alles Dich dazu berechtigt, verläſt ſie Dich.

Mus ſie nicht ſinken — ſeufzte Otto — weil Eliſabeths Kälte und ihr Beſtreben, ſich von mir zu entfernen, ſattſam beweiſt, daß ſie nicht Liebe ſondern nur Wohlwollen und Dank gegen mich fühlte. Meine Blicke gaben ihr vielleicht die Gefühle kund, die mich für ſie erfüllen, und ſie ſucht ſie nun durch Kälte zu erſticken.

Indem Du dem Fräulein ſo viel Beobachtungskraft zuſchreibſt — fuhr Elgar fort — gibſt Du einen Beweis, daß ſie Dir ſelbſt mangelt. Bei einiger Aufmerkſamkeit würdeſt Du Eliſabeths Betragen gegen Dich leicht richtig deuten können; würdeſt finden, daß ſie den ſchweren Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe ſtreitet. Sagt Dir nicht ihr ſchmachtender, liebevoller Blick, den ſie oft auf Dich heftet, wenn ſie nicht belauſcht wird, und der Seufzer, der dabei aus ihrem Buſen em-

por

por quillt — ſagen Dir dieſe nicht laut: daß ich Dich lieben dürfte, aber Pflicht hält mich ab und macht mich unglücklich, indem ſie mir verbeut, Dich zu beglücken!

O nein — wendete Otto ein — nur Mitleid ſpricht aus Eliſabeths Blicken, Mitleid mit den Qualen, denen meine Liebe für ſie mich Preis giebt. Könnte ich Erwiederung derſelben hoffen: ſo würde Eliſabeth der Gleichgültigkeit nicht fähig ſein, mit der ſie ſeit einiger Zeit mich quält, denn wahre innige Liebe kann ſich nie in das Gewand der Kälte hüllen; ſie lodert empor und achtet der Hinderniſſe nicht, die Vorurtheile ihr entgegen ſtellen.

Mis die Handlungen der ſanftern Eliſabeth nicht nach der raſchen Art, mit welcher Du handelſt — erwiederte Elgar — da Leidenſchaft ſich bei ihr minder heftig äuſſert als bei Dir, und daher leichter mit dem Zügel der Vernunft geleitet werden kann, Gegen den Schützen Otto

ſtrebt

ſtrebt das Fräulein von Cleve ihre Liebe zu beſiegen; enden aber wird ſie ihren Kampf, ſo bald ſie erfährt, daß dieſer vermummte Schütz ihr ebenbürtig iſt, und der wackere Graf Adolph wird die Hand ſeiner Tochter nicht einem Manne verſagen, den er ſchätzt und liebt. Er liebt ſeine Tochter zu zärtlich, um ſich bei der Vermählung derſelben von der Staatskunſt leiten zu laſſen.

Elgars Troſtgründe und Aufmunterungen machten auf Otten weniger Eindruck als iener hoffte und wünſchte: Auf ſein Zureden entſchlos er ſich zwar, ſich dem Fräulein von Cleve und ihrem Vater bald zu entdecken, doch nicht ohne zuvor von der erſtern einen Beweis erhalten zu haben, daß ſie nicht Mitleid, ſondern wirkliche Liebe für ihn fühlte. Elgar war mit dieſem Entſchluſſe nicht zufrieden, weil er fürchtete, daß vielleicht noch lange Zeit vergehen mögte, ehe Eliſabeth einen ſo vollgültigen Beweis ihrer Liebe für Otten gäbe, als dieſer ſchwer

zu überzeugende verlangte. Auch beſorgte er, daß Eliſabeth bei längerer Zögerung dem Dringen ihrer Eltern Gehör geben und unter den Werbern um ſie wählen mögte, ſollte es auch vielleicht nur geſchehen, um, in einer neuen Pflicht, im Kampfe gegen ihre Liebe für Otten Unterſtützung zu finden.

Wirklich vergingen auch mehrere Tage, und Otto wagte noch immer nicht, ſich zu entdecken. Elgar ermangelte zwar nicht, die Blicke, durch welche Eliſabeth Otten ihre geheime Liebe verſicherte, richtig zu deuten, aber Otto las in denſelben nur Mitleid, und trauerte über das ſchnelle Verſchwinden einer Hoffnung, durch deren Erfüllung er noch vor wenig Wochen geglaubt hatte, das Glück ſeines Lebens feſt zu gründen. Endlich führte ein unerwartetes Ereignis die Entdeckung herbei.

Otto war nicht weniger ein guter Reiter, als er ein trefflicher Armbruſtſchütze war, und der Graf von Cleve benutzte auch in dieſem Falle ſeine Geſchicklichkeit. Alle Morgen ritt Otto gewöhnlich auf einem Platze vor dem Schloſſe des Grafen, die neuen oder noch nicht genug gezähmten Roſſe deſſelben zu, und Graf Adolph war auf einem Seller Zeuge ſeiner Geſchicklichkeit. Einſt beſchäftigte er ſich mit Elgar auch auf dieſe Weiſe, als ein fremder Ritter ſich dem Platze näherte. Starr waren die Blicke deſſelben eine Zeitlang auf Otten gerichtet, dann fragte er einen Reitknecht, der nicht fern von ihm ſtand, nach dem Namen des geſchickten Reiters.

„Er heiſt Otto“ — antwortete dieſer — „und iſt Hauptmann der Schützen „meines gnädigen Herrn“.

So haben mich meine Augen doch nicht getäuſcht — erwiederte der Ritter, eilte ſchnell zu Otten hin und rief — ſeid mir gegrüſt, gnädiger Herr und einziger Erbe

von Hessen! Heil Euch! Heil Euerm Vater! den quälende Besorgnis vor der Zeit in die Grube zu stürzen droht, und Heil dem ganzen Hessenlande, daß ich Euch gefunden habe, welchen zu suchen mein gnädiger Herr, der Landgraf von Hessen, an dem Tage, wo ich meine Heimath verlies, viele Boten aussendete! Heinrich von Homburg ist der erste, der Euch huldigt!

Wir wollen keinen Versuch machen, Euch, theure Leser! das allgemeine Erstaunen über die Rede des Homburgers zu schildern. Verwunderung schien Alle, die sich auf dem Platze befanden, betäubt zu haben. Mit weit aufgerissenen Augen standen sie da, betrachteten bald den Schützenhauptmann, bald den Ritter Heinrich von Homburg. Graf Adolph eilte herab von seinem Zeller, auf welchem jetzt Frau Edelwine und ihr Fräulein erschienen.

Ihr Heinrich von Homburg — rief er im Tone des Zweifels, indem er sich dem fremden Ritter näherte — und dieser

Otto,

Otto, bisher mein Diener, ein Fürst wie ich!

Seht, gnädiger Herr — erwiederte der Ritter, indem er sein Visir aufschlug — ob Ihr die Züge Eures gewesenen Knappen noch kennt.

Ja ja es ist Heinrich von Homburg — rief Graf Adolph mit Ausdruck inniger Freude.

Und so wahr ich der Homburger bin — fuhr der Ritter fort — so wahr ist der Hauptmann Eurer Schützen Junker Otto und, nach dem Tode seines ältern Bruders, einziger Erbe von Hessen.

O mein Freund — trat ietzt der Graf zu Otten — was bewog Euch zu einer solchen Herabwürdigung? Doch hier ist der Ort nicht, diese Frage zu beantworten, kommt aber von Eurem Erstaunen zurück und begleitet mich in mein Gemach, mir dieses Räthsel aufzulösen.

Betäubt und stumm hatte bisher Otto auf seinem Rosse gesessen; ietzt sprang er herab; Graf Adolph breitete ihm seine

Arme entgegen, und beide lagen lange in der wärmsten Umarmung. Jetzt führte der Graf Otten in sein Zimmer, Elgar und Heinrich von Homburg folgten ihnen.

Keiner unter allen Gegenwärtigen war durch dieses unerwartete Ereignis weniger betäubt worden als Elgar. Indes Otto sein Auge bewußtlos auf den Sattelknopf geheftet hatte, blickte er zu dem Seller empor, wo Elisabeth an der Seite ihrer Mutter stand, um in den Blicken des holden Fräulcins seine Vermuthungen von ihren Gefühlen für Otten bestätigt zu finden. Er fand, was er suchte; das höhere Roth ihrer Wangen und die lebhafteste Freude, die unverkennbar aus ihren Augen strahlte, gaben eine Bestätigung, mit welcher er vollkommen zufrieden war.

Wir wollen Euch, liebe Leser! nicht in das Zimmer des Grafen von Cleve führen, weil Ihr daselbst aus Ottens Munde vieles hören müßtet, was Euch schon bekannt ist; erzählen müssen wir Euch aber,

wo

wo Heinrich von Homburg herkam, und welche Neuigkeiten Otto und Graf Adolph von ihm erfuhren.

Eine Seuche, die einige Chroniken eine Peſt, andere den ſchwarzen Tod nennen, wüthete in dem Jahre, wo ſich dieſes ereignete, in dem gröſten Theile von Deutſchland. Cleve hatte wenig durch ſie gelitten, fürchterlich war hingegen Heſſen von ihr verheert worden. Unter ihren Opfern befand ſich auch der älteſte Sohn des Landgrafen, der nun der Liebe für den verlohrnen jüngern wieder fähig wurde. Jetzt bereuete er ſeine Härte gegen denſelben, wünſchte ſie ihm durch Liebe und Güte wieder vergelten zu können, und ſendete Kundſchafter nach Böhmen, Meiſſen und Thüringen, wo er ſeinen Sohn vermuthete, ihm völlige Verzeihung anzukündigen und ihn nach Kaſſel in die Arme ſeines ſehnlich wartenden Vaters zurück zu führen.

Heinrich von Homburg befand ſich nicht unter den Ausgeſendeten, ſondern

machte in seinen eignen Angelegenheiten eine fromme Reise, welche durch die Pest in Hessen war veranlaßt worden. Zur Zeit derselben hatte er eine Wallfahrt zur wunderthätigen Mutter Gottes in Aachen gelobt, wenn der schwarze Tod ihn und die Seinigen verschonen würde. Die Pest ging seiner Burg vorüber, in welcher sich Ritter Heinrich während derselben mit den Seinigen verschlossen hielt. Dieser Vorsicht schrieb iedoch der fromme Homburger sein Freibleiben von der Pest nicht zu, sondern dankte es der heiligen Maria, erfüllte sein Gelübde und machte sich, mit reichen Geschenken für ihr Haus in Aachen, dahin auf den Weg.

Weil ihn eine Reise nach Cleve nicht weit von dem Wege abführte, beschlos er sie zu machen, und den Grafen Adolph, dem er einst als Knappe gedient hatte, heim zu suchen. Den Tag vor seiner Ankunft auf dem Schlosse des Grafen, hatte er sich nur noch einige Stunden von demselben entfernt gefunden, als Elgar, der in den Geschäften seines

Herrn

Herrn auf die Burg eines seiner Lehnsmänner war gesendet worden, in einer Herberge mit ihm zusammen traf. Nach der Weise der Reisenden fragten sie sich — woher und wohin — entdeckten sich gegenseitig, und es war Elgars Werk, daß der Homburger erst des andern Tages auf dem Schlosse des Grafen von Cleve eintraf, und Otten als den Junker von Hessen anredete, da er ihn schwerlich so gleich würde erkannt haben, wenn er nicht zuvor mit Elgar gesprochen hätte. Diesen hatte er wieder erkannt, als er sich ihm entdeckte, doch auch ausserdem würde er nicht an der Wahrheit seines Berichtes gezweifelt haben, weil Elgar von allen Begebenheiten Ottens und seines Vaters zu genaue Kunde hatte, um ihn für einen Betrüger zu halten.

Schon meinem Schützen-Hauptmann — sprach Graf Adolph zu Otten, als er endlich deutlich einsah, wie

es zuging, daß sein Diener mit einem male in den Erben von Hessen war verwandelt worden — würde ich schwerlich haben entrichten können, was ich ihm schuldig bin, nun aber, da ich in ihm den künftigen Landgrafen von Hessen schätze, ist dies ganz unmöglich. (Nach kurzem Stillschweigen.) Aber ich besinne mich, daß ich Euch vielleicht nun eher belohnen könnte denn iemals. Ein gutes biederes Weib ist mehr werth als alle Schätze dieser Erde; glaubt Ihr ein solches Weib in meiner Elisabeth zu finden, hofft Ihr durch sie glücklich werden zu können, so nehmt sie hin und mit ihr meinen besten väterlichen Seegen.

Dann erst — erwiederte Otto mit Feuer — wäre ich ganz glücklich, wenn Euer treffliches Fräulein mich liebte. Wisset! daß Liebe für sie mich beweg Euer Diener zu werden, doch kann nur Erwiederung derselben — nicht Elisabeths Hand allein — mich zum glücklichsten der Menschen machen.

Mich

Mich dünkt, es ist kein Zweifel nöthig — entgegnete Graf Adolph, nachdem ihm Otto die Geschichte seines abenteuerlichen Zuges von Cölln nach Cleve sonder Zurückhaltung erzählt hatte, ob meine Elisabeth ihr Herz gegen das Ensrige vertauschen wird. Jetzt wird es mir deutlich, warum sie sich bisher nicht zu der Wahl unter ihren Werbern entschliessen konnte, um die ich sie oft und dringend bat. Ihr Wohlwollen gegen Euch, das ich so oft bemerkte, war geheime Liebe, kommt ietzt und erhaltet, in einem Kusse von ihr, das erste Geständnis derselben!

In Edelwinens Gemach gingen sie nun, und Elisabeth gab Otten den Kus, den ihm ihr Vater versprochen hatte, so glühend und ausdrucksvoll, daß ieder Zweifel an der Vollkommenheit seines Glückes den entzückten Otto verlies.

Des andern Tages wollte Otto in die Arme seines Vaters eilen, von ihm Vergebung und Segen zu seinem Bünd-

niſſe mit dem Fräulein von Cleve zu erhalten, aber Eliſabeth ſchmiegte ſich an ſeinen Buſen; fragte mit dem Ausdrucke der innigſten Liebe: ſo bald könnte ſich mein Otto mir ſchon wieder entreiſſen — und Otto blieb.

An ſeiner Stelle ging Elgar nach Heſſen, begleitet, von zwei Geſanden des Grafen von Cleve und von dem Ritter Heinrich von Homburg, der ſeine Nachfahrt ohne Verletzung ſeines Gewiſſens noch auf einige Tage glaubte verſchieben zu dürfen. Freudig wurden ſie von Heinrich dem Eiſernen empfangen, der ſich freuete, zugleich mit dem Sohne, eine liebenswürdige Tochter zu erhalten, und durch die Geſanden, die nach ſeinem Willen bald wieder heimkehrten, ſeinen wiedergefundenen Sohn aufforderu lies: ſein ſchnell in ſeine offenen Arme zu kommen.

An dem Hofe des Landgrafen hatte Elgar auch ſeinen Vater geſehen, der ihm gern verzieh und ihn für ſeine

Treue

Treue gegen seinen erlauchten Freund mit einer Freudenthräne belohnte. Auch der Landgraf dankte ihm mit Wärme, versprach, seine treuen Dienste nicht unvergelten zu lassen, und erfüllte auch sein Versprechen, als Elgar mit Otten wieder heim nach Hessen kam.

Da Graf Adolph den Wunsch des Landgrafen von Hessen voraus vermuthete, hatte er schon alle Anstalten getroffen, die Erfüllung desselben zu beschleunigen. Eilboten riefen den Erzbischoff Walram und den jungen Grafen Adolph nach Cleve, an den Freuden der Vermählung Elisabeths Theil zu nehmen, und Otten, durch die Sehnsucht nach diesen abwesenden Freunden, in seinem Glücke nicht zu stören.

Die Zeit erlaubte dem Grafen von Cleve nicht, die Vermählung seiner Tochter mit Turnieren und grossen Lustbarkeiten zu feiern, dennoch aber war Niemand im ganzen Schlosse, den nicht die reinste und lebhafteste Freude erfüllt hätte. Auch Frau Ecelwine war nun vollkommen

nem mit Otten zufrieden, da der einzige Mangel, der ihn sonst bei ihr herab gesezt hatte, von ihm genommen war.

Den Tag nach der Zurückkunft der Gesandten aus Kassel wurde Elisabeth Ottens Gemahlinn, zwei Tage später machte sich das junge Paar nach Hessen auf den Weg, begleitet von Elisabeths Eltern und Vettern und dem Erzbischoffe Walram von Cölln. Glücklich erreichten sie die hessische Gränze, wo Heinrich der Eiserne sie erwartete.

Vergebt, mein Herr und Vater — sank Otto ihm in die Arme — vergebt Euerm reuigen Sohne!

Vergib auch Du, mein Otto — sprach Heinrich der Eiserne, und eine Thräne floß aus seinem Auge auf Ottens Wangen — Lasse uns das Vergangene vergessen und nur der glücklichen Gegenwart uns freuen!

Vorzüglich, Ihr Herren — setzte der Erzbischof von Cölln hinzu — freuet Euch, daß Landgraf Otto in der Schule des Unglücks

glücks gebildet wurde, denn aus dieser gehen die würdigsten und weiseſten Männer hervor; auch ruht es ſich ſanfter im Schooſe des Glückes, wenn man darinnen von den Bedrängniſſen überſtandenen Unglückes raſten kann.

Heinrich der Eiſerne nahm ſeinen Sohn zu m Mitregenten an, und Otto gewann durch Gerechtigkeit uñd Grosmuth bald die Liebe aller ſeiner Unterthanen. Glücklich lebte er in den Armen ſeiner Eliſabeth, doch blieb das Glück dieſes zärtlichen Paares nicht ganz ungeſtört. Otto muſte bald den Tod ſeiner geliebten Mutter betrauern, die in Eiſenach ſtarb, ohne ihren Sohn wieder geſehen zu haben, auch Adelheidens trauriges Geſchick machte ihm bittern Kummer. Die üble Behandlung, die ſie von ihrem Gemahle erdulden muſte, bewog ſie zuletzt nach Heſſen zu fliehen, wo ſie ſich durch den Umgang mit ihrem Bruder und der guten Eliſabeth, und durch Wohlthätigkeit gegen die Armen ihre traurigen Tage zu erheitern ſuchte. Zu heftig hatte aber ſchon

der

der Gram an ihr gezehrt, ehe sie Polen verlies, um so lange zu leben, als Jeder wünschte, der ihren trefflichen Charakter kannte. Im Jahr 1356 starb sie, im drei und dreissigsten Jahre ihres Alters.

Zehn Jahr später folgte ihr Otto nach, nachdem er über zwanzig Jahr glücklich mit seiner Gemahlin gelebt hatte. Beklagt von allen Patrioten, die ihrem Vaterlande unter seiner Alleinherrschaft die glücklichsten Tage verkündigten, ris ihn der Tod zu früh von dieser Welt hinweg. Da er keine männlichen Erben hinterlies, nahm Heinrich der Eiserne seinen Neffen Herrmann, welcher dem geistlichen Stande entsagte, zum Mitregenten und künftigen Nachfolger an.

Ende.